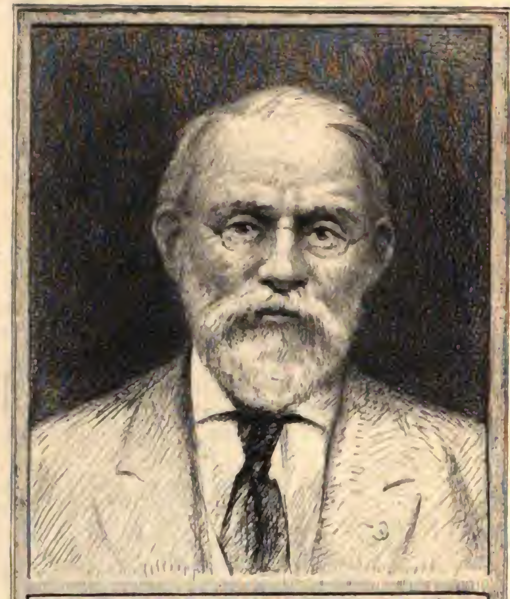



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

Nr. 250. 14. April 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', III Hintere Zollamtsstraße 3.

Den abonnierten Exemplaren der vorliegenden, **250.** Nummer der ‚Fackel', mit der der **X. Jahrgang** eröffnet wird, liegt das Inhaltsverzeichnis des XXX. Bandes bei.

DIE FACKEL

NR. 250 WIEN, 14. APRIL 1908 X. JAHR

Der alte Tepp.

Der Abgeordnete Bielohlawek hat Tolstoi einen »alten Teppen« genannt. Das ist nicht zu entschuldigen. Denn der Abgeordnete Bielohlawek hat von Tolstoi keine Ahnung, zu solchem Urteil aber könnte einer nur auf Grund genauer Kenntnis des Tolstoischen Wirkens gelangen. Und auch dann wäre der Ausdruck unziemlich. Es geht nicht an, und widerspricht auch durchaus den parlamentarischen Sitten, dem Altersschwachsinn einer Persönlichkeit von europäischem Ruf so respektlos zu begegnen und eine die Kultur umfassende dementia mit einem so rüden Wort abzutun. Herr Bielohlawek kennt von Tolstoi wahrscheinlich nicht mehr als den einen Ausspruch, den Herr Pernerstorfer zitiert hat. Und gerade dieser Ausspruch ist bei weitem nicht das Unsinnigste, was Tolstoi in den letzten Jahrzehnten verkündet hat. Auch in der allgemeinen Fassung, und nicht bloß auf Rußland bezogen, hat die Sentenz, daß die Wohnung der anständigen Menschen das Gefängnis sei, eine gewisse Berechtigung. Man muß nur von der härenen Kittel-Ergebenheit, die im Besitz von Millionen nach einem Martyrium lechzt, ein wenig absehen, dann könnte Tolstois Wort immerhin die Wahrheit erschließen, daß weniger unanständige Menschen im Gefängnis sind als auf freiem Fuß. Es war also mindestens leichtfertig, auf diesen einen Ausspruch ein Urteil zu gründen, zu dem gewiß nur ein gewiegter Kenner dessen, was uns der russische Heiland etwa seit der Kreuzersonate offenbart hat, berufen wäre. Herr Bielohlawek, der es sich sonst trotz allen liberalen Dünkelmännern zum Vorzug anrechnen darf, vom Mutterwitz statt von der

Bildung seine Urteile zu beziehen, hat sich ausnahmsweise auf ein Gebiet begeben, auf dem nur den Eingeweihten eine Meinung zusteht. Die Schützer der Bildung durfte es empören, daß über einen Weltweisen, an dem man mit dem Hut in der Hand eine respektable Abschwächung der Gehirntätigkeit feststellen muß, ein vulgäres Kraftwort gebraucht wurde. Als vor ein paar Jahren Tolstoi seine Enthüllungen über Shakespeare erscheinen ließ, durch die es auch dem letzten Zweifler offenbar wurde, daß Shakespeare ein alter Tepp sei, hätte kein gebildeter Europäer es gewagt, die Ehrfurcht vor Tolstoi durch ein rohes Wort zu verletzen. Keiner hätte sich dazu hergegeben, einen schon an der Schwelle der Unsterblichkeit stehenden Alten, der der Welt noch das Evangelium von der Nichtigkeit Shakespeares und anderer irdischen Genies brachte, auf den Mund zu schlagen. Ich selbst habe damals den Verdacht unterdrückt, daß ein alter Tepp das Wort ergriffen habe, den das Urchristentum allem Erfassen fremder künstlerischer Welten wie auch längst der eigenen Künstlerschaft entrückt hat. Ich war so zurückhaltend, ihn bloß einen alten Schwätzer zu nennen. Aber ich bin mir jetzt dessen bewußt, wie frivol auch diese Wertung eines urchristlichen Schänders meines Shakespeare-Heiligtums war, und aus Furcht, eine Ungerechtigkeit zu begehen, würde ich mir's heute dreimal überlegen, ehe ich ein Bekenntnis des Grafen Tolstoi ausschließlich von der pathologischen Seite nähme. Die Behauptung, daß er ein alter Tepp sei, ist nicht nur eine herzlose Ungebühr gegenüber einem Alten, nicht nur eine Dreistigkeit gegenüber einem Weltweisen, sie könnte auch eine Unbilligkeit gegenüber einem alten Weltweisen sein, von dem man ja doch nicht wissen kann und den noch keiner darauf untersucht hat, ob er nicht am Ende ein alter Mogler ist. Einer, der sich zu gern den »tribus magnis impostoribus« gesellen möchte, ohne an ihre Suggestivkraft heran-

zureichen. Man könnte schließlich auch aus der geistigen Verfassung derer, die eine Heilsbotschaft empfangen, auf den Ernst des Evangelisten schließen. Eine Welt, die zu nichts besserem geboren scheint als zum Betrogenwerden, harrt des Erlösers; und wer in den Ideenmischmasch dieser Zeit nur mit der Anweisung hineinfährt, Gras zu fressen und Shakespeare für einen Kretin zu halten, müßte wirklich schon ein ausgesuchtes Pech haben, um nicht als Heiliger verehrt zu werden. Wer aber der Armee seines Landes keine schöneren Siege wünscht als die Niederlagen, da dem Mutigen zwar die Welt, aber dem Feigen das Himmelreich gehört, und wer sich dazu im Büßergewand unter tennisspielenden Enkeln photographieren läßt, der müßte schon ein abgefeimter Schwindler sein, wenn er nicht eine göttliche Mission zu vollenden hätte. Aber der Heiligenschein trügt nicht, ein mit allen Salben Geweihter stößt auf ein günstiges Vorurteil, und es ist ein wahres Glück, daß die Betriebsmittel dieser eitlen Zivilisation jede Bitte um ein Martyrium in ein paar Stunden um die Welt verbreiten können, so daß, wenn es einst vollbracht sein sollte, ein Golgatha von Telegraphenstangen dafür zeugen wird.

Jetzt frage ich aber: Ist die Möglichkeit, daß der alte Tolstoi in vollster geistiger Frische ein bißchen mogelt, ausreichend, ihm die Sympathien einer organisierten Betrügerbande, wie sie der Intellektualismus darstellt, zu gewinnen? Genügt es ihr wirklich schon, daß einer nicht glaubt, was er sagt? Kommt es denn nicht darauf an, *was* er sagt? Ist jede Tendenz, auch die feindlichste, dem Liberalismus wohlgefällig, wenn nur Aussicht besteht, daß sie unecht ist? Wenn Tolstoi insgeheim wirklich der unwiderruflich letzte Christ wäre, und er predigte das Zinsennehmen, man könnte die fanatische Parteinahme des Herrn Benedikt für ihn begreifen. Ob aber sein Urchristentum eine fixe Idee oder eine Pose ist, an welchen

Punkten frage ich, berührt es die Kreise der ‚Neuen Freien Presse‘? Warum ereifern sich die Händler und Wechsler für Christi Sendung? Wenn Herr Benedikt an Tolstoi glaubt, so müßte er sich ausnahmsweise dreimal bekreuzigen, sobald nur der Name in seiner Gegenwart ausgesprochen wird. Revolutionär sind die Ideenrichtungen beider. Aber was hat das Zerknirschungsideal des russischen Knechts, der das Väterchen im Himmel anwinselt, mit der Herrschsucht des liberalen Geistes zu tun, der der Menschheit den Zinsfuß auf den Nacken setzt? Die Sympathie wäre noch verständlich, wenn unter den Entsagungsvorschriften Tolstois auch die strikte Anweisung zu finden wäre: Wenn Dir die rechte Tasche ausgeraubt wurde, so halte auch die linke hin! So geistlos kann die Bildung doch nicht sein, daß sie sich wirklich verpflichtet fühlte, in allen Fällen bloß die Retourkutsche der Unbildung abzugeben. Denn schließlich steht diese den Verkündungen des Grafen Tolstoi näher als jene, steht Bielohlawek dem Urchristentum näher als Benedikt. Den Anfeindungen, die die Wissenschaft im niederösterreichischen Landtag erfährt, klatscht Tolstoi Beifall. Daß man Bazillen zu Versuchszwecken züchtet, erscheint ihm ebenso unbegreiflich wie irgendeinem christlichsozialen Agitator, den die ‚Neue Freie Presse‘ darob verhöhnt. Er hält's mit den Dürrkräutlerinnen und verwirft die Wissenschaft, weil sie noch nie an nützliche Dinge gedacht hat, zum Beispiel, »wie Beil und Besenstiel am besten anzufertigen sind, wie eine gute Säge beschaffen sein muß, wie man gutes Brot backen kann, welche Mehlgattung sich dazu am besten eignet u. s. w.« Ungefähr sagt das der Bielohlawek auch, nur mit ein bißchen andern Worten, und er tut beinahe so unrecht, Tolstoi einen alten Teppen zu nennen, wie der Benedikt, ihn in Schutz zu nehmen. Ich habe die unbestimmte Empfindung, daß Tolstoi in allen entscheidenden Fragen die ‚Neue Freie Presse‘

im Stich ließe; er hätte ihr höchstens als Nichtraucher sekundiert, aber sie schon als Impfgegner enttäuscht, denn es ist klar, daß das erste, was man bei einer ausbrechenden Epidemie zu veranlassen hat, die strenge Beachtung der Vorschrift ist, dem Übel keinen Widerstand zu leisten. Wie kommt Saubengel unter die Propheten? Der Liberalismus ist weitherzig, er tanzt um das goldene Kalb und pflügt mit dem fremden.

Wenn man — nach der Methode, die Herr Benedikt einmal empfahl — »einen Querschnitt durch Tolstoi machen könnte«, so würde man vielleicht weniger Christentum finden, als man erwarten durfte, aber doch noch immer genug, um die Sympathiekundgebungen des Liberalismus für einen faux pas zu halten. So selig die Armen im Geiste sein mögen, sie müßten die Lächerlichkeit dieses Bündnisses erkennen. Was in aller Welt — in jener, von der auch Tolstois Reich ist — hat der Fortschritt, der des Schwindelgeistes und der der Kultur, mit dem Urchristentum, dem gefühlten oder dem gepredigten, zu schaffen? Ein Ragout aus Mystik und Mystifikation könnte ja auch einem raffinierten Geschmack behagen, und es mag den Psychologen fesseln, daß einer zugleich ein Besitzender und ein Besessener sein kann. Alle Hochachtung vor einem tanzenden Derwisch, ha! welche Lust Fakir zu sein, und selbst das Amok-Laufen ist eine schöne Beschäftigung. Aber unter allen die Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Betätigungen scheint mir doch die Propaganda des Urchristentums — ein Amok-Laufen gegen den Sinn des Lebens — die allerbedenklichste, und so wahr es ist, daß die Kultur unseres Geistes von der Maschine verdrängt wird, so wahr ist es, daß der letzte Handlanger der sogenannten Zivilisation der Allgottheit näher steht als die Sorte von Fanatikern, die zuerst eine Panik der Geister erzeugen und dann als Notausgang die »Rück-

kehr zur Natur« offen lassen. Die Fegefeuerassekuranten, die die Kirche entsendet und die ohnehin oft zudringlicher sind, als es sich ziemt, erleichtern einem wenigstens die Lasten des Diesseits, indem sie sie in eine Versicherungsgebühr umwandeln. Aber die Tolstoische Lehre erhöht diese nicht nur, sondern läßt sie zugleich die Prämie bedeuten. Sie schlägt einem die Himmelstür vor der Nase zu, wer sein eigenes Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon mit ihr die Ehe gebrochen, und es ist wahrhaft trostlos, daß man sich bereits bei Lebzeiten in den Höllenrachen stürzen soll, um der ewigen Seligkeit zu entgehen. Und welche Tantalusqualen, durch einen Altvaterbart, der uns das Dasein mit der Erinnerung an eine Liqueurmarke verschönert, zur Enthaltsamkeit gemahnt zu werden! Man hat ohnehin sein liebes Kreuz mit den Gottsuchern sowohl, wie mit jenen, die ihn schon gefunden haben; aber mit den Gottsuchern, die ihn leugnen, auszukommen ist verdammt schwer. Am besten, man sagt sich, daß sie achtzig Jahre alt sind, und daß wir, um mit Shakespeare, der freilich ein alter Tepp war, zu sprechen, von ihren Jahren »nicht nur die Unvollkommenheiten längst eingewurzelter Gewohnheiten erwarten müssen, sondern außerdem noch den störrischen Eigensinn, den gebrechliches und reizbares Alter mit sich bringt«. Und daß sie »nicht hätten alt werden sollen, ehe sie klug geworden sind«.

Nur der Liberalismus ist anderer Meinung. Ihm scheint nichts natürlicher, als daß sich die Todeszuckungen der europäischen Kultur unter dem harmonischen Gliederzucken eines alten Quäkers vollziehen. Aber diese Anpassung an die Tolstoische Gedankenwelt ist mehr, als man dem Fortschritt zugetraut hätte. Nicht die Parteinahme, nur die urchristliche Opferfähigkeit, die sich in ihr ausdrückt, müßte den Großgrundbesitzer von Jasnaja Poljana zu Tränen rühren. Das hat er nicht erwartet. Zwar hätte er seit der Ex-

kommunizierung, die immer eine Aufnahme in den Schoß der allein seligmachenden Presse bedeutet, darauf gefaßt sein können, und wenngleich er in Bann getan wurde, weil ihm die Kirche zu wenig christlich war, so wirkte das Ereignis doch so animierend, daß damals der liberale Kursbericht mit dem Ausruf begann: »Tolstoi hat sich angeklagt!« Aber jetzt hat es nur des Zufalls bedurft, daß ein Sozialdemokrat ein Tolstoisches Wort zitierte und ein Christlichsozialer infolgedessen von Tolstoi abfiel, um Herrn Moriz Benedikt zu einem unumwundenen Bekenntnis seiner nazarenischen Weltanschauung zu bestimmen. Der Sektirergeist der österreichischen Politik tut seine Wunder. Längst wird kein Soldat mehr im Kaukasus oder in Przemysl den Fahneneid verweigern, so wird man noch die sinnverwirrenden Folgen der urchristlichen Propaganda im Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' zu spüren bekommen. Wenn sich die Gracchen über Aufruhr beklagen, so ist das nicht grotesker, als wenn die Aufklärung die Tolstoische Weltanschauung lobt. Im österreichischen Parlament wird jetzt — dank dem Herrn Hlibowitzki, dessen Namen man sich zu merken versuchen wird — zwischen Zola unterschieden, der bloß der gesamten Kulturwelt bekannt sei, und Tolstoi, »dessen Werke nicht bloß von den auf der höchsten Kulturstufe Stehenden hoch gepriesen werden, sondern selbst in die Hütten jener Volksstämme Afrikas und Amerikas ihren Eingang bereits gefunden haben, denen erst seit Kurzem das Licht der Zivilisation zu erblicken beschieden wurde«. Was blieb demnach dem Präsidenten anderes übrig, als sein Bedauern über den Zwischenruf des Herrn Bielohlawek auszusprechen? Er hätte höchstens noch hinzufügen können, daß in den Hütten jener Volksstämme Afrikas und Amerikas die Tolstoische Weltansicht eines wahren Verständnisses noch sicherer sei als bei den auf der höchsten Kulturstufe Stehenden, und zwar trotz der Zivilisation, deren

Licht sie übrigens erst vor Kurzem erblickt haben. Aber der Vergleich Tolstois mit Zola entbehrt nicht eines gewissen Hintergrunds. Zola hat sich in den Augen der liberalen Welt von dem Makel seines künstlerischen Wertes durch sein Eintreten für Dreyfus gereinigt, und die Bedeutung Tolstois als Romanschriftsteller müßte keine unbestrittene sein, der Schimpf, den ihm Herr Bielohlawek angetan hat, erhebt ihn hoch über Dostojewski, dem so etwas noch nicht passiert ist. Zola galt der liberalen Kritik als Schweinkerl, aber wer »j'accuse« sagt, s'excuse. Und wer galt Herrn Max Nordau nicht als Schweinkerl? Nicht als Entarteter? Als Idiot, als Halbnarr, Faselhans oder alter Tepp? Welcher Große blieb vor Verkleinerung bewahrt, welcher Alte vor Ehrfurchtsverletzung, welcher Tote vor Grabschändung? Wo lebte oder starb ein Nietzsche, ein Flaubert, ein Ibsen, ein Baudelaire, ein Puvis de Chavanne, ein Rodin, ein Oskar Wilde, der es nicht zu spüren bekam, daß selbst die Distanz, die ihn von einem Nordau trennt, überspuckt werden kann? Tolstoi einen alten Teppen zu nennen ist ein Unterfangen, das den Freisinn zur Abwehr herausfordert. Er hat vor der Zeiten Ungunst längst die Retirade bezogen; aber wenn er hört, daß die Bildung in Gefahr ist, gerät er aus dem Häuschen, in dem er sonst das Ende seiner Tage abgewartet hätte, — der alte Tepp! Hält noch den Schlüssel zur wahren Erkenntnis in der Hand und das Zeitungspapier, dessen er sich bedient, und läuft auf die Gasse. Mit Prügeln wollen wir ihn zurückjagen. Denn wir brauchen seine Aufklärung nicht. Wir wissen schon, daß Herr Bielohlawek nicht berechtigt war, einen Tolstoi mit einem Wort abzutun. Herr Nordau hat das ausführlicher besorgt. Tolstoi ist kein alter Tepp, sondern: »Tolstois Weltanschauung, die Frucht der verzweiflungsvollen Denkarbeit seines ganzen Lebens, ist nichts als Nebel, Unverständnis seiner

eigenen Fragen und Antworten und hohler Wortschwall« (»Entartung« Bd. I, S. 275). Tolstoi ein alter Tepp? Nein, er läßt bloß durch eine seiner Figuren eine »delirierende Theorie vom Lebensgesetz« entwickeln. (S. 286). Diese ist dem gesunden Menschenverstand des Herrn Nordau »sofort als das erkennbar, was sie ist: als Wahnsinn« (S. 287). »Kindisch sind seine Beschwerden und Spöttereien. Er spricht von der Wissenschaft wie der Blinde von den Farben ... Er gleicht Bouvard und Pécuchet, den beiden Idioten Flauberts, die gänzlich unwissend, ohne Lehrer und Führer, wahllos eine Anzahl Bücher durchblättern, selbstverständlich eine haarsträubende Dummheit nach der andern begehen und sich dann berechtigt glauben, auf die Wissenschaft zu schimpfen... Der Entartete Flaubert und der Entartete Tolstoi begegnen sich hier in demselben Delirium« (S. 288). Ein alter Tepp? Nein, sage ich! Denn als Philosophie gibt der Tolstoismus »über Welt und Leben mit einigen sinnlosen oder widerspruchsvollen Umschreibungen absichtlich mißverstandener Bibelverse Aufschluß« (S. 291). Ein alter Tepp? Mehr Respekt, wenn ich bitten darf! Tolstois Mystizismus ist »eine von Emotivität begleitete krankhafte Dunkelheit und Zusammenhanglosigkeit des Denkens« (S. 293). Wie, ein alter Tepp? Er, der »der bloße Abklatsch einer Menschengattung ist, die in jedem Zeitalter Vertreter gehabt hat« und als deren Beispiel »Lombroso einen Verrückten anführt, der um 1680 in Schleswig lebte und behauptete, daß es weder Gott noch Hölle gebe, daß Priester und Richter unnütz und schädlich seien und die Ehe eine Unsittlichkeit u. s. w.« (S. 294). Ein alter Tepp? Hol' die Pest alle Grobiane! Aber »der geistesklare, gesunde Turgeniew hat, ohne die Erfahrungen der Irrenärzte zu kennen, aus seiner natürlichen Empfindung heraus die innige Liebe Tolstois zu dem bedrückten Volke eine hysterische genannt... Im Gegensatze zum selbstsüchtigen Geistesschwachen,

lehrt Legrain, haben wir den Geistesschwachen, der menschenliebend ist, der tausend absurde Systeme aufbaut, um das Glück der Menschheit herbeizuführen.« (S. 297). Und Legrain und Turgeniew haben Recht und weiß Gott, selbst Herr Nordau hat ausnahmsweise Recht! Und nur Herr Bielohlawek hat Unrecht. Er wird es sich künftig überlegen, mit solchen Worten herumzuwerfen. Nicht vergebens soll die ‚Neue Freie Presse‘ für die geistige Unversehrtheit Tolstois zweimal täglich jene Lanze gebrochen haben, die Gottfried von Bouillon, der bekanntlich gesagt hat, daß der Zinsfuß mit uns ist, in ihrem Lager zurückgelassen hat. Denn zwischen Bielohlawek und Nordau ist doch ein gewaltiger Unterschied: der eine spricht im Dialekt, der andere im Jargon. Wenn nun aber jemand einwenden sollte, daß die Ehrfurchtbezeigungen des Herrn Nordau für Tolstoi bloß in einem Buch stehen und daß die ‚Neue Freie Presse‘ noch nicht dafür gesorgt hat, in ihren eigenen Spalten das Opfer des Herrn Bielohlawek dem Schutz des Herrn Nordau zu überantworten, so ist er ein unaufmerksamer Leser der ‚Neuen Freien Presse‘. Denn wahrlich, ich sage euch, Herr Nordau hat auch hier schon das Seine getan, und Herr Bielohlawek hätte sich ein Beispiel daran nehmen können, wie respektvoll der gesunde Menschenverstand der ehrwürdigen Erscheinung eines großen Denkers gegenübersteht, von dem der Journalismus erwartet, daß er demnächst in vollster geistiger und körperlicher Frische seinen achtzigsten Geburtstag feiern wird. Denn es geschah im Jahre 1901 im zwölften Monat, am 28. des Monates, da redete Nordau zu den über die ganze Welt zerstreuten Lesern der ‚Neuen Freien Presse‘ und sprach: daß Tolstoi für »Millionen hochgebildeter Russen« nichts ist als ein »absurder Konfusionsrat, der nur lächerlich wäre, wenn sein mystisch-anarchistisches Geschwätz Schwachköpfen nicht gefährlich werden könnte«.

Karl Kraus.

Staatliche Kunstpflege.

Bei einigen Ministern sprach kürzlich eine Deputation von Malern und Bildhauern vor, um die Einstellung von ein oder zwei Millionen Kronen für den Ankauf von Kunstwerken in das Budget des Staates zu verlangen. Die Deputation gab der Meinung Ausdruck, der Staat sei verpflichtet, die Kunst zu fördern, und die Minister gaben dies zu und versprachen, ihr Möglichstes für die Kunst zu tun. Wären aber jene Maler und Bildhauer aufrichtig gewesen, hätten sie sagen müssen, es handle sich ihnen nicht um die Kunst — mit der weder sie noch der Staat etwas zu tun haben —, es handle sich einfach um die Versorgung der »Künstler«. Wenn der Staat — so ungefähr hätten sie sprechen sollen — Kunstschulen errichtet und Künstlerstipendien stiftet, so verlockt er damit eine große Anzahl junger Leute, sich einem Handwerk zu widmen, das nur eine ziemlich geringe Anzahl von Menschen zu ernähren vermag. Und wie der Staat moralisch verpflichtet ist, jenen Universitäts-Absolventen, die sich nicht anders fortbringen, einen Beamtensposten zu verschaffen, so muß er auch für die vom Bilder- und Galanteriewarenmarkt, vom Porträtbedürfnis der Parvenus und von der Plakatindustrie nicht absorbierten überzähligen Absolventen seiner Kunstschulen irgendwie sorgen. Da er aber nicht so viel neue Kunstschulen errichten kann, daß er sie alle als Kunstprofessoren unterbringt — was ein allzu auffälliger circulus vitiosus wäre und schließlich den ganzen Staat in eine Kunstbetriebsanstalt verwandeln würde —, so muß er ihnen eben ihre Bilder und Statuen abkaufen oder Aufträge erteilen. Die dadurch entstehende Ansammlung von Kunstprodukten macht dann die Errichtung neuer Kunstmuseen nötig, und dies ermöglicht wieder die

Statuierung einer Anzahl neuer Posten für die Absolventen staatlicher Kunstschulen.

Man muß sich nun wundern — auch wenn man weiß, aus welchem schier unentwirrbaren Knäuel von Dummheiten sich der Geist der Demokratie zusammensetzt —, wie in einer Zeit, in der doch die Anschauung vom Künstler als von einer großen Ausnahme der Natur sogar in weitere Kreise gedrungen ist, dieser närrische Versuch einer staatlichen Massenaufzucht von Künstlern bestehen kann. Aber derselbe Schmock, der heute schreit, zum Künstler müsse man geboren sein, er sei die Seltenheit der Seltenheiten, derselbe Schmock erhitzt sich morgen für Verpflichtung des Staates zur Kunstförderung. Es mag daher angezeigt sein, auseinanderzusetzen, warum der Staat gar nicht imstande ist, wirkliche Kunst in irgendeiner Weise zu fördern, geschweige denn mit Hilfe von Schulen und Stipendien wirkliche Künstler hervorzubringen. Was sich heute Künstler nennen und infolge staatlicher Förderung und eines gesellschaftlichen Aberglaubens die Nase bis zu den Sternen hoch tragen darf, sind nämlich bestenfalls Kunstwerker, d. h. Leute, die es durch einiges Affentalent und geduldiges Sitzfleisch so weit gebracht haben, in mehr oder weniger freier Nachahmung mehr oder weniger gefällige Artefakta, sogenannte Kunstwerke zu produzieren. Wenn ein Schüler in der Real- oder Gewerbeschule sich durch besonders adrettes und gewissenhaftes Nachzeichnen oder Modellieren hervortut, also später vielleicht einen recht tüchtigen Landkarten-Lithographen oder Knopfdrechsler abgäbe, dann wird er vom Herrn Professor, der das schön in Rundschrift beschriebene und akkurat beschnittene Zeichenblatt (es kann auch ein sauber in Ton geknetetes Weinlaubrelief sein) mit wohlgefälligem Schmunzeln betrachtet, in aller Form ermuntert, die ehrenvolle Laufbahn der Kunst zu betreten. Eine gute Tante (die schon längst ein Genie

in ihrem Liebling vermutete und mit einer Hofrätin befreundet ist) schafft die nötige Protektion und der Familienstolz und zukünftige »Künstler« bezieht die Akademie, froh, sich nicht länger mit banausischer Wissenschaft abmühen zu müssen. Wer gerade kein Mikrozephale ist, hat die paar Handgriffe bald los und macht in zwei Jahren die schönsten Baumlandschaften oder Gipsköpfe. Dann wird der Jüngling zum Staatsstipendisten und kopiert in Rom oder Florenz etliche alte Bilder. Und wenn er schließlich nach seiner Rückkehr alle Verwandten und näheren Bekannten unter sanftem Zwange durchporträtiert hat und niemand mehr für gutes Geld seine Leinwanden eintauschen will, erwartet er mit Recht vom Staat, der ihn zum »Künstlertum« animiert hat, daß er ihm auch weiterhin ein standesgemäßes Leben garantiere.

Der Staat ist also bei der Vergebung sogenannter Künstlerposten, bei Ankäufen und Aufträgen in einer moralischen Zwangslage. Er muß vor allem die berücksichtigen, die aus seinen Schulen hervorgegangen sind, und es bildet sich so ganz von selbst eine Art Inzucht von Staatskünstlern. Solche werden Akademieprofessoren und Galeriedirektoren, lehren die neuen Kunstschüler, was sie selbst als solche gelernt haben, und schlagen zum Ankauf oder zur Ausführung natürlich nur »Kunstwerke« vor, die der Tradition der Staatskunst entsprechen. Ein Galeriedirektor, der nur wirkliche Kunstwerke ankaufen, der etwa gar auch das Ausland berücksichtigen will, weil in manchem Inland überhaupt keine Kunstwerke geschaffen werden, ein solcher Galeriedirektor wird immer rasch genug abgesägt. Ein unisones Wutgeheul, das die »einheimischen« Staatskünstler in den immer willigen Zeitungen loslassen, — und der kühne Galeriedirektor hat Muße, über das Wesen der Staatskunst nachzudenken. Der wirkliche Künstler, der kein Nachahmer, sondern ein Neuschaffer aus innerstem

Drang, ein Zerstörer des Alten und ein ungestüm Vorauseilender ist, der wirkliche Künstler ist mit der Kunsttradition seiner Zeit stets so sehr im Widerspruch, daß seine Schöpfungen niemals dem Geschmack der staatlichen Kunstkommissionen entsprechen können. Er kann frühestens an seinem Lebensende erkannt werden, er hat mit seinen Zeitgenossen nichts zu tun und würde durch staatliche Förderung nur geschädigt werden. Er ließe sich vielleicht, um seiner Not zu entrinnen oder seine Individualeitelkeit zu befriedigen, zu Konzessionen herbei, die sein inneres Künstlertum vernichten würden. Die eigentliche Tragödie des Künstlers besteht nicht in äußern Nöten. Mancher Künstler braucht sogar die Not als jenen Druck, unter dem erst sein Tiefstes und Wertvollstes in die Erscheinung dringt und äußere Gestalt erlangt. Nimm diesem Künstler die Not und du nimmst ihm seinen Wert. Die Tragödie des Künstlers besteht in der Kondeszendenz zum Nichtkünstler. Und wenn der Staat ihn »förderte«, es bestünde die Gefahr, daß vielleicht der einzige Künstler eines Volkes in seiner Seele erstickt würde und dann nichts anderes mehr wäre, als die zwanzigtausend, die als akademische Künstler im Adreßbuch stehen.

Der Künstler bedarf der staatlichen Förderung nicht nur nicht, diese ist sogar die schädlichste Beeinflußung für ihn. Etwas anderes war die Förderung von Künstlern durch Fürsten von Geschmack in den Zeiten, da die Kunst noch höfisch sein durfte, weil der Herrscher noch nicht der erste Diener des Staates war. Die Zeit der höfischen Kunst war vielleicht deshalb die große Zeit der Kunst, weil es die bittere Zeit des Volkes war. Das Zeitalter der Demokratie, die dem Volke die goldene Zeit verheißt, ist für den Künster eine bittere Zeit und eine einsame. Denn es ist niemand mehr da, der seine Gesinnung begriffe. In der Zeit der Staatskunst muß der Begriff der Kunst notwendig verloren gehen. Wenn die

traurigen Erzeugnisse der staatlichen Kunstpflege als Denkmäler überall auf Plätzen und in Straßenecken herumstehen, als Gemälde in hundert Museen herumhängen und als Reproduktionen die illustrierten Blätter füllen, dann muß sich in den Zeitgenossen die Meinung bilden, die Kunst bestehe nicht in der lebendigen Person eines Künstlers, sondern in diesem Gerümpel von Leinwand und Marmor; sie sei ein achtbares Handwerk, das an staatlichen Schulen von marastischen Professoren gelehrt werden könne, und fleißigen, geschickten Leuten viel Ehre und Gewinn bringe.

Soll aber die Kunst nicht aussterben, so muß wenigstens in Einzelnen sich die Erkenntnis bilden, daß Staat und Kunst zwei Gegensätze sind, daß die Kunst erst anfängt, wo der Staat aufhört, daß staatliche Kunstförderung nur eine demokratische Dummheit ist und die Kunst nicht in Kunstwerken, sondern in lebendigen Werten, in lebendiger Gesinnung besteht. Kunstwerke können, auch in ihrer höchsten Vollendung, immer nur die Begleiterscheinung der Kunst, Nebenprodukte, Abfälle sein. Und der Künstler, der weder ein verhutzelter Professor noch ein begeisterter Student, sondern ein Initiator und selbstherrlicher Gewaltmensch ist, streift diese Abfälle mit dem Fuße von sich, wenn sie sich häufen und ihn beengen. Bei Nachahmungsprodukten aber, die nicht einmal Zeugen einer Persönlichkeit sind, ist schade um die Wedel und Tücher, mit denen sie abgestaubt werden.

Die einzig mögliche staatliche Kunstpflege wäre es, alle Kunstprofessoren zu pensionieren und die Kunstmuseen zu verbrennen. Dann wäre vielleicht wieder Platz für Kunst und Künstler.

Karl Hauer.

* *
*

Sexuelle Aufklärung.

Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des
Himmelslichts gegeben.
Er nennts Vernunft und brauchts allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.

Wir unterscheiden uns von den Tieren durch Sprache, aufrechten Gang und einiges mehr, besonders aber dadurch, daß unsere Kinder eine sexuelle Aufklärung brauchen. Es scheint, als müßten die Menschen aussterben, wenn nicht sozialpolitische Mütter, eingetrocknete Lehrer und Ärzte, die nach Karbol riechen, den kleinen Wurm in Arbeit nehmen und ihm die Bedeutung der Staubgefäße bei den Pflanzen erklären, auseinandersetzen, daß beim Bandwurm beide Geschlechter in einem Leibe vereinigt, bei den höheren Tieren aber stets getrennt seien, daß Milch und Roggen der Fische zur Fortpflanzung diene und nicht zum Essen allein. »Also«, lautet die Konklusion, »wirst du einsehen, daß auch wir uns fortpflanzen müssen und wirst verzeihn, daß dies auf so abscheuliche Art und Weise geschieht. Wir tun es selber nur ungern, aber es gibt leider keine andere Methode.« Ein so präpariertes Kind wird endlich vom Arzte überfallen, der ihm den Geschlechtsverkehr unter gräßlichen Drohungen verekelt, gerade zur Zeit, wenn Mutter Natur in bester Arbeit ist, dem blühenden Geschöpfe den Krönungsmantel umzuhängen.

Möglich, daß die Ungunst der Verhältnisse nicht duldet, daß unsere Kinder frei und duftig heranwachsen wie Blumen und Tiere des Feldes. Warum aber muß man sie mit einem Rattenkönig von Hygiene, Pädagogik, Naturwissenschaft und Christentum so erbarmungslos überfallen, daß aus dem Königsmantel ein zerrissenes und mühsam geflicktes Bettelgewand wird? Zugegeben, daß der unbändige Geschlechtstrieb gezähmt werden muß, weil er soziale und ge-

sundheitliche Gefahren mit sich bringt; aber man sollte ihn nicht mit Schlageisen erwarten, in denen er sich die Nase zerquetscht, sondern mit den Rosenketten ehrfürchtiger Scheu, die er allezeit verdient, die ihm in besseren vorchristlichen Zeiten nicht vorenthalten wurde.

»Aber gerade das«, erwidern zartsinnige Damen und Herren, »ist unser Bestreben! Was gibt es Heiligeres als das Gesetz der Fortpflanzung; wie könnte man den Kindern, deren Sexualität noch schläft, die Liebe höher heben, als wenn man ihre Macht durch die ganze belebte Natur zeigt?« Sonderbar, daß große Dichter, die früher gelebt haben, solche Wissenschaft durchaus beiseite ließen, wenn sie der Liebe ein Preislied sangen. Romeo, Werther, Tristan behelfen sich ohne Bandwürmer, Häringe, einhäusige und zweihäusige Pflanzen, und das Gastmahl des Plato führt tiefer in das Wesen der Liebe als Wilhelm Bölsche, der das Liebesleben in der Natur im schnodderigen Berliner Ton erklärt. Mag der Sinn des Geschlechtstriebes in der Natur immerhin die Sicherung der Fortpflanzung sein: bei den Menschen liegt seine kulturelle Bedeutung anderswo, nämlich in der Erotik, er ist eine Angelegenheit der Seele geworden, die man nur im Menschen erkennt und nicht mehr eine Angelegenheit des Unterleibes, wie die Spezialisten für Geschlechtskrankheiten anzunehmen scheinen.

Allerdings ist diese Erkenntnis in ihrer vollen Bedeutung dem Kinde verschlossen, es wird nicht begreifen können, daß einer sich umbringen kann aus Liebe zum Weib, es ist eine Erkenntnis, die man nicht lernen kann, sondern fühlen muß. Das Fortpflanzungsraffinement in der Natur kann gelehrt werden. Das Kind wird aber den Zusammenhang zwischen den Staubgefäßen und dem durchaus verschiedenen menschlichen Geschlechtsleben entweder nicht finden oder aber, was schlimmer ist, seine

Ideale in falsche Richtung treiben lassen, die freilich unser biologisch-christliches Säkulum besonders auszeichnet. Aus dem Liebesideal unserer Vorfahren ist ein Viehzuchtsideal geworden. Zarathustra predigt: »Ehe, so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen.« Er wird von der Ellen Key und ihrer Gemeinde als Viehzüchter mißverstanden und einer der Ihren genannt. Empfindsame Mädchen, die diesen Absatz des Zarathustra gerne auswendig lernen, mögen zusehen, ob sie nicht allzusehr die Ehrfurcht vor der Liebesgöttin verletzen, die über allem thront und die zur Dienerin der Ceres, die man der Fruchtbarkeit Patronin nennt, nicht taugt. Viel heiliger als das Gesetz der Fortpflanzung ist das Gesetz der Brunst, am hehrsten liebt ein halbes Kind, das von der Fortpflanzung nichts weiß. Liebe zum Kinde, auch nur zum erwarteten Kinde bricht natürgemäß die Urgewalt des Gefühles in einen Doppelstrom. Isolde stirbt an der Leiche ihres Tristan; mit ihm ist ihre Liebe tot. Lohengrin läßt die Hoffnung auf einen Sohn zurück, darum kann Elsa ihn ziehen lassen: ihre Liebe lebt und wartet. Wenn man nun gar ein unerfahrenes Geschöpf über den angeblich einzigen Zweck der Liebe unterrichtet, bevor es von der Sehnsucht zum anderen Geschlecht noch einen Hauch verspürt, dann kann, theoretisch genommen, ein unbefangenes, großes Gefühl gar nicht mehr entstehen. Das Geschöpf wird von einer falschen Sittlichkeit bedrückt, von einer Metaphysik der Geschlechtsliebe. Zum Glück ist der Reichtum unserer Seele so groß, daß man nicht nur Vater und Mutter sondern auch das Studium der Naturgeschichte verläßt, um dem Geliebten zu folgen.

Das Storchmärchen ist wenigstens harmlos. Kein kluges Kind glaubt lange dran. Das Märchen von der Fortpflanzung ist eine Viertelwahrheit und darum schlimmer als eine ganze Lüge. Die naturwissenschaft-

liche Entrierung des Geschlechtslebens scheint uns verwerflich. Wenn wirklich eine künstliche Aufklärung der frühen Jugend nötig ist, empfiehlt sich weit eher das Studium der Geschichte. Die erhabenste Wirkung der Geschichte ist, daß sie auf jeder Seite die Grundgewalt der Liebe zeigt. Sie müßte nur anders gelehrt werden, als es heute geschieht. Man soll nicht Antonius, den Triumvir, für einen Schwächling erklären, weil er »um eines Weibes willen eine Welt verlor«, sondern man soll ihn als großen Römer zeigen, wie ers war, der vor der Größe eines Weibes ins Knie sank, weil er ein Mann war. Man soll unserer Jugend nicht ängstlich verschweigen, welche Rolle das Weib im Leben unserer Größten gespielt hat, soll lehren, daß kein harmonischer Charakter je gebildet ward ohne den Glanz jugendlicher Küsse, daß Bedeutendes niemals entstanden ist ohne das Weib. Man soll den Buben in der Schule durch eine wahrhafte Darstellung der Geschichte tiefe Achtung vor dem Weibe einflößen, den Mädchen wird aus dem gleichen Studium herzlicher Stolz auf ihr Geschlecht erwachsen. Man sollte meinen, daß gründliches Studium der Geschichte für die Wahrheit des Geschlechtslebens und auf Hochhaltung des erwachenden Triebes besser vorbereitet als die Anatomie des Bandwurms. Mit anderen Augen wird ein so gelehrtes Kind das Verhältnis seiner Eltern ansehen und eine Mutter oder ein Vater wird leichteren Herzens zur Erklärung der »brutalen« Tatsachen schreiten können, wo dies notwendig ist. Wenn die Kinder aus der Schule die Moral der Weltgeschichte nach Hause bringen, anstatt der heuchlerischen Sittlichkeit, wird man sich vor ihnen nicht mehr entschuldigen müssen, daß man liebt. Der Zynismus, mit dem Kinder von Altersgenossen die Wahrheit erfahren, steht offenbar höher als was sozialpolitische Mütter schwatzen, die der lockigen Unschuld Staubgefäße zeigen, wenn die Kinder der Reife nahe, das Wunderbare erwarten, das sie

ahnen. Solche Weiber sollte man eigentlich verbrennen wie Wetterhexen. Denn hätten sie nicht ihrer eigenen Jugend ruchlos vergessen, noch unter der Asche müßte eine Erinnerung glühen, daß ihnen Honig von den Lippen flöße statt der grauen Theorie. Wären es noch frommgläubige Christen, die ein asketisches Ideal im Busen nähren, man könnte sie um ihres Ideales willen achten. So aber ist es abscheulich, wenn sie endlich doch von menschlichen Verhältnissen reden, die Jeremiade des Geburtsaktes weit auszuspinnen (Typus: was habe ich um dich leiden müssen!) und in das fruchtbare Gemüt des Kindes Kummer und Sorge zu pflanzen, als wäre dies die Wirkung des Geschenkes, um das die Menschen von den Himmlischen beneidet werden. Soll das Kind für seine Geburt verantwortlich gemacht werden? Vielleicht gibts wirklich vorlaute Kinder, die als gebührende Antwort finden: du hättest dich sollen chloroformieren lassen. Könnte man nicht Mütter heranbilden, die sich getrauen, bei der Aufklärung der Kinder, mit den Freuden der Liebe zu beginnen, wie es bei ihnen geschah, und sollte das sonnige Kinderherz für solche Freuden, die es selber erwarten, nicht mehr Verständnis haben als für durchaus hysterische Erinnerung an Leiden, die ein gesundes Weib vergisst?

Frauen sind bildsam. Wo aber finden wir die Lehrer der Geschichte? Es ist beschlossen, weniger von Schlachten zu sagen, mehr von Gesetzen, Verträgen, Erfindungen. Daß man auch von Frauen mehr sagen müßte, ist nicht beschlossen worden. Es kommt viel darauf an, wer etwas unternimmt. Unsere Geschichtslehrer — mit wenigen Ausnahmen — sollen von Frauen lieber schweigen. Sie sind gute Christen und wissen es nicht anders, als daß die Liebe eine Sünde, und die Sünde durch das Weib in die Welt gekommen sei. Es ist unverständlich, wie im Gymnasium hellenische Kultur und Sprache gelehrt

wird, ohne dem Weibe und auch der Urningliebe, die doch nur eine Liebe zum Weibe über das Weib hinaus, nämlich zum Weibe im Knaben war, die breiteste Beachtung zu schenken. Die Philologen trauern darüber, daß die griechische Sprache im Gymnasium dem Untergange geweiht ist; sie sind selber schuld daran. Sie haben die Quelle aller Kultur, den herrlichsten Traum der Menschheit übel bewahrt. Von Phryne und Laïs kaum ein Wort; aber zahlreiche Fünfer für alle, die nicht pünktlich wußten, was ὦρσο für eine Form sei. Einzig von einer neuen Renaissance des Hellenismus ist das sexuelle wie jedes andere Heil zu erwarten. Aber es scheint, als müsse der Pan erst ganz und gar tot sein, ehe er wieder auferstehen kann.

Was soll man gar von Ärzten sagen, die im Anschluß an eine Belehrung über Geschlechtskrankheiten, Abstinenz vom Weibe predigen. Hat das Weib sich so sehr verändert seit der Zeit der Mänaden, daß Ärzte unangefochten weiter lehren können, die behaupten, daß die völlige Geschlechtsreife erst mit dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr beginnt, die ernstlich der Meinung sind, die Überernährung der wohlhabenden Stände, langes Schlafen in weichen Betten, aufreizende Auslagen der inneren Stadt seien überhaupt an dem Rummel schuld? Solche Ärzte haben einen tiefen Blick ins Wesen der Natur getan. Sie verdienen den Namen Naturforscher.

Fritz Wittels.

* * *

Ö. G. Z. B. D. G.*)

So nannte sie sich. Ich fand die geheimnisvollen Zeichen auf dem Kuvert eines Briefes, den mir die Post brachte. So und nicht anders muß Belsazar zu Mute gewesen sein, als ein Finger an der Wand zu

*) Aus dem „Simplicissimus“.

schreiben begann. Aber diese rätselhafte Inschrift zu deuten, hätte sich selbst ein Daniel vergebens bemüht. Ö. G. Z. B. D. G. Etwas stand mir bevor. Zögernd besah ich den Brief. Gewogen und zu leicht befunden? Immerhin, dafür muß man kein Strafporto zahlen. Um dieser schrecklichen Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß ich mich endlich, den Brief zu öffnen. Da stellte sich heraus, daß der Finger an der Wand einem gleichnamigen Spezialisten für geheime Krankheiten gehörte, der es mit Rücksicht auf die öffentliche Gesundheit nötig fand, den Sündern dieser Welt zuzurufen: Ö. G. Z. B. D. G. Ununterbrochen rief er es. In die Paläste der Reichen und in die Hütten der Armen erschallte sein Ruf, und wo zwei Übelberatene daran waren, der Stimme der Natur zu folgen, war der Ruf stärker als die Stimme. Ö. G. Z. B. D. G.! Erst später wurde es mir offenbar, daß es sich um nichts geringeres als um die Gründung einer »Osterreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« handelte. Ich hatte es also erraten, denn mir war sogleich beim Anblick der vorsichtigen Chiffre, die sich diese Kampfgesellschaft erwählt hatte, die »Öffentliche Geneigtheit zur Bewahrung des Geheimnisses« über diese Fragen eingefallen, und ich war nur im Zweifel, ob es sich nicht auch um eine Öffentliche Gelegenheit zum Beweise der Geistlosigkeit handeln könne. Als ich aber erfuhr, daß der Verein die Veranstaltung einer Enquête vorhabe, da verlor ich die Spur meiner ursprünglichen Auffassung und dachte nur mehr an die Öftere Geneigtheit zur Betätigung der Gschaftlhuberei. Und siehe, auch diese Deutung brachte mich dem wahren Sinn der Inschrift nahe.

Es handelte sich also um einen Verein, dessen Mitglieder statutengemäß verpflichtet waren, keine Geschlechtskrankheit aufkommen zu lassen. Ich sympathisierte umsomehr mit den Bestrebungen dieses Vereines, als ich mich aus den Zeitungsartikeln, die

der Vorstand zu propagandistischen Zwecken veröffentlichte, davon überzeugen konnte, daß er auf dem einzig richtigen Wege sei, das Ziel der Ausrottung der Geschlechtskrankheiten endlich zu erreichen. Der Vereinsvorstand ging von der Ansicht aus, daß man ihnen durch Enthaltsamkeit und tadellosen Lebenswandel ein sicheres Ende bereiten könne, und nichts schien mir logischer und unanfechtbarer. Hatte man doch auf Grund wissenschaftlicher Experimente festgestellt, daß die Ursache der Syphilis im Geschlechtsverkehr zu suchen sei. Nur Prüderie und falsche Scham hätten den Vereinsvorstand davon abhalten können, der Welt das einzig unfehlbare Mittel gegen die Infektion zu offenbaren. Freilich, so sehr man auch die Gesinnung anerkannte, die diese Aktion ins Leben rief, so mußte man doch die Schwierigkeiten bedenken, die sich ihr in den Weg stellen, und sich sagen, daß die Welt heute noch nicht auf der sittlichen Höhe solcher Anschauungen steht. Denn die Menschen sind Heuchler genug, um einem Verein, der so wertvolle Erkenntnisse wie die vom Nutzen der Enthaltsamkeit propagiert, bestenfalls als unterstützende, aber nicht als ausübende Mitglieder beizutreten. Ich beurteilte die Aussichten des Vereins nach meinem eigenen Verhalten und fürchtete vom ersten Augenblick an, daß seine idealen Bestrebungen an dem Widerstand des Publikums scheitern würden.

Die Ö. G. Z. B. D. G. ließ sich aber nicht einschüchtern, und um den weitesten Kreisen die Zweckdienlichkeit der eingeschlagenen Methode zu beweisen, entschloß sie sich, eben jene Enquête einzuberufen, an der die genauesten und fachlich geschultesten Kenner der Sittlichkeit dem Publikum auf gütlichem Wege zureden sollten, den Geschlechtskrankheiten das Feld zu räumen, da ja doch an ein nachgiebiges Zurückweichen des Feindes nicht zu denken sei. Noch weniger aber sei Hilfe von der Wissenschaft zu erwarten,

die es vorläufig verschmähe, sich mit einem Gegner einzulassen, der seine Macht auf der Basis der Unmoral behaupte. Aus dem Einladungsschreiben, das ich erhielt, entnahm ich zu meiner Genugtuung, daß man zwar von vornherein darauf verzichtet hatte, mich als Vereinsmitglied zu gewinnen, aber den größten Wert darauf legte, mich als Experten in dieser Frage zu hören. Beides schmeichelte meiner Eitelkeit, aber vor allem fühlte ich, daß man in mir den Schriftsteller sah, der das unvergängliche Verdienst hat, in einer Zeit, die die Geschlechtskrankheiten zwar zu haben, aber nicht zu nennen wagte, als erster das Wort »Syphilis« ausgesprochen zu haben. Denn diese galt bis dahin als eine Krankheit, bei der Diskretion Ehrensache war, ja mehr als das, Hauptsache, und die Zeitungen schwiegen von ihr, als ob es sich um einen Aktienschwindel handelte, oder drückten sich so respektvoll um sie, als wäre die Erlangung einer wirklichen geheimen Krankheit mit dem Exzellenztitel verbunden. Hatte man also die Syphilis bis dahin totgeschwiegen, so schien es jetzt, als ob man sie eher durch »Besprechung« bannen wollte. Hatte man früher im Geheimen gesündigt, so wollte man jetzt im vollsten Lichte der Öffentlichkeit enthaltsam sein. Die neue Methode, die zur Ausrottung des Übels führen sollte, war die ungleich radikalere. Wenn's in ein Dach hineinregnet, so wird diesem Mißstand durch eine Demolierung des Hauses ein rascheres Ende bereitet, als durch die Vertuschung des Naßwerdens. Wenn man aber vorsichtshalber auch die Bewohner des Hauses aussterben läßt, so ist die Behebung der Fatalität mit unumstößlicher Sicherheit gewährleistet. Der Vorsatz nun, der Lustseuche nicht etwa durch eine Bekämpfung der Seuche, sondern durch Schutzmaßregeln gegen die Lust den Garaus zu machen, hätte mich keineswegs abgeschreckt, mich an der Enquête zu beteiligen, deren Plan mir im Gegenteil schon deshalb sympathisch

war, weil ein Aussterben der Menschheit notwendigerweise auch ein Aussterben der Dummheit nach sich zieht, und in weiterer Folge dann auch jede Enquête zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im Keime erstickt wird. Aber leider konnte ich mit der Art, wie die Ö. G. Z. B. D. G. ihre Absichten propagierte, ganz und gar nicht einverstanden sein.

Nach der taktvollen Einführung auf den Kuverts der Ladungen hatte man erwarten können, daß die Vereinsleitung sich mit der Empfehlung der Enthaltsamkeit begnügen und den ohnedies genug verbreiteten Krankheiten nicht auch noch in einer das Schamgefühl des Zeitungslesers gröblich verletzenden Weise Reklame machen werde. Man kann es ja in der Tat nicht billigen, daß Spezialärzte vom journalistischen Ehrgeiz befallen werden und gegen die Lues nur mehr jene Schmierkur anwenden, die an und für sich schon mit der Pflicht ärztlicher Verschwiegenheit kollidiert. Allerdings fand ich in einem Artikel, den der Einberufer der Enquête als ein Mahnwort an die Menschheit veröffentlichte, die Namen jener Infektionen, vor denen gewarnt wird, feinfühlig verschwiegen und diese bloß als »eine bestimmte Gruppe von Krankheiten« definiert. Aber dafür beklagte sich der Verfasser über die Heuchelei der Gesellschaft, die sie aus lächerlichen Schicklichkeitsrücksichten nicht einmal mit ihrem wahren Namen zu nennen wage. Die Heuchelei ist gewiß eine noch gefährlichere ansteckende Krankheit, der auch die Ärzte nicht entgehen, aber der Verfasser nannte sie trotzdem, wir erfuhren sogar, daß Gelenksentzündung, Bauchfellentzündung und Wochenbettfieber die Folgen einer anderen ansteckenden Krankheit sind, aber diese selbst mußte sich damit begnügen, als »eine der uns hier interessierenden Krankheiten« bezeichnet zu werden. Leider bewahrte der Verfasser diese wohltuende Zurückhaltung nicht auch gegenüber der zweiten uns hier interessierenden

Krankheit, und da er es für notwendig hält, daß unsere Gesellschaft den Standpunkt der Prüderie in diesen Dingen aufgebe, so entschloß er sich in einem unüberlegten Augenblick, glücklicherweise erst ganz zum Schluß des Artikels, ihr wenigstens den Namen »Syphilis« zu verraten. Diese Indiskretion verletzte mich derart, daß ich es nicht über mich bringen konnte, der Ö. G. Z. B. D. G. meine Expertise zur Verfügung zu stellen. Der Verlauf der Enquête war leider nur zu sehr geeignet, mich in meinem Mißtrauen zu bestärken. Ein Hofschauspieler hatte zwar die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß er gegen das Decolleté einer Kollegin Gottseidank gefeit sei, daß ihm also die Schönheit nichts anhaben könne, auch wenn sie nichts anhabe; ich freute mich, daß die Propaganda der Unterlassung wenigstens in Theaterkreisen auf einiges Verständnis stoße, und schöpfte die Hoffnung, daß am Ende vielleicht auch die Geistlichkeit sich für die Abstinenz gewinnen ließe, wenn etwa ein Komödiant sich entschließen sollte, einen Pfarrer zu lehren. Aber sonst boten die Sitzungen wenig Erfreuliches. Zeitweise wurde man sogar über den Sinn der geheimnisvollen Initialen wieder in die Irre geführt, denn manchmal klangs wie Öliges Geschwätz zur Beruhigung des Gewissens, und mit der Enthaltsamkeit schien einem das Mittel der Schadloshaltung sozusagen an die Hand gegeben, der Finger an der Wand schrieb seine eigene Schand, und das traurige Zeichen, in dem die Ö. G. Z. B. D. G. zu siegen schien, hielt einem die pädagogische Mahnung gegenwärtig: Öde Gewohnheiten zerstören bald die Gesundheit . . . Dann aber kam das Thema jener Liebe an die Reihe, bei der nach der landläufigen Ansicht der eine Teil immer der Not gehorcht und nur der andere dem eigenen Trieb, nämlich die Prostitution. Hier glaubte man jeden Augenblick, der bekannte Major würde als deus

ex machina erscheinen, der auf deutschen Sittlichkeitskongressen zum Zwecke der Ausrottung der Prostitution eine schlechtere Bezahlung der Prostituierten zu verlangen pflegt, wodurch zwar die Not vergrößert wird, aber wenigstens der eigene Trieb befriedigt werden kann. Zum Thema der »Sexuellen Aufklärung« hätte ich selbst sprechen sollen. Ich zog es vor, dem Vereinsvorstand schriftlich meine Absage zu erteilen, und zwar schon deshalb, weil ich fürchten mußte, gerade durch dieBeantwortung dieser Frage Anstoß zu erregen. Nichts liege mir ferner, schrieb ich, als deren vitale Bedeutung zu unterschätzen. Aber was mir darüber zu sagen notwendig scheine, hätte ich oft genug schon gesagt, und ich könnte nur neuerdings bekennen, für wie dringend geboten ich es halte, daß die Kinder endlich die Eltern in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einführen. Denn dunkel und verschlungen, schrieb ich, sind die Pfade, auf die es führt, und wie oft strauchelt ein Erwachsener!

Ich zweifelte allerdings, ob mein Schreiben in der Enquête zur Verlesung gelangen würde. Mit Unrecht würde man es als den Ausdruck einer zynischen Lebensanschauung auffassen. Aber ich weiß, daß die Zukunft mir Recht geben wird. Vorausgesetzt natürlich, daß die Menschheit, soweit sie sich der Propaganda der Keuschheit anschließt, eine Zukunft noch hat. Aber auch jetzt schon kann man an täglichen Beispielen sehen, wohin die Unerfahrenheit der Erwachsenen führt. Hätten die Mitglieder der Enquête sich von ihren Kindern rechtzeitig darüber aufklären lassen, wie rege die Geschlechtstriebe im Menschen sind, sie wären nie auf die Idee verfallen, die Enquête ins Leben zu rufen. Denn die Enthaltsamkeit ist zwar nach Busch das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen, aber Max und Moritz wissen sich zu helfen, und man glaubt gar nicht, wie vergnügungssüchtig die Welt im All-

gemeinen ist. Sie kriegt lieber Geschlechtskrankheiten, als daß sie auf deren Ursache verzichtet, denn sie ist von jenen noch immer leichter zu kurieren, als von der Geneigtheit, sie sich unabsichtlich zuziehen. Daß die Gehirnerweichung mit der Syphilis zusammenhängt, ersieht sie ohnedies aus den Sitzungsberichten jener Enquêten, in denen ihr zum Schutz gegen die Gefahr die Vermeidung des Genusses empfohlen wird. Sie läßt sich von Sittlichkeitskongressen ebenso wenig bange machen, wie von medizinischen Versammlungen, die sich als Sittlichkeitskongresse entpuppen. Sie liest Ö. G. Z. B. D. G. und hofft, es werde ihr endlich die Örtliche Gelegenheit zur Betätigung des Geschlechtstriebes verraten werden. Denn diese ist es, die ihr so oft durch einen Paragraphenzaun und durch die Dornenhecke der Moral unzugänglich gemacht wird. Müßte sie jetzt auch aus Furcht vor venerischen Krankheiten auf den Anblick der Venus verzichten, so würde sie trübsinnig. Sie riskiert lieber die Liebe, als die Niete der Verzweiflung zu gewinnen. Schlimmeres kann ihr nicht geschehen, als daß sich die Beschäftigung mit der Lues einigen strebsamen Professoren aufs Gehirn schlägt, so daß der Beförderung zu Hofräten nichts mehr im Wege steht, und sie gehorcht dem Naturwillen, wenn es auch vorläufig immer noch mehr Orden für die Bekämpfer der Geschlechtskrankheiten gibt als Mittel zu deren Bekämpfung. Die Spezialisten werden ihr vielleicht einmal in der Ordinationsstunde wertvolle Dienste leisten können. Wenn sie ihr aber in einer Enquête Enthaltsamkeit verordnen, so ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der nicht bereut, als über hundert Gerechte, die Karriere machen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K 9.—
» »	18 »	» . .	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 »	» . .	» 10.50
» » » »	18 »	» . .	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern,	portofrei	» 12.—
» » » » »	18 »	»	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Verlag: Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Der Verlag der Fackel

befindet sich jetzt

Wien, III/2.

Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Telephon Nr. 187.

Inhalt der vorigen Nummer 249, 1. April: Saubengels. — Aus dem Saustrog der Zeit. Von Karl Kraus.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse 3 zu adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen kein frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgegeben.

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber und redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACKEL.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

oppel-Nummer (Preis 60 Heller)
251—52. 28. April 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

Der Herausgeber dankt für die Grü
die ihm aus dem Anlaß der **25**
Nummer der „FACKEL“ zugekomm
sind.

In zweiter Auflage erschiene

Sittlichkeit u. Kriminalit

I. Band der Ausgewählten Schrifte

von

KARL KRAUS.

Broschiert — — — —	K 7.20 =	Mk.
Ganzleinen — — — —	„ 8.70 =	„ 7

Bestellungen auf das im Verlag der Bu
handlung L. Rosner, Wien und Leip
erschienene Werk nimmt jede Bu
handlung sowie der Verlag der „Fack

DIE FACKEL

NR. 251—52 WIEN, 28. APRIL 1908 X. JAHR

Zwischenfälle im Vatikan.

Zuerst las man zwei Notizen nebeneinander: »Ostern im Vatikan« und »Ein Zwischenfall im Vatikan«. Ein gesperrt gedruckter Name in der ersten Notiz unterrichtete augenblicklich darüber, wie die Ostern im Vatikan gefeiert wurden. Der Papst empfing nämlich österreichische Pilger, und wer, glaubt man, hat den Dolmetsch gemacht? Ein päpstlicher geheimer Kämmerer natürlich. Und wie heißt er? Lippay. Conte Lippay. Er »weilt« seit einigen Tagen in Rom, um wieder ein Bild des Heiligen Vaters zu malen. Ich nahm also ursprünglich an, daß sich darauf die Meldung von dem peinlichen »Zwischenfall im Vatikan« bezog. Aber tiefer unten war tatsächlich von einer anderen Religionsstörung, die den Gläubigen Ärgernis gab, die Rede. Die zweite Affäre hat sich inzwischen entwickelt und zu einer europäischen Sensation ausgewachsen. Die erste finde ich schlimmer. Denn daß der Herr Professor Feilbogen, dessen wissenschaftliche und bürgerliche Harmlosigkeit von der ruhigeren klerikalen Publizistik anerkannt wird, daß auch seine in der Sixtinischen Kapelle überflüssige Schwägerin, deren Ungeübtheit im Empfangen der Kommunion das Malheur verschuldet hat, nach Rom nicht mit der Absicht kam, ein Sakrileg zu begehen, kann wohl nicht bestritten werden. Es ist eine Infamie sondergleichen, auf einen Mann, dem bloß die Taktlosigkeit zur Last fällt, sich um den Einlaß zur Ostermesse bemüht

zu haben, oder der vielleicht gar nur das Opfer weiblicher Sensationsläufigkeit ist, die Erbitterung der gläubigen Menschheit zu laden. Daß er die Redakteure des ‚Deutschen Volksblatts' um Verzeihung bittet und reuig seine Konvertierung anbietet, und daß das Professorenkollegium, dem er angehört, schleunigst eine Kundgebung gegen ihn beschließt, ist nur ein trister Beweis dafür, wie hierzulande die Politik den Charakter verdirbt. Und peinlich genug ist auch die Schilderung, die dieser Romfahrer vor der Königin der Wiener Journalistik entwirft. Man vergleiche nur, was Mortimer der ‚Neuen Freien Presse', und was Feilbogen der Maria Stuart berichtet:

Die Osterreise nach Rom war für mich die Erfüllung einer jahrzehntelangen Sehnsucht nach dem Erlebnis, das antike und künstlerische Rom aus eigener Anschauung kennen zu lernen . . . Der Ostermesse des Papstes als Zuschauer beizuwohnen, gilt als besonders hohes Erlebnis und wird von Fremden sehr angestrebt . . . Im Augenblicke unserer Ankunft gerieten wir, ehe wir viel überlegen konnten, in einen Zug hinein, der sich zwischen den Bänken der Kapelle bewegte und uns nach vorne trug . . . Von der imposanten Feierlichkeit der Handlung inmitten eines wahrhaft illustren europäischen Publikums und dem erdrükkenden Ehrfurchtsgefühl, in der unmittelbaren Nähe des unter herrlichen Chorgesängen pontifizierenden Oberhauptes der weltumfassenden Kirche, kann sich niemand

In schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
. . . Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge . . .
Wie ward mir, Königin!
. . . Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie . . .
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat . . .
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,

eine Vorstellung machen, der etwas Derartiges nicht erlebt hat. Und schon wendete sich der Heilige Vater mir zu . . .

Denn nicht von dieser Welt sind
diese Formen.

— — — — — — — — — — —

Der Treffliche ließ selber sich
herab...

In Wahrheit war Herr Dr. Feilbogen, der Professor an der Exportakademie ist, wirtschaftspolitischer Studien halber nach Rom gekommen, und ein heilloses Mißverständnis hat es verschuldet, daß er sich in beruflichem Übereifer an die Kommunionbank herandrängte. Dies ist aber auch die ganze Schuld, die ihn trifft. Sein weiblicher Anhang mag seinen Irrtum mißbraucht und der eigenen Neugierde dienstbar gemacht haben. Von der Absicht, ein Sakrileg zu begehen, kann nicht die Rede sein. Wenn die katholische Christenheit, die immer den größten Wert auf die Verletzung ihrer Gefühle legt, durchaus ein Ärgernis nehmen will, so halte sie sich an den anderen Zwischenfall im Vatikan. Der Papst ist durch den Verkehr mit dem Maler Lippay daran gewöhnt, das israelitische Element in der Sixtinischen Kapelle vertreten zu sehen; es ist ganz ausgeschlossen, daß ihn das Benehmen der Familien Feilbogen und Zwack überraschen konnte. Aber die wahren Gläubigen werden die Ungeschicklichkeit einer Frau, die in der freudigen Erwartung eines Wiener Jourtratsches die heilige Handlung störte, viel glimpflicher beurteilen als die Tatsache, daß der heilige Vater unaufhörlich vom Conte Lipschitz aus Pilsen gemalt wird, der es noch dazu absichtlich tut. Auch dem in der Andacht versunkenen Katholiken könnte es passieren, daß er angesichts der vatikanischen Reklame eines absolut talentlosen Malers eine Geste macht, die in der entstehenden Verwirrung als Ausspucken gedeutet wird. Selbst Mortimer, der vordem »nie der Künste Macht gefühlt« hat, hätte von der »Gestalten Fülle, die verschwenderisch aus Wand und Decke quoll«, nicht entzückt sein können, wenn sie schon damals der Herr Lippay geschaffen hätte. Es reißt einem doch schließlich die Geduld, wenn man lesen muß, daß sogar jener Papstmesse, in der die Affäre Feilbogen sich zutrug,

»zahlreiche Mitglieder der österreichischen Aristokratie, Graf Goluchowski, Fürstin Orsini, Gräfin Metternich, Gräfin Hoyos und Conte Lippay beiwohnten«. Wenn der dabei ist, kann die Frau Zwack auch dabei sein. So mag sie gedacht haben. Denn sie wußte, daß der Papst abgehärtet ist.

Karl Kraus.



Sittlichkeit und Kriminalität.

Indem ich eine in der Münchener Halbmonatsschrift ‚März' vom 15. April 1908 enthaltene Besprechung meines Werkes in der ‚Fackel' abdrucke, begehe ich einen Akt der Notwehr. Keine Zeitschrift sonst, kein Tagesblatt hat bis heute von dem Erscheinen meiner Ausgewählten Schriften Notiz genommen. Der Publizität der wenigen Besprechungen, die zu erwarten sind, muß ich für eine österreichische Öffentlichkeit, die sonst wahrscheinlich keinen Ton über meine Bücher vernähme, buchstäblich Nachdruck geben. Dieses Beginnen lockt mich umsomehr, als es zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Es wird die Nachrede der Eitelkeit, den bequemsten Vorwurf der Flachsichtigen, reizen, aber wohl auch, mit einem Blick auf die Tatsache, daß der Verfasser der von mir selbst angeführten Rezension ein Kamerad ist, den Vorwurf der Kameraderie. Denn für das Urteil des Durchschnitts bedeutet es ein und dasselbe, daß das Theaterstück eines Redakteurs von einem Kollegen gelobt wird, und daß eine Sache, gegen die sich die vereinigte Publizistik aller Richtungen verschworen hat, von einem Schriftsteller anerkannt wird, der sich zu ihr durch Mitarbeit bekannt hat. Wenn es viele

nicht verstehen werden, daß hier Befangenheit erst zum Urteil berufen macht, so wird mir dies ein Ansporn sein, nicht nach ihrem Geschmack zu handeln und den Urteilen, die Freunde über meine Bücher niederschreiben mögen, immerzu die Wiener Publizität zu ersetzen. Wer gegenüber der Feigheit, die vor dem Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« Reißaus nimmt, den Mut hat, zu ihm zu stehen, kann sich auch dem törichten Verdacht einer Gefälligkeitshandlung aussetzen, und ich für meine Person sehe nicht ein, warum ich verpflichtet sein sollte, in das Totschweigen der Presse über mich einzustimmen. Daß die Wiener Publizität ausnahmsweise von ihrer Gepflogenheit abgehen werde, persönliche Kränkung durch Ignorieren einer Sache zu rächen, an der das gute Gewissen nicht vorüber kann, habe ich nicht erwartet. Wären es nicht Ignoranten von Beruf, sie würden dem Erscheinen dieser Bücher einige Aufmerksamkeit schenken. Wären sie nicht talentlos, sie ließen wenigstens ihren Haß sprechen. So weiß ich denn, daß ich nur von mir selbst und meinen Freunden einige Hilfe zu erwarten habe. Ich weiß aber auch, daß die Zeit kommen wird, wo sich die nicht schämen müssen, die über diese Bücher in der Öffentlichkeit ein Wort gesprochen haben.

*

Karl Kraus, der Herausgeber der in Wien erscheinenden Revue ‚Die Fackel‘, welche — obwohl sie es als schärfstes Spiegelbild österreichischer Kultur und Unkultur verdiente — wie alles Geistige made in Austria in Deutschland nur wenig Beachtung findet, hat sich, von Freunden und Verehrern gedrängt, entschlossen, die in den Heften seiner Zeitschrift eingesargte Stilkunst und Gedankenarbeit von neun Jahren auferstehen zu lassen, sie von nebenläufiger Polemik und vom stofflichen Interesse des Tages zu reinigen und in Buchform umzugießen. Diese Flucht aus dem engen und verkleinernden Leserhorizont der Wiener Gemütlichkeit in die breite Öffentlichkeit des deutschen Lesepublikums wird hoffentlich recht vielen Gelegenheit geben, einen Schriftsteller kennen zu lernen, von dem sie bisher nur vom Hörensagen wußten, daß er ein boshafter Witzbold sei. Kraus besitzt nämlich auch die Gabe des Witzes, die sich für ihn als Danaergeschenk erwiesen hat. Er hat vor ein Dutzend Jahren in etlichen Aufsätzen und

Broschüren eine Anzahl guter und beißender Witze gemacht, die — mit Ausnahme der Betroffenen — von toute Vienne belacht und mit inniger Schadenfreude genossen wurden. Damit war er aber auch ein für allemal katalogisiert; und was immer er nun schreiben mochte, man suchte nur nach den Witzen. Seine innerliche und schriftstellerische Persönlichkeit hat sich im Lauf der Zeit völlig verwandelt, er ist längst über die Sphäre bloßer Witzigkeit hinausgewachsen, aber hierzulande läßt man ihn nur als Witzbold gelten. Er könnte plötzlich die Welträtsel lösen, man hielte es doch nur für eine unnütze nnd unerquickliche Abschweifung von seiner eigentlichen Aufgabe, ätzende Witze zu machen. Es gibt nun allerdings einen Witz, der aus tragischem Grunde erwächst, aus der Erkenntnis der Ohnmacht des Vereinzelten gegen die Übermacht der kompakten Dummheit, und solcher Witz der Verzweiflung wird zuletzt so scharf und schneidend, daß seine Spitze an der Dickhaut des Philisters abbricht. Solcher Witz ist dem Ernste so verwandt und so mit ihm verwoben, daß der Dummkopf weder Ernst noch Witz wahrnimmt, denn er faßt beides nur getrennt. Und in diesem Stadium der Sachlage pflegt das liebe Wiener Publikum zu sagen: jetzt ist er übergeschnappt . . .

Der vorliegende erste Band der Ausgewählten Schriften*) zeigt die zwei Hauptvorzüge von Kraus in bestem Licht. Zunächst die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache. Kraus gehört zu den wenigen Schriftstellern, die vor ihrer Muttersprache eine so hohe Achtung haben, daß sie jede Flüchtigkeit, jede geringste Vernachlässigung des sprachlichen Ausdrucks wie eine persönliche Schmach empfänden. Die geschmeidige Knappheit seines Stils ist die Frucht eines Fleißes, dessen Intensität nur der gewissenhafte Schriftsteller ahnt. Dann die Wucht seiner vom Wortwitz unabhängigen Satire, die überlegen und tödlich ist. Kraus kommt niemals mit Gelehrten-Ernst, er geht niemals von Theorien, immer vom Leben, vom alltäglichen Ereignis aus, das in seiner Beleuchtung zum typischen Fall wird. Er benützt als Waffe des Angriffs hauptsächlich des Gegners eigenes Wort und eigene Verteidigung und bedarf keiner unverständlichen Terminologie und keines Ballasts von fremder Wissenschaft. Diese zwei Eigenschaften dürften das Buch auch dem sympathisch machen, der mit den darin niedergelegten Anschauungen nicht in allen Punkten einverstanden ist. Karl Kraus bemüht sich darin um die Reinigung unseres Lebens von allerlei giftigem Aberglauben, und Betschwestern und Schlafmützen wird es daher von vornherein mißfallen. Aber wer in manchen Fällen die Sittlichkeit der bestehenden Sitte leugnet, ist nicht notwendig ein zügelloser Libertiner, er ist meist sogar in höherem Sinne ein Moralist als der eifernde Konservator einer überlebten Moral. Er will an die Stelle eines toten Kodex das lebendige Verantwortungsgefühl, an die Stelle äußeren Zwanges eine innere Freiheit setzen; er möchte das Ethos mehr und mehr aus dem Bann starrer religiöser und staatlicher Gesetzlichkeit erlösen und ins Individuum selbst verpflanzen. »Wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz.« (Nietzsche.) Und wo Sittlichkeit nichts anderes sein soll als ein Kompromiß zwischen

*) **Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität. Ausgewählte Schriften Bd. I. Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig 1908.**

veralteten Sitten und übermächtigen Geboten der Natur, ist sie nur Heuchelei und Unnatur.

Wie nicht anders möglich, ist es gerade der unzerstörbarste und elementarste Trieb des Menschen, der Geschlechtstrieb, der unter der äußerlichen Sittlichkeit der Sitte am meisten leidet. Was dem Menschen zur höchsten Lust gegeben ward, wird heute von Religion und Justiz ohne Nutzen und vernünftigen Zweck nach Möglichkeit unterdrückt. Nun wäre es die größte Torheit, die Notwendigkeit gesetzlicher Eindämmung leugnen zu wollen. Dürften überhaupt Triebe sich hemmungslos entfalten, sie würden alsbald allgemeine Anarchie herbeiführen. Nicht die Sexualjustiz an sich ist also verdammenswert und schädlich, sondern die Starrheit derselben. Daß Gebote und Verbote immer noch fortbestehen, wenn schon längst die spezielle Gefahr, die sie bekämpfen, entschwunden ist, dieser schlechte, dem Fluß der Entwicklung hohnsprechende Konservatismus verursacht es, daß die harmloseste und lauterste Lust zu Sünde und Verbrechen werden kann. Ein junger Wiener Schriftsteller, Otto Soyka, schrieb einmal den schönen Satz, der Menschheit sei die Geschlechtslust wohl als ein so großes und ungeheures Geschenk der Götter erschienen, daß sie sich niemals getraute, unbekümmert, herzhaft und mit gutem Gewissen aus ihrem Born zu schöpfen. Wie ein Überbleibsel aus den Urzeiten der Furcht und des härtesten Daseinskampfes, wo alles Lustvolle als etwas Unwahrscheinliches, als eine schlimme Verlockung mit Mißtrauen betrachtet wurde, wo man den Göttern das Teuerste opferte, um sich nur nicht zu glücklich zu fühlen, – so mutet heute den freieren Geist diese immer noch bestehende Scheu an, dieses schlechte Gewissen vor der Geschlechtslust, dieser Dunstkreis von Bosheit, Scham und üblem Geruch um sie herum. Das schlechte Gewissen, die Schmutzriecherei und Grausamkeit äußert sich aber auch öffentlich, und in drei Formen besonders offenbart diese böse Trias sich in ihrer ganzen Scheußlichkeit: im heuchlerischen Muckertum des verdorrten Zeloten, in der hämischen Kaltherzigkeit des bureaukratischen Richters und im giftigen Neid des Philisters, der stets darüber wacht, ob der Nachbar nicht etwa genießt, was er aus Feigheit entbehrt.

Diese obskurantischen und lebensfeindlichen Mächte sind es vornehmlich, die Kraus aufs Korn nimmt. Welchen Schaden sie anrichten, wie sie gegen Leben und Glück der Menschen wüten, das zeigt er an der Hand der markantesten Gerichtsfälle der letzten Jahre. Er beleuchtet den Geist dieser Mächte an ihren eigenen Aussprüchen und Feststellungen und verhehlt auch seine persönliche Meinung nicht, die manchem vielleicht allzu schroff und überhebend vorkommen mag, welche aber mit einer polemischen Vehemenz vorgetragen wird, die einen artistischen Genuß für sich gewährt. Auch plädiert Kraus nicht, wie schlecht informierte Gegner ihm vorwerfen, für ein zügelloses Ausleben des Geschlechtstriebes. Er fordert im Gegenteil in vieler Hinsicht straffere Gesetze und strengere Strafen. Nur über die Rechtsgüter, deren Schutz hiebei in Frage kommt, denkt er anders als die meisten. Während nämlich moralische Eiferer und gesetzgebende Lebensfremdheit vor allem Rechtsgüter von mehr oder weniger imaginärer Natur geschützt sehen wollen, Ehre, Sittlichkeit,

Normalität, Seelenheil und anderes, möchte er die wirklichen Rechtsgüter besser als bisher geschützt wissen: das Recht der Unmündigen, die leibliche Gesundheit, die freie Willensbestimmung und allenfalls noch die öffentliche Ästhetik. Verbrechen an Kindern, Schädigung der Gesundheit und Zwang in jeder Form sollen strenger als bisher bestraft werden, das Einverständnis mündiger und williger Menschen aber sollte heute endlich als Privatangelegenheit gelten dürfen. Sonst wiederholen sich endlos die immer betrüblicher wirkenden Fälle, daß Gesetzesübertretungen und Überschreitungen der Sitte in Geschlechtsdingen, die unter anderen Verhältnissen niemandem Schaden brächten, namenloses Unglück über ethisch durchaus integre Menschen bringen. Es sollte auch nicht sein, daß einem des Mordes verdächtigen Menschen die Mordabsicht in der Weise nachgewiesen wird, daß man »erhebt«, er habe einmal die Ehe gebrochen oder »Orgien gefeiert«. Und es sollte nicht sein, daß aus dem Unglück von Kranken des Empfindens der Weizen der Erpresser emporschießt, während ein Luetiker ein blühendes Geschöpf ohne Furcht vor Gesetzen dem Siechtum weihen und sich selbst vor der gesellschaftlichen Ächtung durch die ärztliche Schweigepflicht gesichert fühlen darf.

Karl Hauer.

* * *

Offener Brief an Herrn Karl Spitteler.

Sehr geehrter Herr Spitteler!

Sie haben im Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte' eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel trägt: »Meine Beziehungen zu Nietzsche«. Der Beweggrund zu Ihrer Schrift war, wie Sie in der Vorrede sagen, dieser:

Es hat der Schwester Nietzsches, der Schriftstellerin Frau Förster-Nietzsche, beliebt, ohne Not und Anlaß aus Briefen ihres Bruders und Anderer eine Art Suite zusammenzurunden und unter dem Titel »Nietzsche und die Kritik« in der Zeitschrift ‚Morgen' zu veröffentlichen, welche sich zwar ganz sanft und harmlos anhört, deren Leitmotiv jedoch, in Worten ausgedrückt, lautet: »Kommet und schauet, ihr Völker alle, schauet und lachet, wie die zwei kleinen Schweizer Zeitungsschreiber Widmann und Spitteler sich anmaßten, den gewaltigen Nietzsche zu bekritteln, wie kläglich sie sich dabei benahmen und wie überlegen, wie gnadenvoll mein herrlicher Bruder.«

Des weiteren gaben Sie als Beweggrund an, daß sich ein »Knäuel falscher Gerüchte« über Ihre Beziehungen zu Nietzsche gebildet habe; daß besonders über eine geistige Verwandtschaft Ihrer Dich-

tung »Prometheus« mit »Zarathustra« falsche Gerüchte im Umlauf seien.

Indem Sie selbst an mehreren Stellen Ihrer Schrift ausdrücklich betonen, daß Sie sich in betreff des Literarischen vollkommen neutral verhalten, und keinerlei persönliche Ansicht darüber äußern wollen, ob der Zarathustra tatsächlich Spuren der Beeinflußung durch Ihren Prometheus trage, muß wohl jeder Leser Ihre Schrift als ein rein menschlisches Dokument betrachten.

Auch ich tue es. Wenn mir daran liegt, das Ergebnis meiner Betrachtung in einem offenen Briefe auszusprechen, so hat dies seinen guten Grund: Friedrich Nietzsche, mit dem Sie in Ihrer Schrift wie mit einem Lebenden Abrechnung halten, ist tot. Er kann keine Antwort auf das geben, was Sie über und gegen ihn sagen. Also möchte ich eine Antwort versuchen.

*

Sie schreiben, wie schon angeführt, daß der Artikel der Frau Förster-Nietzsche »ohne Not und Anlaß« veröffentlicht worden sei.

Dies ist auch meine Meinung. Die Vielschreiberei der Frau Förster-Nietzsche geht Vielen wider den Geschmack. Ich für meinen Teil finde sogar, daß die Biographie, die Frau Förster-Nietzsche von ihrem Bruder geschrieben hat, ein sehr schlechtes Buch ist daß denen, die sich für Nietzsche interessieren, zehn Seiten trockener Daten mehr Nutzen gebracht hätten als die in zwei Bänden erschienene Interpretation des Lebens Nietzsches, die sie uns gegeben hat. Ich finde weiterhin, daß selten etwas Überflüssigeres geschrieben worden ist als die Vorreden, die sie in den gesammelten Briefen Nietzsches in so großer Menge eingestreut hat.

Ich finde endlich, daß Frau Förster-Nietzsche in Dingen Friedrich Nietzsches durchaus nicht kompetent ist; und um zu Ihnen zurückzukehren, daß sie nicht nur in Ihrem Falle, sondern auch sonst sehr oft »ohne Not und Anlaß« geschrieben hat.

Was Frau Förster-Nietzsche im ‚Morgen' gegen Sie veröffentlicht hat, stammt aus dem Nachlaß Friedrich Nietzsches. Die Veröffentlichung dieses Nachlasses betreffend, pflichte ich der Meinung des Herrn Ernst Holzer bei und glaube mit ihm, daß es in jeder Beziehung, für Herausgeber wie für Leser, viel gescheiter gewesen wäre, noch fünfzig Jahre damit zu warten. Für mich ist sicher, daß die Nietzsche-Philologen in fünfzig Jahren eine viel klarere, objektivere Übersicht des Materials haben werden als es irgend Jemand heute möglich ist. Denn sie werden den großen Vorteil einer weiten Distanz für sich haben, einen Vorteil, der besonders Frau Förster-Nietzsche durchaus fehlt. Diese meine Ansicht ist für mich ein Grund mehr, Ihr abfälliges Urteil über die Schwester Nietzsches zu billigen.

Nun aber haben Sie sich in Ihrer Schrift mit Frau Förster-Nietzsche sehr wenig beschäftigt, umsomehr dafür mit Nietzsche selbst, der doch als Toter an der Veröffentlichung im ‚Morgen' unschuldig ist. Man kann Ihnen nicht verübeln, daß Sie überhaupt gesprochen haben; indeß macht der Ton die Musik, und die Musik Ihres menschlichen Dokuments ist meinem Gehör nach an mehreren Stellen disharmonisch.

*

Obwohl Sie, Herr Spitteler, öfters erklären, daß Sie mit dem Gerücht, der »Zarathustra« sei von Ihrem »Prometheus« beeinflußt worden, gar nichts zu tun haben wollen, führen Sie doch auf Seite 15—19 Ihrer Schrift den langen Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß Nietzsche Ihr Buch Prometheus gekannt habe. Gestatten Sie einen Auszug:

Als ich, im Jahre 1880, aus der Fremde in die Schweiz zurückgekehrt, mein erstes Werk (Prometheus I. Teil) herausgab, und dieses Werk keine einzige Besprechung erhielt, da wollte es die Ironie, daß unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, also im Jänner 1881, neben vereinzelten Schriftstellern, im besonderen einige ehemalige Schüler Nietzsches, sich für das Buch begeisterten. »Das muß man unbedingt Nietzsche zusenden«, hieß es, »das ist etwas für ihn«. Heftig verbot

ich das jedem, der mir davon sprach, denn ich wollte lieber ganz verschollen bleiben, als Nietzsche die Fürsprache, vielleicht den Ruhm verdanken. Ob sich jeder an mein Verbot gekehrt hat? Ob es ihm nicht trotzdem zugeschickt wurde? Davon weiß ich nichts, auch keiner meiner Bekannten weiß etwas davon. Wenn man mich aber fragt, was ich sonst von der Möglichkeit halte, daß Nietzsche schon damals oder bald darauf (also im Jahre 1881 oder 1882) meinen Prometheus »durch einen merkwürdigen Zufall« könnte kennen gelernt haben, so antworte ich: ich halte das nicht bloß für möglich, sondern für wahrscheinlich; ja, wenn ich meine Meinung ganz aussprechen darf, so sage ich, es müßte ein merkwürdiger Zufall sein, wenn Nietzsche das Buch nicht schon damals (1881 oder 1882) kennen gelernt hätte. Man muß eben wissen, daß trotz dem Stillschweigen der Presse der »Prometheus« in den höchsten Kreisen der literarischen und gelehrten Welt der Schweiz außerordentliches Aufsehen erregte. Die Kunde davon, daß sich ein erstaunliches, geheimnisvolles Buch biblischen Stils ereignet habe, sprach sich seit Februar 1881 unter den bedeutenden Männern der deutschen Schweiz herum. Keller besaß es, Mayer besaß es, Adolf Frey und Widmann machten (vergebliche) Versuche, die Nachricht von dem Phänomen nach Deutschland zu verbreiten. An den schweizerischen Universitäten war es bekannt . . . Jakob Burckhardt, Professor in Basel, hat es von mir selber zugeschickt bekommen. Und Nietzsche, Professor in Basel, mit allen berühmten Männern der Schweiz in Fühlung, sollte nichts davon vernommen haben? Ich habe schon mitgeteilt, daß zu den allerersten Lesern und Bewunderern des Buches einige ehemalige Schüler und begeisterte Jünger Nietzsches gehörten . . . Was ist nun wahrscheinlicher? Daß diese Schüler Nietzsches ihrem Meister gegenüber sämtlich von dem merkwürdigen Buch geschwiegen haben sollten, oder daß einer von ihnen ihn im Gespräch darauf aufmerksam gemacht hat? Ferner bedeutete ja das Werk für den Buchhandel zu zweien Malen eine Neuigkeit. . . . Was ist nun wieder wahrscheinlicher, daß keiner der Basler Buchhändler das neue Buch Herrn Professor Dr. Fr. Nietzsche zur Ansicht ins Haus gesandt hätte, oder daß einer von ihnen das tat? Ich vermute, es wird wohl der oder jener von ihnen sich ebenfalls gesagt haben: »Das muß man Nietzsche schicken, das ist etwas für ihn«. Oder ich höre Jakob Burckhardt, wie er beiläufig im Gesprach zu Nietzsche sagt: »Sehen sie sich doch einmal gelegentlich das an, wenn Sie Zeit haben! Vielleicht gelingt es Ihnen, aus dem Zeug klug zu werden, ich kann, weiß Gott, nichts damit anfangen«. Endlich: Im Herbst 1881, unmittelbar nach dem Erscheinen des II. Teils, brachte der Berner ‚Bund' eine große Besprechung des Buches; Nietzsche las mit Vorliebe den ‚Bund'. In der gelesensten Zeitung Basels, den ‚Basler Nachrichten', wies Professor Stephan Born, also ein Kollege Nietzsches an der Basler Universität, mit auszeichnenden Worten auf das Werk hin. Darum noch einmal: ich kann zwar keine Spur davon auffinden, daß Nietzsche den Prometheus im Jahre 1881 oder 1883 zugeschickt erhalten hätte, allein es wäre verwunderlich, wenn ihm das Buch damals, da es als erstaunliche literarische Neuigkeit bei den auserlesensten und berühmtesten Persönlichkeiten der Schweiz Aufsehen erregte, entgangen wäre.

..Es ist Ihnen, Herr Spitteler, nicht gelungen, mich von Ihrer unbefangenen Neutralität zu überzeugen. Ich halte es im Gegenteil für einen sehr menschlichen Kniff, daß Sie Ihre Neutralität betonen, und doch zugleich, in den hier angeführten Stellen, den Leser leise und verstohlen zum Glauben, daß Nietzsche-Zarathustra von Prometheus beeinflußt sei, hinführen wollen.

Nicht ohne Absicht sprechen Sie von einem Buche »biblischen Stils«. Sie haben von Zarathustra, Ihrer Schrift zufolge, genau zwei Seiten gelesen und da vielleicht biblische Töne herausgehört. Also: Prometheus hat biblischen Stil, und Zarathustra, der zwei Jahre später erschienen ist, hat auch biblischen Stil ...

Leider täuschen Sie sich in der Sache selbst. Ich setze Ihnen dies, da Sie den Zarathustra nicht kennen, möglichst kurz auseinander. Einzelne Formeln, die im Zarathustra an die Bibel gemahnen, erinnern ebenso gut an Homer. Das priesterliche Pathos gehört zum Wesen Nietzsches, der sich mit Stolz den Priester des Dionysos genannt hat. Sprachlich verwandt ist dem Zarathustra noch am ehesten Hölderlins »Hyperion«. Was den Inhalt des Zarathustra anlangt, so beweise ich Ihnen jederzeit gern, daß die typischen, nämlich die ethischen Umwertungsideen dieses Buches schon in der »Geburt der Tragödie« — die zehn Jahre vor Ihrem Prometheus erschienen ist — unterirdisch, aber gut hörbar anklingen; daß sie sich in jedem folgenden Buch Nietzsches immer deutlicher vernehmen lassen, bis sie der Zarathustra in einer ungeheuren Konzentration zusammenfaßt und laut und lebendig ertönen läßt. Die Zarathustra-Sprache, ihr ethisches Pathos, ist Nietzsche auch in den Büchern vor Zarathustra schon geläufig. Und ihr Schwung wird umso priesterlicher, je mehr sich Nietzsche dem Zeitpunkt nähert, wo er — eben in Zarathustra — sich als Umwerter und Überwinder der Moral fühlt, und mit der alten Moral auch eine

alte Art der philosophischen Sprache von sich weist.

Ihr Prometheus kommt also wirklich nicht in Betracht, auch wenn ihn Nietzsche gekannt hat. Sie haben daher den Beweis, daß er ihn gekannt haben könnte, auch »ohne Not und Anlaß« geliefert. Es sind sehr oberflächliche Nietzsche-Leser, die behaupten, »daß in Nietzsches Zarathustra sich unzweifelhaft deutliche Spuren großer Beeinflußung durch Prometheus erkennen ließen«. Diese Leser kennen die Nietzsche-Bücher vor Zarathustra herzlich schlecht.

Ein Kuriosum komisch-ängstlicher Verfasser-Eitelkeit liefern Sie auf Seite 40 Ihrer Schrift:

Um ihr — der Frage nach der Beeinflußung Zarathustras durch Spitteler — auch in Zukunft fern bleiben zu können, will ich keine eigene Überzeugung gewinnen; und um zu keiner eigenen Überzeugung genötigt zu werden, habe ich mir verboten, den Zarathustra (in welchen ich einst, anläßlich jener Besprechung, nur flüchtig hineingeblickt, um ihn nach der Probe von zwei Seiten wieder wegzulegen) nachträglich zn lesen.

Es reizt sehr zum Lachen, Herr Spitteler, mit welch' feierlichem Ernst Sie unaufgefordert das Versprechen geben, den Zarathustra nicht zu lesen. Aber wie soll dieses Versprechen den Leser interessieren? Sie, Herr Spitteler, werden sich doch nicht vor einem guten Buche fürchten?! Ihr schriftstellerischer Ehrgeiz wird doch durch das gute Buch eines anderen Autors nicht verletzt?!

Ich habe noch mehr an Ihrer Schrift gefunden, was mich menschlich abgestoßen hat. Sie sind immerfort bemüht, dankbar gegen Nietzsche zu erscheinen, dafür, daß er sich Ihrer angenommen hat, für Sie nach einem Verleger suchen gegangen ist und Sie an Herrn Avenarius, den Gründer des Kunstwarts, so freundlich empfohlen hat. Aber, Herr Spitteler, ich habe durchwegs die Empfindung, daß bei Ihnen die Gehässigkeit das Gefühl des Dankes überschrieen hat. Einmal schreiben Sie recht gnädig: »Eines Freundes Blöße deckt man zu«. Und an einer anderen Stelle glossieren Sie nicht sehr zartsinnig, was Ihnen

Nietzsche über Ihre Besprechung seiner Bücher geschrieben hat:

Er tat das in einer Form, die er Ironie zu nennen pflegte (mit dem Worte »Ironie« glaubte er sich überhaupt immer über alle Verlegenheiten weghelfen zu können, auch über die Verlegenheit von Wahrheiten, die ihm nachträglich unbequem geworden waren), das heißt auf deutsch gesagt, in einer durch und durch verdrehten Form.

So spricht kein Dankbarer, Herr Spitteler, wie Sie hier sprechen. Oder aber, Sie haben seltsame Begriffe von Dankbarkeit.

Nun zum Letzten und Wichtigsten, was gegen Ihr menschliches Dokument zu sagen ist.

Der größte Teil Ihrer Schrift beschäftigt sich mit den Briefen und Karten, die Nietzsche an Sie geschrieben hat. Sie üben eine ausführliche und stellenweise sehr unfreundliche Kritik daran. Aber *Sie vermeiden es, den Lesern diese Briefe und Karten vorzulegen.*

Sollen sich die Leser Ihrer Schrift überhaupt ein eigenes Urteil in der Sache bilden dürfen, so ist unbedingt nötig, daß die Nietzscheanischen Schriftstücke in ungekürztem Wortlaut vorgelegt werden.

Es liegt dies in Ihrem eigenen Interesse. Ein mißtrauischer Leser könnte sonst auf den Gedanken kommen, daß Sie diese Schriftstücke gar nicht mehr besitzen und sie nur aus einer dunklen Erinnerung zitieren. Wäre diese Vermutung richtig, so hätte der größte Teil Ihrer Schrift jeden Wert verloren.

Vielleicht nehmen Sie sich die Mühe, derlei Vermutungen als unsinnig zu erweisen.

Dies können Sie aber nur, indem Sie die Briefe Nietzsches der Öffentlichkeit vorlegen.

Hochachtungsvoll

Karl Borromaeus Heinrich.

* * *

Übersetzung aus Harden.

Seit Jahren gehen die deutschen Leser der ‚Zukunft‘ des eigentlichen Genusses verlustig. Sie haben das Gefühl, daß hier die wertvollsten Gedanken in einer fremden Sprache vorgetragen werden, von der sie nur ahnen können, daß sie viel schöner ist als die ihnen geläufige. Wiederholt ist deshalb die dringende Bitte an mich ergangen, ein Lexikon anzulegen, welches, wenngleich mit Preisgabe des dichterischen Moments, das gerade für den politischen Leitartikel unentbehrlich ist, über den Sinn der einzelnen Sätze trockenen Aufschluß gibt. Ich habe dem allgemeinen Drängen nachgegeben und will die Arbeit durchführen, soweit es mir bei dem Stand meiner Bildung möglich ist und soweit neugriechische und hyperboräische Sprachelemente, die den deutschen Satzbau erst zu seiner ornamentalen Geltung bringen, mir nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Ich muß mindestens für den ersten Versuch um Nachsicht bitten. Mancher Stelle konnte ich nur mit einiger Freiheit der Auffassung beikommen; manche blieb unübersetzbar. Anderseits glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich gewisse Bezeichnungen, die der Autor anzuwenden liebt, wie z. B. »Fritzenstaat« oder »Reussenkaiser« als Telegrammadressen auffasse und in solchen Fällen die Klarheit der Kürze vorziehe. Durchwegs aber möchte ich die Verantwortung ablehnen, wenn etwa mit der Fremdartigkeit auch der aparte Reiz einer Wendung verloren ginge.

(28. März bis 18. April.)

Der vom württembergischen Wahlkreis Biberach Abgeordnete	Der Abgeordnete von Biberach
Der meininger Müller	Der Abgeordnete Müller-Meiningen
Der Heilbronner	DerAbgeordnete von Heilbronn

Freisinnshäuflein	Die Freisinnigen
Genossenfraktion	Die Sozialdemokraten
Wallotbräu	Deutscher Reichstag
Herr Gröber runzelt über dem Bartdickicht die Stirn	Herr Gröber, der einen dichten Bart hat, runzelt die Stirn
Wahrscheinlich, daß nur jähe Wut den schwäbischen Tort gebar	Wahrscheinlich, daß der schwäbische Abgeordnete nur im Zorn Unrecht tat
Wie Herr Landgerichtsrat Gröber, wenn er in Kätchens Heimat auf der Sella säße, darüber urteilen würde	Wie Herr Gröber als Richter in Heilbronn darüber urteilen würde
Die denunciatio des Herrn Müller	Die Denunziation des Herrn Müller
Habt Ihr so Euer Leben, Euer Wirken so geträumt, da heißes Sehnen aus der Dumpfheit Euch ins Weite riß?	Habt Ihr Euch so die Erfüllung Eurer Wünsche gedacht, als Ihr diesen Beruf wähltet?
Wo ist die Möglichkeit, immer auf der Seite zu fechten, nach der des Wesens leidenschaftlicher Wille langt?	Wo ist die Möglichkeit, immer seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen?
Stets bereit sein, vom Mahl ins Elend zu laufen, wenn der Wille zur Wahrheit sich am gedeckten Tisch nicht durchsetzen kann	Stets bereit sein, seiner Stellung verlustig zu gehen, wenn sie nicht die Gewähr der Unabhängigkeit bietet
Selbsterziehung zur Mannheit frommt dem Stand mehr als emsige Vereinsmächlerei	Streben nach Selbständigkeit nützt dem Stand besser als Vereinsmeierei
Korypho	Korfu
Unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachträumen	Vor einem Zettelkasten seekrank werden
Die Stadt Konstantins	Konstantinopel
Den Sitz Konstantins erklettern	Den byzantinischen Thron besteigen

Die Beute des geflügelten Markuslöwen werden	Von Venedig besiegt werden
Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt, wehrt dem Romäerreich die Slavengefahr ab	?
Unter den Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verwest der Leib des von großen Kriegern und Organisatoren geschaffenen Staates	? ?
Von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos	? ? ?
Die Eparchie Kerkyra	Der Sprengel Korfu
King Edward	König Eduard
Der Sohn Umbertos	Viktor Emanuel
Die monegassische Hoheit	Fürst von Monaco
Der ubiquitäre Herr Jacob	Pichon
Uncle Sam	Amerika
Das Sternenbannerreich	Die Vereinigten Staaten
Betätigungrecht	Betätigungsrecht
Jünger des heiligen Fiakrius	Fiaker
Der Kongreß der von Bonapartes Tatze zerstückten Europa	Der Wiener Kongreß
In schlichterer Lebensmitte erzogen	Einfacher erzogen
Chronikon	Chronik
Ein vom deutschen Volk Abgeordneter	Ein deutscher Abgeordneter

Artikel, in denen er stöhnte	Artikel, in denen er klagte
Ein Freund des King	Ein Freund des Königs von England
Bülow im Schwiegervaterland	Bülow in Italien
Der vom Sultan Gesandte	Der türkische Gesandte
Albanerland	Albanien
Die Reise ins Wikingermeer	Die Nordlandsreise
Der Gottorperhof	Der russische Hof
Das Tier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut	Das Chamäleon
Die für den Kaiser gedeckte Tafel wird mit allen Wundern südlichen Lenzes geschmückt	An der Hoftafel wird junges Gemüse serviert



Glossen.

In einem Feuilleton über die Aufführung der Bittnerschen »Roten Gred« bedauert der Musikreferent der ‚Zeit‘, daß die Heldin, die sich zum Schluß auf ein Schiff unter Landsknechte rettet, mit dem Leben davon kommt. Er schreibt:

Dieser Ausgang ist ebenso widerwärtig als unbefriedigend, denn wir tragen das Verlangen, daß jener Leib, der mit seinen Reizen so viel des Unheils gebracht hat, vor unseren Augen vernichtet werde, und ein Mitgefühl, das wir der lebendigen Gred versagen mußten, hätten wir vielleicht der sterbenden geschenkt. So aber verlassen wir das Haus in einem Zustande des Mißbehagens, obgleich wir den Abend hindurch viele günstige Eindrücke empfangen haben.

Der Mann, der aus Mitgefühl so grausam ist, heißt R. v. Perger und war früher Direktor des Konservatoriums. Jetzt hat er sich unter die Kritiker gerettet. Ein unbefriedigender Ausgang;

denn wir tragen das Verlangen, daß der Geist, der mit seiner Reizlosigkeit so viel des Unheils über die Musikjugend gebracht hat u. s. w. Nach dem Strafgesetz sind weder die dämonischen Wirkungen, die eine rote Gred ausübt, noch die tödliche Langweile, die von der Leitung des Konservatoriums durch Herrn v. Perger ausging, zu fassen. Dennoch glaube ich, daß einem die Wahl nicht schwer fallen wird. Denn wer würde nicht selbst den Ruin durch eine rote Gred einem gesicherten Dasein an der Seite des Herrn v. Perger vorziehen? Die rote Gred kommt kaum aufs Schiff, und schon raufen die Landsknechte um ihren Besitz. Sie ist gewiß eine unmoralische Person, aber man stelle sich vor, was die Landsknechte täten, wenn Herr v. Perger aufs Schiff käme und sich ans Steuerruder setzte. Da gäb's keinen Streit, da blitzte keine Klinge, da würde die vollste Übereinstimmung durch ein Schnarchen ausgedrückt, das harmonischer tönte als selbst ein Schülerorchester unter der Leitung des Herrn v. Perger, und ruhig glitte das Schiff seine Bahn . . . Das ist eben der Unterschied. Eine Person, die so unanständig ist, die Sinnlichkeit der Männer zu erregen, macht man nicht zur Heldin einer Oper! Oder wenn schon, so muß am Schluß ihr Leib vernichtet werden. Das ist jene Reinigung, die das wahre Drama bieten soll und die doch auch im Leben die besseren Herren immer vornehmen, nachdem sie die Reize einer unanständigen Person gekostet haben. Denn die Seelenstimmung, in der sich »omne animal« zuweilen befindet, ist der Ausdruck einer höheren Gerechtigkeit, und wenn durchaus wegen der Erregerin solcher Depression etwas blitzen soll, so mögen es nicht die Klingen sein, sondern die Ritter. Herrn v. Perger gebührt das Verdienst, jenen Zustand, in dem auch dem Troubadour das Wort »Schlampen« einfällt, zum ästhetischen Prinzip erhoben zu haben. Nur vertritt er dieses mit einer Härte, die im Zeitalter der Humanität befremdend wirken muß. Toilette machen, davonlaufen

und nie wieder auf der Straße grüßen — das sollte doch genügen! Wenn die sittliche Empörung besonders groß ist, könnte man die rote Gred etwa noch wegen heimlicher Prostitution anzeigen. Aber wer wird denn gleich den Leib vernichten lassen und dabei noch zusehen wollen? Ich weiß nicht, ob die Reize der Konservatoristinnen, damals als Herr v. Perger Direktor war, besonders viel Unheil angerichtet haben. Ich würde es wünschen; denn es ist immer ein tröstlicher Gedanke, daß es dem männlichen Ernst nicht völlig gelingt, das Leben mit Langweile zu verkleistern, wenn Frauen etwas dawider haben. Aber ich weiß, daß sich Herr v. Perger als Direktor des Konservatoriums durch nichts ausgezeichnet hat, und ich finde es unbegreiflich, daß er sich als Musikkritiker gerade durch Grausamkeit hervortun will. Früher klappten bloß die Orchesterübungen nicht, wenn Herr v. Perger den Taktstock in die Hand nahm, aber sonst stand er im Ruf eines umgänglichen Mannes; jetzt »wirft man zu einem Nero und Busiris seinen Namen«. Sollte er wider Erwarten Gedankenfreiheit geben, dann werde ich von ihr in Bezug auf ihn den ausgiebigsten Gebrauch machen!

* * *

Die Leute vom Eisenkartell haben sich mit Recht darüber aufgehalten, daß der Maler Hohenberger, der sie als Gruppe verewigen sollte, ihre Verdienervisagen von Renaissancekostümen sich abheben ließ. Da die Renaissance nicht wegen Ehrenbeleidigung klagt, mußte Herr Feilchenfeld klagen. Das Bild war eine Privatsache, und der Künstler, der auf Bestellung arbeitet, macht sich lächerlicher als den Bankier, wenn er die öffentliche Ausstellung solchen Ulks mit heiligem Ernst verteidigt. Wenn ein Gerichtshof endlich zurecht erkennte, daß die Eisenwucherer in der Sezession gehängt werden sollen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; bis dahin aber dürfen sie sich gegen alles, was mit ihnen in

effigie geschieht, verwahren. Zu Ausbrüchen des Künstlerstolzes war keine Veranlassung. Sie sind stets mit logischen Unregelmäßigkeiten verbunden. Als einer der Geldmenschen sich darüber beklagte, daß er auf dem Bilde als Schleppträger dargestellt sei, wäre die Absicht der Degradierung leicht beweisbar gewesen. Aber den Beweis durfte gerade einer der Kläger nicht führen, sonst wäre es wohl herausgekommen, welche Rolle er und seinesgleichen am Hofe des Herrn Wittgenstein spielen und welche Direktiven der Maler vom Mäcen empfangen hat. Darum konnte Herr Hohenberger pathetisch werden und den schönen Satz aufstellen: »In der Kunst gibt es keine Degradation! Wenn der Sonnenthal oder der Lewinsky einen Diener oder einen König darstellt, so ist das egal!« So logisch ist nun einmal die gekränkte Künstlerwürde. Wenn der Sonnenthal einen Diener oder einen König gibt, so ist das gewiß egal; aber der Vergleich könnte doch höchstens die Berechtigung des Malers erhärten, einen Diener oder einen König zu malen, nicht die Verpflichtung des Modells, sich als Diener oder als König malen zu lassen. Nicht die Verpflichtung eines zahlenden Modells. Weil es in der Kunst keine Degradation gibt, so vergibt sich Herr Hohenberger gewiß nicht das geringste, wenn er einen Eisenwucherer konterfeit. Das Modell aber macht nicht die Ehren oder Herabsetzungen der Kunst mit, sondern unterliegt nur der sozialen Wertung. Wird ein Wucherer als König gemalt, so ists eine Ehre, wird ein König als Wucherer dargestellt, eine Degradation. Nur wenn das Modell selbst Künstler wäre, ginge ihm die Wirkung einer Linie oder eines Flecks über die stoffliche Bedeutung. Aber es ist pure Heuchelei, zu verlangen, daß zum Beispiel ein früherer Bankdirektor sich geehrt fühle, weil der Künstler aus Gründen der Lichtverteilung ihn so aufgefaßt hat, als ob er bloß vier Millionen gestohlen hätte.

* *
*

,Wiener Allgemeine Zeitung'
6. April:

Lange Gesichter gibt es zur Frist an den verschiedenen deutschen Höfen und Höfchen. Es ist nichts mit der im größten Ballettstil ausgedachten Gratulationscour sämtlicher deutschen Reichsfürsten unter dem Kommando Kaiser Wilhelms II. bei unserem Kaiser in Wien . . . Quos ego! War es doch von allem Anfang ersichtlich, daß das ganze Massengratulationsprojekt von irgend einem egoistischen Berliner Höfling stammte . . . Allein Kaiser Wilhelm besitzt politischen Takt, Feingefühl eines vornehm Denkenden. So war ihm sofort klar, daß es seinem greisen und treuen Freund, der doch auch ein deutscher Fürst ist, nicht angenehm sein könne, an die peinlichste Zeit seines arbeitsreichen Lebens erinnert zu werden . . . Die Herren von der Berliner Kamarilla haben es diesesmal gar zu plump und unschlau angefangen. Die Masseninvasion deutscher Fürstlichkeiten in Wien wird unterbleiben . . . Der Gewinn aus dem projektierten duodezfürstlichen Fremdenverkehr in Wien wäre denn doch allzu teuer durch das Emporbeschwören trüber Erinnerungen im Geiste jener erlesenen Persönlichkeit bezahlt, deren Jubiläum die Berliner Kamarilleriche mit seltener Taktlosigkeit für ihre Lüsternheiten zu exploitieren hofften.

,Wiener Allgemeine Zeitung',
10. April:

Wie wir von informierter Seite hören, scheint sich die Nachricht, daß eine Anzahl deutscher Bundesfürsten unter Führung des deutschen Kaisers in Wien erscheinen werde, um dem Kaiser Franz Joseph anläßlich seines 60jährigen Jubiläums gemeinsam ihre Glückwünsche darzubringen, zu bestätigen. Amtlich ist jedoch diesbezüglich noch keine Verständigung eingelangt. Aus diplomatischen Kreisen erfahren wir, daß die deutschen Bundesfürsten, insbesondere Kaiser Wilhelm, schon vor längerer Zeit dem Wunsch Ausdruck gaben, eine solche solenne Kundgebung zu veranstalten, durch welche das intime und herzliche Bundesverhältnis, welches zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn herrscht, zum Ausdruck gelangen sollte. Diese Anregung, welche, wie erwähnt, von deutscher Seite ausging, scheint nunmehr ihrer Verwirklichung entgegenzugehen, wenngleich amtliche Schritte in dieser Richtung noch nicht erfolgt sind. Es wäre selbstverständlich mit großer Freude zu begrüßen, falls eine so markante Demonstration für das innige Verhältnis der beiden verbündeten Reiche, wie es in der von den deustchen Bundesfürsten geplanten Kundgebung zutage treten würde, stattfinden sollte.

* * *

In der 250. Nummer der ,Fackel' hat die folgende Erklärung leider keinen Platz mehr gefunden:

Von dem ursprünglichen Vorsatz, dieses Heft ausschließlich der Syphilis zu widmen, mußte ich schon deshalb abkommen, weil ja der nicht weniger verbreitete Lippowitz auch eine gewisse Beachtung verdient und weil gerade jetzt einige Aus-

sicht auf energische Ausrottung dieses Übels besteht. In der ‚Frankfurter Zeitung' vom 3. April war nämlich zu lesen:

[Apachenjournalistik.] Im ersten Morgenblatt vom 8. März d. J. brachten wir unter dem Titel »Eine Seelenleserin« einen Artikel unserer Pariser Mitarbeiterin Anne Jules Case. Am 14. März erhielten wir von Frau Jules Case folgenden Brief: »Der Zufall spielt mir einliegenden widerrechtlichen Abdruck meines Artikels in die Hände, ohne Quellenangabe, ohne meinen Namen zu nennen. Das ist doch unerhört! Wollen Sie mich wissen lassen, was ich zu tun habe, oder ob die ‚Frankfurter Zeitung' für mich eintritt. Das ist ja geradezu Apachenjournalistik!« Das Blatt, das diesen widerrechtlichen Abdruck gebracht hatte, war das ‚Neue Wiener Journal' (Herausgeber J. Lippowitz). Wir protestierten in einer Zuschrift an diesen Herrn energisch gegen das unserer Mitarbeiterin zugefügte Unrecht und erhielten zu unserem Erstaunen am 25. März von Herrn Lippowitz ein Antwortschreiben, das neben einer ausfälligen Bemerkung über den »unkollegialen« Ton unserer Zuschrift folgende Stelle enthält: »Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Arbeit unserer ständigen Pariser Korrespondentin Anne Jules Case, welche uns den betreffenden Artikel »Die Seelenleserin« selbst überwiesen hat. Wir haben also allen Grund, uns darüber zu wundern, daß uns unsere Korrespondentin einen Artikel, der ihr noch dazu als Originalartikel honoriert wird, anbietet, nachdem diese Arbeit vorher in der ‚Frankfurter Zeitung' zum Abdruck gelangt ist.« Nach dieser »Aufklärung« hätte also Frau Case sich bei uns über einen widerrechtlichen Nachdruck beschwert und unsere Hilfe gegen diese Art von Apachenjournalistik angerufen, gleichzeitig aber den fraglichen Artikel zum Originalpreise dem ‚Neuen Wiener Journal' überwiesen. Einige Kenntnis unserer Pappenheimer hat uns vor einer verfrühten Entrüstung über Frau Case geschützt. Wir sandten der Dame den Brief des Herrn J. Lippowitz mit der Bitte um Rückäußerung ein und erhielten am 30. März folgende Antwort: »Nein, das geht doch wirklich über alle Erwartungen. Ich bin starr! Diese dreiste Lüge ist geradezu empörend! Hier haben sie meine feierliche Erklärung über den wahren Tatbestand der Angelegenheit: Es ist mir gar nicht eingefallen, dem ‚Neuen Wiener Journal' den für die ‚Frankfurter Zeitung' als Originalartikel eingesandten Beitrag »Eine Seelenleserin« anzubieten. Dergleichen »journalistische« Streiche liegen mir fern und gehören nicht zu der Schule, aus der ich stamme. Als schlagender Beweis aber für meine Korrektheit in dieser Angelegenheit dient doch die Tatsache, daß ich selber Ihre Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit lenkte.« Wir haben auch keinen Moment an der Korrektheit von Frau Case gezweifelt, wohl aber war es uns von vornherein klar, daß Herr Lippowitz mit seiner Behauptung verblüffen wollte, wohl unter der Voraussetzung, daß Frau Case als gelegentliche Mitarbeiterin des ‚Neuen Wiener Journal' nicht den Mut haben werde, ihre Ehre zu verteidigen und ihren »Brotgeber« öffentlich zu überführen. Herr Lippowitz hat sich in dieser Annahme geirrt. Wir übergeben den ganzen Akt der Öffentlichkeit und erklären damit Herrn Lippowitz als für uns erledigt.

* *
*

Ein Bezirksrichter hat den Ausspruch getan: »Die sittliche Gefährdung ist genügend erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist.« Der Ausspruch entstammt einem heillosen Optimismus. Denn die sittliche Gefährdung ist leider ganz und gar nicht erwiesen, wenn man beim Ballett angestellt ist. Und tief traurig ist, daß sich die Ballerinen im ‚Extrablatt' entrüsten, anstatt dem Richter für das Kompliment zu danken. Die Ballerinen wollen aus der Hausbackenheit, zu der sie ihr Beruf verurteilt, nicht herauskommen. Sie sind stolz darauf, dem Leben so fremd gegenüberzustehen, wie ein Bezirksrichter. Der hat wahrhaftig keine Ahnung von diesen Dingen, wenn er einer Angeklagten sagt: »Hätten Sie Ihre Tochter nicht mit acht Jahren zum Ballett gegeben! Das heißt ja die sittliche Gefährdung bei den Haaren herbeigezogen.« Wenn eine Mutter es darauf abgesehen hätte, die letzten Funken sinnlichen Temperaments in ihrer Tochter auszutreten, sie täte nichts besseres, als diese mit acht Jahren zum Ballett zu geben. Auf solidere Art kann eine ihre Weiblichkeit nicht verbrauchen, als durch den Tanz. Das versteht freilich der Philister nicht, den ein fliegender Rock ins Elysium entrückt, und der nicht ahnt, daß ein Eiszapfen darin steckt. »Ja, so sind sie, ja, so sind sie, die Damen vom Ballett!«: wenn sie nicht einen Tugendbund gründen, sind sie treu. Es gibt keine Klasse bürgerlicher Frauen, die es ihnen an geradezu lebensfeindlicher Ehrbarkeit gleichtun könnte. Sie verachten den Sinnentand. »Die Mitglieder des Balletts«, ruft eine Primaballerina, »die es ehrlich mit ihren künstlerischen Aufgaben nehmen, haben zu viel zu tun, um sich in Niedrigkeiten zu verlieren.« Stolz bekennt sie, sie für ihre Person habe »weder die Sittlichkeit in Italien noch in Frankreich und auch nicht in Wien aus dem Gleichgewicht gebracht«. Ballerinen lieben nicht, sondern tanzen. Auch das erweckt manchmal unsittliche Erwartungen, aber umso ehrenvoller ist dann die Enttäuschung, die man den Männern zuteil werden

läßt. Und je mehr Männer eine nicht interessiert hat, umso großartiger kommt sie sich vor. Eher könnte man Pfaffen der Gottlosigkeit beschuldigen, als Ballerinen der Unmoral.

* * *

(Hof- und Personalnachrichten.) Ein Maler, der das Hauptverdienst an der künstlerischen Ausgestaltung des Festzugs haben wird, wird schon heute in den Zeitungen Professor genannt. Ein Anachronismus also. Hoffentlich werden solche Verstöße gegen die historische Wahrheit wenigstens bei den Kostümen vermieden sein. — Handelsminister Fiedler hat dem Kaiser die Ernennung von acht Ministerialräten unterbreitet und durch einen Hinweis auf das Jubiläum begründet, worauf der Kaiser bemerkte: »Ich glaube, die Herren nützen die Sache zu sehr für sich aus. Es sollte etwas für die unteren Rangsklassen geschehen.«

* * *

Ich habe im ‚Neuen Wiener Journal‘ diese Notiz gefunden:

(Die Ermordung des Grafen Potocki) hat die größte Aufregung hervorgerufen. Das größte Aufsehen in allen Kreisen der Bevölkerung erregen auch die künstlerischen tadellosen Arbeiten der Kunstanstalt »Photographie-Palast« (II. Bezirk u. s. w.), der es gelungen ist, sich mit Hilfe ihres Mottos »Erstklassige Leistungen, Preise konkurrenzlos« das allgemeine Vertrauen zu erwerben.

Nun, photographische Darstellung des Leichenbegängnisses eines ermordeten Statthalters: das wäre die Grenze, bis zu der die Intimität des Geschäftssinns mit einem Ereignis gehen könnte. Hier aber ist der tote Statthalter als Sandwichman verwendet. Daß sich ein Journalismus, dem solche Neuerung geglückt ist, gegen das Wort »Saubengel« verwahrt, ist immerhin ein Beweis von Zartgefühl.

* * *

Ein Blatt hat, weil die Dummheit immer noch überboten werden kann, eine Rundfrage nach dem

schönsten Wiener Lied gestellt, und eine Sängerin hat geantwortet, am liebsten sei ihr das Lied:

Du guater Himmelvoder
I brauch kein Paradies
I bleib viel lieber doder
Weil mei Wien für mi 's Himmelreich is.

Richtig, das ist's! Ich habe lange doder gelebt, aber die Formel für die Gräßlichkeit des Doderseins nicht gefunden. Das ist's also. Und ich frage ernsthaft, ob man in einer Stadt leben kann, in der sich »Vater« auf »da« reimt.

K. K.



Die Forum-Szene.*)

Wenn Deutschlands Genius ein Cäsar ist, dessen großes Herz brach und dessen Leichnam noch von den Wunden blutet, die die Verräterwaffe ihm geschlagen hat, so ist Einer da, der auf offenem Forum sich mit dem löcherigen Mantel einer toten Pracht drapiert. Einer, der mit kaltem Pathos, aufgewärmten Reminiszenzen und einer Gebärde der Innerlichkeit, die Steine verhärten und Gehirne erweichen könnte, immerzu »ausspricht, was ist«. Einer, der beinahe das Vaterland gerettet hätte, dessen publizistisches Programm jedoch lautet: »Nun wirk' es fort — Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!« Einer, der sich als Vollstrecker eines politischen Testaments aufspielt, die Verschwornen ein Grüppchen nennt und den Brutus und Cassius bloß nachweisen kann, daß sie ehrenwerte Männer sind. Aber keinen Augenblick lang wäre das Volk von Rom im

*) Diese Satire ist im zweiten April-Heft der Zeitschrift ‚März' erschienen.

Banne eines Mark Anton gestanden, der den Vorwurf politischer Zweideutigkeit durch die Behauptung hätte stützen wollen, daß sie alle, alle normwidrig sind, und daß zumal Portias Bettgenoß in schwierigen Lagen seinen Mann nicht gestellt hat. Er hätte sich mit diesem Versuch in den Augen des letzten Plebejers gerichtet, er hätte den ganzen Kredit eingebüßt, den ihm die Erinnerung verschaffen mochte, daß Cäsar ihm am Lupercusfeste dreimal ein Vanilleneis angeboten hat. Und im günstigsten Fall konnte er sich nur durch eine undeutliche Ausdrucksweise den Folgen seines Wagnisses entziehen. Wenn er etwa begonnen hätte:

Mitbürger! Freunde! Nachfahren der im Tiberbezirk von der Wölfin Gesäugten! hört mich an! Cäsarn in die Grube zu senken, nicht mit blinkender Rede ihm seines Wirkens bleibende Spur zu zeichnen, bin ich vor euch, die der Volkheit Wollen eint, getreten. Was Menschen Übles tun, trägt ins Gedenken noch die Viruskraft, wenn mit dem längst verdorrten Leib frommen Handelns Erinnerung die Scholle fühllos deckt. (Fühllos? Die im Frühlenz Erneute läßt menschlicher Kurzsicht den mit leiser Tröstung sänftigenden Kinderglauben der Wiederkehr). So sei es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus hat euch, da er mit flinkem Finger den Schwichtigunggrund gefunden wähnte, gesagt, daß Herrschsucht ihm, der gleißende Wurm, am Ziel noch ungesättigt, aus dem Auge sah. Wenn dies erweislich wahr ist, kein Rügewort könnte den sichtbaren Fehl so schmerzvoll treffen, wie ers trotz einem Tag vor Tag an die res publica gebundenen Daseinsinhalt verdiente. Und das grause Ende, das diesem Leben ein Grüppchen der vom Volk Abgeordneten bereitet hat, würde auch den im politischen Handlungdrang noch nicht völlig gewirrten Sinn ein von Dike selbst befohlenes Werk dünken. Hier, mit des Cajus Titus Ämilius Marcus Brutus Willen und der Andern (denn Brutus ist, soweit das Urteil der im Geltungbereich der Sitte

Wohnenden zum Ansehn hilft, ein der Ehren, die in der Siebenhügelstadt auch geringern Könnern heut die Stirn beglänzen, werter Mann; und neben ihm, mit ihm, sind alle, die gleiches Hoffen bindet, gleicher Erfüllung wert) — —

Zwischenrufe: »Das Testament! Das Testament!« wären schon an dieser Stelle laut geworden. In dem losbrechenden Lärm versucht Redner vergebens sich unverständlich zu machen. Man merkt nur, wie er sich um die kürzeste Bezeichnung der Stadt Rom herumdrückt, und hört eine Geschichte von der dem Hirtengott bereiteten Wolfsfeier, worunter das bekannte Lupercusfest gemeint sein will. Endlich verschafft er sich Ruhe, nennt Cassius einen stillen Mächler und behauptet, daß das Plänchen zur Beseitigung Cäsars von Männern geschmiedet sei, die diesen Namen nicht verdienen, weil ihnen ein kränkliches Wesen eigne, und die politisch gefährlich seien, weil sie, denen der Willenskanal doch nicht völlig verstopft ist, auf ihren warmen Plätzchen flink ein Weltrühmchen erhaschen möchten. Da diese Anspielungen niemand versteht, halten alle den Redner für den Retter des Vaterlands und ahnen nicht, daß eine enttäuschte Frau hinter ihm steht, eine von jenen, die in der Politik schon einmal ohne Dank sich betätigt haben, als sie nämlich das Kapitol retteten. Darum entschließt sich Mark Anton zu einer deutlicheren Sprache. Von einem der römischen Feldherren werde offiziell zugegeben, er habe seinen Burschen Lucius »unzüchtig berührt«. Solch beschönigender Darstellung gegenüber hält er es für seine Pflicht, nicht nur anzudeuten, sondern auszusprechen, was ist, und nachdem er in Parenthese bemerkt hat: »Nur berührt? Er hat ihn geküßt und versucht, ihm den Chiton herunterzureißen«, bekennt er sich zu einer Tat, auf die ein Repräsentant der Kultur seines Volkes wahrhaft stolz sein kann: »Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verführer junger Soldaten erwirkt. Durch

Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Überführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt«. Und leicht sei es ihm nicht geworden. Der Gedanke an das Schicksal dieser Männer (Männer?) ließ ihn »manche Nacht im Fieber«, das man ursprünglich für eine Begleiterscheinung der Pleuritis hielt, »durchbeben; der grause, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat« . . . Das Volk von Rom merkt sofort, daß man es hier mit einem Willensmenschen von säkularer Größe zu tun habe, der aus freiem Antrieb die ganze Arbeit zu leisten imstande ist, für die ein Staatsanwalt bezahlt werden muß. Er kann sich gar nicht genug tun in der Anerkennung seines Verdienstes, in zwei flagranten Fällen ein Vergehen gegen das Strafgesetz nachgewiesen zu haben, nachdem in so vielen anderen Fällen bloß ein schäbiges normwidriges Empfinden und kein ausgewachsenes normwidriges Handeln an den Tag gekommen war. »Daß Zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hatten, vernichtet werden konnten und allen Soldaten von berufenen Warnern jetzt die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt!« — —

Fünfzehn Jahrhunderte später rief Hutten: »Ich habs gewagt!«, aber durch die Zeitalter schwoll das Pathos der sittlichen Überzeugung dermaßen an, daß es sich schließlich bei einem Berliner Publizisten, der sich sonst nur auf den alten Bismarck zu berufen pflegte, im Ausruf Luft machte: »Schon der alte Gehlsen hat gesagt, der Graf L. habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben.« Deutschland stand damals auf der Höhe der kulturellen Entwicklung, die christliche Moral hatte seit der Pilatusfrage nach der Wahrheit ungeheure Fortschritte gemacht und war endlich bis zur Suche nach dem »Erweislich

Wahren« im Geschlechtsleben des Nebenmenschen gelangt. Es war der Weg, an dessen Anfang die Worte »Es ist vollbracht!« und an dessen Ziel die Worte »Es ist erreicht!« standen.

Karl Kraus.

* * *

Menschenwürde.*)

Die Stellung des Künstlers zur Menschheit ist noch immer nicht geklärt. Entweder ist ihre Würde in seine Hand gegeben oder es faßt ihn ihr ganzer Jammer an. Fühlt er aber die Identität dieser beiden Möglichkeiten, so macht er sich unmöglich. Ich habe mich viel und eingehend mit der Menschenwürde beschäftigt, habe in meinem Laboratorium die verschiedensten Untersuchungen darüber angestellt und muß bekennen, daß die Versuche in den meisten Fällen schon wegen der Schwierigkeit der Beschaffung des Materials kläglich verlaufen sind. Die Menschenwürde hat die Eigentümlichkeit, immer dort zu fehlen, wo man sie vermutet, und immer dort zu scheinen, wo sie nicht ist. Der Fähigkeit gewisser Tiere, die Gestalt lebloser Körper oder Pflanzen anzunehmen, welche man Mimikry nennt und die die Natur erfunden hat, damit sie ihre Verfolger zum Narren halten können, entspricht beim Menschen die sogenannte Würde. Er zieht ein Kleid an und stellt sich in Positur. Der Hauptmann von Köpenick aber war es, der dieser unterhaltlichen Schutzvorrichtung selbst wieder einen Possen gespielt und die menschliche Mimikry entlarvt hat; als er mit Würde daherkam, ergab sich die Würde, als er mit Trommeln und Pfeifen einzog, ging die Autorität flöten, und darum ist es begreiflich, daß er jetzt in einem Zuchthaus an der Schwindsucht sterben muß. Man sagt, er habe sich bloß den Scherz einer Verkleidung erlaubt; aber in Wahrheit hat er mehr getan, er hat die Verkleidung eines

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Ernstes enthüllt. Wenn ein Shakespearescher König wahnsinnig wird, so benützt er die Gelegenheit, um Weisheiten auszusprechen, die man ihm sonst übelnähme; man würde ihn für verrückt halten. Auch der Narr ihm zur Seite genießt die Vorteile seiner Stellung: nähme man ihn ernst, man ließe sich von ihm auch nicht die kleinste Wahrheit gefallen. Er darf seinen König einen Narren nennen, der König darf die Behauptung wagen, daß man »dem Hund im Amt gehorcht«, und der Schuster in der Uniform kann beweisen, daß der Hund im Amt dem Schuster in der Uniform gehorcht. Einem Mann, der lange Zeit im Kostüm eines persischen Generals die höchsten Kreise einer Residenzstadt zu seinem eigenen Besten gehalten hatte, kam man endlich darauf, daß er eigentlich gar kein persischer General oder, wenn er einer sei, daß er noch avancieren müßte, um den Rang eines europäischen Korporals zu erreichen. Jener wahnsinnige König hat sofort die Wahrheit erkannt; denn er sagte: »Euch, Herr, halte ich als einen meiner Hundert; nur gefällt mir der Schnitt eures Habits nicht. Ihr werdet sagen, es sei persische Tracht; aber laßt ihn ändern.« Wenn er ihn nun ändern läßt und sich etwa zur Uniform des Schweizer Admirals aus »Pariser Leben« entschließen sollte, wird er darum nicht weniger beliebt sein. Die Menschenwürde, mag sie selbst als Takowa-Orden verliehen oder als päpstliche Jubiläumsmedaille um den Hals gehängt werden, sie gewährt in allen Formen Schutz vor Verfolgung und bringt den Respekt jener ein, die noch nicht auf die Idee verfallen sind, sie sich zu verschaffen. Die Würde, die das wahre Verdienst einst um den Vermittlungspreis bekam, ist jetzt unter dem Herstellungspreis zu haben. Vorbei die Zeiten, da ein Gregers Werle mit der idealen Forderung umherging, die Medaillen, die die Bahnhofportiers auf der Brust tragen, müßten revidiert werden. Heute schafft der Besitz die Berechtigung. Früher hatten die Hochstapler von der Dummheit gelebt;

jetzt bereichert sich die Dummheit auf Kosten der Hochstapler und beutet sie in der rücksichtslosesten Weise aus. Denn die Menschenwürde verleitet zur Erzeugung falscher Ehrenzeichen und wenn der Schwindler eine Zumutung zurückweist, dem Dummen gelingt es stets noch, ihn zu überlisten. Vor allem aber wollen die Leute einen Titel hören, unter dem sie sich nichts vorstellen können. Man kann dem hochmütigsten Beamten den Fuß auf den Nacken setzen, wenn man ihm sagt: »Ich bitte mir diesen Ton aus, Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Exhibitionist bin!« Die Menschenwürde hat die Eigenschaft, sich selbst so zu imponieren, daß sie sofort nachgibt, wenn sie aufbegehrt. Ich kenne eine Stadt, in der sie an jeder Straßenecke solche Siege feiert. Auch dort hat jetzt Gottseidank ein Kutscher die gleichen politischen Rechte wie ein Baron, aber wenn er ihn zum Wahllokal befördert hat, so sagt er zu ihm: »Küß die Hand, Euer Gnaden!« Als der Staatswagen dahintorkelte, riß das Volk die Tür auf. Aber es stellte sich heraus, daß es nur Wagentürl-Aufmacher waren. Man fragte sie, was sie wollten, und sie sagten: »Euer Gnaden, wissen eh!« Sie wollten ein Trinkgeld, man gab ihnen die Menschenwürde, und sie brummten: »So a notiger Herr!...« Ich habe eine wahre Hochachtung vor dem Menschenrechte der Freiheit, so sehr, daß ich der Freiheit das volle Recht auf die Menschen zuerkenne, die sie verdient. Ich habe eine unbegrenzte Ehrfurcht vor den politischen Rechten; wenn aber der Absolutismus des Trinkgelds nicht abgeschafft ist, so glaubt das Volk, ein Achtundvierziger sei die Rufnummer eines Fiakers, und ein Unnummerierter ist doch mehr. Ich kenne einen Hoflieferanten, der sich ins Privatleben zurückgezogen hat, nicht ohne daß ihm der Verkehr mit den hohen Herrschaften, die er bedient hatte, zu Kopf gestiegen wäre. Er benimmt sich noch heute in jeder Lebenslage so, als ob er eine Lieferung für die Königin von Hannover zu effektuieren hätte. Die

geheimsten Wünsche und Beschwerden des Bürgerherzens kommen ans Tageslicht, und als er einmal in einem öffentlichen Lokal eines leibhaftigen Aristokraten ansichtig wurde, verbeugte er sich und rief: »Zu Füßen des Herrn Grafen, zu Füßen!« Es war mir wie die Vision eines unblutig niedergeworfenen Aufstandes. Ein radikales Gemüt kann wieder auf Lebenszeit von einer Leitartikelphrase verwirrt werden. Ich glaube, daß die Politik immer entweder daran krankt, daß die Ideen aus kleinen Köpfen in kleinere Herzen oder aus kleinen Herzen in kleinere Köpfe übergehen. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, dann bekommt er die Masern, dann die Würde, und mit der weiß er schon gar nichts anzufangen. Ausgenommen, wenn er Kartellträger wird. Das ist nämlich die einzige Situation, in der der Philister herumgeht, als ob er der Mandatar der Vorsehung wäre. Weh dem, der ihn in dieser Würde nicht ernst nimmt, er erhebt sich mit einem »Pardon, dann hab ich hier nichts mehr zu suchen!«, und das Protokoll, die Reinschrift der Würde, ist fertig. Wenn nicht hin und wieder ein Kommis fixiert würde, wir wüßten nichts von den ehernen Gesetzen, die uns an das Schicksal binden. »Würde« ist die konditionale Form von dem, was einer ist. Wenn aber Würde nicht wäre, gäbs keine Würdelosigkeit. Sie provoziert die Gaffer, und wo Gaffer sind, stockt der Verkehr. Die Überwindung der Menschenwürde ist die Voraussetzung des Fortschritts. Ich habe sie in allen Situationen gesehen. Sie glaubte sich unbeobachtet, und ich sah, wie ein Kellner vor einem Trinkgeld, das ein Gast auf dem Tisch zurückgelassen hatte, sich verbeugte und »Ich danke vielmals« sagte. Ein anderes Mal bemerkte ich, wie er sich bückte, um eines Kreuzers, der in einen Spucknapf gefallen war, habhaft zu werden. In einem doppelten Symbol faßte mich der Menschheit ganzer Jammer an. Wo ist die Menschenwürde? fragte ich. Jener verstand schlecht, glaubte, ich verlange eine abgegriffene illustrierte Zeitung, und sagte: Bedaure, sie ist in der Hand!

Karl Kraus.

Tagebuch.

Ich und meine Öffentlichkeit verstehen uns sehr gut: sie hört nicht, was ich sage, und ich sage nicht, was sie hören möchte.

*

Das Talent ist ein aufgeweckter Junge. Die Persönlichkeit schläft länger, erwacht von selbst und gedeiht darum besser.

*

Wenn ich sicher wüßte, daß ich mit gewissen Leuten die Unsterblichkeit zu teilen haben werde, so möchte ich doch eine separierte Vergessenheit vorziehen.

*

Ich bin jederzeit bereit, was ich einem Freunde unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteile, zu veröffentlichen.

*

Geheimnisse vor Einzelnen müssen nicht Geheimnisse vor der Öffentlichkeit sein. Bei dieser sind sie besser aufgehoben, weil man hier selbst die Form der Mitteilung bestimmt. Wem die Form den Inhalt bedeutet, der gibt das Wort nicht aus der Hand. Er kann sich getrost Geheimniskrämerei oder äußerste Schamlosigkeit vorwerfen lassen, oder beides zugleich.

*

Ich kann mit Stolz sagen, daß ich Tage und Nächte daran gewendet habe, nichts zu lesen, und daß ich mit eiserner Energie jede freie Minute dazu benützte, mir nach und nach eine enzyklopädische Unbildung anzueignen.

*

Sittlichkeit hilft immer. Ein diebisches Dienstmädchen droht, sie werde der Polizei erzählen, daß die Dame Herrenbesuche empfange, und entgeht der Anzeige. Die Moral ist ein Einbruchswerkzeug, das den Vorzug hat, daß es nie am Tatort zurückgelassen wird.

*

Wenn Frauen, die sich schminken, minderwertig sind, dann sind Männer, die Phantasie haben, wertlos.

*

Kosmetik ist die Lehre vom Kosmos des Weibes.

*

Die Frauen haben wenigstens Toiletten. Aber womit decken die Männer ihre Leere?

*

Nacktheit ist wahrhaftig kein Erotikum, sondern Sache eines Anschauungsunterrichts. Je weniger eine an hat, umsoweniger kann sie der kultivierten Sinnlichkeit anhaben.

*

Kunstwerke sind überflüssig. Es ist zwar notwendig, sie zu schaffen, aber nicht sie zu zeigen. Wer Kunst in sich hat, braucht den stofflichen Anlaß nicht. Wer sie nicht hat, sieht nur den stofflichen Anlaß. Dem einen drängt sich der Künstler auf, dem andern prostituiert er sich. In jedem Fall sollte er sich schämen.

*

Auch mir wird manchmal Trost und Freude. Wenn mir nämlich einer schreibt, daß ich sie ihm bereitet habe.

*

Preußen: Freizügigkeit mit Maulkorb. Österreich: Isolierzelle, in der man schreien darf.

*

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff und haben sich vorher am Speck den Magen verdorben. Das gilt vom Anhang und vom Stil eines deutschen Publizisten.

*

Um Verwechslungen vorzubeugen, unterscheidet der Wiener: »ißt« und »is«.

*

Deutsche Literaten: Die Lorbeern, von denen der eine träumt, lassen den andern nicht schlafen. Ein anderer träumt, daß seine Lorbeern wieder

einen andern nicht schlafen lassen, und dieser schläft nicht, weil der andere von Lorbeern träumt.

*

Die Schauspielkunst sollte sich wieder selbstständig machen. Der Darsteller ist nicht der Diener des Dramatikers, sondern der Dramatiker ist der Diener des Darstellers. Dazu ist freilich Shakespeare zu gut. Wildenbruch würde genügen. Die Bühne gehört dem Schauspieler, und der Dramatiker liefere bloß die Gelegenheit. Tut er mehr, so nimmt er dem Schauspieler, was des Schauspielers ist. Die Dichtung, der das Buch gehört, hat seit Jahrhunderten mit vollem Bewußtsein an der Szene schmarotzt. Sie hat sich vor der Phantasiearmut des Lesers geflüchtet und spekuliert auf die des Zuschauers. Sie sollte sich endlich der populären Wirkuugen schämen, zu denen sie sich herbeiläßt. Kein Theaterpublikum hat noch einen Shakespeare-Gedanken erfaßt, sondern es hat sich stets nur vom Rhythmus, der auch Unsinn tragen könnte, oder vom stofflichen Gefallen betäuben lassen. »Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff«: damit kann ein Tragöde so das Haus erschüttern, daß jeder glaubt, es sei von Sophokles und nicht von Wenzel Scholz. Heil Alexander Girardi, der in der Wahl unliterarischer Gelegenheiten seine schöpferische Selbstherrlichkeit betont!

*

Auch der Maler ist auf der Bühne als eine dort nicht beschäftigte Person zu behandeln. Das literarische und malerische Theater ist ein amputierter Leichnam, dem betrunkene Mediziner den Arm eines Affen und das Bein eines Hundes angesetzt haben. Wenn auf der Bühne die Dichter und Maler hausen, dann bleibt nichts übrig, als Schauspielkunst in Bibliotheken und Galerien zu suchen. Vielleicht haben sie die Hanswurste der Kultur dort inzwischen eingeführt.

*

Endlich sollte einmal zu lesen sein: Die Ausstattung des neuen Stückes hat alles bisher Übertroffene geboten.

*

Man gewöhne sich daran, die Frauen in solche zu unterscheiden, die schon bewußtlos sind, und solche, die erst dazu gemacht werden müssen. Jene stehen höher und gebieten dem Gedanken. Diese sind interessanter und dienen der Lust. Dort ist die Liebe ein Opfer; hier ein Akt der Feindseligkeit.

*

Mit Frauen muß man, wenn sie lange fort waren, Feste des Nichtwiedererkennens feiern.

*

Er hat sie mit Lustgas betäubt, um eine schwere Gedankenoperation an ihr vorzunehmen.

*

Ihr Gatte erlaubt ihr, Theater zu spielen — die Bohême hätte ihr nicht erlaubt, verheiratet zu sein. Also ist in der Gesellschaft noch immer mehr Freiheit als in der Bohême, die ihre unumstößlichen Gesetze hat.

*

Zwei haben nicht geheiratet und leben seit damals in einer Art gegenseitiger Witwerschaft.

*

Die Schätzung einer Frau kann nie gerecht sein; aber die Über- oder Unterschätzung geschieht immer nach Verdienst.

*

Kann man aus der Büchse der Pandora auch eine Prise Schnupftabak nehmen? Wohl bekomm's, mein Freund!

*

Hysterische soll man vorsichtshalber vor einer Operation, die an einem andern ausgeführt wird, narkotisieren. Und um ihnen jeden Schmerz zu ersparen, auch vor einer Operation, die an dem andern nicht ausgeführt wird.

*

Was war doch der bayrische König, der allein im Theater saß, ein Freund der Geselligkeit! Ich würde auch selbst spielen.

*

Ich sehe durch ein Fenster und der Horizont ist mir durch ein Laffengesicht verlegt. Das ist tragisch. Ich habe nichts dagegen, daß es abscheuliche Gesichter gibt. Aber warum hat es die Natur mit den Gesetzen der Optik so eingerichtet, daß ein vorgehaltener Spazierstock einen Menschen und — was schlimmer ist — ein Mensch einen Hintergrund verdecken kann? Wenn der optische Effekt eines Scheusals nur den Raum einnähme, den das Scheusal einnimmt, man könnte zufrieden sein. Aber er nimmt einen breiteren Raum ein. Das hat die Optik schlecht gemacht. Die Lichtstrahlen dienen nur der Vermehrung des Menschenhasses.

*

Höchster Überschwang der Gefühle: Wenn Du wüßtest, welche Freude Du mir mit Deinem Kommen bereitest — Du tätest es nicht, ich weiß, Du tätest es nicht!

*

Ich stehe immer unter dem starken Eindruck dessen, was ich von einer Frau denke.

*

Aller Spott über Schauspielereitelkeit, Applausbedürfnis und dergleichen ist philiströs. Die Theatermenschen brauchen den Beifall, um besser zu spielen; und dazu genügt auch der künstliche. Das Glücksgefühl, das mancher Darsteller zeigt, wenn ihm die applaudieren, die er dafür bezahlt hat, ist ein Beweis von Künstlerschaft. Kaum einer wäre ein großer Schauspieler geworden, wenn der Claquechef ohne Hände auf die Welt gekommen wäre.

*

Talent haben — Talent sein: das wird immer verwechselt.

*

Wenns die Religion gilt, so erzählt mir ein Orientreisender, gibts keinen Bakschisch. Im Abendland kann man das auch der liberalen Presse nachsagen.

*

Nicht Jeder, der von einer Frau Geld nimmt, darf sich deshalb einbilden, ein Strizzi zu sein.

*

Kein Zweifel, der Hund ist treu. Aber sollen wir uns deshalb ein Beispiel an ihm nehmen? Er ist doch dem Menschen treu und nicht dem Hund.

*

Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr ist eine Börsenusance.

*

Im Dunstkreis des Geschmacks jüdischer Anekdoten war der Selbstmord eine unbekannte Pointe. Soll die gute Gesellschaft den Glauben an ihre Lustigmacher verlieren? Sie sagten, er müsse die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen haben. Aber am Ende war sie in einem Anfall von geistiger Klarheit begangen. Die Lustigmacher überlegen sichs manchmal anders. In solch einem könnte so viel Leben gewesen sein, daß er das eine unbedenklich hingeben durfte. Das heißt gewiß, ihn überschätzen; aber nicht jeder ist wert, überschätzt zu werden. Selbstmord kann das Aderlassen einer Vollblutnatur bedeuten. Die gute Gesellschaft, die der Lederbranche näher steht als dieser Auffassung, dürfte der ungünstigen Konjunktur die ganze Schuld geben. Ich habe ihn nur von fern gekannt, bin deshalb zum Urteil berufen. Sein Blick gefiel mir, denn der hatte nichts vom Krämer oder Kunden. Ich glaube, es war Einer, der dem Leben nichts herunterhandelt und dem es nichts herunterhandeln kann. Das schafft zu jeder Zeit glatte Rechnung. Es mag Lederhändler geben, die sentimentaler sind. Aber wenn es ein Ziel dieser schäbigen Tage ist, mit Ziegenhäuten Glück zu haben, so könnte sich schon Einer, der kein Glück damit hatte, der Betrachtung empfehlen. Und wer sich so

ruhig den Mund von den Genüssen des Lebens abwischt, um ihn für immer zu verschließen, hebt sich von den Tafelgenossen ab; und wer sich nur vom Gewimmel der Wohlhabenden unterschied, denen der Schneider die Kultur und der Sportlehrer die Persönlichkeit beibringt, den soll man sich merken. Überhaupt werde ich den Verdacht nicht los, daß einer schon ein Kerl sein muß, wenn ihn das heutige Leben zu Fall bringen soll. Was Feuer hat und einen leichten Zug, verbrennt. Nur Männer ohne Mark und Weiber mit Hirn sind der sozialen Ordnung gewachsen.

*

Daß eine Frau bei näherer Betrachtung verliert, ist ein Vorzug, den sie mit jedem Kunstwerk gemein hat, an dem man nicht gerade Farbenlehre studieren will. Nur Frauen und Maler dürfen sich untereinander mikroskopisch messen und ihre Technik prüfen. Wen die Nähe enttäuscht, der verdient es nicht besser. Solche Enttäuschungen lösen ihm die Rosenketten des Eros. Der Kenner aber versteht es, sie erst daraus zu flechten. Ihn enttäuscht nur die Frau, die in der Entfernung verliert.

*

Es kann aber eine Wohltat der Sinne sein, von Zeit zu Zeit einem komplizierten Räderwerk nahezustehen. Die Anderen sehen nur das Gehäuse mit dem schönen Ziffernblatt; und es ist bequem, zu erfahren, wie viel's geschlagen hat. Aber ich habe die Uhr aufgezogen.

*

»Sich keine Illusionen mehr machen«: da beginnen sie erst.

*

Den Inhalt einer Frau erfaßt man bald. Aber bis man zur Oberfläche vordringt!

*

Man muß das Temperament einer Schönen so halten, daß sich Laune nie als Falte festlegen kann.

Das sind Geheimnisse der seelischen Kosmetik, deren Anwendung leider die Eifersucht verbietet.

*

Künstler haben das Recht, bescheiden, und die Pflicht, eitel zu sein.

*

Wenn der Dieb in der Anekdote stehlen geht, so hält ihm der Wächter das Licht. Eine solche Situation ist auch den Frauen nicht unerwünscht.

*

Wer nicht will, hat schon. Wer nicht will, wird erst. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen Mann und Weib.

*

Ihre Brauen waren Gedankenstriche — manchmal wölbten sie sich zu Triumphbogen der Wollust.

*

Unter Dankbarkeit versteht man gemeinhin die Bereitwilligkeit, lebenslänglich Salbe aufzuschmieren, weil man einmal einen Ausschlag gehabt hat.

*

Die Schriftgelehrten können noch immer nur von rechts nach links lesen; so kommt es, daß sie Leben als Nebel sehen.

*

Vervielfältigung ist insofern ein Fortschritt, als sie die Verbreitung des Einfältigen ermöglicht.

*

Es herrscht Not an Kommis. Alles drängt der Sozialdemokratie und der Journalistik zu.

*

Der Zuhälter ist eine soziale Stütze der Frau. Verliert sie ihn, so kann es leicht geschehen, daß sie herunterkommt.

*

Nervenpathologie: Wenn einem nichts fehlt, so heilt man ihn am besten von diesem Zustand, indem man ihm sagt, welche Krankheit er hat.

*

»Der Besuch Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen in der Leipziger Zementindustrie in Markranstädt.« Oder: »Dr. Peters verläßt das Gerichtsgebäude« oder »Präsident Roosevelt auf dem Wege ins Weiße Haus«. Was immer es vorstellen mag, die Leute sehen aus, als ob sie nach mehrmonatiger Bettlägerigkeit die ersten Gehversuche machten. Und der Adjutant sieht dem König von Sachsen dabei genau auf die Füße und sagt: Eins, zwei, Majestät, eins, zwei, immer los, immer rin ins Vergniechen! Es wird schon gehen! (Er könnte auch vade-mecum, vade-mecum sagen, wie einst der sächsische Justizrat, der die Villa der Louise umschlich.) Und das deutsche Volk freut sich an dem Schauspiel, das in Wahrheit auf einer groben Fälschung beruht. Es mag ja interessant sein, zu sehen, wie die interessanten Leute gehen. Aber dann halte man sich an den Kinematographen. Ein einzelnes Momentbild zeigt nicht, wie der König von Sachsen geht, sondern bloß, daß sein Schuh eine Sohle hat. Das zu wissen, scheint freilich für das deutsche Volk auch wichtig zu sein.

*

Wenn ein Priester plötzlich erklärt, daß er nicht an das Paradies glaube und daß er diese Erklärung niemals widerrufen werde, dann ist die liberale Presse begeistert, deren Redakteure sich bekanntlich auch nicht ihre Überzeugung nehmen lassen. Aber würde nicht doch ein Verlegerpapst seinen Angestellten sofort a divinis entheben, der sichs einfallen ließe, vor den Lesern zu bekennen, er glaube an das Paradies? Es ist der widerlichste Anblick, den die Neuzeit bietet: ein vernunftbesessener Priester von Preßkötern umheult, denen er Adams Rippe zuwirft.

*

Die Modernisten sind die einzigen strenggläubigen Katholiken, die es noch gibt. Sie glauben sogar, daß die Kirche an die Lehren glaubt, die sie ver-

kündet, und glauben, daß es auf den Glauben derer ankomme, die ihn zu verbreiten haben.

*

Die Orthodoxie der Vernunft verdummt die Menschheit mehr als jede Religion. Solange wir uns ein Paradies vorstellen können, geht es uns immer noch besser, als wenn wir ausschließlich in der Wirklichkeit einer Redaktion leben müssen. In ihr mögen wir die Überzeugung, daß der Mensch vom Affen abstammt, in Ehren halten. Aber um einen Wahn, der ein Kunstwerk ist, wär's schade.

*

Kompilatoren sind Wissenschaftlhuber.

*

Besser, es wird einem nichts gestohlen. Dann hat man wenigstens keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei.

*

Ein Mann, dem in einem öffentlichen Lokal ein Winterrock abhanden kam, mußte oft zur Behörde. Der Beamte sagte zu ihm: »Beschreiben Sie den Täter!« Hat man das notwendig?

*

Das Wesen der Prostitution beruht nicht darauf, daß sie sichs gefallen lassen müssen, sondern daß sie sichs mißfallen lassen können.

*

Nur der liebt eine Frau wahrhaft, der auch eine Beziehung zu ihren Liebhabern gewinnt. Im Anfang bildet das immer die größte Sorge. Aber man gewöhnt sich an alles, und es kommt die Zeit, wo man eifersüchtig wird und es nicht verträgt, wenn ein Liebhaber untreu wird.

*

Die Frau spürt die Schmerzen nicht, die der Mann ihr zufügt. Der Mann sogar die.

*

Ein Dichter, der liest. Ein Anblick, wie ein Kellner, der speist.

*

Er beherrscht die deutsche Sprache — das gilt vom Kommis. Der Künstler ist ein Diener am Wort.

*

Zu seiner Belehrung sollte ein Schriftsteller mehr leben als lesen. Zu seiner Unterhaltung sollte ein Schriftsteller mehr schreiben als lesen. Dann können Bücher entstehen, die das Publikum zur Belehrung und zur Unterhaltung liest.

*

»Ich war gestern in Melk — das war a Wetter«, sagt einer plötzlich auf der Eisenbahn zu mir. »Der Eder soll g'storben sein, der kaiserliche Rat«, sagt einer plötzlich vom Nebentisch zu mir. »Großer Mann geworden!« sagt einer in etwas anderm Tonfall plötzlich auf der Elektrischen zu mir und zeigt nach einem, der soeben ausgestiegen und auf dessen Bekanntschaft er offenbar stolz ist. Ich erfahre also, ohne daß ich es verlangt habe, was im Innersten dieser Zeitgenossen vor sich geht. Daß ich ihre äußere Häßlichkeit schaue, genügt ihnen nicht. In den fünf Minuten, die wir die Lebensstrecke miteinander gehen, soll ich auch darüber unterrichtet werden, was sie bewegt, beglückt, enttäuscht. Das, und nur das ist der Inhalt unserer Kultur: die Rapidität, mit der uns die Dummheit in ihre Wirbel zieht. Auch wir sind von irgend etwas bewegt: aber hastdunichtgesehn sind wir in Melk, an der Bahre des Eder, in der Karrière des großen Mannes. Nie würde unsereinem eine ähnliche Wirkung auf den Nebenmenschen gelingen. Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer. Ich beschäftige mich gerade mit dem Problem der Gedankenübertragung, und hinter mir ruft's: »Fia—ker!« Solange ein Heurigenwirt und ein Schuster Plakate bleiben, wäre das Leben erträglich. In Gottesnamen, prägen wir uns ihre Gesichter ein! Aber plötzlich stehen sie vor uns, legen die Hand

auf unsere Schulter und wir brechen zusammen wie Don Juan, wenn die Statue lebendig wird.

•

Mein Wunsch, man möge meine Sachen zweimal lesen, hat große Erbitterung erregt. Mit Unrecht, Der Wunsch ist bescheiden. Ich verlange ja nicht· daß man sie einmal liest.

Karl Kraus.



Eulenburg.

»Jetzt wird es niemand mehr wagen, zu sagen, daß ich nichts gewußt habe!« Aus einem Münchener Gerichtszimmer rief er es sieghaft in die Welt. Ja, er hat etwas gewußt! Im Jahre 1883 hat der Fürst Eulenburg am Starnbergersee mit einem Fischerknecht — er hats gewußt! Ihr glaubt, daß er aufs Geratewohl die politische Gefahr an die Wand gemalt habe? Er hats gewußt! Er, der alles weiß, sollte nicht gewußt haben, daß im Jahre 1883 am Starnberger See —? Er hats gewußt! In Deutschland ist alles erweislich wahr, fest steht und treu die Wacht am Bett, und es braust ein Ruf wie Donnerhall: Er hats gewußt! . . . Und nicht dieser Herr Maximilian Harden, sondern der Fürst Eulenburg ist fertig. Nicht jenen, diesen richtet die Leitartikelwelt. Er hat zwar in einem abgekarteten Gerichtsverfahren nicht Gelegenheit bekommen, als Zeuge seine Kindheitserinnerungen zu fatieren. Aber es besteht die Hoffnung, ihn für meineidig zu erklären. Es war ein Gerichtsverfahren, in dessen

Verlauf der Vorsitzende vor den journalistischen Vertretern der ausgeschlossenen Öffentlichkeit das Wort sprach, diese Verhandlung werde »ein Markstein für Herrn Harden bleiben«. Es war ein Gerichtsverfahren, an dessen Schluß ein Angeklagter seinen Stolz bekannte, im Falle der Verurteilung »dem Rechte zum Siege verholfen zu haben«. Der Beleidigte und der Beleidiger gingen versöhnt in den Gerichtssaal, beide priesen die Objektivität des Vorsitzenden, der gegen einen abwesenden Fürsten, also tatsächlich ohne Ansehen der Person, verhandelte, und es kam ein ehrenvoller Ausgleich zustande, indem der Beklagte vorweg darauf verzichtete, die Bestechung des Herrn Harden zu beweisen, wogegen sich dieser bereit erklärte, in vollem Umfang den Beweis für die Päderastie des Fürsten Eulenburg zu führen. Und als der Fischerknecht sprach, »standen alle Zuhörer unter dem tiefen Eindrucke dieser sich dramatisch abspielenden Szene, und lebhafte Bewegung gab sich kund«. Aber die Spannung der zwischen Mark- und Bernstein spielenden Aktion löste sich in der frohen Hoffnung auf, den Fürsten Eulenburg wegen Meineids belangen zu können . . . Denn er hätte vor dem Berliner Landgericht bekennen sollen: Ja, ich gebe zu, daß im Jahre 1883 die Hose des Fischers Ernst einen Eindruck auf mich gemacht hat. Er schwor ausdrücklich, er habe »keine Schmutzereien« begangen, und dieser Aussage steht der Eid des Fischers Ernst gegenüber, Eulenburg habe mit ihm »Lumpereien« getrieben. Ein erkenntnisvoller Druckfehler in einer Wiener Zeitungsdepesche sagte sogar, der Fürst Eulenburg sei in München »der Sexualität beschuldigt« worden. Wahrhaftig, das kann in Deutschland heute jedem passieren. Jeder Sexualakt, auch der normalste, hat dort Meineid, Zuchthaus, Mord und Tod zur Folge. Die Verheerungen sind fürchterlich. Ganze Städte sterben aus, wenn einer einmal in ein unrechtes Bett gestiegen ist. Dort ist Sodom auf den Kopf gestellt; denn es wird zer-

stört, wenn auch nur einer gesündigt hat. Denn dort ist es erlaubt, vor Gericht den Sexualakt nach Art, Richtung und Intensität zu beweisen. In anderen Staaten gäb's in solchen Prozessen über einen lumpigen oder schmutzigen Eingriff ins Privatleben keine Zeugenaussagen. Oder die Zeugen dürften sich der Aussage entschlagen. Hätte sich freilich der Fürst Eulenburg in Berlin der Aussage entschlagen dürfen, so wäre der Eindruck für ihn ebenso »vernichtend« gewesen. Darum tritt immer klarer die abgrundtiefe Schmach einer Kriminalität zutage, die den Wahrheitsbeweis für Niederträchtigkeiten zuläßt, wie sie Herr Harden verübt hat. Gegenüber einer Kriminalität, die die Helferin der niederträchtigsten Niedertracht ist, jener, die an den Sexus greift, erscheint der Meineid als eine aus tiefster Ethik begründete Notwehr. Denn wenn ein Erpresser in Deutschland von einer verheirateten Frau schreibt, sie habe ein Verhältnis mit einem Offizier, so muß der Offizier unter Eid darüber aussagen. Sagt er die Wahrheit, so muß er sich erschießen. Sagt er die Unwahrheit, so muß er sich erschießen. Der Fischerknabe vom Starnbergersee ist inzwischen Großvater geworden, nützt nichts, er muß zugeben, daß er im Jahre 1883 —. Und der Fürst Eulenburg, der es nicht zugegeben hat, ist vor der im Rotationslärm triumphierenden Sittlichkeit schon heute ein gerichteter Mann. Herr Harden aber geht seiner »Rehabilitierung« entgegen. Denn es stellt sich heraus, daß er etwas gewußt hat. Der Kürassier Bollhardt — nun, da konnte die deutsche Kultur zweifeln. Aber der Fischer Ernst und der Milchhändler Riedl? Zwar, wer zuverlässiger ist, weiß man noch nicht, aber jedenfalls sind die Deutschen wieder einmal froh, daß sie zwei solche Kerle haben. Ich selbst muß zugeben, daß ich immer gefürchtet habe, Herr Harden werde nichts beweisen können. Jetzt da er daran ist, etwas zu beweisen, und jeder Drohung auch wirklich die Enthüllung folgen

läßt, sage ich: Wenn Deutschlands Dichter und Denker nach dieser Münchener Affäre, durch die es Herrn Maximilian Harden gelungen ist, die sexuellen Regungen des Fürsten Eulenburg aus dem Jahrgang 1883 vor Gericht zu stellen, wenn sie jetzt noch einmal die Feder in die Hand nehmen sollten, um einen Kulturträger zu verherrlichen, dann ist ihre Hand von ihrer Feder beschmutzt, man würde diese verachten und jene nicht mehr ergreifen! Wer in dem Ekel dieser Wahrheitsforschung nicht erstickt, wer es nicht fühlt, daß hier die Gemeinheit in dem Maße wächst, in dem sie die Wahrheit sagt, und daß auf geschlechtlichem Gebiete »Lumpereien« oder »Schmutzereien« nie der Täter und stets der Enthüller begeht, wer auch jetzt noch den hosenlatzspähenden Nachbarn für einen Feuergeist, den Nachttopfgucker für einen Übermenschen, den Verbündeten der Todfeindin unserer Freiheit, der Sexualmoral, für einen Vorkämpfer deutscher Kultur hält, den verachte ich tiefer als Herrn Maximilian Harden. Und dem deutschen Volk, das Gottes Wunder preist, weil die Wahrheit endlich ans Licht kommt, und das nicht ermüdet, die Dinge zu erfahren, über die es sich entrüsten kann, stelle ich eine neue Nationalhymne zur Verfügung:

Lieb Vaterland, halt hoch den Kopf,
Fest steht und treu die Wacht am Topf!
Durch Nacht zum Licht, man prüft und sagt:
Ich habs gewagt!

Nun sind es fünfundzwanzig Jahr,
Und doch ist es erweislich wahr!
Es braust ein Ruf aus Heldenbrust:
Ich habs gewußt!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . K 9.—
» » 18 » » . . » 4.50
» das Deutsche Reich, 36 » » . . » 10.50
» » » » 18 » » . . » 5.25
» die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei » 12.—
» » » » » 18 » » » 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Verlag: Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse 3 zu adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen kein frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgegeben.

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber, redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACKEL.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.

253. 9. Mai 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL'. III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

Nr. 253 WIEN, 9. MAI 1908 X. JAHR

Die deutsche Schmach.

Berlin, 4. Mai: »Harden ist damit beschäftigt, die sofortige Verhaftung Eulenburgs an der Hand des Gesetzes zu begründen.«

Wenn ich mir von der entfesselten Tatsachenkanaille, die durch die deutschen Lande rast, Menschenopfer fordert und mit ihrem Brüllen die Musik des Gedankens übertönt, eine Gnade ausbitten darf, so wäre es die: von allen Worten, die ich seit einem Jahrzehnt gefunden, und die ungehört verhallt sind, weil es der deutschen Sprache bestimmt ist, an den Fängen der Rotationsmaschine stumm zu verbluten, von allen möge eines nur den Flug ins Weite nehmen, im Schweben stolz wie der preußische Adler, und wenn es niederfährt, eine Majestätsbeleidigung —: Das Wort von den Deutschen, die das Volk der Richter und Henker sind!

Denn in Deutschland gibt es keinen Beruf, in dem sie sich über allen bundesstaatlichen Zwist, über alle politische Parteiung, über alle Verschiedenheit von Kultur und Klasse so glücklich vereinten, und keinen Beruf gibt es, den sie alle so wenig verfehlt hätten, wie diesen. Ist einer Journalist, so schafft ihm eine Tat, ob der anderwärts einem Schlächter die Tränen über die Backen liefen, den Ruhm eines Schlachtensiegers. Ist einer ein Kaiser, und weilt er fern der Heimat, so versäumt er es doch nicht, täglich seine Direktiven an den blutigen Schauplatz zu senden. Und zwischen den Beiden ist Friede, denn es gilt einen Kampf gegen höhere Güter. Es gilt die große Parade der Sittlichkeit, bei der die Generale von den Feldwebeln wegen vorschriftswidriger Adjustierung ge-

und wenn sie heimkommen und den Kindern erzählen können, daß sie den Kammerdiener des Erbprinzen von Mecklenburg gesehen haben, so leuchtet's in Aller Augen, und es bleibt eine Erinnerung für's Leben. Das ist ein alter Satirenstoff, aber er wird nie ausgehen. Das war so, ist so und wird so sein, durch alle Entwicklung der sozialen und der politischen Phrase.

*

Trotzdem hat der Tag der Bundesfürsten Überraschungen mancher Art geboten. Wenn man nämlich das Bild der Welt aus der Schmockperspektive ansieht. Von der Rede Wilhelms II. hieß es: »Volle Strahlenbündel seiner starken Beredsamkeit hat der deutsche Kaiser auf die Person des Kaisers Franz Josef gerichtet«. Diese Lichtkur ist aber noch gar nichts neben den anstrengenden Prozeduren, die an diesem Tage allerorten vorgenommen wurden. In Schönbrunn, jenseits der Schloßbrücke, erzählt der Berichterstatter der ‚Neuen Freien Presse' (der diesen Vorgang auch schon auf Hofbällen beobachtet haben will), »massierte sich das Publikum, das von den frühen Morgenstunden an zusammengeströmt war«. Nun ja, wenn man lange steht, wirkt ein wenig körperliche Aufmischung wohltuend. Und nicht nur in Schönbrunn; denn wir erfahren, daß das Publikum sich auch »vor und hinter dem äußeren Burgtor massierte.« Aber nicht nur das Publikum suchte sich auf diese Art vor dem Einschlafen der Glieder zu schützen. Man höre und staune: »Weiter unten massiert sich die glänzende Schar der Obersthofmeister, der Kammervorsteher, der Hofdienste, und zu dem Goldglanz der Uniformen gesellen sich die weichen Farben der Toiletten, in denen die Hofdamen der Erzherzoginnen erschienen sind.« Ob man es hier mit einem Akt hygienischer Vorsicht oder mit einer neuen Form der Huldigung zu tun hat, oder bloß mit einem Versuch, für die Sache der unterdrückten Masseusen zu wirken, ist ungewiß. Jeden-

falls war es ein Bild, wie es nur die ‚Neue Freie Presse' entwerfen kann. Sie hat uns freilich in der Erwartung enttäuscht, zu erfahren, ob sich auch die Bundesfürsten massiert haben. Dagegen läßt sie aus Rücksicht auf diese beim Dejeuner »Tournedos à l'Allemagne« auftischen. Der patriotische Küchenchef nämlich, der 1866 nicht verwinden kann, hatte auf die Karte geschrieben: »Tourne dos à l'Allemagne«.

*

Wenn ein Feuilletonist zu schildern anfängt, so kann man nie wissen, obs der deutsche Kaiser oder ein italienischer Tenor wird. Das mag nicht so weit auseinanderliegen, aber die Nuance ist doch eine verschiedene. Nun ist der Vorrat an den von Herrschaften abgelegten Beobachtungen kein allzu großer. Die meisten der geschilderten Persönlichkeiten müssen »dampfen« oder »brausen«. »Ein brausender Kaiser«, wird versichert, sei »etwas so Seltenes, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe die Welt wieder einen zu schauen kriegt«. Wenn man aber auch über die anderen Bundesfürsten ein Feuilleton zu schreiben hat? Dann, in Gottes Namen, »braust« auch »im König von Württemberg eine Lebenslust«, daß es seine Art hat. Und wo alles braust, kann vermutlich auch der Bürgermeister von Hamburg nicht ruhig bleiben. Daß sich inzwischen das Volk massiert, ist nur in Ordnung. Denn vom Stehen sind ihm ohnedies schon die Füße eingeschlafen, und jetzt soll es auch noch die Beschreibungen lesen.

*

Der Fürstentag bot aber sogar den Eingeweihten Überraschungen. In der Politik empfindet nämlich immer auch der die Überraschung, der sie inszeniert. In Berlin wird »an maßgebender Stelle« dem Korrespondenten »erklärt, daß die Vorgänge in Wien in hiesigen amtlichen Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß man, wie Baron Aehrenthal an den Fürsten Bülow geschrieben, den heutigen

Tag auch hier als einen denkwürdigen betrachtet.« Besonders wird auf die »warme persönliche Note in den Ansprachen der beiden Monarchen« hingewiesen und auch auf »die hohe Auszeichnung, die dem Fürsten Bülow zu teil geworden und die Baron Aehrenthal in einem Schreiben von besonderer Herzlichkeit dem Reichskanzler mitgeteilt hat«. Man hatte in den Ämtern offenbar gefürchtet, daß die Reden anders ausfallen würden, als sie aufgesetzt wurden, und daß der Baron Ährenthal dem Fürsten Bülow einen groben Brief schreiben werde . . . Die Politik macht die Welt zur Kinderstube. Die Großen wissen genau, was am Weihnachtsbaum hängt, aber wenn die Tür geöffnet wird, müsseu sie doch »Ah!« sagen. Sonst hören die Kleinen auf, ans Christkindl zu glauben.

K. K.



Girardi und Kainz.

Herr Kainz hat den schlechten Geschmack, in der Stadt, in der Girardi den Valentin gespielt hat, in den Tagen, da Girardi in Wien wieder auftritt, den Valentin zu spielen. Ich habe nie verhehlt, daß ich den Mann, dessen Atemtechnik ich ehrlich anstaune wie nur die Spezialität eines Dresseurs, Jongleurs oder Equilibristen und dessen Fähigkeit mir nach dem Varieté zu schreien scheint, für einen der unglücklichsten Schauspieler halte. Aber ich habe vielleicht seinerzeit, als Herr Kainz dem Burgtheater den Valentin antat, nicht entschieden genug gegen diese Kränkung protestiert. Daß Herr Kainz es jetzt wieder wagen konnte, mit seinen Kopftönen in dies friedlichste Heiligtum gemütvoller Darstellung einzudringen, daß er dazu eine Bühne, eine Galerie und eine Presse fand, zeigt, wie die Echtheit im Kunst-

empfinden dieser Stadt auf dem Krepierstandpunkt angelangt ist. Ein Kritiker benützt die Gelegenheit, zu versichern, der Mann sei zwar »immer schlicht und gemütstief«, aber spieziell »bei der Entfaltung von Valentins Dienertreue« finde er »Töne, die tief ins Herz dringen«. Was muß das für ein Herz sein! Ein anderer will gar eine »bezwingende und berückende Fülle« von Gemüt und Seele entdeckt haben. Das hat Herrn Kainz noch niemand nachgesagt! Aber so viel Kunstverstand besitzt er gewiß, sich für den Rezensenten zu schämen, der von ihm gesagt hat, er habe in manchen Szenen Girardi »überragt«. Diese Bereitwilligkeit, am Mangel zu völlern und an der Fülle zu hungern, ist auf dem weiten Erdenrund nur in dieser Stadt anzutreffen. Ich wünsche es ihr von Herzen, daß sie den reichsten theatralischen Schöpfer ihrer Gemütszone verliert, dem in kälterem Klima die besten kritischen Kenner gehuldigt haben. Er hat es nicht notwendig, sich von Reportern den Mangel literarischen Ehrgeizes vorwerfen zu lassen. Er darf sich auch vor Ungezogenheiten schützen, die im Dienste der journalistischen Kulissenpolitik begangen werden. In Berlin, der Zentrale des literarischen Snobismus, hat man noch immer mehr Verständnis für die Eigenberechtigung eines schöpferischen Schauspielers. Mit dem Trottelgerede von dem niedrigen literarischen Niveau, auf dem Girardi siegt, verschont man ihn dort, weil man weiß, wie spärlich die dramatischen Gelegenheiten sind, die auf der Höhe der Kunst dieses Darstellers stünden. Wenn er sich von einem Buchbinder einen Pappendeckel liefern läßt, so bleibt er ungebunden; nie vermöchte ein großer Künstler sich selbst auszuschöpfen, wenn er zugleich einer anderen künstlerischen Persönlichkeit diente. Soll die Literatur auf die Bühne gehören, dann dient ihr im besten Fall der Regisseur, der ein mittelmäßiges Ensemble in der Hand hält, aber nie die darstellerische Individualität. Neunzehntel Shakespeare wird an dem größten Schauspieler zuschanden. Das

hat Goethe erkannt, aber ein Wiener Reporter würde es nicht zugeben. Herr Reinhardt in Berlin, heißt es, habe eigens für Girardi einen Nestroy-Zyklus arrangieren wollen, und Girardi zog einen Buchbinder-Zyklus vor. Wer die Anklage liest, muß davon überzeugt sein, daß Girardis objektiver Geschmack die Wahl getroffen hat. Daß er Herrn Buchbinder für eine bedeutendere Erscheinung hält als Nestroy, wird über allen Zweifel gestellt. Ich halte nun jenen für einen szenischen Handlungsgehilfen und diesen für den tiefsten satirischen Denker, den die Deutschen nach Lichtenberg gehabt haben (in seiner Nähe den Namen Heine zu nennen, empfinde ich als Blasphemie). Wie hat dieser außerordentliche Geist auf der Bühne geschaltet? Er stellte sich an die Rampe einer gleichgiltigen französischen Possenhandlung und ließ an ihr seine Lichter aufflammen. Trotzdem blieb es noch dunkel. Denn seine Blitze zwingen den Leser zur Bewunderung, im Theater wird — durch die Nestroy ähnlichste Darstellung — kaum mehr als das Ergötzen an der lustigen Situation lebendig. Philosophischer Witz, aphoristisch erhöhter Humor — ich kann mir nicht denken, daß selbst das aufnahmsfähigere Publikum des Schauspielers Nestroy auf der Höhe gestanden hat, die von einem Erfassen solcher Geistigkeit vorausgesetzt wird. Wie gestaltet Girardi? Er ist nur Schauspieler. Er nimmt eine gleichgiltige Possenhandlung und zeigt an ihr seine Wunder. Sie sind anderer Art als die Nestroys, unvergleichlich bühnenhafter. Er spielt an einem Schund sich selbst. Es ist die törichteste Meinung, daß er mehr böte, wenn er Nestroy spielte, weil er dann weder Nestroy noch sich selbst spielte. Girardi ist ein wienerischer Typus für sich, der vielleicht von der Raimundseite kommt und sich gewiß an keinem Punkt mit der Welt Nestroys berührt. Daß er die Aphorismenkette des komischen Raisonneurs, der aus dem ureigenen Nestroy'schen Geist redet, nicht abhaspeln könnte, versteht sich; aber er wurzelt auch außerhalb der breiten Komik der zweiten Figur der

Nestroy-Welt, des Scholzischen Typus. Er ist eben Girardi selbst, der am Anfang einer Reihe von Komikern steht. Da er nicht Possen schreibt, muß er sie sich liefern lassen. Notwendig hätte er es nicht; er schafft ja doch aus dem Stegreif. Aber es gehört der ganze literarische Snobismus der Reinhardt-Gesellschaft und ihr ganzes Nichtverständnis für theatralische Individualitäten dazu, Girardi einen Nestroy-Zyklus zuzumuten. Ein vollkommener Routinier wie Herr Thaller, der die überkommene Form des dünnen Sprechkomikers beherrscht, ist als Weinberl, Kampl, Ultra, Titus Feuerfuchs durchaus glaubhaft. Was sollte einer, der völlig anders ist als Nestroy und dabei ein Eigener, mit diesen Gestalten anfangen? Die Theaterfremdheit hätte Recht, wenn sie Herrn Thaller in solchen Rollen über Girardi stellte, ganz so wie sie einst Herrn Schweighofer gegen ihn ausgespielt hat, der auch nicht mehr war als der gewandte Faiseur einer gegebenen Tradition. Girardis Popularität ist auf den ersten Blick unbegreiflich. Die Eigenen sind sonst immer im Nachteil; besonders in der Literatur, wo sie sich selbst statt der »Sache« dienen. Daß Girardi trotz seiner unerreichten Feinheit und Selbstherrlichkeit beliebt werden konnte, beweist, daß zu den Dingen der Theaterkunst das Publikum immerhin noch jene Beziehung hat, die ihm zu den anderen Künsten fehlt. Die Journalisten haben zu nichts Künstlerischem eine Beziehung. Darum ist es möglich, daß sie Girardi zu einem Nestroy-Zyklus zureden und Herrn Kainz in einer Raimund-Rolle protegieren. Einen Valentin Girardis, in dem dann ausnahmsweise die schauspielerische und die dichterische Persönlichkeit zusammenfließen, können wir leider nicht an jedem Tag sehen. Hat er ihn aber einmal gespielt, so bleiben uns die Thränen für ein Jahr in den Augen, und unvergeßlich hallt die Aufforderung des Todes in uns weiter. Springt Herr Kainz ein, dann leg' ich meinen Hobel hin und sag' der Welt ade!

Karl Kraus.

*   *
*

Ein Bild dieser Welt. In der Gerichtssaalrubrik ein Prozeß wegen Verführung unter der Zusage der Ehe: »Und so entstand allmählich eine Liebesbeziehung, bei der immer ihre Ehre streng gewahrt blieb.« »Die Beziehung zwischen dem Paare blieb nun dieselbe, an Innigkeit naturgemäß zunehmend, aber doch in bestimmten Grenzen bleibend.« Da — in Steinamanger geschah es: er unternahm »einen Verführungsversuch in illoyaler und verwegener Weise«. Trotzdem: »sicher ist eines, daß das Mädchen unbescholten heimgekehrt war und daß er sich nach acht Tagen mit ihr verlobte, womit er ihr ein Zeugnis gab, daß er sie der Achtung mehr als je wert halte.« Es versteht sich von selbst, daß er sie anspucken würde, wenn sie ihm damals den Gefallen getan hätte. Aber er hört nicht auf, sie auf die Probe zu stellen, ob sie seiner Achtung wert sei. Endlich bringt er sie doch »zu Falle«. Nachdem sie ihm einen so klaren Beweis niedriger Gesinnung geliefert hat, kann von einer Heirat füglich nicht mehr die Rede sein. Trotzdem »schenkt« sie ihm noch etwas, nämlich ein Kind. Er will aber mehr, nämlich Geld. Das braucht er für eine Reise, um sich mit einer andern zu verheiraten. Das Gericht verurteilt ihn. Mit Unrecht. Er hat nur die Konsequenz aus einer Moral gezogen, die in ihrer Terminologie des Lebensgenusses Worte wie: »Ehre«, »unbescholten« und »Achtung« hat ... Überschlagen wir das unerfreuliche Zeitungsblatt. Auf der letzten Seite feiert die bürgerliche Gesellschaftsordnung Frühlingserwachen. Denn dort wünscht sich ein »fescher Engrossist« mit einem vermögenden Fräulein zu verehelichen und erbittet Anträge unter »Maiglöckchen«.

* * *

Jetzt könnte Herr Toselli seine Daseinsberechtigung erweisen. Wann sollte denn die Gelegenheit zum Ohrfeigen gegeben sein, wenn nicht in diesem Falle? Die ‚Neue Freie Presse‘ läßt sich aus Florenz depeschieren, die ehemalige Gräfin Montignoso sei

von einem Knaben entbunden worden: »das freudige Ereignis wird aber noch geheim gehalten«. Und die ‚Zeit' setzt zu ihrer Depesche mit jener vielsagenden Ruhe, die selbst das übliche »Kommentar überflüssig« verschluckt, hinzu: »Die Hochzeit der Gräfin Montignoso mit dem Pianisten Enrico Toselli fand am 27. September 1907 in London statt.« Mutter, Kind und Herr Lippowitz befinden sich wohl.

* * *

Daß eine Gummikrise in Rio de Janeiro nicht eine »Gummikrise in Argentinien« ist; daß der Thronfolger nicht gleichzeitig »in der deutschen Kürassieruniform«, die weiß ist, und »in der blauen Uhlanenuniform« gesehen werden kann; daß über die Bedeutung des toten Ludovic Halévy nichts gesagt ist, wenn man das Urteil Hanslicks über »Orpheus in der Unterwelt« zitiert und daß dieses Buch dem Toten »die Unsterblichkeit in der Geschichte der Operette« nicht sichern kann, weil es nämlich von Hektor Crémieux ist — all dies ist gewiß belanglos und neben der großen Kulturverpestung, die von der ‚Neuen Freien Presse' ausgeht, ein kleiner Mangel. Ich weiß zufällig, von wem »Orpheus« ist, aber wenn man mich, ehe mich Leser aufklärten, auf den Kopf zu gefragt hätte, wo Rio de Janeiro liegt und wie die deutsche Kürassieruniform aussieht und ob man sie nicht auch als Uhlanenuniform auffassen kann, ich hätte den Frager entgeistert angestarrt. Wo mir der Ehrgeiz fehlt, zu wissen, fehlt mir auch die Pflicht. Wohl aber interessiert es mich gelegentlich — Gelegenheit wäre täglich — zu zeigen, wie die Presse auf ihrem ureigensten Gebiet, dem der tatsächlichen Aufschlüsse, ihren getreuen Geistesmob in die Irre führt. Und wie unerschüttert der Glaube an die Offenbarungen einer Pythia bleibt, die für das Geschäft weiter nichts mitbringt als ihre Ignoranz.

* * *

Gegen den groben Unfug, die Operette des Herrn Julius Bauer durch eine Serie von En suite-Durchfällen in ein Jubiläum zu bugsieren, wendet sich mit Recht der Musikreferent der ‚Arbeiterzeitung'. Trotzdem kann er nicht umhin, Herrn Bauer neben seinem Librettistenberufe einen Schriftsteller und zwar einen ungemein witzigen zu nennen, »einen scharfen und scharfsinnigen Kritiker, der in ernsten Kunstdingen sein vielbeachtetes Urteil abgibt«. Er fordert ihn auf, sich die unwürdige journalistische Kampagne für seinen Operettenschund im Interesse der Standesehre zu verbitten. An den »ernsten Schriftstellern« selbst liege es, diesem Treiben Einhalt zu gebieten. Sonst riskiere der Stand das Mißtrauen des Publikums und die »Verdächtigungen der publizistischen Harpyen, die uns unser tägliches Brod beschmutzen«. Man schickt mir die Notiz ein, also soll wohl ich getroffen sein. Daß meine Verachtung jenes geistigen Handwerks, durch das sich ein »täglich« Brod verdienen läßt, auch der sozialdemokratischen Journalistik gilt, daraus habe ich nie ein Hehl gemacht. So viel Besinnungsfähigkeit hätte ich ihr aber trotzdem zugetraut, daß sie nicht in einem Atem einen Hochzeitshumoristen einen ernsten Schriftsteller nennen und über meine Tätigkeit mit jenem verunglückten Vergleich zur Tagesordnung übergehen könne. Von musikalischen Dingen verstehe ich nichts und es wäre immerhin möglich, daß einer bloß deshalb, weil er Bach heißt, noch nicht mehr davon verstehen muß als ich. Aber ich möchte es Leuten, die keinen geraden Satz zustande bringen, doch dringend raten, von schriftstellerischen Dingen ihre Meinung zu lassen. Diesem und den jungwiener Genossen. Was da in Wien geistig herumkrabbelt, davon lasse ich mir wirklich nicht einmal die Ferse jucken. Es sind Läuse im deutschen Blätterwald oder, wenn's hoch geht, Wanzen aus Heines Matratzengruft.

* * *

Ein Schmerzensschrei des Festzugspräsidenten: »Ursprünglich dachten wir an einen Fassungsraum sämtlicher Tribünen für 180.000 Personen. Da kamen die Behörden und reduzierten den Fassungsraum, so daß nur Plätze für 88.000 Personen übrigblieben ... Zur Zeit des Makart'schen Festzuges hatte Wien eine Bevölkerung von einer Million Seelen. Damals gab es Tribünen für 75.000 Menschen. Heute, wo Wiens Einwohnerzahl zwei Millionen erreicht, will man bloß 88.000 Menschen auf den Tribünen dulden!«

Es ist unglaublich, wie einsichtslos die Behörden sich der Entwicklung entgegenstellen. Daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch eine Steigerung des Bedürfnisses, einen Festzug anzusehen, Hand in Hand geht, ist klar. Nur ein Gedanke beherrscht heute die Bevölkerung: Dabei sein! 1908: Zwei Millionen Seelen und ein Gedanke!

* * *

Frühlings Erwachen.

Einen Gruß an Frank Wedekind, geschrieben nach der ersten Aufführung der Dichtung im Deutschen Volkstheater, bittet mich ein junger Student zu bestellen. Er verdient als Ruf des Dankes der in Finsternissen erkannten Jugendseele gehört zu werden. Und gewiß durch die Vermittlung der ‚Fackel‘. »Denn von wo aus«, heißt's in dem Begleitbrief, »könnte ich den Dichter besser grüßen, als von dem Orte, wo Sie so oft für ihn die .... Waffe Ihrer Feder führten!«

Ein Dornengarten wächst, von Rosenhecken,
Von heuchlerischen, leuchtenden umblüht:
Dort spielen Eltern leichten Sinns Verstecken
Mit ihrem Kinde, das vom Suchen glüht

Und blutend von der Dummheit Peitschenhieben
Und unter unerhörten Lasten geht,
Und dessen Frühlingshassen, Frühlingslieben
Kein Menschheitsführer gütevoll versteht —

Das ist die Jugend, die wir alle trugen
In jenen gar nicht fernen Knabenjahren,
Wo dürre Lehrer unsere Sinne schlugen,
Weil sie dem warmen Leben nahe waren,

Weil sie der Zeugung Wunder heißer priesen
Als Zeugniswunder, als den Vorzugsgrad
Und uns zu Höhen und in Tiefen wiesen,
Die eines Lehrers Fuß noch nie betrat.

Und nun kamst Du! Mit dichterstarken Händen
Rissest die Lügenhülle Du herab,
Um den Erwachenden den Trost zu spenden,
Den niemals so noch ein Erwachter gab.

Ich grüße Dich aus meiner tiefsten Seele!
Denn was ich litt — bei Dir gewanns Gestalt
Und meiner ersten Jugend »Schuld und Fehle«
Hat gestern wieder mir ins Herz gehallt.

Zwar, Hänschen Rilow durfte nicht erscheinen,
Und Hänschen Rilow hab' ich gar so lieb;
Doch konnt' ich über Melchiors Mutter weinen,
Die ihrem Sohne keine Mutter blieb.

Und Wendla, Moritz, sah ich, denen beiden
Der erste Frühlingsbraus das Leben schließt
Und sah — Dich selbst mit einem Lächeln scheiden,
Das freilich mir noch unerreichbar ist.

Und sah noch eins: Die Herrn in Frack und Smoking,
Die Damen mit dem feisten Decolleté
Empfanden Dein Gedicht als äußerst shoking
Oder als angenehmes frissonner.

Nun, ihre Herzen haben dicke Bäuche
Und ihre Triebe sind schon etwas matt
Und Jugendleid und -Lust ist ihnen Seuche,
Und Hunger stört sie nicht. Sie sind ja satt.

Ich aber habe das noch nicht vergessen,
Was mich des Keimens Tage einst gelehrt,
Und wie ich mich, verzweifelnd, alles dessen,
Was mich zu Boden drückte, nicht erwehrt.

Denn sind auch heute andere Qualen da,
Die mir des Maien holden Tag umnachten,
So sind doch jene noch mir traumhaft nah,
Die vor der Liebe mich unselig machten.

Wien, 10. Mai 1908. Oskar Jellinek.

*

Eine andere Kundgebung der Jugend, eine »idealere«, mehr aus dem Schulbücherverlag bezogene. Sie spielte sich während einer Vorstellung von »Wilhelm Tell« im Deutschen Volkstheater ab. Ein Mädchen sprach:

Hochverehrter Herr Direktor! Durch Ihren liebenswürdigen Entschluß, im Jubiläumsjahre Sr. Majestät unseres Kaisers eine Reihe von klassischen Vorstellungen für Schüler zu geben, haben Sie einem großen Teil der Wiener Schuljugend eine außerordentliche Freude bereitet. Noch stehen wir unter dem mächtigen Eindrucke der Begeisterung,

welche die Worte unseres Lieblingsdichters in unserem Gemüte hervorriefen, und frohen Herzens danken wir im Namen unserer Mitschüler, daß wir Gelegenheit hatten, hier diesen weihevollen Worten lauschen zu können. Durch künstlerisches Wirken haben die hochverehrten Damen und Herren die idealen Gestalten unserer Klassiker unserem Verständnis nähergebracht. Wir haben den Geist des Edlen und Guten, der aus den schönen Worten unserer Dichter weht, tief empfunden, und wir geloben, uns dadurch ein Beispiel zu nehmen, nur Wahres und sittlich Gutes zu wollen zur Ausbildung unseres Charakters. Die Liebe zu unseren deutschen Dichtern ist neu entfacht und gestärkt, und sie wird uns eine nie versiegende Quelle der Kraft sein, welche wir in späteren Jahren zum Heile unseres, des deutschen Volkes verwenden wollen! Aber noch aus einem anderen Grunde danken wir Ihnen hochverehrter Herr Direktor, aus vollem Herzen. Wir wissen, daß der Reingewinn dieser Vorstellungen dem Ottakringer Lehrerhilfskomitee zufließt, welches denselben zur Beköstigung armer Schulkinder verwendet. Für die armen hungernden Kinder, denen der Segen Ihres Wirkens zugute kommt, dankt Ihnen unser Kindermund mit einem aufrichtigen Vergelts Gott! Wir bitten Sie, hochverehrter Herr Direktor, diese Blumen gütigst anzunehmen. Die Kinder des Frühlings seien Ihnen ein Zeichen unserer Dankbarkeit, ein Sinnbild unserer Verehrung. Möchten Sie der Jugend, der Schule auch fernerhin Ihr Wohlwollen, Ihre Güte erhalten!

Was soll aus einem jungen Mädchen werden, das sich an dieser Phrasenunzucht des Edlen und Guten heranbildet, das in einer feierlichen Ansprache die »Ausbildung des Charakters« gelobt, die Blumen »Kinder des Frühlings« nennt, selbst zugibt, daß es einen Kindermund habe, und durch »denselben« den Herrn Weisse, den Vater der Jugend, zum Schutze nationaler Interessen anruft? Man müßte »Schulmänner«, die ein armes Geschöpf zu solch widernatürlicher Betätigung zwingen, auf Erbsen knieen lassen! Ist eine Vorstellung von »Wilhelm Tell« für die Entwicklung der jungen Mädchen unerläßlich, so sollten doch mindestens derartige Possenauftritte hinter den Koulissen und deren Bekanntmachung durch die Theaterreklame erläßlich sein. Am Abend spielen sie »Frühlings Erwachen« und am Nachmittag muß Wendla an Phrasen glauben, die ihr der Lehrer Affenschmalz aufgesetzt hat.

*

Was aus einer Jugend wird, die solche Ansprachen hält? Wenns ein Knabe ist, so wird er

»Schriftsteller«. Er hält dann — wohlgemerkt, in einer Zeitung, nicht vor dem Grab — einen Nachruf für einen verstorbenen Theatersekretär, in dem die folgenden Sätze stehen, die, hol mich der Teufel, schon einmal seit der Erfindung der deutschen Sprache in Verwendung gebracht sein müssen:

Ein Leben, das in strenger und von wirklicher Liebe zum Berufe durchdrungener Pflichterfüllung aufging, hat einen jähen und ergreifenden Abschluß gefunden . . . Er stand nicht auf einem beneidenswerten Posten. In schwerer Krise hat er die Leitung des Raimundtheaters übernommen, bereitwillig in die Bresche tretend, die durch den Abgang Direktor Lautenburgs entstanden war. So gelang es ihm, das ihm anvertraute Fahrzeug zwischen Klippen und Untiefen hindurch in ruhigeres Fahrwasser zu lenken, und es war seine innigste, leider die letzte Freude seines Lebens, den Stern des Raimundtheaters in freundlicherem Lichte erglänzen zu sehen . . . So wenig er bestrebt war, seine Person in den Vordergrund zu schieben, so sehr mag er sich darüber gefreut haben, daß es ihm gegönnt war etc. Er hat hier Freunde gefunden, die Stadt und ihre Menschen waren ihm unendlich lieb geworden, und an dem Raimundtheater hing er bis zu seiner letzten Stunde mit besorgter Zärtlichkeit. Noch in seinem schweren Leiden, vor einer lebensgefährlichen Operation stehend etc. Heiterkeit und gute Laune gaben seinem Wesen das Gewinnende, machten ihn zu einem guten, gemütlichen Gesellschafter. Im Dienst streng und durchaus gewissenhaft, war er im persönlichen Verkehr liebenswürdig, jovial und von aufrichtiger, oft herzlicher Wärme. Er hat sich in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit in Wien viele Freunde gewonnen, die mit reger Teilnahme das Schicksal beklagen werden, das ihn — nach jahrelangem selbstlosen Mühen endlich zu persönlichen Erfolgen gelangt — rasch und unerbittlich hinweggerafft hat. Es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Aufgabe, der er sich mit so viel Eifer und Hingabe gewidmet, zu Ende zu führen, das ihm anvertraute Schifflein in den Hafen zu lenken . . .

Solche Nachrufe für Theatersekretäre schreiben die, die einst solche Ansprachen an Theaterdirektoren gehalten haben.

Gottesurteil.

Hadmar von Hornsberg wurde in Eberstorf auf der Burg seines Ohms erzogen. Als er nicht mehr zu Füßen der Frauen saß, sondern zu Jagd und Fehde an seines Magen Seite ritt, begab

es sich eines Tages, daß er durch die Galerie des Wintbergturme ging und seine Base Gertrud ihm entgegen kam.

Als Kinder hatten die zwei mitsammen getollt und gespielt, dann lernte sie zu Boden seh'n, er trug den Blick umso freier: das trennte sie. Die Galerie war schmal, und als die Beiden aneinander vorbei drängten, umfaßte Hadmar das Mädchen und küßte es. Die Wirkung des Kusses war unermeßlich.

Das Mädchen stieß ihn mit äußerstem Abscheu zurück und lief wie in Todeshast die Treppe zum innern Hof hinab. Dort auf dem Rasen sah Hadmar sie zusammensinken und als er nacheilte, wand sich ihr Leib in Krämpfen, so daß der erschrockene Jüngling laut schrie, worauf Gesinde kam und Gertrud ins Frauenhaus getragen wurde.

Von diesem Tage an sprach Gertrud wenig, und ihrer Wangen Rot erlosch. Ängstlich war sie bedacht, den jungen Ritter zu meiden und verbarg ihr Antlitz, wenn er unversehens vorüber kam. Hadmar seinerseits konnte sich zwar nicht erklären, wie ein Kuß so tiefe Wirkung übte, da er aber sah, wie die Jungfrau litt, merkte er, daß er an ihr schuldig sei und versuchte mehrmals, Verzeihung zu erlangen. Er kam jedoch nie über die ersten Worte hinaus, weil Gertrude heftig zu zittern begann, wenn er vor ihr stand. Also mied auch Hadmar das Mädchen und hätte das Erlebnis vielleicht vergessen, wenn er nicht hätte fühlen müssen, daß die Jungfrau ihn mit Haß und Verleumdung aller Art verfolge. Dies dünkte Hadmar eine unheimliche Wesensänderung der Kindheitsgespielin, er verlor den Schlaf darüber, und der Aufenthalt in Eberstorf ward ihm unleidlich. Während er noch erwog, ob er von seinem Ohm Urlaub begehren sellte, um sich nach Hornsberg, der väterlichen Veste zu begehen, kam ihm der Eberstorfer zuvor und entließ ihn, ja er jagte ihn beinahe davon, denn er sah nach den vielen Anklagen, welchen der junge Hadmar selten und unkräftig widersprochen, in seinem Neffen eher einen verkappten Verräter als einen treuen Anverwandten. Bitteren Herzens sprach Hadmar in der Stunde des Abschieds zu Gertrud und fragte, warum sie eines Kusses Schuld so hoch werte. Da rief sie: »Hadmar, ich glaube, Ihr träumt. Wann hättet Ihr mich je geküßt?« Hadmar erzählte das Begebnis ausführlich, wobei ihm vor Erstaunen über des Mädchens Wort die Lippen bebten, aber da begann sie zu zittern wie stets, wenn er zu ihr sprach und er

merkte, daß sie nicht hörte, was er sagte. Also verließ er sie und die Burg seines Ohms und war ihm die Brust durch des Rätsels Verdoppelung erschüttert, da sie ihn haßte, weil er sie geküßt und doch nicht wußte, daß ers getan.

Hadmars Vater war ein trotziger Ministerial, ein Feind der schwäbischen Eindringlinge, die Herzog Albrecht ins Land brachte; den Abend seines Lebens füllten blutige Kämpfe, in denen er nicht unterlag, weil er bei währender Fehde starb. Hadmar schloß Frieden mit dem Habsburger, aber er mied den Hof zu Wien, woselbst ihm als Sohn des alten Hornsbergers wenig Gnade zu hoffen schien. Unversehens ward er jedoch durch herzoglichen Befehl nach Wien berufen, der Herzog trat ihm zürnend entgegen, denn es waren Anzeigen eingelaufen, daß er gegen das geheiligte Haupt konspiriere, ja der Verschwörer Rädelsführer sei, die des Herzogs Schwager, den König Wenzel, auf den österreichischen Thron setzen wollten. Hadmar beteuerte seine Unschuld, und weil Beweise nicht erbracht waren, nicht einmal der verborgene Ankläger sich zeigte, begnügte sich der Herzog mit Einziehung der Hornsberger Güter Sallapulka und Hötzelsdorf zur Warnung und künftigen Darnachachtung.

Anläßlich dieses Aufenthaltes in Wien, trat der Magistrat an Hadmar heran, ob er nicht die vom Herzog geraubte Reichsunmittelbarkeit durch Hadmars Hilfe wieder erlangen könnte. Bevor der Ritter sich entschied, waren diese Unterhandlungen bei Hofe bekannt, diesmal war Hermann von Landenberg sein Ankläger, ein Schwabe, der erst vor kurzem mit schmalem Beutel den österreichischen Boden betreten und hier zu Ansehen gekommen war. Die neuerliche Anklage brachte dem Hornsperger den Verlust des schönen Gutes Kattau, und Hadmar verließ fluchtartig die Stadt, in der ihm gänzliche Verarmung drohte. Er hielt sich still auf seiner Veste, aber es verging kaum ein Jahr, in dem nicht Anklagen die Ungnade des Wiener Hofes genährt hätten, wobei immer der Landenberger als unerklärlicher Widersacher gegen Hadmar stand. Als der Ritter von einer Pilgerfahrt aus Rom zurückkehrte, fand er gar seine Stammburg ausgeräuchert und es hieß zwar, daß bäuerliche Mordbrenner die Täter gewesen seien, aber der Name des Landenbergers spukte in der Gegend, und Hadmar zweifelte nicht. Jedermann wußte, daß der Landenberger Hadmars grimmigster Feind war, aber niemand außer Hadmar

wußte, daß Gertrud, des Landenbergers Weib, hinter alldem stecke und Hadmar behielts für sich; denn sollte er sagen, daß aller Haß aus eines geraubten Küßleins Zorn gewachsen sei? Wie flüchtiges Wild jagte ihn diese Frau, nie war ein Weib in Liebe treuer als Gertrud ihm im Haß. Vor dem geborstenen Wartturm, in dem die Krähen nisteten, tat Hadmar einen Schwur, ließ die Burg wieder aufbauen und wohnte in einem Häuschen daneben, denn er hatte gelobet, die Burg seiner Väter nicht eher zu betreten, als bis er an seinem Erzfeind gerächt sei. Also rüstete er und überfiel, nach ehrlich angesagter Fehde des Landenbergers Fähnlein, machte viele nieder und nahm den Ritter selbsten gefangen, nachdem er ihm eine tiefe Wunde geschlagen hatte.

Hermann von Landenberg ward in ritterlicher Haft gehalten, aber seine Wunde schloß sich nicht, er siechte dahin. Hadmar, der unbeweibt geblieben, saß an seinem Schmerzenslager, und der kranke Ritter, den Siechtum und naher Tod milde stimmten, gestand, was Hadmar längst wußte, daß Gertrud des unheilvollen Hasses Entfacherin gewesen und ihn mit nimmer müdem Schüren bis zur letzten Fehde erhalten habe. Hadmar hing an den Lippen des kranken Ritters, er wollte immer mehr und mehr von Gertrud hören, ob er vielleicht des alten Rätsels Lösung vernähme, aber des Kinderkusses ungeheure Wirkung stieg bis zum Himmel und Hadmar konnte sie nimmermehr ergründen. Da hieß er den Landenberger sein Weib zu seiner Pflege in die Gefangenschaft zu bestellen und obwohl ihm vor Gertrud im Innersten graute, sah er doch keinen andern Weg, um das Geheimnis seines und ihres Daseins zu lösen.

Und Gertrud kam. Im binsenbestreuten Prunksaal trat sie Hadmar gegenüber, blond, stahlblauen Auges, jung, fast kindlich, als wären diese zwanzig Jahre spurlos an ihr vorbeigeronnen. So unversehrt schien die Frau, als hätte eine Vorsehung die schlanke Jugend für späte Zwecke bewahren wollen. Aber Hadmar war grau.

»Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid,« sagte er.

»Nicht Euretwegen kam ich,« entgegnete die Frau.

»Ihr haßt mich?« fragte der Ritter.

»Habt Ihr mir nicht den Gemahl zu Tode verwundet?« rief die Frau.

Da überwältigte Hadmar der Schmerz, denn er fühlte allen Haß, mit dem diese Frau ihn alle seine Tage gehetzt, und diese

Frau glich seinem fernen Jugendgespiel. Er gedachte des Kieselbaches und der blumigen Au, des Schlupfes hoch im Lindenwipfel, er dachte an alles, was einstmals war, und er rief zweimal: »Gertrud, Gertrud!« Sie wandte sich ab. Hadmar geriet in eifervollen Zorn und beschloß die Sache an ein Ende zu bringen. Er hielt ihr in eiliger Rede die vielen übeln Dienste vor, so sie ihm schon in Eberstorf und dann in Wien und anderwärts erwiesen, faßte sie schließlich am Arm und sprach mit starker Stimme: »Alles dies um einen Kuß!«

Gertrud zuckte unter dem Worte zusammen nnd sagte tonlos: »Ich weiß nichts von einem Kuß!«

»Teufelin!« rief da der Ritter, indem er ihren Arm umso fester umklammerte, »Du sollst nicht von der Stelle, ehe Du des Hasses Grund gestehst!« Gertrud begann zu zittern, ward fahl und sank zu Boden. Der Ritter erschrak, ihm schien, als hätte er dies schon einmal erlebt. Er legte die ohnmächtige Frau auf eine Truhe, rieb ihr Hände und Wangen und bemühte sich um sie. Sie faßte seinen Kopf, zog ihn zu sich und küßte ihn lange, wobei sie die Augen geschlossen hielt und augenscheinlich schlief. Der Ritter riß sich los und verließ das Zimmer.

Am andern Tage war der Landenberger gestorben. So mußte Hadmar die Witwe mit dem Leichnam ihres Gemals entlassen. Die Bestattungsfeier war kaum vorüber, da erhielt Hadmar strengen Befehl, vor dem Richterstuhle des Herzogs Albrecht in Wien zu erscheinen. Es wollte ihm schier das Herz verbrennen, als er in Wien hörte, er sei des Folgenden bezichtigt: er habe der Gattin des verwundeten Landenbergers die Auslieferung des Ritters angeboten, wenn sie für eine Nacht Hadmars Bett zu teilen sich entschlösse. Gertrud habe kräftig widerstrebt, da aber der Landenberger immer schwächer wurde, habe sie des Wüstlings Begehren erfüllt. Am selben Abend sei der Landenberger verschieden, und Hadmar habe ihrs arglistig verschwiegen, so daß sie wider Wissen und Willen in ihres Gemals Todesstunde in den Armen eines andern gelegen sei. Darauf wolle sie das Gottesurteil der Feuerprobe bestehn.

Der Herzog saß im Kreise seiner Räte, ein rotglühendes Eisen ward mit Zangen hereingetragen, Gertrud trat vor, den rechten Arm entblößt, sie faßte das feurige Metall mit nackter Hand und legte es vor des Herzogs Stuhl zu Boden, sachte und

ohne mit der Wimper zu zucken, daß jedermann im Saale schwieg und Gottes Stimme zu vernehmen meinte.

Hadmar sah dem allen zu als wie im Traum. Er leugnete nicht, er war müde zum Sterben.

»Es ist nötig, der Frau die Ehre wieder zu geben«, sagte der Herzog. Der Ehevertrag wurde sofort aufgesetzt, am selben Nachmittag fand die Trauung statt. Vor der Kirche war ein Schaffot errichtet, der Henker erwartete nach des Herzogs Befehl den verbrecherischen Ritter. Hadmar hatte sichs nicht anders versehen. Gertrud aber, die jetzt des Hornsbergers Gattin war, schauderte, sie bat den Herzog um Gnade. Als dies vergebens war, lief sie die Stufen zum Blutgerüst hinan und rief zu allem Volk: »Ich habe gelogen, Hadmar ist unschuldig und aller Ehren voll!«

Zweifelnd sah der Herzog um sich. Aber es dünkte Hadmar leichter zu sterben, als mit diesem Weibe zu leben. Er sagte: »Um mich zu retten, lügt sie jetzt. Bedenkt die Feuerprobe.«

»Die Feuerprobe!« schrie das Volk.

Da zog Gertrud einen Dolch aus dem Gürtel und schnitt Wunden in ihren rechten Arm, daß das Blut aus den Adern spritzte: »Ich bin gezeichnet, mein Arm ist empfindungslos«, sagte sie, »die Feuerprobe war Betrug.«

Sie erblaßte und sank. Hadmar kniete bei ihr nieder, sie umschlang ihn mit blutendem Arme und flüsterte ihm ins Ohr und sprach zu ihm, bis sie starb.

Fritz Wittels.

* * *

Der Sündenpfuhl.*)

Die bürgerliche Gesellschaft besteht aus zwei Arten von Männern, aus solchen, die sagen, irgendwo sei eine »Lasterhöhle« ausgehoben worden, und solchen, die bedauern, die Adresse zu spät erfahren zu haben. Die Einteilung hat den Vorzug, daß sie sich in einer und derselben Person vollzieht, weil nicht Gegensätze der Weltanschauung, sondern bloß Umstände und Rücksichten für die Wahl des Standpunktes maßgebend sind. Man würde aber fehlgehen, wenn man glauben wollte, daß die sittliche Ent-

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

rüstung und die Begierde in übersichtlicher Weise nebeneinander gelagert sind; sie greifen vielmehr ineinander und sind unaufhörlich damit beschäftigt, ihre Kräfte gegenseitig zu steigern und ihr Objekt zu vergrößern. Jetzt sind es gerade 1908 Jahre, daß dieser eifersüchtige Kampf zweier Lebensprinzipe andauert, in dem die Entrüstung sich an der Begierde und die Begierde an der Entrüstung nährt, in dem die Welt immer moralischer wird, je unsittlicher, und immer unsittlicher, je moralischer sie wird. Es würde am Ende gar keine Lasterhöhlen mehr geben, wenn sie nicht ausgehoben würden, denn bis zu dem Zeitpunkt, da eine ausgehoben wird, ist sie ein friedliches Bürgerhaus. Die Phantasie wälzt sich auf Lotterbetten, und die Sittlichkeit ist die Enttäuschung darüber, daß es kein Laster gibt. Sie schließt mit Recht die Augen vor einem Sündenpfuhl; denn wenn sie ihn sähe, würde sie sich über Langweile beklagen. Sie wendet sich von Abgründen der Unmoral, deren Gähnen eine ansteckende Wirkung hat. Das bißchen Laster, das hin und wieder in deutschen Landen zustande kommen mag, ist nur eine Folge der übertriebenen Gerüchte, die darüber verbreitet werden. Um nicht zu weit hinter ihrem Ruf zurückzubleiben, tut die Unsittlichkeit manchmal so, als ob sie da wäre; die Blamage ist noch immer groß genug, wenn's an den Tag kommt, was an den Tag gekommen ist. Nur Staatsanwälte und Berliner Bohemiens glauben an das Laster. Wenn irgendwo in einem separierten Zimmer zwei Leute gesessen sind, so muß nicht die Bibel gelesen worden sein; aber aus der Beobachtung, daß das Zimmer versperrt war, geht auch noch nicht hervor, daß eine schwarze Messe gelesen wurde. Bloß das Dunkel, das heutzutage über eine gottgefällige Handlung gebreitet werden muß, hat diesen Glauben genährt. Man ahnt aber gar nicht, wie sündenrein das Leben verliefe, wenn die Moral daran nicht Anstoß nähme. Seitdem ich einmal erfahren habe, daß eine Unschuld vom

Lande durch die Bemühungen einiger Idealisten aus einer Lasterhöhle der Großstadt befreit und der Familie zurückgegeben wurde, und seitdem ich weiß, was dann weiter geschah, wie das Mutterauge sie doch erkannt und der Vater zur Blutschande gezwungen hat, und wie sie sich am andern Tage aus den Familienbanden in die Lasterhöhle rettete, die nichtsnutzige Person, seitdem weiß ich, wie berechtigt der Abscheu vor dem Laster ist. Ach, die Perversität des Lebensgenusses zeigt uns in Haus und Gesellschaft ihre abschreckendsten Formen und schafft das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit in ein Bordell zu gehen und sich wieder daran zu erinnern, daß Reinheit des Empfindens ein unverlierbares Gut ist. Und wo kommt denn noch heute, in dieser Welt des Unfriedens, die bürgerliche Gesittung zu Ehren, wenn nicht bei den paar Kupplerinnen? Um ihretwillen müßte Sodom vor der Zerstörung bewahrt bleiben. Sie haben sich in die Bresche gestellt und standhaft der Unmoral gewehrt, die aus der Familie, aus den Klöstern und aus adeligen Instituten in die Bordelle einzudringen drohte. Aber sie trotzen auch der Verleumdung; denn eine Legende behauptet, daß ihre Häuser sich die vornehme Abgeschlossenheit zunutze machen, um erotischen Vergnügungen als Schauplatz zu dienen. Soll man sie ernstlich gegen einen Vorwurf verteidigen, der der verdorbenen Phantasie der bürgerlichen Gesellschaft entstammt? Die Kupplerinnen dienen einer schlichten Naturnotwendigkeit, die den sittlichen Vorzug hat, daß sie die Beteiligten nicht für das ganze Leben aneinanderkettet und wenigstens nach ihrer Erledigung jeden nach seiner Fasson selig werden läßt. Sie gewähren der Erotik, die eine abgefeimte Betrügerin der Natur ist, keinen Unterschleif, sie servieren die Hausmannskost ohne Gewürze, sie weisen mit Entrüstung jede Extravaganz zurück, die vom horizontalen Pfad der Tugend abweicht. Wir leben ein jammervolles Dasein der Illusionen, und nur bei den Kupplerinnen ist Wahrheit.

Selbst ihre Lügen wurzeln in der Realität und sind noch immer verläßlicher als unsere Einbildungen. Sie teilen die Erscheinungen des Lebens in schwarz und blond oder in groß und klein oder in stark und schlank, sie haben eine Ästhetik, die in jedem Seminar tradiert werden könnte. Ihr Haus ist in allen Beziehungen das Abbild einer verlorenen sozialen Ordnung. Die Welt ist vom Wahn der Gleichheit beherrscht, hier gibts noch Klassengegensätze. In der Welt kann der Unterschied zwischen einer Adeligen und einer Bürgersfrau mit Geld überbrückt werden, hier bezeichnet das Geld die Rangstufe und keine adelige Gesinnung vermag den sozialen Abstand zwischen zwei Kupplerinnen wettzumachen. Aber die Kupplerinnen sind nicht nur ein Kitt des gesellschaftlichen Lebens, das in der Zeiten Unrast zerfällt, sie sind auch eine Staatsnotwendigkeit, an deren Erhaltung die höchstgestellten Personen ein Interesse haben, und es gibt politische Gemeinschaften, in denen man eher mit dem § 14 regieren kann, als ohne die Frau Löwy. Und da man sie auch notwendiger braucht als einen voreiligen Staatsanwalt, der es auf ihren Hausfrieden abgesehen hat, so kann es geschehen, daß sie diesen in der Karrière überflügelt. Eine soziale Schädlichkeit der Kupplerinnen wäre überhaupt nur in ihrer Geneigtheit zu erblicken, das Risiko der gesetzlichen Strafe zu ein bißchen Ausbeutung zu benützen; aber man wird nicht sagen können, daß sie mehr Wucher treiben als unbedingt notwendig ist, um sich in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten. Solange die Kupplerinnen den Staat nicht um die Steuer betrügen, liegt kein Grund vor, ihre Ehrenrechte anzutasten und ihnen etwa auch jene Titel abzuerkennen, die zu führen sie berechtigt sind; denn manchmal nennen sie sich Doktorin, Professorin, Rätin oder dergleichen und heben sich schon dadurch von den vulgären Gelegenheitsmacherinnen ab, die infolge schlechter Geschäfte fortwährend eine Verfolgung zu

gewärtigen haben. Tatsächlich gelangen manche Kupplerinnen zu hohem Ansehen und bringen es sogar zuweilen zu einer präsidierenden Stellung in einem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels. In jedem Zweig der sozialen Hilfstätigkeit sind sie vertreten, und als einmal an eine die Frage gestellt wurde, was denn ein halbwüchsiges Mädchen bei ihr zu suchen habe, meinte sie, zuhause werde das Kind nur verdorben, weil die Mutter Liebhaber empfange, und auf die Frage, ob die Abwesenheit des Mädchens zu so später Stunde nicht dennoch auffällig sei, hatte sie die selbstbewußte Antwort: »Erlauben Sie, Herr Doktor, die Mutter weiß doch, wo das Kind ist!« Als sie später verhaftet wurde, war das Bedauern ein allgemeines. Sie hatte viel für die Witwen und Waisen getan, und kein Polizeibeamter war unbeschenkt von ihrer Schwelle gegangen. Man fragte sich auch mit Recht, seit wann es denn Sitte sei, Wohltäterinnen bei Nacht und Nebel nach dem Gefängnis zu eskortieren. Es war ein Ausnahmsfall. Die Behörden sind durch Schaden klug geworden und hüten sich in der Regel vor den ehedem so beliebten Mißgriffen. Es mag noch hin und wieder vorkommen, daß statt einer anständigen Frau eine Kupplerin belästigt wird, aber der Schrei der Entrüstung, der dann jedesmal durch die Öffentlichkeit geht, mahnt die Behörden zur Vorsicht. Es versteht sich von selbst, daß die meisten Kupplerinnen Schutzpatroninnen der Kirchen ihrer Heimat sind und das Geld, das sie von gemeinnützigen Zwecken beziehen, gemeinnützigen Zwecken wieder zukommen lassen. Der künstlerische Geschmack und der religiöse Sinn des deutschen Hauses, die in der bürgerlichen Gesellschaft vielfach durch Snobismus und Heuchelei entstellt sind, finden sich nur mehr bei ihnen vertreten. Schon im Vorzimmer fällt einem das Muttergottesbild auf, das man nicht in allen Bürgerswohnungen trifft, und während es kaum ein Familienheim mehr gibt, das nicht den Ehrgeiz hätte, von Van der Velde einge-

richtet zu sein, wird hier noch der altdeutsche Stil in Ehren gehalten. Eine stehengebliebene Pendeluhr zeigt, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt, ein thönernes Schwein dient keiner versteckten Symbolik, sondern der Sparsamkeit, und über dem Bett hängt eine idyllische Alpenlandschaft, in der die Kühe grasen und die Stiere sich's gut gehen lassen. Auch muß man sagen, daß die Kupplerinnen streng dynastisch fühlen und zwar zumeist für das serbische Königshaus. Sie datieren die Weltgeschichte von der Zeit, da die Obrenowitsch noch in Blüte standen, und bezeichnen den Königsmord als die Wende in der Entwicklung des Mädchenhandels. Ergreifend wirkt die aus tiefer Geschichtsauffassung geschöpfte Klage, wenn Alexander statt der Draga, die an allem schuld war, die Finerl geheiratet hätte, die er »durch uns kennen gelernt hat«, alles wäre anders gekommen: »Da hätt' es kein Gemetzel gegeben!« Solche und hundert ähnliche Erkenntnisse kann man aus dem Munde der Kupplerinnen hören, wenn man auf den aussichtslosen Wahn verzichtet, bei ihnen Abenteuer zu finden. Die gesunde Ahnungslosigkeit, mit der sie dem Laster gegenüberstehen, gleicht die übertriebenen Vorstellungen, die die Welt von ihrer Tätigkeit hat, durch einen Humor aus, der besser ist als alle Freuden der Sinne. Die Naivität, die sich in einer Lasterhöhle verbirgt, lebt selbstzufrieden dahin und gerät in grenzenloses Staunen, wenn es der Zufall wirklich einmal will, daß sie ausgehoben wird. Dann aber hat der Humor ein Ende, die Kupplerinnen werden aus einem Erwerb gestoßen, mit dem alle Beteiligten einverstanden waren, und versinken rettungslos in dem Sündenpfuhl der bürgerlichen Gesellschaft.

Karl Kraus.



»Keines der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie das deutsche. Sieht man nach den Gründen, so kommt man zuletzt zu dem seltsamen Ergebnis, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt und von einer anderen gar keinen Begriff hat. Es klingt ihm schier unbegreiflich, wenn ein Italiener sagt, daß Prosa gerade um soviel schwerer sei als Poesie, um wieviel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit. Um Vers, Bild, Rhythmus und Reim hat man sich redlich zu bemühen — das begreift auch der Deutsche —, aber an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten? — es ist ihm, als ob man ihm etwas aus dem Fabelland vorerzählte.« Nietzsche.

* * *

Der Skeptiker.*)

Nach einem Spruche Goethes antwortet jedem Alter des Menschen eine gewisse Philosophie . . . »Ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache . . .« Der Name des Skeptikers greift einen, allerdings bestimmenden Zug, das Zweifeln, aus der Summe von seelischen und physischen Anzeichen heraus, die das Wesen dieser Denk- und Lebensrichtung, den Inhalt und die Stimmung ihres Ausdrucks ausmachen, aber der Name erschöpft nicht die Fülle ihrer Äußerung. Aus der männlichen Natur des Skeptikers ist allein seine Gestalt, sein Schicksal, Pathos und Wirkung seiner Persönlichkeit etwa zu entwickeln und zu verstehen.

Man betrachte einen geistigen, vom Leben schonungslos durchgebildeten, gehärteten, ausge-

*) Die guten deutschen Ausgaben von Vauvenargues und Larochefoucauld (Eugen Diederichs), von Champfort (R. Piper & Cie.), die Auswahl von Lichtenbergs Schriften (E. Diederichs) und insbesondere der eben erschienene erste Band einer vollständigen Übertragung der Essais von Montaigne (Berlin, Wiegandt & Grieben) geben den Anlaß zu diesem Versuche einer Darstellung des Skeptikers.

schärften, aber in seinem Wesen gleichgewichtig verharrenden Charakter. Aus einer reichlich aufnehmenden, von der Realität durchdrungenen Kindheit geht der Jüngling hervor mit einem meist überschwänglichen Kraftgefühl, das alle Aufgaben der Gesamtheit als persönlichsten Zweck an sich ziehen will in einem ungemessenen, weitsichtigen Selbstgefühl. Er bedarf der Erlebnisse als seiner eigentlichen Nahrung, denen er sich nicht anpassen kann, sondern die er willkürlich deutet, nicht ohne daß ihre Grausamkeit ihn immer wieder enttäuscht und abstößt. Er assimiliert sie in einem Prozeß fortgesetzter Enttäuschungen. Die Maßlosigkeit seiner Absichten, die Idealität, die er allem beilegt, gehören zu seinem Schicksal, die Leidenschaft, ja der Selbstbetrug, die Welt nach seinem Bilde formen zu können, sie nur durch sich zu rechtfertigen, sind ihm gemäß. Die tragischen Gestalten der ikarischen Jünglinge treten in jeder Generation von neuem hervor, von den ergreifendsten Dichtungen erfaßt: ein Werther und Niels Lyhne. Das Leben erzeugte die Tragödie Heinrichs von Kleist. Diese Jugend ist todgeweiht. Den Idealisten überlebt der Skeptiker.

Der Mann hat Qualen und Enttäuschungen bestanden, deren jede eine Wunde geschlagen, die langsam vernarbt ist, nicht ohne einen leisen Schmerz, eine Frage statt einer Antwort, Zweifel statt Verzweiflung zu hinterlassen. Er hat die Schauer des Sterbens physisch und geistig vorempfunden, den Untergang von Überzeugungen, das Scheitern von Gefühlen, den Wechsel von Neigungen, die Veränderungen des Urteils, die Vieldeutigkeit sittlicher Begriffe erfahren. Körper und Geist mußten sich an die verschiedenen Klimate der menschlichen Zustände gewöhnen und im fortwährenden Wechsel von Gelingen, Ertragen, Sichverbergen und -offenbaren bestehen. Die Beweglichkeit der Jugend verliert sich, wie die geflügelten Pflanzensamen endlich irgendwo ruhen. Es gilt, zu wurzeln. Durch gesammelte Spannkraft

wird der fühlbare Mangel an äußerer Veränderung ersetzt. Standfestigkeit ist das Kennzeichen dieses Charakters, der das Erleben, die Ereignisse nicht mehr aufsucht, sondern erwartet, nicht mit ihnen davonjagt, sondern in ihrer Mitte verharrt. »En vivant, en voyant les hommes, il faut, que le coeur se brise, ou se bronze« (Champfort). Diese Verhärtung bringt eine Art von Passivität mit sich. Wer möchte die Bedeutung der Neigungen, die Macht der Instinkte, die Herrschaft des Willens, alle Veranlassungen der Aktivität noch herbeiwünschen, der immer wieder an ihre Grenzen gemahnt wurde! Die Aktivität ist jetzt ganz auf die Fähigkeit des inneren Erlebens, des Erkennens, nicht auf das Sagen, sondern auf das Erwidern verwiesen, der Geist ist zu einer feinsten Wage der Erscheinungen geworden und bestimmt sie mit einer annähernden Objektivität. Die Antwort auf jeden äußern Anreiz erfolgt lebhaft, doch ohne den Mann außer sich selbst zu bringen. Das Erlebnis gilt nur mehr als ein Anschein. Der Mann erntet die Früchte seiner einstigen Niederlagen. Ehemals bestand seine Freiheit in Hingabe, jetzt in der Wahrung seines Selbst. Das Pathos der Jugend lag darin, daß sie die eigene Kraft und die der Gesamtheit verkehrt einschätzte. Das Pathos des Mannes, des Skeptikers liegt in dem Wissen um die letzte Ohnmacht aller selbstischen Energie, die gleichwohl als die einzige Lebenswürdigkeit empfunden wird. Die unbedingte Bewegung, das vorwaltende Handeln der Jugend setzt eine so sichere, wie falsche und einfältige Wertung von Richtung und Ziel voraus, die verharrende, beobachtende Ruhe der Skepsis ist durch einen langsam erwachten, zähen Instinkt für das jeweilige Gegenargument bedingt. An Stelle einer Wahrheit treten vielfältige Gegenwahrheiten, die Gesinnung in Dialektik verfeinern. Die Leidenschaft, das Temperament sind von der Gefolgschaft einer einzelnen Idee oder Handlung losgezählt und gehören in einer Freiheit, die berauscht der eigenen Bestimmung

inne wird, völlig der Argumentation. Früher mochte man in der Welt mitspielen und unterlag dem ganzen Schicksal des dargestellten Charakters. Jetzt erblickt man das Geschehen als Zuschauer und lenkt es an den Drähten der zugleich imaginierenden und überraschten Dialektik. Dies gibt einen Vorsprung des Skeptikers vor jeder Tat durch die Vorwegnahme aller ihrer Unzulänglichkeiten, vor jedem Abschluß durch die Vorwegnahme des Gegeneinfalls, vor der Leidenschaft durch die Antizipation ihrer Enttäuschung. Der Skeptiker führt mit lauter Enttäuschungen seinen Haushalt. Nur glaube man ihn nicht vor Verbitterung, Empörung, Zorn, Abscheu bewahrt. Aber er macht aus diesen Notwendigkeiten seine Freiheiten. Von der Bedingtheit alles Geschehens tausendfach gefesselt, lernt er eben sie gebrauchen, in der Ohnmacht des Lebens die Kraft seiner Anschauung genießen. Die Macht, die dem Tätigen in diesem kurzen Leben das einzige sichtbare Maß seiner Persönlichkeit bietet, wird verinnerlicht, durchgeistigt durch eine zugleich entsagende und wieder großartig ausschreitende Bewußtheit, die ihr Erkennen mit keinem Tun vertauschen möchte. Das heroische Pathos des Skeptikers liegt darin, daß er seinem Erkennen die Würde, Lust und Bedeutung der Handlung, und zwar ganz aus eigener Machtvollkommenheit verleiht. Eine Illusion, die vor der Enttäuschung geschützt ist, weil sie sich ihrer bedient und an ihr immer wieder erneut wird. Dabei geht schließlich selbst der Wille zu positiver Lebensgestaltung lächelnd unter. Eine Erkenntnis, die ihren köstlichsten Anteil der Beute gerade aus der Torheit, den Irrtümern, der immer wiederkehrenden Schuld erhält, möchte die schwersten Mängel nicht missen, deren sie bedarf, um sich in Leiden und Lust zu erneuen. Sie würde die Torheit erschaffen, wenn sie nicht bestünde, das Schlechte erzeugen, um sich darüber zu erzürnen, das Unzulängliche aufziehen, um den Traum der Vollkommenheit zu erleben. Sein Leiden unter all der Wider-

wärtigkeit, Schwäche und Narrheit gibt dem Skeptiker das gute Recht, sie zu bejahen, da er aus seinen Empörungen sein einziges Glück schöpft. Man hört oft die theoretisch gerichteten Ärzte anschuldigen, daß sie über dem Erkennen des Übels dessen Heilung vergessen. Das ist ihre Skepsis. Die Krankheit ist ewig, die Arznei macht einen einzelnen Fall gut. Der Skeptiker hat an dem erledigten Einzelfall weiter kein Interesse. So werden Tat, Wirkung, Ruhm und Macht gegen den Genuß des Erkennens, gegen den Reiz der sich steigernden und am Widerspruch belebenden Dialektik, gegen die weiten Ausblicke der Erfahrung, Freude wird gegen Trost, Glück gegen Genügen, Sieg gegen Ruhe drangegeben. Eine leidenschaftliche, unbegrenzte Betrachtung kennt keinen Wunsch mehr, als sich selbst. Diese bei gesammelter Kraft scheinbar umso widerspruchsvollere Ruhe, dieser eifrige Müßiggang (nach Nietzsche »aller Psychologie Anfang«), dies ständige Sichfreireden und Sichlosdenken, diese Steigerung des geistigen Gehörs, des psychologischen Gesichts, dieses gelassene Schauen in alle Abgründe der Existenz bringt eine eigentümliche Heiterkeit hervor. »Beim Anblick alles dessen, was auf der Welt vorkommt, müßte schließlich auch der größte Menschenfeind heiter werden und Heraklit vor Lachen sterben« (Champfort). Der Humor, die gute Laune des Scharfsinns, das durch die treffende Dialektik befriedigte und befreite Gemüt ist die Entschädigung des Skeptikers, wie denn der Humor im Grunde häufiger ein Ergebnis, als eine Gabe ist.

So verharrt der Skeptiker kräftig auf dem tragenden Erdboden, durchaus geistig, aber nicht eigentlich spekulativ — müßige Spekulation haßt er als Tatsachengeist wie einen Urfeind — und hält sich von seinen nächsten Gefahren: dem Zynismus und der Mystik in gutem Abstand. Er wird unversehens ein Beispiel für getroste Lebensführung, was allerdings ein Lächeln abnötigt, denn das Genie des

Erkennens ist nicht lernbar und der unvertretbare Wert der Erfahrung liegt nur eben im Erleiden.

Bei der kleinen Auslese der Geister, die aus dem unendlichen Erleiden diese geniale Erfahrung ziehen und das Erleiden der Wirklichkeit zu ihrem Glück machen, ist das Werk der Skeptiker leicht zu überblicken. Intensität, nicht Ausdehnung, Verdichtung zu einer komplexen Essenz kommt ihm in allen seinen Äußerungen zu. Auf das reale Leben, Umgang mit Menschen, Beobachtung der Leidenschaften, Ergründung von Sitten und Gemütszuständen angewiesen, ist diese Art der Betrachtung eine glückliche und einzige Mischung von künstlerischer Synthese und kritischer Analyse. Das »Als Ganzes Sehen«, das den Künstler ausmacht, liegt auch dem Schaffen des Skeptikers zugrunde, die Analyse gibt nur die Methode der Verarbeitung. Der darstellerische Impuls des Erkennenden, seine Fähigkeit, Analogien zu wittern, unerwartete Verwandtschaften aufzuspüren, geheime Motive zu entlocken, ein vieldeutiges Erlebnis zu vereinfachen, ein scheinbar einfältiges geistig zu durchleuchten und von allen Seiten strahlend zu zeigen, macht jede Beobachtung des Skeptikers zugleich giltig und überraschend. In der ungelösten Verbindung mit dem täglichen Leben, in dem unwillkürlichen Aufsuchen der Probleme in allen realen Zuständen wird der unleugbare künstlerische Ursprung der seelischen Disposition deutlich, die den Skeptiker bestimmt. Aber die Auswertung dieses Materials geschieht beschreibend, nicht gestaltend, indem das Unmittelbare des Eindrucks gleichsam abgedampft wird bis auf seine Elemente. Diesem eigentümlichen Schwebezustand zwischen ästhetischer Anschauung und ethischer Formulierung, zwischen künstlerischer Intuition und gedanklicher Auslösung verdankt die skeptische Äußerung ihren unnachahmlichen Charakter einer treffenden Antwort, die nach einem Goethe'schen Wort einem lieblichen Kusse gleicht. So spotten selbst jene Schöpfungen des skeptischen Geistes, die

einen rein künstlerischen Ausdruck gewählt, mit der reizvollsten Willkür jeder geschlossenen Darstellung, wie etwa Sternes »Empfindsame Reise«. Auch die Werke der »Humoristen« unterliegen zumeist der formauflösenden skeptischen Laune, wobei der Humor etwa als überwiegende Gefühlsenergie zur Gestaltung und rein künstlerischen Zusammenfassung der Anschauung drängt, bei einem endlichen Sieg des Erkennens und Durchschauens aber sich zum Witz, zur launigen und abstrakten Wendung des Wortes als höchsten Restes verflüchtigt (bei Jean Paul). So erscheinen die Übergänge vom Skeptiker zum Humoristen, wie die vom betrachtenden zum gestaltenden Künstler, vom männlich irdischen zum mystischen Geiste überaus zart abgestuft.

Die Form der treffenden Antwort, nicht in der allzu knappen Fassung des Spruches, sondern in der glücklichen momentanen Eingebung, in welcher alle zuströmenden Erwägungen die Vielseitigkeit des erhellten Problems verraten, ein dialogischer, nahezu dramatischer Charakter einer in ihrer Wesenheit verlautenden geistigen Situation macht die Aphorismen zu den hauptsächlichen Mittlern der skeptischen Darstellung und gibt ihnen die zugleich klare und unheimlich weittragende Lebensstimmung, die über jedem Wort einen ungeahnten Horizont eröffnet.

Lichtenberg und Montaigne sind in einigem Belang Ausnahmen. Der erste durch das Mitspielen einer witzigen Phantasie, die den Einfällen ein barockes Kostüm überwirft und in Variationen über ein Thema sich ergeht, Gleichnisse leibhaftig jedem Einfall als Spiegelungen gegenüberstellt und oft nicht bloß mit dem treffenden Wort, sondern erst mit dem sinnfälligen Bilde sich beruhigt. Montaigne hinwiederum ist einzig durch die idyllische, ja epische Natur seines im Zuständlichen behaglich verweilenden, die Fülle ordnenden und schätzenden Geistes, der die Lust des Erkennens nicht in der augenblicklichen Entladung durch den Blitz des Einfalls büßt, sondern sie systē-

matisch, durch eine scheinbar spielende Untersuchung erstreckt und vertieft, mit allen Organen auskostet. Keiner bedarf wie er, so zahlreicher Hilfen des Gedächtnisses, der Bildung, eine überreiche Anekdotik steht ihm zu Dienst, das alte Erbe der romanischen Erzählerfreude und die Gewohnheit der lateinischen Kultursprache, seiner Wahlmuttersprache, bleibt ihm unverkümmert.

Der Skeptiker macht durch die eigentümliche Weise seines Denkens die Erscheinungen leicht und durchgängig, er nimmt dem Schicksal seine Schwere und gibt ihm die Anmut des Spiels, des gewichtlosen Schwebens. Der Glanz seiner Heiterkeit hat einen wunderbar vertieften Gehalt: sie ist Wille, Schicksal, Selbsteroberung. Man blickt durch alles Menschliche wie durch Kristall. Es ist durchsichtig geworden. Die künstlerische Gestaltung gibt eine mittelbare Erkenntnis, indem sie die Realität in ihren Widersprüchen hinstellt und die Wirklichkeit noch einmal gebiert, um sie zu erlösen. Die Aussage des Skeptikers gibt eine unmittelbare Erkenntnis, indem sie die Wirklichkeit sowohl voraussetzt, als überwindet, die Erscheinungen in ihrer Gesamtheit durchdringt und sich zugleich von ihnen befreit. Sie vereinigt alle Menschlichkeiten in einem Brennspiegel, der den Schein in Feuer, die Farbe in Licht, das Erlebnis in Schicksal verdichtet. Die skeptische Art der Umwandlung alles Daseins in Erfahrung ist so eigentümlich, daß zuweilen ein einziges Wort den Skeptiker besser kundgibt, als jeder Versuch einer Zusammenfassung dieses unvererblichen und unlehrbaren Besitzes, der im Grunde wieder geheimnisvoll und undurchdringlich bleibt, wie alles Naturgewachsene. »‚Sich keine Illusionen mehr machen‘: da beginnen sie erst.« (Karl Kraus). Das sagt der Skeptiker. Das ist er.

Otto Stoessl.

* * *

Tagebuch.

Auch ein anständiger Mensch kann, vorausgesetzt, daß es nie herauskommt, sich heutzutage einen geachteten Namen schaffen.

*

In Lourdes kann man geheilt werden. Welcher Zauber sollte aber von einem Nervenspezialisten ausgehen?

*

Ich habe um mancher guten Entschuldigung willen gesündigt und darum wird mir vergeben werden.

*

Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist. Aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist.

*

Der persönliche Umgang mit Dichtern ist nicht immer erwünscht. Vor allem mag ich die Somnambulen nicht, die immer auf die richtige Seite fallen.

*

Ihm gebührt das Verdienst, in die Anarchie des Traums eine Verfassung eingeführt zu haben. Aber es geht darin zu, wie in Österreich.

*

»Zu neuen Taten, tapferer Helde, wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht!« So spricht das Weib Wagners. Dem Helden müßte bei solcher Bereitschaft die Lust an den Taten und die Lust am Weibe vergehen. Denn die Lust an den Taten entstammt der Lust am Weibe. Nicht zu den Taten lasse sie ihn, sondern zur Liebe: dann kommt er zu den Taten. Solcher Psychologie aber entspräche auch das Wort Wagners, wenn nur die Interpunktion verändert wäre. Die Alliteration mag bleiben. Man lese also: »Zu neuen Taten, tapferer Helde! Wie liebt' ich dich, ließ' ich dich nicht ...«

*

Omne animal triste. Das ist die christliche Moral. Aber auch sie nur post, nicht propter hoc.

*

Die wahre Beziehung der Geschlechter ist es, wenn der Mann bekennt: Ich habe keinen andern Gedanken als dich und darum immer neue!

*

Zur Vollkommenheit fehlt ihr nur ein Mangel.

*

Die Sündenmoral ist darauf aus, die Ursachen, auf die das Kinderkriegen zurückzuführen ist, zu beseitigen. Sie sagt, die Abtreibung der Lust sei ungefährlich, wenn sie unter allen Kautelen der theologischen Wissenschaft durchgeführt wird.

*

Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen.

*

Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt auch nichts der Sache.

*

Die alten Bücher sind selten, die zwischen Unverständlichem und Selbstverständlichem einen lebendigen Inhalt bewahrt haben.

*

Auch die sprachliche Trivialität kann ein Element des künstlerischen Ausdrucks sein, nämlich des Witzes. Der Schriftsteller, der sich ihrer bedient, ist echter Feierlichkeit fähig. Das Pathos an und für sich ist ebenso wertlos wie die Trivialität als solche.

*

Werdegang des Schreibenden: Im Anfang ist mans ungewohnt und es geht deshalb wie geschmiert. Aber dann wirds schwerer und immer schwerer, und wenn man erst in die Übung kommt, dann wird man mit manch einem Satz nicht fertig.

*

Die bange Frage steigt auf, ob der Journalismus, dem man getrost die besten Werke zur Beute

hinwirft, nicht auch kommenden Zeiten schon den Geschmack an der sprachlichen Kunst verdorben hat.

*

Eine exklusive Kunst ist ein Unding. Es heißt die Kunst dem Pöbel ausliefern. Denn wenn der ganze Pöbel Zutritt hat, ist es immer noch besser, als wenn nur ein Teil Zutritt hat. Ein jeder will dann exklusiv sein, und die Kunst beginnt von der Nebenwirkung des Exklusiven zu leben. Es besteht der Verdacht, daß die ganze moderne Kunst von Nebenwirkungen lebt. Die Musik von Nebengeräuschen, die Schauspielerei von Mängeln.

*

Da das Halten wilder Tiere gesetzlich verboten ist, und die Haustiere mir kein Vergnügen machen, so bleibe ich lieber unverheiratet.

*

Die Gesellschaft braucht Frauen, die einen schlechten Charakter haben. Solche, die gar keinen haben, sind ein bedenkliches Element.

*

Das höchste Vertrauensamt: Ein Beichtvater unterlassener Sünden.

*

Ein Leierkasten im Hof stört den Musiker und freut den Dichter.

*

Viele haben den Wunsch, mich zu erschlagen. Viele den Wunsch, mit mir ein Plauderstündchen zu verbringen. Gegen jene schützt mich das Gesetz.

*

Man könnte größenwahnsinnig werden: so wenig wird man anerkannt!

Karl Kraus.



Eulenburgs Briefe.

Fünf Jahre der Freundschaft, unter diesem Titel hat Philipp Graf zu Eulenburg seinen Briefwechsel mit Fritz von Farenheid herausgegeben. Das Buch wurde in wenigen Exemplaren gedruckt, war nur für Menschen bestimmt, die durch persönliche Beziehung zu den Autoren für den Inhalt empfänglich gemacht waren. Es brachte Gefühlsregungen und Stimmungsbilder, wie sie der Freund dem Freunde unmittelbar nach ihrer Entstehung bietet, ehe er sie mit logischen Festungswällen gegen feindliche Kritik gesichert hat.

Jetzt sind diese Briefe bruchstückweise in die Öffentlichkeit getragen worden, um einer gierigen Sensationslust zu dienen oder um in tendenziöser Weise beleuchtet und zu häßlichen Angriffen ausgebeutet zu werden. Da hat nunmehr die Öffentlichkeit auch einen Anspruch auf objektive Darstellung und Beurteilung des Werkes, und dieses selbst hat ein Recht darauf. Und zweifellos von Wert ist das Selbstporträt des vielbesprochenen Mannes, das er einst unbewußt Zug um Zug in seinen Briefen gezeichnet hat.

»Der Grund meines Wunsches, Ihre Bekanntschaft zu machen, hochverehrter Herr Baron, ist eine Sammlung von Briefen, die aus Ihrer Feder stammend als Manuskript gedruckt sind, und die ich — möglicher Weise ohne dazu berechtigt zu sein — gelesen habe.« Diese Worte, die in dem ersten Briefe Eulenburgs an den ihm unbekannten Farenheid enthalten sind, beziehen sich auf Farenheids »Briefe an einen verstorbenen Freund«. Der Adel der Kunst, der Geist einer reinen Freundschaft, fährt Eulenburg fort, die aus den Blättern des Manuskriptes zu ihm gesprochen haben, erregten diesen Wunsch, dem Verfasser persönlich nahe zu treten. Fritz von Farenheid, damals fast ein Siebziger, ist um dreißig Jahre älter als Eulenburg. Er hat sein Leben der Pflege der Kunst geweiht. Dieses Lebens Hauptwerk ist die wertvolle Sammlung künstlerischer Wiedergaben, die er auf seinem Gute Beynuhnen erstehen ließ. Sie hat ihm reichlich Anerkennung getragen; die Akademie der Künste in Berlin ernannte ihn zum Ehrenmitglied, die Universität zu Königsberg verlieh ihm die Doktorswürde. Die geistige Atmosphäre dieses Mannes, die auch durch seine Briefe weht, ist der Gegenwart fern. Die Schönheit und das Ideal sind für ihn nicht bloß Begriffe, sondern fast plastische Wesen, sie sind seine Hausgötter, mit denen er im vertrauten Umgang lebt. In Eulenburg

erkennt er den verwandten Geist, mit dem er die Fähigkeit des starken Empfindens teilt, an dem er die Genialität des Mitgefühls bewundert. Kunst und Philosophie sind für Farenheid Zufluchtsstätten eines überreichen Gefühles, das er aus dem Bereich des Menschlichen geflüchtet, — gerettet hat. Er schreibt: »Diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe der Schönheit und der Liebe stellt, welche in dem sehnenden Aufstreben nach der Schönheit, der Idee, die Verklärung des Lebens findet, wird wohl zu allen Zeiten nur eine kleine Genossenschaft bilden«.

Philipp Eulenburg steht zu sehr im Leben der Zeit, um den abgeklärten Frieden des Freundes teilen zu können. Aber seine Briefe zeichnet etwas besonderes aus, das sie auf ein Kulturniveau von seltener Höhe erhebt: Das ist das Suchen nach dem Menschen, die Sehnsucht nach Verstandensein und Liebe. »Was bei Weitem am meisten mich bewegt und erfüllt, es ist jenes rein menschliche Empfinden, das mir so lebenswarm entgegenquoll — jenes feine innige Verständnis für alles, was mich bewegt! Das ist der Schatz, den Sie mir bieten, nicht das Griechentum, nicht jene Philosophie der Glücklichen, die einen in alle Rätsel des Lebens und des Todes verstrickten Sterblichen trotz Aufwand größter Anstrengung nicht zu befreien vermag. In dem Gefühle des Verstandenseins liegt ein unbeschreiblicher Zauber, ein Segen, der von andern Welten kommt, ein Segen, der höher ist, als jede Beruhigung, die das Menschenherz aus dem Schatz seiner philosophischen Weltanschauung schöpft. Die Einsamkeit des Herzens ist das traurigste, was wir armen Erdgeborenen zu tragen erhalten. Wir bedürfen des ‚Verstandenseins'. Das ganze hilflose Elend der Menschen liegt in dieser Notwendigkeit der Anlehnung, aber es liegt darin auch der ganze Reichtum des Lebens«. Hier spricht ein Mensch, der die Gabe des Mitfühlens in erhöhtem Maße besitzt, der stets sich selbst im andern wiederfindet, dem fremder Schmerz und fremde Freude Erlebnis sind. Er schildert den Eindruck, den die Laokoongruppe des Vatikans auf ihn machte: »— so könnte ich den Laokoon nicht ertragen! Er hat mich einmal schon krank gemacht! In früheren Jahren hatte er mich nicht berührt; andere Gestalten waren mir herzbewegender erschienen. Damals aber wurde ich durch dieses merkwürdige Kunstwerk so plötzlich und so gewaltig erschüttert, daß ich nicht fähig war, ein Wort zu

sagen. . . . Die Hoffnungslosigkeit, das gefesselte, ohnmächtige Ringen im qualvollen Leben — wiedergegeben in einem Bilde, so vollendet, daß kein Mangel den Beschauenden in dem Fluge seines Gedankens hemmt — es erschien mir, wie die Krystallisation der Erstarrung eines Schmerzes, der mich selbst bewegte: das sanfte Bild der Kindheit, des Todes konnte mich nicht beruhigen — es waren die Fesseln, die er trug, welche mich in jene Trostlosigkeit senkten, die ich kaum zu überwinden vermochte. Nein! ich könnte auch heute nicht den Laokoon ertragen!«

Wäre das Buch, wie es heute zu wünschen ist, dem Publikum zugänglich, viele würden eine arge Enttäuschung daran erleben. Diese beiden Männer sind immer mit Menschen beschäftigt und nie mit sexuellen Problemen. Das ist unmodern. Ja, sie vergessen sogar, das Kunstwerk nach seinem Geschlecht zu fragen und ihre Gefühle beim Anblick von Statuen sexuell zu differenzieren.

Diese Briefe, deren Gegenstände Kunst, Schönheit, Freundschaft sind, gehören einer anderen Kultursphäre an, als jene der Interessenten ist, von denen sie heute als »Material« durchstöbert werden. Dieses Interesse steht kläglich tief unter seinem Gegenstand. Es sei noch bemerkt, daß es bisher ein Übereinkommen der menschlichen Gesellschaft war, ein Denken und Empfinden, wie es hier geboten wird, schön, vornehm und edel zu finden. Man pflegte auch diese Liebe zum Menschen und zur Kunst zum Besten zu zählen, das die Kultur hochstehenden Menschen erreichbar macht.

*

Der Ausdruck leidet am Überschwang, am Superlativ. Der gute Geschmack, der fünfundzwanzig Jahre später gilt, wehrt sich gegen zu starke Worte, gegen jedes Schwelgen in Begriffen.

Das Zuviel weckt heute den Reflex des Mißtrauens gegen das Gefühl überhaupt. Aber — aus solchen Gefühlen für einen Freund heraus hat Philipp Eulenburg später einmal den seltenen Heroismus besessen, angesichts rings lauernder Gehässigkeit und Rachgier den Schwur, diesen Schwur zu leisten, der ihn ins Untersuchungsgefängnis führte. Man kann sich eben heute bei der Beurteilung der Schriften dieses Mannes der Frage nach seiner Persönlichkeit und Art nicht entziehen. Und dieser Persönlichkeit, so unzeitgemäß sie ist, wird man das Attribut der Vornehmheit

niemals absprechen können. Wie aber wird die öffentliche Meinung das Gesamtbild eines Lebens beurteilen, in dem Kunst- und Menschenliebe so stark zum Ausdruck kamen? Die Antwort kann mit Sicherheit gegeben werden. Man wird mit sexuellen Maßstäben ans Urteilen gehen und Sexualgutachten einholen. Der Name des Doktor Magnus Hirschfeld wird wieder genannt, als der des berufenen Sachverständigen. Und selten lag der Mißbrauch der Sexualitätsmanie unserer Zeit so klar zu Tage, wie in diesem Falle, wo das Leben eines Menschen in den Beziehungen zur Kunst und zu vornehmen Menschen wurzelt, er seine Sexualtät als Last empfindet, nur bestrebt ist, sie abzutun, wo immer, möglichst fern von den Stätten seines eigensten Lebens — vielleicht nur, um eben dieses Leben von ihr frei halten. Eulenburg wird das Opfer eines argen wissenschaftlichen Unfugs, der heute in Blüte steht.

Für gewisse Beziehungen der Menschen zueinander hatte die deutsche Sprache das recht brauchbare Wort Liebe. Bei wissenschaftlicher Analyse der Erscheinung stellte man zwei Bestandteile in ihr fest: Sexualität und Erotik. Ferner kam man zur Anschauung, daß die Sexualität das Primäre sei, alle Erotik nur ein »sekundärer Oberbau«. Über die Art des Zusammenhanges zwischen Erotik und Sexualität ist nichts bekannt; gewiß ist nur, daß sie einander bedingen. Vielleicht nur wie Nordpol und Südpol eines Magneten; man kann von dem Vorhandensein des einen auf den andern schließen, man kann sie auch recht wohl als Gegensätze bezeichnen. Nie dürfte man den einen für den andern in die Rechnung einführen. In moderner Wissenschaft aber wurde es üblich, die Begriffe Erotik und Sexualität beliebig zu verwechseln. Und dort, wo der Wissenschaftler besonders gründlich sein will, streicht er den »sekundären Oberbau« überhaupt und hält sich nur an die Sexualität. Diese Wissenschaft übt dann Kritik am Liebesleben der Menschheit: es ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein gewissenhafter Kunstkritiker von einem Gemälde den sekundären Oberbau der Farbe abkratzen würde, um sich an die Beurteilung der darunter liegenden primären Leinwandfaser zu halten. Das ist der Wert, den Sexualgutachten für die Beurteilung eines Menschen haben.

Aber besonders ungeeignet ist diese sexuelle Basis für jene Verteidigung gleichgeschlechtlicher Liebe, die mit dem Namen des Doktor Magnus Hirschfeld verknüpft ist. Homosexuelle Menschen! Sexuelle Menschen! Wie erbärmlich wenig das ist! Und damit,

unter diesem Schlagwort, führt man eine Verteidigung vor einem Forum von Kulturmenschen. Die Erotik wird für diese wissenschaftliche Strömung nur ein Hilfsmittel, um über sie hinweg Sexualität nachzuweisen. Jeder erotische Freundschaftsbrief Goethes könnte ihn für diese Leute zum »Homosexuellen« stempeln und darum wohl auch jeder sexuelle Akt mit einem Jungen Herrn X. für sie zum Goethe. Solcher Unfug mag hingehn. Aber die Menschenopfer soll man dieser Propaganda verweigern, es soll unmöglich sein, einen Menschen, der ein Leben voll Geist und Erotik führte, mit dem verhältnismäßig geringen Bruchteil des Sexualitätsgehaltes zu strangulieren. Hier ist die Medizin zur Charybdis geworden, in die menschliches Empfinden, das dem Strafparagraphen ausweicht, unweigerlich gerät. Und das im Dienste einer im vorhinein verlorenen Sache. Was zwecklos ist, kann nur geduldet, nicht besonders geachtet werden. Und zwecklos ist jede Sexualität, die nicht die Zeugung will. Es ist unbestreitbar wahr: »Für die Norm in der Sexualität gibt es eine große Richtlinie, sie heißt Fortpflanzung«, und alles andere ist ein Abirren von ihr. Aber es gibt noch andere Richtlinien im Bereiche des Menschlichen, und eine von ihnen heißt Kultur, für sie spielt die Erotik jene Rolle, die bei der Fortpflanzung der Sexualität zufällt: Befruchtung. Sie wirkt im Geistesleben von Mensch zu Mensch, freilich ohne vorher nach dem Geschlecht gefragt zu haben.

Ob »homosexuelle« Privatinteressen geschädigt werden, wenn man den Primat der Sexualität fallen läßt? Wenn man sich der anderen Richtlinien erinnert, das menschliche Liebesleben nicht nur nach der zu leistenden Zeugungsarbeit, sondern auch nach seinen kulturellen Wirkungen in Kunst und Leben einschätzt? Das Gegenteil ist offenbar! Die Homoërotik hat in der Kultur das Größte gewirkt. Nennt man die Namen derer, die unter ihrem Antrieb schufen, von Sokrates zu Michel Angelo, Shakespeare und in die neueste Zeit, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieser Erotik eine stärkere, kulturelle Kraft innewohnt, als jeder andern. Diese Erotik vermag es, die ihr zugehörende Sexualität vor dem Urteil der Menschheit zu tragen, so gut, zumindest, wie die Heterosexualität ihre für »die große Richtlinie der Fortpflanzung« so zwecklose Erotik trägt. Diese Sexualität ist nicht perverser vor der Kultur, als die Liebeslieder aller Zeiten gemessen an der Fortpflanzung. Am Maßstab liegt es!

Deutsche Gerichte werden eine sprachlich interessante Begriffsbestimmung des Wortes »Schmutzerei« zu machen haben. Wo beginnt diese? Bei dunkeln Anspielungen auf das Privatleben politischer Gegner, beim Fallenstellen für verängstigte Zeugen? Oder wird es gar nicht zu der ethymologischen Betrachtung kommen? Fürst Eulenburg hat geschworen — wenn man den Darstellungen der Blätter glauben darf —, das Gesetz nicht übertreten und keine Schmutzereien begangen zu haben. Da sollte es jedem, der sich das Leben und Denken des Mannes vor Augen hält, von vorneherein klar sein, daß ein Meineid nur im ersten Teile des Schwurs enthalten sein kann. Vielleicht hat der Mann sich gegen den Paragraphen vergangen; das wäre denkbar; Schmutzereien begangen hat er sicher nicht!

Otto Soyka.

* * *

Übersetzung aus Harden.

Auf dem Gerichtstisch der Kruzifixus	Auf dem Gerichtstisch das Kruzifix
Ein Wort den Hirnzentren einprägen	Ein Wort sich merken
Hundertmal ist aus keuchender Brust auf Eissprossen die Furcht in den Kopf geklettert, nicht zu dauern, bis all dies Grausig-Skurrile den Mitlebenden erzählt ist	?
Das Leiden der Physis	Die Krankheit
Die schmutzig graugelben Wangen der Preßschakale feuchteten Tränen, wenn die annoch pompöseste der trois soeurs melodramatisch kam oder das treue Gemüt des Robenlyrikers Sello unter dem Eisernen Kreuz in unsäglichem Weh aufwinselte, wie in Sternbergs Tagen	Meine Kollegen von der Tagespresse waren gerührt, wenn die Gräfin Danckelmann als Zeugin auftrat oder der Advokat Sello, den ich wie meine sämtlichen früheren Advokaten auch als Lyriker protegiert habe — während der Jetzige Dramatiker ist —, nicht anders plaidierte als in den Tagen des Sternberg-Prozesses, da mich seine Verteidigung begeisterte

Pflichtbewußtsein leuchtet, der stolze Glanz einer Persönlichkeit aus dem über die Schöffen herragenden Haupt; und der Schauer empfindet: Dieser sucht und besinnt nur das Recht	Der Oberlandesgerichtsrat Mayer in München ist mit der Berliner Schwierigkeit fertig geworden und hat in Ehrenbeleidigungssachen zurecht erkannt, daß der abwesende Fürst Eulenburg nach § 175 schuldig sei
In dem rotwangigen Weißkopf zitterts vor verhaltener Erregung	Der Bernstein ist aufgeregt
Der Antaios, der wieder auf heimischem Boden ringt	Bernstein, der wieder in München plaidiert
Ein gutmütiger Oberbayer, der Zunge und Faust nicht gern feiern läßt, wenn ihm ein Läuslein über die Leber gelaufen ist .	Der resolute Milchhändler Riedel, der die Wahrheit sagen muß, wenn ihm Herr Harden über eine tiefer unten liegende Partie gelaufen ist
Ein Vergnügen, dem Mann zu lauschen. Hold wuchs ihm der Schnabel nicht; aber er ziert sich auch nicht und jedes Wort hat den Schmack des Erlebten	Er ist ein Grobian; aber wenn er erzählt, was er vor fünfundzwanzig Jahren erlebt hat, so lauscht jeder Schmock mit Vergnügen
Unser Richter sucht bei der Übertragung ins Hochdeutsche dem Wort seinen Wesensruch zu wahren	Der Mayer sucht bei der Übertragung ins Hochdeutsche dem Wort seinen wesentlichen Gestank zu wahren
Ungefähr dreißigmal haben Polizei und Gerichte ihn gegepönt	Der Riedel ist leider vorbestraft
Nicht für schlimm makelnde Tat	Nicht für entehrende Handlungen (z. B. sexuelle)
Des Sexualtriebes Befriedigung hat die junge Seele schon gekitzelt	Der Riedel war keine Unschuld mehr
Er ging ins Zivile	Er quittierte
Der Feldafinger	Der Riedel
Seit diesen Vorgängen ist viel Wasser durchs Würmbett gelaufen	Lang, lang ist's her

Der in der Thurmstraße Gebietende	Isenbiel
»Was gings Dich an, Tropf, damischer?« fragt Frau Riedel	(Überaus seltene Dialektwendung der Grunewaldbauern, ähnlich nur noch bei den Kuhmägden von Mürzzuschlag, die bekanntlich seinerzeit über den Bezirkshauptmann Hervay sagten: »Der kann in der Brautnacht ein Mensch nicht von einer Jungfer unterscheiden und will im Mürzbezirk hier der Höchste sein!«)
Die Augen mühen sich, dem Ausfrager zu sagen: »Redst damisch daher, Tropf Du, eiskalter«	(Siehe oben)
Das Gehirn assoziiert im Gangliondunkel die Möglichkeiten	Der Fischerjackl hofft doch noch, daß nichts herauskommen wird
Wer scharf hinschaut, ahnt in dem ganglion ciliare die Furcht, hinter dem pupillarischen Spottversuch die bange Frage, was die nächste Minute wohl bringen könne	Dem Fischerjackl wird entrisch zu Mut
Der Zeigfinger	Der Zeigefinger
Die Herren, die vom Mann heischen, was dem Normalen das Weib gewährt	Die Homosexuellen
Vor Gericht die Spinatgartenschande ausspreiten	Als päderastischer Zeuge von Herrn Harden geführt werden
Das Ohr läßt von außen her keine Schallwelle durch das ovale Fenster ins knöcherne Labyrinth	Man hört nichts
Die Magennerven langen nach Futter	Ich bin hungrig
Das Gefäß, dem ein Kindlein entbunden werden kann, mag Eifersucht bewachen	Auf eine Frau kann man eifersüchtig sein

Die im Pflichtbett lieblos gezeugte Brut	Die Kinder verheirateter Homosexueller
Die Gefühlsdominante bergen	Seine Anlage verheimlichen
Die weit von der Norm abbiegende Wesenskurve verhüllen	Den homosexuellen Trieb verbergen
Der von heldischem Wuchs im Generalsrock nahm ein Weib und schuf ächzend im Schoß der Ungeliebten die Frucht	Graf Hohenau verheiratete sich und wurde Vater
Der kränkelnde, in der schweren Schule der Verstellung scheu gewordene Sinn schweift über das seiner Brunst widerstrebende Diesseits hinaus	Päderasten werden Mystiker
Der Gesandtschaftsekretär letzt sich an dem achtzehnjährigen Jakob Ernst	Eulenburg geht mit Ernst ein Verhältnis ein
Küsse, die von Gethsemane her unter Männern in Verruf sind	Judasküsse nach § 175
Im Hagestolzenheim, das dem Tarifeden einer Luxusdirne ähnelt, neben dem breiten Himmelbett das neuste Buch des just in die Mode gelotsten Sexualmystagogen haben	In seiner eleganten Junggesellenwohnnng sich auch geistig beschäftigen (Tarifeden lies Tarif-Eden)
Soll der Schoß deutscher Frauen aus edel gezüchtetem, unerschöpftem Stamm verdorren, weil dem Herrn Gemahl Ephebenfleisch besser schmeckt?	Sollen die deutschen Hausfrauen unbefriedigt ausgehen, weil sie einem kultivierten Geschmack zu langweilig sind?
Die zurückgestaute Wahrheit stürzt über die Beinpfosten der Mundschleuße	Der Fischerjackl beeilt sich, die Wahrheit zu sagen
Der Ruch der Männerminne	Der Verdacht der Homosexualität
Der Justizrat fältelt die Wange	Bernstein wird nachdenklich
Das mühsam in die Backen geknitterte Lächeln barg kaum noch die schwarze Sorge	Hinter dem verlegenen Lächeln des Fischerjackl verriet sich die Angst

Den Magyarenhochmut so zu ritzen, daß die Wunde dann mit der Zrinyrede überpflastert werden mußte, die dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus den Kamm schwellen ließ	Die Ungarn zuerst zu demütigen und dann durch die Rede auf Zriny wieder übermütig zu machen
Britenfräuleinromane	Gouvernantenromane
Zwei Interviews aus der ersten Maidekade	Zwei Interviews vom Anfang Mai
Der Schänder ehrlich reifender Mannheit	Eulenburg

* * *

Eulenburgs Stil. Eine Beschreibung vom Tode des Königs von Bayern, schlicht und künstlerisch. »Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein bißchen schwülstig; im Stil pretiöser Damen... Manche Bilder sind abgeguckt; manche gehen nicht zusammen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft«. Darum streicht Herr Harden wenigstens das Genitiv - s aus dem Eulenburg-Zitat heraus. Es ist trotzdem weitaus das Beste, was je in der ‚Zukunft' gestanden hat. Ein Beispiel, wie Bilder gut zusammengehen, folgt aber sogleich: Der geritzte Magyarenhochmut mit der durch die Zrinyrede überpflasterten Wunde und dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus, dem der Kamm schwillt . . . »Keine Persönlichkeit. Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie.« Wessen Stil? Eulenburgs natürlich!

*

Der Münchener Richter: »Endlich sehe ich ihn also, von dem ich so viel gehört habe«. Stimmung, in der einer vor Goethes Antlitz trat. »Wird er auch heute der gute Richter der Legende sein?« Er wird. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Unser Oberlandesgerichtsrat«. Ein »Musterrichter«. »Lassen Sie mich nur machen«, sagt Bernstein. Mayer ist »der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter.« »Eines Holbein Haltung und Haupt.« Ja, er, nur er, hat den Riedel dazu gebracht, die »Kramilla« zuzugeben, und den Ernst, daß der Fürst mit ihm »die Gaudi, die Lumperei« gemacht habe. Jeder im Saal »hat Unvergeßliches erlebt«. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Gratuliere.« »Heute noch wird er verhaftet.«

*

Was ist bedenklicher? Wenn ein Journalist seinen Richter »unsern Richter«, oder ein Fürst seinen Fischer »meinen Fischer« nennt?

*

Ein rührender Zug: Der Angeklagte Städele »trägt eine Sammetweste. Wer löst die Rätsel willkürlicher Assoziation? In dieser wichtigen Stunde, vor der Entscheidung eines Kampfes, dem seit einem Jahr all meine Kraft hingegeben ist, klammert der überreizte Sinn sich an dies gleichgiltige Kleidungsstück; muß ich, wider Willen, denken: Solche Weste habe ich auch; und der Abende mich erinnern, da ich sie, auf noch gesunder Brust, trug. Unbegreiflich dumm. Zolas Saccard fällt mir ein, der, während ein Börsenorkan ihn aus Besitz und Ansehen fegt, der in seinem Hof erfrorenen Kamelie nachjammert. (Ein gar so schlechter Psychologe war der eitle Spätromantiker von Medan doch nicht.) Nun spricht Herr Städele ...«

*

Noch ein rührender Zug: In der Mittagspause in die Odeon Bar. »Geröstete Nieren«. »Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurichtung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren. Hastig und still ...«

*

Wieder ein rührender Zug: Mittagspause. »Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Einundzwanzigster April: Huttens Geburtstag. ‚Da laß' ich Jeden reden und lügen, was er will. Hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel.' Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; ob sein Leib auch siech war, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung!« (Trara — der Hutten ist da! Ausgerechnet an seinem Geburtstag! Das hat unser Mayer wieder gut gemacht ... Auch ich rufe in dieser Mittagspause einen Ulrich an. Und dies, wiewohl ich keine gerösteten Nieren gegessen habe.)

*

Der weitaus rührendste Zug: Der Fischer ist im Begriffe, die Gaudi zuzugeben, weil ihm der Bernstein mit dem Kriminal und unser Mayer mit dem »letzten Richter« zugesetzt hat. »Ich fühle, wie mirs aus dem Auge strömt. Unaufhaltsam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ichs nennen) bleibt aus; das Geschneuz ins Taschentuch hülfe ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Fischermeister... Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzukehren.«

*

Was er alles weiß: Der Fischer erzählt die Geschichte von den 12.000 Mark. Dazu bemerkt der Kulturkämpfer nur in Paranthese: »So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen haftende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjackl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Mitgift seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Ratenzahlung des Darlehns benutzen wolle: ‚Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte'.« So war's!

•

Zeugenbehandlung: Jakob Ernst sagt aus. »Der Rumpf bebt nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Examen macht mans so; beim Zahnarzt; auf dem Strohstuhl des angeklagten Sünders... Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen?... Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet sich wie in wirrem Traum ... Man hört den Atem. Des Fischermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln ... Noch einmal bäumt sich die Kreatur.« Das jüngste Gericht tagt.

•

Nach dem Urteil: In einer Gesellschaft, »wo freundliche Menschen mit Heinzelmännleinflinkheit den Teetisch zurichten. Schlaraffenland.« Wie lieb! »An den Wänden viele Geweihe. Lockere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Tee. Der Justizrat sieht um zehn Jahre jünger aus«

•

Zu einem Interviewer: »Fürst Eulenburg log, als er sich unbefleckt nannte«.

•

Dem Diplomaten Eulenburg »fehlte es an Sitzfleisch und Ernst«. Das soll aber kein Witz sein!

•

»Inzwischen hat der Berliner Untersuchungsrichter einen Schriftsatz von großem Umfang von Maximilian Harden erhalten, in dem dieser eine lange Liste von Personen aufstellt, mit denen Fürst Eulenburg nachweisbar bis in die allerletzte Zeit unerlaubten Verkehr gehabt habe.«

•

Zu einem Interviewer: »Ich werde froh sein, wenn ich mit der eklen Angelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr zu tun habe und zu der Betrachtung politischer und künstlerischer Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und Kulturbildung an bescheidener Stelle dienen zu können glaube.«

Ah, das gibts nicht! Das geht nicht mehr! Bei der nächsten Besprechung eines Kunstwerks wollen wir im Chorus rufen: Zurück! Ein General hat seine Frau nicht befriedigt! Es gilt ein Vergehen nach § 175 zu beweisen! Es ist erweislich wahr, daß Fürst Eulenburg auch in Oldenburg . . .

•

»Ich hätte«, sagt Riedel, »der aufrechte Milchmann«, zu einem Interviewer, »nichts gesagt, wenn der Fürst nicht die Sache abgeschworen und andere damit hineingerissen hätte. Und jetzt muß ich es büßen, denn viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die Milch bei mir abbestellt!«

Er mag sich trösten. Auch das Geschäft mit dem Drachengift ist nicht mehr das alte. Viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die ‚Zukunft' abbestellt . . . Zwei Hausfrauen sagen: Was gings Dich an, Tropf, damischer!

•

Nun geht Deutschland einer großen Zeit entgegen. Alles kommt an den Tag, was in den preußischen Adelsfamilien seit der Gründung des Reichs bis in die letzte Zeit geschehen ist. Alles, alles, alles. Wilhelm II. und Harden — seien wir Deutsche froh, daß wir zwei solche Kerle haben!

La verité est en arche!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Nummer 253, 9. Mai: Die deutsche Schmach. Von Karl Kraus. — Pornographie. Von Karl Hauer. — Der Sklave. Von Otto Soyka. — Zuschriften von Karl Spitteler und K. B. Heinrich. — Glossen. — Übersetzung aus Harden.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgege

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACK

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.

Nr. 256. 5. Juni 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag: DIE FACKEL, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 256 WIEN, 5. JUNI 1908 X. JAHR

Der Festzug.

Nun kommt also der Triumphzug der Kriecherei zustande. Und so entblößt scheint die Absicht der sich selbst huldigenden Niedrigkeit, daß ihr Vorwand längst wie eine Majestätsbeleidigung wirkt. Der alte Kaiser wollte die umständliche Kostümierung der Ordenssehnsucht nicht, und will sie erst recht nicht, weil er sie erlauben mußte. Seinem kultivierten Geschmack und seinem Wunsch nach Ruhe ist der geräuschvolle Unfug in gleicher Art zuwider. Aber die Kriecherei hatte mit Überhebung gedroht, wenn man sie nicht kriechen ließe, und Kaisertreue und Volkswirtschaft waren ausgesteckt, um zu erreichen, was den exekutiv verehrenden Patrioten auf dem Herzen lag, weil es ihnen noch nicht auf der Brust lag. Kaisertreue und Volkswirtschaft: Gott erhalte das Kleingewerbe! Aber der Kaiser dankt für die Treue und das Volk hat die Wirtschaft satt. Der Kaiser muß dabei sein und will nicht, das Volk will dabei sein und darf nicht. Die kleinen Leute, denen auf die Beine geholfen werden sollte, haben das Nachsehen, und nicht einmal das Zusehen. Denn wer vermöchte einen Tribünensitz zu erschwingen? Gevatter Schneider, mit dessen Wohlfahrt der Patriotismus verknüpft wurde, geht leer aus, und hat sichs am Ende selbst zuzuschreiben. Die Kostümstoffe bezieht man vom Juden und aus dem Ausland, und unser Zivilkleid ist verpfuscht: die Knopflöcher sind zu groß und die Taschen zu klein.

Dem Kaiser hat man ein Zelt errichtet, von dem aus er der feierlichen Nichtachtung seiner Jubiläumswünsche zusehen darf. Man verdankt ihm die Erlaubnis; das Weitere wird sich finden. Er hat das Exekutiv-Komitee in den Sattel gesetzt, reiten wird es schon selbst können. Wie aber wird sich das Volk an diesem Tage vergnügen? Was macht man mit den Tribünensitzen, deren Schicksal seit längerer Zeit schon alle Senate des Handelsgerichts beschäftigt? Es geht die Befürchtung um, das Volk werde eine einstweilige Verfügung erlassen und die Plätze beschlagnahmen, ehe die streitenden Parteien sich geeinigt haben, oder die »Platten« würden auf Unbrauchbarmachung und Vernichtung der vorhandenen Tribünen erkennen. Man fürchtet, Wien werde in vernehmlicher Weise gegen die Zumutung protestieren, vom Festzug nichts weiter zu haben als die Verkehrsstörung.

Da aber in Österreich nichts unmöglich ist, so könnte der Festzug ungestört verlaufen. Wir wollen es hoffen. Mindestens, daß die in einem Tribünenprozeß von der kartenverkaufenden Firma vorgebrachte Erklärung auf einer übertriebenen Auffassung der Sachlage beruht. Die Erklärung lautet: »Ein Unterschied in dem Wert der Sitze besteht nicht, von einer Auflösung oder Veränderung des Festzuges (indem nach Passierung des Kaiserzeltes viele Persönlichkeiten der hohen Aristokratie den Zug verlassen), kann keine Rede sein, kein Teilnehmer wird den Zug verlassen können, ohne von der Menge der Zuschauer gelyncht zu werden.« Ob das Handelsgericht diese Vertragsklausel anerkennen wird, ist noch zweilelhaft. Das Exekutiv-Komitee aber hat sich zu einer beruhigenden Darstellung nicht Zeit gelassen. Die Kartenbesitzer wissen nunmehr, daß sie nichts zu fürchten haben: kein Aristokrat wird nach Passierung des Kaiserzeltes den Zug verlassen. Ob die Aristokraten im Fall des Dawiderhandelns ge-

mäß der ausdrücklichen Zusage der Firma Schenker & Co. gelyncht werden, ist zwar nicht neuerdings gesagt, aber dem Publikum ist immerhin eine gewisse Garantie gewährt. Indes, auch der österreichische Hochadel, der zur höheren Ehre des Exekutiv-Komitees und zur Förderung des Kostümschwachsinns und der Mandlbogenfreude bei diesem Festzug statiert, hat nichts zu fürchten. Die Lobkowitz, Harrach und Fürstenberg fühlen so demokratisch, daß sie die Enttäuschung der Tribünenbesucher des Schottenrings begreiflich fänden und an ein Austreten nicht denken. Sie wissen, daß sich bei diesem sechsstündigen Marsch nur patriotische Bedürfnisse einstellen werden, und gegen die Sonnenglut schützt sie der Panzer.

Vielleicht hat die Dummheit Glück und das Fest verläuft ungestört. Hoffentlich wird's ein Triumphzug, bei dem nichts an ein Schlachtfeld erinnert. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn durch ein rechtzeitiges Eingreifen eines höhern Faktors jede Gefahr abgewendet würde. Der Kaiser hat nachgegeben. So appellieren wir an den lieben Gott. Vielleicht giebt er in unzweideutiger Weise zu verstehen, daß er in diesem Jahre Ruh haben will. Und sendet Hagelkörner in der Größe von Verdienstmedaillen herunter!

Karl Kraus.

Von den Gesichtern.*)

Was mich immer tief alteriert hat, das ist die Selbstverständlichkeit, mit der die meisten Menschen ihr Gesicht tragen. Gefiel mir eines oder das andere

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

nicht, so kam, wie um das Maß voll zu machen, die Beschönigung eines unbeteiligten Dritten dazu: der Mann könne doch für sein Gesicht nichts. Kein Standpunkt ist haltloser. Denn die Verantwortung, die einer für seine lange Nase übernimmt, ist mindestens so begründet wie jene, die er für seine politische Überzeugung trägt. Für die politische Überzeugung kann der Mensch in den häufigsten Fällen überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden, da sie ihm von Geburt oder durch fehlerhafte Erziehung, durch mitgebrachte Schwäche der geistigen Veranlagung oder durch das verderbliche Beispiel der Umgebung anhaftet. Dagegen entspringt ein Fehler der körperlichen Erscheinung einem Mangel an Rücksicht, der bei der reichen Auswahl an Selbstmordmöglichkeiten mehr als peinlich berührt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die Träger eines Gesichts, dem die Schöpfung den Stempel der Ausschußware deutlich aufgeprägt hat, nicht nur nicht aus Bescheidenheit vor der Verschandelung des ästhetischen Weltbildes zurückschrecken, sondern alles dazutun, sich als das Merkziel der Betrachtung ihren Nebenmenschen zu empfehlen. Man kann sicher sein, daß einer, der Henkelohren hat, nie auf den Vorwurf hört, sein Gesicht gleiche dem Nachttopf des Königs Attila, sondern im Glauben lebt, es gleiche dem Bildnis des Dorian Gray. Keine Spur von reuiger Ergebung in die Einsicht, verpfuscht zu sein! Vielmehr läßt die Zuversicht, die aus solchen Zügen spricht, darauf schließen, der glückliche Besitzer halte sein Gesicht für die endgiltige unter den zahllosen möglichen Formen, ja für eine solche, die bei künftigen Schöpfungsakten als die maßgebende und modemachende in Betracht kommen wird. Die Schönheit ist viel zu ehrgeizig, um sich für vollkommen zu halten; aber nichts geht über den Stolz der angebornen Häßlichkeit. Wer sie von der Verantwortung freispricht, beleidigt ihr Selbstbewußtsein. Das »Hier

stehe ich, ich kann nicht anders« ist eine Entschuldigung, die alles aufrecht hält.

Unbedingt verwerflich ist die Eigenschaft, einem andern ähnlich zu sehen. Die Gesichtszüge sind das einzige Merkmal, durch das sich die Trivialität von der Alltäglichkeit unterscheidet. Fehlt das unterscheidende Zeichen, so entsteht eine heillose Verwirrung, aus der man etwa in Deutschland höchstens in der Richtung der Schnurrbartspitzen herausfindet. Es kann aber gerade in diesem Punkt wieder die Eitelkeit eine verhängnisvolle Rolle spielen und Ähnlichkeiten schaffen, die den Betrachter in die peinlichste Verlegenheit bringen. Es ist an und für sich schon eine grauenhafte Vorstellung, daß man irrtümlich Hurra ruft. Aber geradezu verhängnisvoll wäre es, wenn diese Kundgebung einem Feldwebel gälte, der den Schnurrbart nach dem alten Kurs trägt, und inzwischen führe unerkannt ein höherer Offizier vorüber, dessen milder Gesichtsausdruck sich noch nicht eingelebt hat ... In jedem Fall gehören die Ähnlichkeiten zu den mißlichsten Komplikationen des Lebens. Man könnte sich damit begnügen, der Schöpfung Fahrlässigkeit zum Vorwurf zu machen, wenn sie nicht durch die Institution der Zwillinge die Planmäßigkeit eines Vorgehens bewiesen hätte, das sich von selbst richtet. Unübersehbar sind die Schwierigkeiten, denen man sich ausgesetzt fühlt, wenn man einen Esel meint und dessen Bruder schlägt, und der einzige Trost in solcher Lage ist die Hoffnung, daß auch dieser Schlag einen Esel getroffen hat. Zwillinge haben sichs, was auch geschehen mag, in allen Fällen selbst zuzuschreiben. Ein unerquicklicher Anblick ist es, wie da immer der eine Teil den andern mitreißt. Neulich erst konnte man lesen, wie einer dieses Zustandes überdrüssig wurde und sich infolgedessen beide erschossen haben. Sie waren Offiziere und hatten es gemeinsam bis zum Major gebracht. Seit einigen Jahren,

hieß es, hatten sie mit Schulden zu kämpfen. Bei Kartenspiel und am Turf sollen sie viel Geld verloren haben. Es bestand die Gefahr, daß sie die Offizierscharge verlieren würden. Es war ihnen nicht möglich, ein Akzept einzulösen, sie gingen auf das Platzkommando, kamen um viertel eins nachhause, schrieben mehrere Briefe, sandten ihre Offiziersdiener damit fort und erschossen sich. Der eine im rechtsseitigen Zimmer in die linke Schläfe, der andere im linksseitigen Zimmer in die rechte Schläfe. Nur daran waren sie schließlich zu unterscheiden. Hätten sie in glücklicheren Verhältnissen ihr Leben fortgesetzt, der Wirrwarr hätte sie am Ende doch zur Verzweiflung getrieben. Denn der Bericht schließt mit der Erklärung, es sei »bemerkenswert, daß sich die beiden Brüder durch ein Heiratsprojekt rangieren wollten, welches zunichte wurde.« Aber auch sonst hätte der eine halten müssen, was der andere versprach, wenn nicht dieser vergessen hätte, woran sich jener nicht erinnern konnte. Die untereinander eingegangenen Verbindlichkeiten haben das Ende der Zwillinge herbeigeführt. Zu Zwillingen entschließt sich die Natur nur in den äußersten Fällen. Sie liefert nur dann Duplikate, wenn für den verfügbaren Mangel an Persönlichkeit, der zur Erschaffung des Dutzendmenschen dient, einer allein nicht ausgereicht hat. Daß einer seufzen muß, wenn der andere verliebt ist, ist ein Zustand, dessen Lächerlichkeit auch ohne den Verlust der gemeinsamen Offizierscharge tötet.

Aber auch die Ähnlichkeit zwischen Vätern und Söhnen ist oft von den übelsten Folgen begleitet. Sie wäre eine Familienangelegenheit, wenn nicht in den Fällen, die die Söhne berühmter Männer betreffen, andauernd öffentliches Ärgernis geboten würde. Ist es an und für sich traurig, daß Männer, die auf irgendeinem Gebiete schöpferisch tätig sind, den Ehrgeiz haben, es auch in geschlechtlicher Beziehung zu sein, so müßte doch wenigstens darauf geachtet

werden, daß jede Spur von Ähnlichkeit beim Nachwuchs schon im Keime erstickt wird. Was soll um Gotteswillen aus einem jungen Menschen werden, der ganz so aussieht, wie sein Vater, der berühmte Komponist, und absolut nicht komponieren kann? Um nicht komponieren zu können, dazu braucht man gewiß nicht der Sohn eines großen Mannes zu sein. Das Traurige hiebei ist aber nicht die Unfähigkeit, sondern die Ähnlichkeit. Da ist der Vater an einem Palazzo von Venedig gestorben, die Fremden pilgern zu der geweihten Stätte, am Lido aber badet die irdische Hülle des teuren Verblichenen und den Fremden bleibt auch dies unvergeßlich. Man bewundert ein Naturspiel, aber man sollte es verurteilen. Wozu dienen solche Attrappen der Natur? Um mit Ähnlichkeiten zu verblüffen, genügt doch das ausgeschnittene Profil einer Leinwand; in das Loch steckt ein altes Weib sein Gesicht, stellt sich auf den Sessel eines Wirtshausgartens und sagt: Jetzt werden die Herrschaften den Richard Wagner sehen. Vorher aber bitte ich um ein kleines Trinkgeld oder Douceur ... Es laufen gegenwärtig in Europa ein paar höchst unverdiente Träger berühmter Namen herum. Man hat es aus falscher Humanität unterlassen, sie rechtzeitig im Kaukasus, im Dovregebirge oder in der sächsischen Schweiz auszusetzen, und nun müssen wir sehen, wie die Folgen der Geschlechtsakte sich vor die besseren Schöpfungen der berühmten Männer stellen. Man zwinge sie wenigstens von Gesetzes wegen zur Annahme eines Pseudonyms und einer veränderten Barttracht, und warte ab, ob sie dann noch lebensfähig sind. Der Sohn Goethes hat sich von keinem literarhistorischen Standpunkt zur Aufnahme in die Gesamtausgabe von Goethes Werken empfohlen. Aber wenn einer gar so aussieht, daß er erst das »Sternengebot« schreiben muß, damit einem der Ausruf »Der ganze Papa!« in der Kehle stecken bleibt, so verwünscht man diese ewigen Foppereien der Natur.

Nein, es ist nichts mit den Ähnlichkeiten. Sie dienen nicht einmal dem Größenwahn, der den Sohn eines berühmten Vaters auszeichnet. Denn der wird immer behaupten, daß er darin selbständig ist.

Karl Kraus.

* * *

Die Leser der ,Neuen Freien Presse', die sich in den Zeiten Speidels oft darüber beklagten, daß das Feuilleton in einem unverständlichen Deutsch gehalten sei, sind jetzt mit ihrer Lektüre vollauf zufrieden. Ein Feuilleton des Herrn Auernheimer brachte kürzlich schon in seiner ersten Zeile die folgende anheimelnde Wendung: »Man sagt, der Engländer, wenn er nervös wird, nimmt ein Billet nach Kapstadt und retour«. Endlich wieder einmal ein Satz, den man lesen konnte, ohne sich an den Kopf zu greifen und zu fragen: Was hat er gesagt?

* * *

»Der Herzensroman der Prinzessin Fürstenberg«: Herr Lippowitz ist sehr aufgeregt.

»Prinzessin Amalie Fürstenberg stand mit ihrem präsumtiven Gatten während dessen diesmaliger Anwesenheit in Wien in persönlichem Verkehr. Am Donnerstag der vorigen Woche, vormittags, hatte, wie erhoben wurde, die Prinzessin mit dem Erwählten ihres Herzens eine kurze Zusammenkunft in einem Hotel in der Nähe ihres Palais. Sie war einfach, doch elegant gekleidet und trug einen dichten Schleier, den sie bis weit unter das Kinn gezogen hatte. Zuerst erschien Koczian im Hotel und bestellte ein Zimmer, das er sofort für einen Tag bezahlte. Dann kam die Prinzessin und beide begaben sich nun nach dem ihnen angewiesenen Zimmer, wo sie etwa eine Stunde verweilten. Die Dame verließ zuerst das Hotel. Koczian folgte ihr bald darauf. Von den wenigen Leuten, die das Paar im Hotel gesehen, wußte niemand, wer die beiden seien, und sie kümmerten sich auch nicht weiter um sie . . . Es liegt die Vermutung nahe, daß Koczian in diesem Hotel mit der Prinzessin zu dem Zwecke zusammengekommen war, um mit ihr über die Modalitäten der Flucht eingehend und ungestört sprechen zu können.«

So oft sich in den letzten Jahren eine Prinzessin in den Schutz eines Oberleutnants begab, hat es dieser versäumt, die übernommene Pflicht auch gegenüber Erhebungen und Vermutungen ernst zu nehmen. Wenn auch heutzutage kein Hotelzimmer mehr ohne Aussicht auf den Lippowitz zu haben ist, so müßte doch wenigstens nachträglich der beteiligte Kavalier eine Gegenvisite im ,Neuen

Wiener Journal' machen, aber bevor dort noch über die Modalitäten der Flucht des Chefredakteurs eingehend und ungestört gesprochen wird.

* * *

Die Kinderhuldigung in Schönbrunn wurde von der ,Neuen Freien Presse' sehr anschaulich geschildert. Sie verglich das Bild mit jenem, das zwei Wochen zuvor die Serenade der Erwachsenen geboten hatte, und sprach irrtümlich, aber mit Recht von einer »Transpirierung ins Liebliche und Frühlinghafte«. Trotzdem soll das Fest nicht ohne 1100 Fälle leichteren Unwohlseins abgelaufen sein. Die Veranstalter mögen feierlich geloben, daß sie es nie wieder tun werden, und 1100mal dieses Versprechen abschreiben! Nützt dies nicht, so sollte das Gesetz den widernatürlichen Gelüsten der Ordenswüstlinge Vorschub leisten. Man setze eine Altersgrenze für Benützung von Kindern zu patriotischen Zwecken fest.

K. K.



Das Schreiben eines Lesers, das am 19. April abgegangen und am 14. Mai eingetroffen ist:

Lahaina, Maui (Poststempel: Honolulu-Hawaii).

Geehrter Herr Kraus!

Der Artikel »Die Feministen« von Dr. Wittels, erschienen in der Nummer 248 Ihrer ,Fackel', enthielt einen amüsanten Irrtum, betreffs dessen ich mich der Aussprache nicht enthalten kann. Dort steht nämlich etwas von weiblichen Bürgermeistern, Bahnbeamten und Hospitalleitern, die in dem gepriesenen Amerika überhandgenommen haben sollen.

Obwohl ich seit Jahren in den Staaten lebe und diese von der atlantischen bis zur pazifischen Küste bereist habe, muß ich aufrichtig bekennen, daß ich niemals einem weiblichen Bürgermeister begegnet bin. Auch niemals in den Zeitungen, deren ich mehrere regelmäßig und sehr aufmerksam lese, von einem solchen gehört habe. Sollte sich die Union mit ihren 80 Millionen Ein-

wohnern wirklich eines oder zweier Stadtgewaltigen feminini generis rühmen können, so klingt die Erwähnung eines Überhandnehmens der Gattung ein wenig übertrieben.

Nun zu den Bahnbeamtinnen. Unter ihnen können wohl bloß die Stenographinnen und Clerks gemeint sein. Die lieben Mädchen haben mit ihren österreichischen Berufsschwestern sehr wenig gemein. Sie sind in der großen Mehrzahl ein hübsches, lebens- und liebelustiges Geschlecht, das weit weniger ans Avancement als ans Heiraten denkt. Der weibliche Divisionssuperintendent existiert vorläufig erst in den müßigen Berichten fremder Blätter.

Die Hospitalleiterinnen beschränken sich tatsächlich auf jene Damen, die auf der letzten Seite der Tagesblätter »diskrete Unterkunft« anpreisen. Und das ist sicherlich ein Fortschritt gegenüber der Hebamme, die doch immer bloß Amateur in der Technik der Fruchtabtreibung bleiben wird. Die Majorität unserer weiblichen Ärzte gehört zu denen, die aus der fachgerechten Ausübung der ganz enormen Anzahl von Abtreibungen Vorteil ziehen. Genaue Durchsicht der Berichte der größten Spitäler in New York, Philadelphia, Boston, Baltimore, Chicago u. s. w. ergibt, daß dort Frauen keine bezahlten Positionen innehaben und die Zahl derer, die permanente Assistentenstellen bekleiden, verschwindend klein ist. Tatsache ist, daß in den Spitälern der genannten Städte das schöne Geschlecht auch nicht einen einzigen Abteilungsvorstand aufzuweisen hat.

Anläßlich meines Aufenthaltes in Hawaii möchte ich noch einige Worte über die heute vielleicht einzig dastehende Auffassung (soweit eine ganze Gruppe von Menschen in Betracht kommt) sagen, die die Sandwichinsulaner vom sexuellen Faktor haben. Vorerst will ich bemerken, daß dieser Stamm von Südseeinsulanern als vollständig zivilisiert im modernsten Sinne angesehen werden muß. Die Hawaiianer, Männer und Frauen, behandeln den Geschlechtsverkehr in erster Reihe als ein Mittel zum Vergnügen. Die Weißen sagen ihnen, dessen freie Ausübung sei eine Schande, und eine überflüssige Gesetzgebung hat sie vorsichtig gemacht. Dennoch geben sich die Mädchen noch heute ohne Bedenken hin, wenn ein Mann ihr Gefallen erregt hat und ihre Zuneigung erwidert. Vom Heiraten ist da in allerletzter Linie die Rede. Ich will hier hervorheben, daß manche dieser Frauen weit mehr als das Mittelmaß allgemeiner Bildung besitzen. Illegitime Kinder bilden kein unauslöschliches Stigma. Auch versichern mir mehrere meiner medizinischen Freunde, daß Hysterie unter den Hawaiianerinnen fast unbekannt ist.

Ihr ergebener

Henry S. Morvay.

Zu diesem Briefe bemerkt der Verfasser des Artikels über die Feministen, daß diese seit Jahr und Tag ihre Blätter mit

Triumphgeschrei über Erfolge in Amerika füllen. Wenn es mit diesen Erfolgen nicht weit her sei, dürfe man der Wahrheitsliebe der Feministen nicht über den Weg trauen. Aber man gewinne das Vertrauen zum Yankee wieder.

* * *

Sittlichkeit und Kriminalität.

Zwei Besprechungeu in deutschen Blättern, von mir völlig unbekannten Kritikern:

Die Berliner Wochenschrift ‚Die Gegenwart' hat am 23. Mai (37. Jahrgang, Nr. 21) diesen Artikel veröffentlicht:

In einem seiner letzten Hefte der ‚Fackel' hat sich Karl Kraus darüber beschwert, daß sein Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« von keiner Seite besprochen werde. Daß er totgeschwiegen werde. Er setzt hinzu, wie erstaunlich es sei, daß die Zeitungen persönliche Motive bei einem Kulturwerke geltend machen, und meint, daß sein Buch erst für die Zukunft geschrieben sei. — Möge man Alles tun, nur den Autor nicht für eitel oder gar für eingebilbet halten! Ja, dies Buch ist ein Dokument! Man muß Wiener sein, um dieses Stillschweigen der Zeitungen zu verstehen. Karl Kraus hat vor Jahren eine Zeitschrift gegründet: ‚Die Fackel' und es sich zum Ziele gesetzt, gegen Halb- und Unkultur, gegen Prinzipienreiterei und Voreingenommenheit, vor allem aber gegen die herrschende, verbohrte und ver'uderte Geschlechtsmoral zu kämpfen. Ein Kampf, wie wohl selten einer edler und zäher geführt wurde. Karl Kraus ist ein Kämpfer. Ein Ringer nach einem geistigen Höhepunkt einer geistigen Kultur. In einem solchen Kampf die Waffen immer prüfen, immer messen, ist undurchführhar, und selbstverständlich ist es, daß dabei dem Kämpfer manchesmal ein Lapsus passiert. Man muß eben das Ziel vor Augen haben. Das ist es. Darauf kommt es an. Und Karl Kraus kann sich schmeicheln, der bestgehaßte Mann Wiens zu sein. Denn es ist wohl in Wien in den letzten Jahren kein Mann von Bedeutung gewesen, der nicht von ihm seinen Dämpfer bekommen hätte. Und wen Karl Kraus abführt, der ist eben abgeführt, denn selten hat bei uns in Austria einer eine so schneidige Feder geführt, wie Kraus. Diese Feder ist ein Degen. Aber so elegant geführt, wie der beste Fechter nicht das leichteste Florett zu führen vermag. Karl Kraus wird gehaßt. Der Angegriffene liest und seine Freunde freuen sich, und da nach und nach alle Freunde Angegriffene werden, ist das arithmetische Gleichnis wieder hergestellt. Ja, die ‚Fackel' ist verpönt — und dabei das meistgelesene Blatt. Die ‚Fackel' wird nicht öffentlich gelesen, öffentlich wird sie verachtet, aber im Geheimen, da werden diese kleinen roten Hefte verschlungen, und gar Mancher freut sich der Hiebe,

die der Andere bekommen. Und dabei läßt man Kraus, der auf diesem Wege zu einer der stadtbekanntesten Persönlichkeiten wurde — seinen Geist und seinen Witz und seinen Esprit. Aber das ist auch Alles. Das eigentliche Wesen Kraus' verkennt man. Man verkennt sein Ziel. — Da liegen nun in schöner Auswahl einige dieser Artikel gebunden und zwar solche, die sich bloß auf die Kriminalität und die Sittlichkeit, oder besser gesagt, auf die kriminelle Sittlichkeit beziehen. Als ich diese Sachen jetzt wieder las, erschrak ich. Es sind ganz einfache Gerichtssaalverhandlungen, die ich vor Jahren aus den Zeitungen kannte, erörtert. Und manchmal mußte ich denken, wie furchtbar weit müssen wir zurück sein, wenn derartige Dinge bei uns vor zwei Jahren passieren konnten, — noch immer passieren. Ich kann hier nicht Fälle aufzählen. Ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Wie verbohrt, wie wirklich unmoralisch sind unsere moralischen und »sittlichen« Gesetze und Richter. Ja, dagegen muß gekämpft werden! Wo aber, vom Nordpol bis zum Südpol gibts für dergleichen einen besseren Kämpfer; ich frage: Wo? — wer? Dies Buch ist ein Dokument. Es wird künftigen Geschlechtern zu denken geben. (In diesen Kämpfen war der Kampf gegen die Zeitungen der bedeutendste. Deswegen der Haß der Journalisten, die diesmal Privates von Kunst nicht zu trennen wissen.) Zu denken wird es auch unsern Nachkommen geben, daß man an diesem Buche mit absichtlich verbundenen Augen vorüberging. Karl Kraus muß sich über dies angebliche »Totschweigen« (das vielleicht diesmal ein »Lebendigschweigen« ist) nicht kränken. Und ich halte ihn dafür auch zu hoch. Die Herren Rezensenten, die diesmal wieder irgendwo blind vorbeilaufen, tun Unrecht. Wären sie bloß blind, könnte man ihnen keinen Vorwurf machen, dann müßte man sie bedauern. Aber sie sehen absichtlich nicht. Karl Kraus mag sich trösten, die Gebrandmarkten hier sind — die Rezensenten. (Stefan Pollatschek.)

Der ‚Schwarzwälder Bote', eines der größten deutschen Provinzblätter, hat am 30. Mai (74. Jahrgang, Nr. 125) die folgende Besprechung gebracht:

Lügen mögen die Menschen manchesmal verzeihen können, allein wehe, wenn sie jemanden bei einer Wahrheit ertappen. Wahrheitskünder sind stets die bestgehaßten Leute gewesen. Im Altertum hat man sie gekreuzigt, im Mittelalter verbrannt und unsere Zeit schweigt sie tot. Es gehört viel selbstverleugnender Mut dazu, Überzeugungen auszusprechen, die den andern nicht genehm sind, und wer die Warte einer freien Meinung erklimmt, muß gewärtig sein, daß man ihn die Treppen hinabwirft. Im guten Österreich, oder wenn man will, in jener Stadt, die des Reiches Herz sein soll, haben sich manche bemüht — und unter ihnen waren just nicht die geringsten Geister —, das, was ihr klarer blickendes Auge sah, gleichgiltigen Ohren zu künden. Man lauschte ihnen teilnahmslos, verlachte oder haßte sie und nahm ihre Worte für billige Münze, gut genug um in die Gosse geworfen zu werfen. Einst

in arger Pestzeit hielt der Augustinermönch Abraham a Santa Clara seine Reden: »Merks Wien« hießen sie. Jedes Wort bebt in Leidenschaft, schmettert nieder wie ein Keulenschlag und von der Enge der Kanzel schreit er seinen schmerzlichen Zorn hinaus. Aber die Pest wich, Abraham a Santa Clara ward vergessen und Wien hatte sich nichts gemerkt. Lange rüttelte niemand die Stadt aus ihrer Lethargie. Da kam Kürnberger. Jahrhunderte waren hingeflossen und die Zeit hatte inzwischen die Zeitung gezeugt, jenes Werkzeug, durch welches der kaum geborene Gedanke zu Tausenden sprechen kann. Kürnberger war Wiener, er liebte seine Vaterstadt mit jener sorgenvollen, trotzig bittern Liebe, mit welcher Wien stets von seinen großen Söhnen geliebt worden ist. Er erkannte und kannte alle Fehler des indolenten Phäakenvolkes und wußte, daß jeglicher Kampf ohnmächtiges Wehren sei. Seine heilige Entrüstung, seine grimmigen Anklagen verklangen im Winde. Man vergaß Kürnberger. Sein Schicksal ist ein wenig verheißungsvolles, für jemanden, der es unternimmt, Kritik am kulturellen Leben einer Stadt zu üben, die alle Schuld ihrer Gegenwart mit ihrer großen Vergangenheit zu decken gewohnt ist. Allein es scheint, als ob die Zustände Wiens und Österreichs eines Geißlers bedürften. Manchmal wächst aus der Zeit heraus ein solcher Geist.

Vor beinahe einem Dezennium wurden die Wiener literarischen Kreise auf eine Zeitschrift aufmerksam, die man in grellrotem Umschlage in den Schaufenstern der Buchhandlungen feilbot. Die Zeitschrift nannte sich ‚Die Fackel‘ und irgend ein unbekannter junger Mensch, namens Karl Kraus, von dessen Existenz bis dahin Wenige gewußt, war der Herausgeber. Und seltsam, während man sonst in Österreich literarischen Neuerungen stets nur mit wohlwollender Gleichgiltigkeit gegenübersteht, hier konnte man sich eines starken, aber doch fast feindlichen Interesses nicht erwehren. Allein, das war auch bereits alles. Nachdem man sich klar geworden, daß ein neuer Mann auf den Plan getreten, der merkwürdig rücksichtslos den Zuständen auf den Leib rückte, staunte man erst, ärgerte sich dann, daß er nicht aufhören wolle, ward endlich hämisch, boshaft und schwieg zum Schlusse nach guter Wiener Art. Es ist also weiter nicht verwunderlich, daß man auch heute noch in Wien für Karl Kraus nicht das Maß gefunden hat. »Ein exzentrischer Tagesschreiber«, sagen manche. Bestenfalls hält man ihn für eine interessante Persönlichkeit mit schriftstellerischen Qualitäten, aber nur höchst widerwillig will man sich seine Bedeutung eingestehen. Es ist nicht verwunderlich, daß man den Tarif für die Werteinschätzung dieses Mannes sich erst von Deutschland muß verschreiben lassen.

Das Unglaubhafte ist in letzter Zeit tatsächlich zur Wahrheit geworden. Während man in Wien noch immer vermeint, über Kraus mit einem gehässigen oder liebenswürdigen Achselzucken zur Tagesordnung schreiten zu können, ist er im Reiche draußen plötzlich zu einem Faktor geworden. Man hat dort die bisherige Ansicht, er sei ein spezifisch wienerischer oder österreichischer Gesellschaftssatiriker als Irrtum erkannt. Dieser Umschwung der Meinungen geht auf den Um-

stand zurück, daß Karl Kraus die in den Heften seiner Zeitschrift erschienen Artikel zu Bänden vereint hat. Ihr erster ist vor Kurzem erschienen, der Titel lautet: »Sittlichkeit und Kriminalität« (Verlag L. Rosner, Wien und Leipzig). Beim Lesen dieses Buches ergibt sich nun eine sonderbare Überraschung: Man entdeckt nämlich, daß die scheinbar zusammenhanglosen, zu verschiedenen Gelegenheiten geschriebenen polemischen Aufsätze gemeinsam ein einheitliches System ergeben und den planvollen Ausbau einer äußerst stark geprägten Weltanschauung bilden. Gleich vorweg sei es festgestellt: die Weltanschauung ist eine durchaus affirmative. Ihr aus ästhetischem Empfinden hervorwachsender Kardinalsatz mag die Feststellung der Werte aller das Leben bejahenden Elemente sein; alles, was das Dasein lebenswert macht, die Genüsse, erhalten ihre ethische Einschätzung. Auf diesem Fundamente erhebt sich in kraftvollen Linien das Gebäude einer Theorie der Sittlichkeit, die sich zur prinzipiellen Frage zuspitzt, zur Frage über das Verhältnis der Geschlechter. Hier ist es ersichtlich, daß Kraus wichtige Anregungen in allererster Linie von Frank Wedekind, dann aber auch vom jungen Philosophen Weininger empfangen hat. Frauenschätzung und Frauenverachtung, die ja ihrem tieferen Wesen nach aus einer Quelle fließen, verschmolzen bei ihm zur Einheit. Kraus ist aber zu wenig Philosoph und viel zu sehr polemisch veranlagter Gesellschaftskritiker, als daß eine philosophische Anschauung bei ihm nur zur dogmatischen Formulierung gediehe; sie wird ihm vielmehr ein subjektives Maß für Fälle des täglichen Lebens. (Er hat eben den Mut zur Subjektivität.) Das Buch »Sittlichkeit und Kriminalität« ist eigentlich nichts als eine Reihe von »Fällen«. Trocken, fast sachlich trocken dargestellt, oft mit leidenschaftlichen, zornigen, höhnischen, anklagenden und verurteilenden Erläuterungen versehen.

Ein seltsames Bild bietet sich dar. In einem sonderbaren Irrwahn wandelt die Zeit. Das ist nicht mehr Engherzigkeit oder Unverstand, das ist Wahn. Die Justiz setzt sich zur Wehre, wo immer sie Leben verspürt. Der Genuß erscheint ihr unsittlich, der Geschlechtsgenuß der Gipfel der Unsittlichkeit und die Unsittlichkeit selbst ein Verbrechen. Die Dirne vor allem, als Vertreterin des Geschlechtsgenusses, wird ein von tausend Hunden gehetztes Freiwild und bei ihr wandelt sich das Gesetz nicht selten zur gehässigen und grausamen Willkür. Die Justiz hat die Wächterrolle über die öffentliche Sittlichkeit inne. Aber ihr großer Irrtum ist, wie das Buch zahllose Male beweist, daß sie sich auch der privaten Sittlichkeit in unheilvoller Weise annimmt. Wo jeder Anlaß zu einem öffentlichen Ärgernis mangelt, schafft ihn die Justiz, indem sie private Dinge ohne Notwendigkeit in die Öffentlichkeit zerrt. Die ganze moderne Strafgesetzgebung (es ist dies nicht allein in Österreich, sondern auch in Deutschland, England, den Vereinigten Staaten von Amerika und vielen andern Ländern der Fall und dies macht auch das vorliegende Werk für weiteste Kreise wichtig) laboriert an einem Grundübel: die Strafgesetze bauen sich nicht logisch, sondern, wenn man so sagen darf, dekalogisch auf. Die im Pentateuch vertretene Sexualmoral, damals durchaus

sozialpolitischen Interessen und nicht ethischen Überzeugungen entspringend, ist heute noch allgemein geltend und wirksam. Diese Moral, durch die Ergebnisse der Wissenschaft, ja durch die einfachste menschliche Überlegung längst ad absurdum geführt, hat sich in ihrem durch Jahrtausende währenden Bestande der Gemüter also bemächtigt, daß sie blind und schrecklich wie eine Maschine weiterarbeitet und tagtäglich zahllose Opfer fordert. Man kann sich noch immer nicht zur Ansicht durchringen, daß die Lust und ihre Betätigung nichts Böses an sich ist, daß Genuß keine Übeltat, der Genießende kein Verbrecher und das Genuß spendende Weib kein verachtenswertes, jenseits aller sozialen Grenzen stehendes Geschöpf sein muß. Kriminell ist heute jener, der sich durch irgend eine Handlung an einem unhaltbaren Sittenstrafgesetz vergeht, moralisch verdächtig aber jedermann, der außer der Ehe Frauenschönheit verehrt.

Wenn es ein Mensch unternimmt, gegen die Menschen zu Felde zu ziehen, so muß er von vorne herein auf Mitkämpfer verzichten. Man bestreitet aber dem einzelnen sogar das Recht, gegen das Unrecht der kompakten Majorität sich zu erheben. Erhebung wird dann Überhebung, Mut Anmaßung und Kraft Roheit. Die Logik seiner Vernunft stempelt die Unlogik der andern zu Unsinn und seine Woltat fühlt man als Plage. Seit Ibsen gezeigt, daß man mit idealen Forderungen angenehm hüllende Lebenslügen als unwillkommener Eindringling zerstört und da Unglück stiftet, wo man nur Wahrheit wollte, glaubt man gegen alle idealen Forderungen protestieren zu müssen. In Wien geschieht das mit der alten Taktik. Man drückt die Augen zu und tut so, als höre man nicht. Allein dadurch wird ein Ruf nicht verstummen, den man draußen im Reiche bereits vernommen und der durch ein hundertfaches Echo verstärkt zurückkehren muß.



Tagebuch.

Meine Leser glauben, daß ich für den Tag schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind. Dann werden sie möglicherweise Aktualität erlangen.

*

Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie sich oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch

nie gehört, daß die Zeit sich einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.

*

Seitdem faule Apfel einmal in der deutschen Dramatik zur Anregung gedient haben, fürchtet das Publikum, sie zum Gegenteil zu verwenden.

*

»Daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen als zu unbekannten fliehn«. Ich verstehe aber nicht, wie die Rechtfertigung der monarchischen Staatsform bis zur Begeisterung gehen kann.

*

Ein Liebesverhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Er schenkte der Welt ein Buch.

*

Der Balkan liegt da wie das große Hindernis »Kultur«, das unsere christliche Zeit vor einem Rückfall in heidnische Sitten bewahrt. Wer das Land der Griechen mit der Seele sucht, bekommt Läuse.

*

Liebe soll Gedanken zeugen. In der Sprache der Gesellschaftsordnung sagt die Frau: Was werden Sie von mir denken!

*

Die Treue wäre kein leerer Wahn, wenns keine Schlafwagenkondukteure gäbe.

*

Nun, ein so besonderes Vergnügen ist die Enthaltung vom Weibe auch nicht, das muß ich schon sagen.

*

Es gibt keinen Ort, der eine größere Öffentlichkeit bedeutet, als ein Lift, in dem man angesprochen wird.

*

Ein schönes Kind hört an der Wand eines Schlafzimmers ein scharrendes Geräusch. Sie fürchtet, es seien Mäuse, und ist erst beruhigt, da man

ihr sagt, daneben sei ein Stall und ein Pferd rühre sich. »Ist es ein Hengst?« fragt sie und schläft ein. Der Traum von einem Leutnant ist gesellschaftsfähiger. Etwa auch die Frage: Mama, was ist das ein Hengst? ... Auch gebe ich zu, daß Wildbäche in Privatwohnungen unbequem sind. Aber man sollte sich doch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sie zu bewundern.

*

Dasselbe Mädchen sagte einmal von einem, der ihr nachgegangen war: »Er hatte einen Mund, der küßte von selbst.« Wäre je einem jungwiener Dichter solch ein Satz gelungen, ich hätte ihn in mein Herz geschlossen.

*

Seit vielen Jahren schon versäume ich den Frühling. Aber dafür habe ich ihn zu jeder Jahreszeit, sobald ich die Stimmung eines Tags der Kindheit mir hervorhole, mit dem jähen Übergang vom Einmaleins zu einem Gartenduft von Rittersporn und Raupen. Da ich vermute, daß es dergleichen nicht mehr gibt, halte ich persönliche Erfahrungen in diesem Punkt geflissentlich von mir fern.

*

Es war eine Flucht durch die Jahrtausende, als sie in der kältesten Winternacht von einem Theaterball halbnackt auf die Straße lief, in den tiefsten Prater hinein, Kellner, Kavaliere und Kutscher hinter ihr her. Eine tötliche Lungenentzündung brachte sie in unser Jahrhundert zurück.

*

Ich stelle mir ihn nicht unrichtig vor. Wenn er anders ist, so beweist das nichts gegen meine Vorstellung: der Mann ist unrichtig.

*

Wenn ich einschlafe, spüre ich so deutlich, wie die Bewußtseinsklappe zufällt, daß sie für einen Augenblick wieder offensteht. Aber es ist nur die

Vergewisserung, daß das Bewußtsein aufhört. Gleichsam das Imprimatur des Einschlafens.

*

Wer schlafen will und nicht kann, der ist ohnmächtiger als wer schlafen muß und nicht will. Dieser hat die Ausrede des Naturgebots, dem man freilich mit schwarzem Kaffee trotzen kann. Jener läßt sich ein gutes Gewissen, hilft's nicht, einen deutschen Roman, schließlich Morphium verordnen. Würdig sind solche Mittel nicht. Die menschliche Natur wird vom Schlaf überwältigt; da sie den Schlaf nicht überwältigen kann, lerne sie es, ihn zu überlisten. Man zeichne die Figuren in die Luft, die er am liebsten hat; ohne das absurdeste Spielzeug steigt er nicht ins Bett: Ein Kalb mit acht Füßen, ein Gesicht, dem die Zunge bei der Stirn heraushängt, oder der Erlkönig mit Kron' und Schweif. Man stelle die Unordnung her, die der Schlaf braucht, ehe er sich überhaupt mit einem einläßt. Man ahnt gar nicht, welche Menge von Bändern, Kaninchen und sonstigen Dingen, die nicht zur Sache gehören, man bei einiger Geschicklichkeit aus dem Zauberhut des Unbewußtseins hervorholen kann. Nichts imponiert dem Schlaf mehr. Schließlich glaubt er daran, und der Zauberer ist unter allem Tand verschwunden. Ich habe das Experiment oft mit wachstem Bewußtsein unternommen, und es gelang so vollständig, daß ich mir das Gelingen nicht mehr bestätigen konnte.

*

Moralische Verantwortung ist, was dem Mann fehlt, wenn er es von der Frau verlangt.

*

Wenn der Wert der Frauen absolut meßbar ist, so ist er es gewiß eher nach der Fähigkeit, zu spenden, als nach dem Wert der Objekte, an die sie spenden. Nicht einmal dem Blitz, der statt in die Eiche in einen Holzschuppen einschlägt, darf man einen moralischen Vorwurf machen. Und dennoch ist kein Zweifel, daß hier

die Schönheit des Schauspiels wesentlich von der Würdigkeit des Objektes abhängt, während die Blitze der Sinnlichkeit bei größerer Distanz umso heller leuchten. Nur wenn die Eiche vergebens bettelt, daß der Blitz sie erhöre, dann treffe den Blitz die Verdammnis.

*

Der Vorsatz des jungen Jean Paul war, »Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können«. Der Vorsatz der meisten jungen Schriftsteller ist, Bücher zu kaufen, um Bücher schreiben zu können.

*

Es gibt eine medizinische Richtung, welche die Fachausdrücke der Chirurgie auf Seelisches anwendet. Sie ist wie jede gedankliche Verähnlichung scheinbar entlegener Sphären ein Witz und wahrscheinlich der beste, dessen der Materialismus fähig ist. Wenn jetzt der Arzt das Unterbewußtsein einer Patientin auskratzen will oder wenn Gefühlsabszesse ausgeschnitten werden, so basieren solche Versuche auf einem höchst witzigen Einfall, und auf einem, der seiner Unwiderstehlichkeit umso sicherer sein muß, als die operativen Eingriffe des Seelenarztes ohne die Narkose der Suggestion erfolgen. Ich denke indeß, daß es besser wäre, den echten Wert jener ingeniösen Erkenntnis der Ursachen seelischer Erkrankungen, die ihrem Finder zum Ruhme gereicht, nicht durch eine schrullenhafte Methode der Behandlung zu mindern. Der Ehrgeiz eines Meteorologen, schönes Wetter zu machen, gehört nicht zum Fach. Wäre eine seelische Analyse ähnlich ohne die Mitwirkung des Patienten durchführbar wie die seines Harns, der Versuch könnte nicht schaden, wenn er nicht nützte. Das Verfahren jedoch, bei dem der Kranke zum Konsiliarius wird, schafft ihm ein Selbstbewußtsein des Unbewußtseins, das zwar erhebend, aber nicht eben aussichtsvoll ist. Statt ihn vom Herd seines Übels zu jagen, wird er verhalten, sich daran zu rösten, statt Ablenkung wird

eine Vertraulichkeit mit seinen Leiden, eine Art Symptomenstolz erzeugt, der den Kranken schließlich in den Stand setzt, an Anderen seelische Analysen vorzunehmen, der aber ihm selbst noch nicht geholfen hat. Alles in allem eine Methode, die augenscheinlich schneller einen Laien zum Sachverständigen, als einen Kranken gesund macht. Auch eine Mechanisierung der seelischen Vorgänge verträgt den Versuch nicht, als Heilfaktor die Selbstbeobachtung der Symptome einer Krankheit zu setzen, zu deren Symptomen die Selbstbeobachtung gehört. Ich weiß nicht, ob man einen Beinbruch durch seelische Einwirkung heilen kann. Sicherlich eher, als ein seelisches Gebrechen durch Amputation. Der transzendentale Wunderglaube hatte den Vorzug, daß er dekorativ war. Den rationalistischen Wundern fehlt der Glaube.

*

Der Psychiater verhält sich zum Psychologen wie der Astrolog zum Astronomen. In der psychiatrischen Wissenschaft hat das astrologische Moment seit jeher eine Rolle gespielt. Zuerst waren unsere Handlungen von der Stellung der Himmelskörper determiniert. Dann waren in unserer Brust unseres Schicksals Sterne. Dann kam die Vererbungstheorie. Und jetzt ist es gar maßgebend, ob dem Säugling seine Amme gefällt, in welchem Falle er die Schicksalssterne an ihrer Brust findet. Die sexuellen Kindheitseindrücke sind gewiß nicht zu unterschätzen, und Ehre dem Forscher, der mit dem Glauben aufgeräumt hat, daß die Sexualität mit der Ablegung der Maturitätsprüfung beginnt. Aber man soll nichts übertreiben. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, da die Wissenschaft die Enthaltsamkeit von Erkenntnissen übte, so sollte man sich dem Genuß der Geschlechtsforschung darum nicht hemmungslos hingeben. »Mein Vater«, höhnt Glosters Bastard, »ward mit meiner Mutter einig unterm Drachenschwanz und meine Geburtsstunde fiel unter ursa major, und so folgt denn, ich muß

rauh und verbuhlt sein.« Und doch war es schöner, von Sonne, Mond und Sternen abzuhängen, als von den Schicksalsmächten des Rationalismus!

*

Nervenärzten, die uns das Genie verpathologisieren, soll man mit dessen gesammelten Werken die Schädeldecke einschlagen. Nicht anders soll man mit den Vertretern der Humanität verfahren, die die Vivisektion der Meerschweinchen beklagen und die Benützung der Künstler zu Versuchszwecken geschehen lassen. Wer immer sich zum Nachweis erbötig macht, daß die Unsterblichkeit auf Paronoia zurückzuführen sei, allen rationellen Tröstern des Normalmenschentums, die es darüber beruhigen, daß es zu Werken des Witzes und der Phantasie nicht inkliniere, trete man mit dem Schuhabsatz ins Gesicht, wo man ihrer habhaft wird! Aber die anderen, die modernen Psychiatraliker, die uns die Werke der Großen bloß auf die Sexualität hin prüfen, lache man bloß aus. Mir hat einmal einer den »Zauberlehrling« als einen handgreiflichen Beweis für die masturbatorischen Neigungen seines Schöpfers gedeutet. Ich war sittlich entrüstet, nicht wegen des Inhalts, aber wegen der unsäglichen Ärmlichkeit der Zumutung. Ich fühlte, wie sich zum legitimen Schwachsinn der literarhistorischen Kommentatoren allmählich ein neuer Wahnsinn geselle. Die wissenschaftlich fundierte Stimmung eines Herrenabends reklamiert den Besen des Zauberlehrlings — »oben sei ein Kopf« — für ihre besonderen Zwecke, aber sie würde gegebenenfalls auch nicht davor zurückschrecken, uns den »Mond« ebenso zu deuten, von dem es in dem wundervollen Gedicht doch heißt, daß er »wieder Busch und Tal füllt«. »Was fällt Ihnen dazu ein?« lautet die Frage des psychischen Analytikers. Aber wir haben ein Recht, sie in empörtem Ton zurückzugeben: Was Ihnen nicht einfällt! . . . Man beruhigte mich mit der Versicherung, daß hier bloß eine Mitwirkung des »Unbe-

wußten« bei Goethe angenommen werde. Dieses Unbewußte eines Dichters ist nun freilich ein Gebiet, in dem das Bewußtsein eines Mediziners volle Bewegungsfreiheit hat. Das ist tief bedauerlich. Denn die psychischen Analysen, die an einem Privatpatienten vorgenommen werden, sind eine Privatsache zwischen den beiden vertragschließenden Teilen, aber Kunstwerke sollten dem Untersucher schon wegen ihrer Wehrlosigkeit Respekt einflößen. Goethe — irrsinnig? In Gottes Namen, daraus können wir uns noch etwas herausfetzen! Vielleicht sinkt die Menschheit auf die Knie und fleht, vor ihrer Gesundheit bang, den Schöpfer um mehr Irrsinn! Aber die Verurteilung zur Masturbation läßt ein Gefühl der Leere zurück; verzweifelnd empfängt man die Erkenntnis, daß selbst wenn alle Welt masturbierte, dennoch kein »Zauberlehrling« entstehen müßte. Und trostlos ist auch der Gedanke, daß er, Goethe, es nicht gewußt, nicht einmal nachträglich bemerkt hat. Er schrieb den Zauberlehrling und wußte nicht, was er bedeute. Und man hatte doch geglaubt, daß das Unbewußte eines Goethe noch immer bewußter sei als das Bewußteste eines Sexualpsychologen!

*

Die alte Wissenschaft versagte dem Geschlechtstrieb bei Erwachsenen ihre Anerkennung. Die neue räumt ein, daß der Säugling beim Stuhlgang schon Wollust spüre. Die alte Auffassung war besser. Denn ihr widersprachen wenigstens bestimmte Aussagen der Beteiligten.

*

Ich weiß euch eine solidere Deutung des »Zauberlehrlings«. »Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben! Und nun sollen seine Geister auch nach meinem Willen leben.« In Abwesenheit eines verdienstvollen Lehrers und Finders sexualpsychologischer Erkenntnisse, versucht einer seiner Schüler die Methode selbst anzuwenden. »Seine Wort' und Werke merkt' ich, und den Brauch, und mit

Geistesstärke tu' ich Wunder auch.« Und er vergreift sich an einem Goetheschen Gedicht. Die Kommentierung wächst ihm jedoch über den Kopf. »Wie sich jede Schale voll mit Wasser füllt.« Zu spät erkennt er das Unheil. »Wärst du doch der alte Besen!« Nämlich ein Besen und nicht etwas anderes, das er skrupellos dafür gesetzt hat. Aber da nützt keine Reue, die Kommentierung wächst ins Uferlose. Kein Klassikerwort, das einen greifbaren Gegenstand bedeutet — sei's der letzte Pfeil, den Tell im Köcher hat, sei's ein goldener Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen —, ist mehr vor Deutung sicher. »Welch entsetzliches Gewässer!« Endlich kommt der Professor Freud zurück. »Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« Der Professor sieht, wie die Schüler die Lehre kompromittieren, und beschließt, dem groben Unfug eine Ende zu machen. Es war die höchste Zeit. In die Ecke mit allem, was wie ein Besen aussah und etwas anderes bedeuten sollte!

Seid's gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.

*

Es ist mir rätselhaft, wie ein Theolog darob gepriesen werden kann, daß er sich dazu durchgerungen habe, an die Dogmen nicht zu glauben. Wahre Anerkennung wie eine Heldentat schien mir immer die Leistung jener zu verdienen, die sich dazu durchgerungen haben, an die Dogmen zu glauben.

*

Eine Stadt, in der die Männer von der Jungfrau, die es nicht mehr ist, den Ausdruck gebrauchen, sie habe »es hergegeben«, verdient dem Erdboden gleichgemacht zu werden.

*

Wer ist das: Sie ist blind vor dem Recht, sie schielt vor der Macht, und kriegt vor der Moral die

Basedow'sche Krankheit. Und um der schönen Augen dieses Frauenzimmers willen opfern wir unsere Freiheit!

*

Die skurrilste Form, in der sich die Menschenwürde auftut: Das empörte Gesicht eines Kellners, der auf ein Klopfen endlich herbeikommt, nachdem man vergebens gerufen hat.

*

Die Plattform des Humors: Die Passagiere eines Omnibus lächeln, wenn einer beim Aufsteigen ausrutscht. Dieser lächelt, wenns ihm dennoch gelungen ist.

*

Wer die Menschenverachtung an der Quelle studieren will, setze sich in ein Restaurant, das in der Nähe eines Theaters ist, und betrachte die Gesichter der einströmenden Scharen. Wie die Spannung, die noch auf den Zügen der Dummheit liegt, allmählich nachläßt und die Zufriedenheit ein neues Ziel findet. Das Klatschen wird zum Schmatzen sublimiert. Und jeder wäre einzeln befangen und ist nur im Chorus glücklich.

*

Wo beginnt denn eigentlich die Unappetitlichkeit und wo hört sie auf? Verdauungssäle gibt es nicht. Aber warum gibts keine Eßklosetts? Öffentlich essen und heimlich verdauen, das paßt so den Herrschaften! Und doch geht nichts über die Schamlosigkeit einer Table d' hôte.

*

Der Deutsche sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm so lange gut gehe, solange er mit der Arbeit beschäftigt ist. Der Österreicher sagt: Bis ich mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Und meint, daß es ihm erst gut gehen werde, wenn er mit der Arbeit fertig sei. Diese Anwendung des »bis« läßt beim Österreicher auf einen

grenzenlosen Optimismus schließen. Er setzt den Anfang für ein Ende. Will er aber ausdrücken, was der Deutsche meint, so hilft er sich mit einem eingeschobenen »nicht«. Er sagt: Bis ich nicht mit der Arbeit fertig bin, geht's mir gut. Er bequemt sich also nicht ohne Widerstreben zu dieser Auffassung. Er ist einer, der sichs gut gehen lassen will und mit der Arbeit nicht fertig wird.

*

Es gibt kein unglücklicheres Wesen unter der Sonne, als einen Fetischisten, der sich nach einem Frauenschuh sehnt und mit einem ganzen Weib vorlieb nehmen muß.

*

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun.

*

In der Sprachkunst nennt man es eine Metapher, wenn etwas »nicht im eigentlichen Sinne gebraucht wird«. Also sind Metaphern die Perversitäten der Sprache oder Perversitäten die Metaphern der Liebe.

*

In der Erotik gibt es diese Rangordnung: Der Täter. Der Zuschauer. Der Wisser.

*

Ein Gast des Bey von Tunis wollte eine Bastonnade sehen. Sogleich wurde ein Kerl von der Straße herbeigeschleppt und geprügelt. Den Gast überkam die Humanität, denn er hatte geglaubt, die grausame Strafe werde einen Schuldigen treffen. Der Bey von Tunis meinte: »Er wird schon was angestellt haben!« ... Es stünde auch der zivilisierten Justiz wahrlich besser an, wenn sie nicht dort bastonnierte, wo einer etwas angestellt hat, sondern dort, wo einer schon etwas angestellt haben wird. Die Justizmorde wären seltener.

*

Wenn ein Fürst besonders geehrt werden soll, werden die Schulen geschlossen, die Arbeit eingestellt und der Verkehr unterbunden.

*

In dieser Stadt gibt es Menschen und Einrichtungen, Kutscher, Wirtshäuser und dergleichen, von denen man nicht versteht, warum sie eigentlich so beliebt sind. Nach einigem Nachdenken kommt man aber darauf, daß sie ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken.

*

Wenn man vom Raseur geschnitten wird, ist man immer selbst schuld. Ich zum Beispiel zucke zusammen, wenn der Raseur von Politik spricht, und die Anderen werden ungeduldig, wenn er nicht von Politik spricht. In keinem Falle trifft den Raseur die Schuld, wenn man geschnitten wird.

*

Wie abwechslungsvoll muß das Dasein eines Menschen sein, der durch zwanzig Jahre täglich auf demselben Sessel eines Wirtshauses gesessen hat!

*

Sie ist mit einer Lüge in die Ehe getreten. Sie war eine Jungfrau und hat es ihm verheimlicht.

*

Ich kenne keine schwerere Lektüre, als die leichte. Die Phantasie stößt an die Gegenständlichkeiten und ermüdet zu bald, um auch nur selbsttätig weiterzuarbeiten. Man durchfliegt die Zeilen, in denen eine Gartenmauer beschrieben wird, und der Geist weilt inzwischen auf einem Ozean. Wie genußvoll wäre die freiwillige Fahrt, wenn nicht gerade zur Unzeit das steuerlose Schiff wieder an der Gartenmauer zerschellte. Die schwere Lektüre bietet Gefahren, die man übersehen kann. Sie spannt die Kraft an, während die andere die Kraft frei macht und sich selbst überläßt. Schwere Lektüre kann eine Gefahr für schwache Kraft sein. Leichter Lektüre ist starke Kraft die Gefahr. Jener muß der Geist gewachsen sein. Diese ist dem Geist nicht gewachsen.

*

Wenn Heine über den Diplomaten Eulenburg geschrieben hätte: »es fehlte ihm an Sitzfleisch und Ernst«, so hätte er hinzugefügt: natürlich nicht in jedem Sinne der Worte. Es wäre eine niedrige Pointe gewesen, im Stil jener Äußerungen über Platen, von denen man kaum begreifen kann, daß sie den literarischen Ruhm ihres Urhebers nicht erstickt haben. Heine hätte den Witz gemacht oder er hätte wenigstens sofort gemerkt, daß der ernstgemeinte Satz ein Witz sei, was auf das nämliche schöpferische Verdienst hinausläuft. Dem vollständig humorlosen Harden fehlt die Fähigkeit, einen Witz zu beabsichtigen oder sich eines witzigen Sinnes bewußt zu werden. Nun gibt es aber nichts, was das schriftstellerische Können empfindlicher bloßstellt, als im Leser Vorstellungen zu erzeugen, die man nicht beabsichtigt hat. Lieber nicht zum Ausdruck bringen, was man meint, als zum Ausdruck bringen, was man nicht meint. Der Schriftsteller muß sämtliche Gedankengänge kennen, die sein Wort eröffnen könnte, und sich jenen aussuchen, der ihm paßt. Er muß wissen, was mit seinem Wort geschieht. Je mehr Beziehungen dieses eingeht, umso größer die Kunst; aber es darf nicht Beziehungen eingehen, die seinem Künstler verborgen bleiben. Wer den Diplomaten Eulenburg in eine Beziehung zu »Sitzfleisch und Ernst« bringt und nicht merkt, daß er einen Witz gemacht hat, ist kein Schriftsteller. Wer freilich den witzigen Sinn der Wendung herstellt, flößt mir nicht gerade Respekt ein. Ich hätte es damit so gehalten: Die ernste Bemerkung unterdrückt, weil ihr witziger Nebensinn mir aufgegangen wäre, und wäre sie mir als Witz eingefallen, sie gerade deshalb nicht geschrieben.

*

Gewiß ist die Erwerbung von Persönlichkeit innerhalb einer Partei nicht denkbar. Steht man aber auch außerhalb aller Parteien, so kann man doch manchmal der Notwendigkeit nicht entgehen, eine Farbe

zu bekennen, die zufällig eine Parteifarbe ist. Das ist fatal, aber als Schriftsteller hat man einen ehrenvollen Ausweg. Für die anderen mag die Meinung die Hauptsache sein, aber wichtiger ist der Tonfall, in dem man eine Meinung sagt. Der Berliner Journalist, der jahrzehntelang der Lebensanschauung des Adels hofiert hat, fühlt sich im Rechtsstreit mit einem Adeligen verkürzt und ruft: »Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz oder Gericht sind alle Bürger gleich.« Das ist wahr. Aber es ist mit tierischem Ernst gesagt, so, als ob das ganze Gedankenleben des Sagenden in dieser Forderung kulminierte. Ich würde in ähnlicher Lage dieselbe Forderung stellen, aber ich glaube, daß mich beim stärksten Nachdruck, mit dem ich's täte, noch immer eine Kluft von den Verfechtern der Menschenrechte trennte, und zwar so, daß das Gericht zur Einsicht von seiner Ungerechtigkeit käme und die Demokratie um meinetwillen Aufhebung der Gleichheit vor dem Gesetz verlangte. Wenn ich eine liberale Forderung stellen muß, so stelle ich sie so, daß die Reaktion pariert und der Liberalismus mich verleugnet. Auf den Tonfall der Meinung kommt es an und auf die Distanz, in der man sie ausspricht. Es ist ein Zeichen literarischer Unbegabung, alles in gleichem Tonfall und in gleicher Distanz zu sagen.

*

Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Fertigkeit, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen eben Anstreicher. Und ich glaube, daß ein Schriftsteller jener ist, der dem Publikum ein Kunstwerk sagt. Das größte Kompliment, das mir je gemacht wurde, war es, als mir ein Leser gestand, er komme meinen Sachen erst bei der zweiten Lesung auf den Geschmack. Das war ein Kenner, und er

wußte es nicht. Das Lob meines Stils läßt mich gleichgiltig, aber die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, werden mich bald übermütig machen. Ich hatte wirklich lange genug gefürchtet, man werde schon bei der ersten Lektüre ein Vergnügen an meinen Schriften haben. Wie? Ein Aufsatz sollte dazu dienen, daß das Publikum sich mit ihm den Mund ausspüle? Die Feuilletonisten, die in deutscher Sprache schreiben, haben vor den Schriftstellern, die aus der deutschen Sprache schreiben, einen gewaltigen Vorsprung. Sie gewinnen auf den ersten Blick und enttäuschen den zweiten: es ist, als ob man plötzlich hinter den Kulissen stünde und sähe, daß alles von Pappe ist. Bei den anderen aber wirkt die erste Lektüre, als ob ein Schleier die Szene verhüllte. Wer sollte da schon applaudieren? Wer aber ist so theaterfremd, sich vor der Vorstellung zu entfernen oder zu zischen, ehe die Szene sichtbar wird? So benehmen sich die meisten; denn sie haben keine Zeit. Nur für die Werke der Sprache haben sie keine Zeit. Von den Gemälden lassen sie es eher gelten, daß nicht bloß ein Vorgang dargestellt werden soll, den der erste Blick erfaßt: einen zweiten ringen sie sich ab, um auch etwas von der Farbenkunst zu spüren. Aber eine Kunst des Satzes? Sagt man ihnen, daß es so etwas gibt, so denken sie an die Einhaltung der grammatischen Gesetze. An die aber muß sich der Schriftsteller nur so halten, wie der Bildhauer für reinen Thon zu sorgen hat. Darin kann man nicht unfehlbar sein, soll es auch gar nicht, denn die Verwendung unreinen Materials kann einem künstlerischen Zweck dienen. Ich vermeide Lokalismen nicht, wenn sie einer satirischen Absicht dienen, der Witz, der mit gegebenen Vorstellungen arbeitet und eine geläufige Terminologie voraussetzt, zieht die Sprachgebräuchlichkeit der Sprachrichtigkeit vor, und nichts liegt mir ferner, als der Ehrgeiz eines puristischen Strebens. Es handelt sich um Stil. Daß es so

etwas gibt, spüren fünf unter hundert. Die anderen sehen eine Meinung, an der etwa ein Witz hängt, den man sich bequem ins Knopfloch stecken kann. Von dem Geheimnis organischen Wachstums haben sie keine Ahnung. Sie schätzen nur den Materialwert. Eine platte Vorstellung kann zu tiefster Wirkung gebracht werden; sie wird unter der Betrachtung solcher Leser wieder platt. Die Trivialität als Element satirischer Wirkung: ein Kalauer bleibt in ihrer Hand. Ich schreibe eine Satire über die Geheimniskrämerei einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, indem ich ihrer Chiffre Ö. G. Z. B. D. G. Deutungen gebe, die nicht nur jede für sich einen satirischen Sinn haben, sondern durch deren Technik ich eben jenes System der Heuchelei parodiere. Was bleibt davon? Lob oder Tadel eines Buchstabenwitzes. Der Tadel schmeckt noch besser. Ein Holzhacker im Blätterwald wirft mir die Wendung »Brahma um und Brahma auf« vor, als ob sie ein gemeiner Wortspaß sei. An und für sich ist sie es und bliebe es, wenn sie jenem eingefallen wäre. Der Kalauer, als Selbstzweck verächtlich, kann das edelste Mittel einer künstlerischen Absicht sein, weil er der Kontraktion einer witzigen Anschauung am besten dient. Jener derbe Spaß erhellt — ähnlich dem Wort »Der Schmock und die Bajadere« — blitzartig die Verwandlung des Wiener Nachtlebens in einen Esoterikerkultus, bedeutet also ein sozialkritisches Epigramm. Aber dergleichen über dem Stofflichen zu spüren, setzt eben jene literarische Kultur voraus, die man heute im Publikum beinahe so wenig wie bei den Literaten findet.

*

Lebensüberdrüssig sein, weil man in seiner Arbeit einen Fehler gefunden hat, den kein anderer findet; sich erst beruhigen, wenn man noch einen zweiten findet, weil dann den Fleck auf der Ehre die Erkenntnis der Unvollkommenheit menschlichen Bemühens zudeckt: durch solches Talent zur Qual

scheint mir die Kunst vom Handwerk unterschieden zu sein. Flachköpfe könnten diesen Zug für Pedanterie halten; aber sie ahnen nicht, aus welcher Freiheit solcher Zwang geboren wird und zu welcher Leichtigkeit der Produktion solche Selbstbeschwerung leitet. Nichts wäre verfehlter, als von Formtiftelei zu sprechen, wo Form nicht das Kleid des Gedankens vorstellt, sondern seinen Körper. Diese Jagd nach den letzten Ausdrucksmöglichkeiten führt ins Innerste der Sprache. Nur so wird jenes Ineinander geschaffen, bei dem die Grenze des Was und des Wie nachträglich nicht mehr feststellbar ist, und in welchem gewiß oft vor dem Gedanken der Ausdruck war, bis er unter der Feile den Funken ergab. Die Dilletanten arbeiten sicher und leben zufrieden. Ich habe oft schon um eines Wortes willen, das die Zentigrammwage meines stilististischen Empfindens ablehnte, die Druckmaschine aufgehalten und das Gedruckte vernichten lassen. Eine unvermeidliche Torheit ist es ferner, zu glauben, das Fehlen eines nachgebornen Einfalls werde der Leser merken. Dieser Leser ist man selbst; der andere merkt auch die Einfälle nicht, die da sind. Und gegenüber einem Schreiben, das seine Unvollkommenheiten so blutig bereut, hält dieser seine am Journalismus entartete Lesefähigkeit für vollkommen. Er hat für ein paar Groschen ein Recht auf Oberflächlichkeit erworben: käme er denn auf seine Kosten, wenn er auf die literarische Arbeit eingehen müßte? Es stünde vielleicht besser, wenn die deutschen Schriftsteller den zehnten Teil der Sorgfalt an ihre Manuskripte wenden wollten, die ich an meine Artikel wende, nachdem sie erschienen sind. Ich bin mit einer Arbeit erst fertig, wenn ich an eine andere gehe; so lange dauert meine Autorkorrektur. Ein Freund, der mir manchmal als Wehmutter beistand, staunte, wie leicht meine Geburten seien und wie lange mein Wochenbett . . . Freilich geht aus all dem

hervor, daß ich kein geselliger Charakter bin; ich könnte höchstens die Leute fragen, ob ihnen diese oder jene Wortfolge besser klingt.

*

Die wahren Agitatoren für eine Sache sind die, denen die Form wichtiger ist. Kunst hindert die unmittelbare Wirkung zu Gunsten einer höhern. Freilich sind ihre Produkte nicht marktgängig. Sie fänden nicht einmal dann reißenden Absatz, wenn die Kolporteure riefen: »Sensationelle Enthüllungen aus dem deutschen Sprachschatz!«

*

Eine kunstlose Wahrheit über ein Übel, über eine Gemeinheit, ist ein Übel, eine Gemeinheit. Sie muß durch sich selbst wertvoll sein: dann gleicht sie das Übel aus, versöhnt mit der Kränkung, die der Angegriffene erleidet, und mit dem Schmerz darüber, daß es Übel gibt.

*

Den Leuten ein X für ein U vormachen — wo ist die Zeitung, die diesen Druckfehler zugäbe?

*

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

*

Die Polizei sieht jetzt scharf darauf, daß sich nur das Alter und die Häßlichkeit dem Laster ergeben. Im Bordell findet nur eine solche Frau Aufnahme, deren Verdorbenheit noch aus einer früheren Polizeiära datiert und deren Tugend etwa mit den Linienwällen fiel. Es muß eine Emeretrix sein... Die Invaliden singen: Uns hab'ns g'halten!

*

Die Leute verstehen nicht deutsch; und auf journalistisch kann ich's ihnen nicht sagen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 9.—
» »	18	» »	» 4.50
» das Deutsche Reich,	36	» »	» 10.50
» » » »	18	» »	» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36	Nummern, portofrei	» 12.—
» » » » »	18	» »	» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Verlag: Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Der Verlag der Fackel

befindet sich jetzt

Wien, III/2.

Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Telephon Nr. 187.

Inhalt der vorigen Doppel-Nummer 254—255, 22. Mai: Der Fürstentag. — Girardi und Kainz. — Glossen. Von Karl Kraus. — Gottesurteil. Von Fritz Wittels. — Der Sündenpfuhl. Von Karl Kraus. — Der Skeptiker. Von Otto Stoessl. — Tagebuch. Von Karl Kraus. — Eulenburgs Briefe. Von Otto Soyka. — Übersetzung aus Harden. — Von der deutschen Schmach. Von Karl Kraus.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse 3 adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgege

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber, redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACKEL

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

257—258. 19. Juni 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN

DIE FACKEL

NR. 257—58 WIEN, 19. JUNI 1908 X. JAHR

Nachträgliche Vorurteile gegen den Festzug.

Ich habe von Allem bloß die »Iglauer Sprachinsel« gesehen. Das kam so. Ich war mittags aufgestanden, um in meine Druckerei zu gehen. Bei der Aspernbrücke konnte ich nicht vorwärtskommen, die Menschen riefen Heil! und ich sah einen Wagen, auf dem zwei Ammen saßen. Sie hatten Gesichter, bei deren Anblick ich mir die grauenvolle Möglichkeit vorsteilte, daß ich Kinder hätte und daß sie in den Anfängen ihres Lebens unaufhörlich zu solchen physiognomischen Vorbildern emporblicken müßten. Nichts mehr davon! Im Weggehen sah ich Männer herankommen, die wetterhart waren, aber nicht schön. Ich dachte mir, daß selten etwas Besseres nachkommt, und ging lieber weiter. Wenn aber die österreichischen Nationalitäten so aussehen, wie die Proben, die uns noch heute auf den Wiener Straßen die Passage sperren, dann, glaube ich, könnte der Einheitsgedanke der Häßlichkeit zu einer Verständigung führen.

*

Was jedoch einzeln häßlich und unsauber ist, kann gewiß in der Masse malerisch wirken. Eine Armee von Wasserern muß einen eigenen Zauber ausüben. Es kommt nur auf die Quantität an. Im ethnographischen wie im historischen Teil eines Festzugs. Er war ein Fest der Quantität. Man lasse die Geschicke und die Völker Europas auf der Ringstraße spazieren gehen und dem lieben Gott huldigen, und es wird noch imposanter. Ein Festzug lebt von der Eingebung eines Kopfs, in dem zugleich ein Fiesko

und ein Romano steckt: er hat zugleich getan, was er malte. Aber diesmal verließ man sich darauf, daß schon die Taten malerisch wirken. Dieser Festzng siegte im Zeichen eines Geistes, der sich bei der Vorstellung, daß nach Frankreich zwei Grenadiere zogen, an deren Uniform berauscht. Vor einem Gschnasfest glaubt auch jeder, daß er am meisten auffallen werde, und bemüht sich um jeden Knopf seines Narrengewands; schließlich wirkt nur die Masse. Warum wird so viel Schweiß an die historische Treue verschwendet? Sie fesselt bloß die Sachverständigkeit, und die kommt im Gewühl nicht zum Urteil. Wenn tausend blaue Jacken mit grünen Aufschlägen über die Ringstraße ziehen, jubelt das Volk auch und denkt an den Kaiser Josef. Das »Malerische« wirkt nicht wegen, sondern trotz der Echtheit. Ein Leuchtbrunnen ist malerisch. Wer ihn springen läßt, weiß ganz gut, daß dem Gaffer die Unzufriedenheit über staatliche Dinge vergeht. »Guck — guck, da — da!« das ist der Sinn eines Festzugs. Dazu bedarfs weder eines künstlerischen Ingeniums noch der Mühe eines Uniformforschers. Ob das Kostüm echt ist oder nicht, spielt keine Rolle. Dagegen ist es nicht zu unterschätzen, daß der echte Nachkomme eines Starhemberg darin steckt und kein Berufsstatist. Das ist eine Sensation, die mit künstlerischem Empfinden nichts zu schaffen hat und sich darum gewiß in der gedanklichen Linie eines Festzuges bewegt. Wenn man das Glück hat, adelige Leute zu finden, die so populärem Interesse entgegenkommen, warum sollte man es nicht nützen? Um einer Ähnlichkeit willen begehrt zu sein, läßt feinfühlige Menschen oft erst den Unterschied fühlen. Wenn eine Adlernase gesucht wird, so hat das Bewußtsein etwas Drückendes, daß man mit den dazugehörigen Taten nicht dienen kann. Hier hat es offenbar nicht gedrückt. Jeder fühlte sich geehrt, seinen ruhmreichen Vorfahren darzustellen. Und

mancher ließ leutselig seine Unterlippe hängen, als wäre sie wirklich ein Schirmdach der Völker.

*

Es ist schwer, die Forderung der Ähnlichkeit mit der Bedingung der Verwandtschaft in Einklang zu bringen. Aber im Zweifel zieht man doch einen zwanzigjährigen Radetzky, der anders aussieht, einem besser entsprechenden Magistratsbeamten vor.

*

Das Malerische ist ein Argument, das mit allen Einwänden fertig wird. Und es gibt Wirkungen auf die Nerven, denen sich der oppositionellste Geist nicht entziehen kann. Wenn alle Glocken läuten, umarme ich den Klotzberg.

*

Ja, wenn man mit solchen Mitteln arbeitet, dann ist's keine Kunst, recht zu behalten! In Österreich brennt's und man macht ein Feuerwerk daraus.

*

Welch ein Theater! In der Historie wirkten die Schauspieler mit, im Bauerndrama die Schlierseer.

*

Empfinden die Zuschauer wirklich Geschichte? Oder wollen sie nur, daß die Gesichter stimmen? Der historische Sinn triumphiert im Ausruf: »Aber der ganze Napoleon!«

*

Die Lehre: In historischen Zeiten trug man also schöne Kostüme, und die Huzulen tragen keinen Frack.

*

Wer nicht hoch ruft, weil er ein Komiteemitglied für niedrig hält, ist ein Vaterlandsverräter.

*

So etwas ist nur in Wien möglich! Die Unordnung war so groß, daß die Sache wirklich geklappt hat. Nur der Schlamperei ist es zu ver-

danken, daß kein Unglück geschehen ist. Wäre es konsequent im Stil der Aktionen des Komitees weitergegangen, so hätte die Ringstraße einem Schlachtfeld gleichen müssen. Aber es herrschte ein solcher Wirrwarr, daß schließlich der Zufall die Oberhand behielt und alles in schönster Ordnung vor sich ging.

*

Wenn in anderen Städten die bürgerliche Gesellschaft sich zu solchen Festen auf die Straße wagte, alle ihre rings lauernden Feinde wären rechtzeitig zur Stelle. Aber hierzulande ist den Anarchisten um ihre gesicherte soziale Position bange, und von den Einbrechern hat einer behauptet, daß sie zwar vollzählig in Bereitschaft waren, aber nur um sich den Festzug anzuschauen. Sogar das Wetter, das nicht unbedingt gesellschaftsfreundlich ist, hatte das, womit man hierzulande die nachgiebige Feigheit bezeichnet: »ein Einseh'n«. Und da das Unglück nun einmal geschehen und der Festzug ohne Störung verlaufen ist, bewahrt uns nur ein verläßliches Defizit vor Wiederholungen. Sonst könnte das Komitee leicht übermütig werden und glauben, es werde immer ohne Katastrophe abgehen; und man brauche nur öfter die Ringstraße abzusperren, um den Namen Klotzberg definitiv auf die Nachwelt zu bringen.

*

Der historische Teil des Festzugs umfaßte vor allem jene bedeutungsvollen Augenblicke, in denen nach der Darstellung der Lehrbücher für Mittelschulen am Wiener Hofe die Friedenspartei siegte. Für die glorreichste Tat in der österreichischen Geschichte halten aber die Patrioten die Veranstaltung des Festzugs. Die Verherrlichung dieser Tat, von ihrer Entstehung aus dem Wunsche, den Lohndienern der Hotels zu helfen, bis zu der in Österreichs Annalen beispiellosen Baisse in Tribünensitzen, wollen sie künftigen Festzügen vorbehalten.

*

»Die Gerüchte, daß Tribünensitze unter dem normierten Preise abgegeben worden seien, erhalten sich allerdings.« So hat zum Schlusse eine offizielle Note des Komitees gesagt, in der der Ehrengewinn des Tages ausgewiesen wurde. Wenn's aber wirklich wahr sein sollte, daß die Emissäre des Komitees vor dem Lokal Sitze, die 100 Kronen gekostet haben, um 2 anbrachten, die Veranstalter werden es nicht glauben. Denn sie haben den allgemeinen Klagen, daß das Volk nicht berücksichtigt werde, am Morgen des Festzuges nachgegeben und sich aus sozialpolitischen Gründen bestimmt gesehen, jeden, der den Festzug bequem sehen wollte, gratis auf die Tribünen zu lassen. Die vielgeschmähte Agiotage überraschte durch das Angebot, wer weniger gebe, und trieb die Preise in die Tiefe, daß es eine Art hatte. Es war für viele Leute sehr schwer, keinen Tribünensitz aufzutreiben. Da die Annoncen, die bedeutende Preisreduktionen verhießen, keinen Erfolg hatten, wurden aus Kaffeehäusern im letzten Augenblick anständig gekleidete Gäste durch das Telephon requiriert. Aber sie weigerten sich, als Zuschauer zu statieren. Und so kann man mit Befriedigung feststellen, daß es vor allem die breiten Schichten der Bevölkerung waren, die den Festzug sehen durften. Man macht jetzt dem Komitee den Vorwurf, daß es die besitzenden Klassen von der Betrachtung des Schauspiels ausgeschlossen hat.

*

Ich bin für eine Zersplitterung der Dummheit. Es tut nicht gut, wenn sie wochenlang auf einen Punkt konzentriert ist.

*

Die unverdiente Schönheit dieser Stadt! Die ihr aber zum sogenannten »Ernst der Arbeit« zureden, sind so töricht wie ihre Schmeichler und Feuilletonisten. Nicht daß ihre Männer nicht arbeiten, ist

beklagenswert, aber daß sie nicht denken. Es ist ja verdienstlich, sich darauf zu verlassen, daß der Himmel blau ist und die Wiese grün. Wer da sagt, davon könne man nicht leben, ist ein Philister. Aber wer sagt, es sei traurig, davon zu leben, sagt die Wahrheit.

*

Die Vorstellung, daß eine schöne Frau auf einer Tribüne sitzt, ist peinigend. Sie hat nicht einmal die Genugtuung, daß der Festzug sie ansieht. Und um wieder ihn mit Wohlgefallen zu betrachten, dazu, meint sie mit Recht, sei man vom Ballett der Oper doch zu sehr verwöhnt. Auch seien die Plätze dort bequemer. Aber leidet denn auch sie auf der Tribüne, wenn mir ihr Rücken weh tut?

*

»Es hieß, daß zwischen dem historischen Festzug und den nationalen Gruppen eine längere Pause eintreten werde, während welcher der Hof Erfrischungen nehmen soll. Diese Annahme war jedoch unrichtig. Eine Pause im Festzug ist nicht geplant. Der Vorbeimarsch wird ununterbrochen erfolgen.« Pardon wird nicht gegeben. Und überhaupt hätte das Ganze Wilhelm dem Zweiten gefallen. Er hätte sich nie dagegen gesträubt!

*

Die österreichischen Nationalitäten vereinigen sich zu einer Huldigung und streiten deshalb um den Vorrang beim Huldigen.

*

Was man nicht durch einen Festzug lernt: Es gibt Huzulen in Österreich!

*

Warum gehen die Männer mit roten Gewändern und die Männer mit Dolchen im Bauch, die auf der Straße die Kinder schrecken, und die gramgebeugten Männer, die Ovationen darbringen, warum gehen sie

noch immer in Wien herum? Wir sind ja endlich davon überzeugt, daß sie mit uns einem und demselben Staatsverband angehören.

*

Wie? Ein einziger Einbruchsdiebstahl in ganz Wien, und an so einem Tag? Ist dies nicht auch ein Verfallszeichen? Nein, es war eine Demonstration der Standesehre. Hinter dem Rücken der Wiener Polizei, die auf der Ringstraße alle Hände voll zu tun hat, tut ein Einbrecher nichts.

*

Nachdem beschlossen war, die Festzugsstraße zu verlängern, las man: »Damit wäre nun allerdings jenen Forderungen, welche die ‚Neue Freie Presse‘ aufgestellt hat, in weitem Umfang entsprochen.« »Bekanntlich hat zuerst das ‚Deutsche Volksblatt‘ darauf hingewiesen ...« »Wir dürfen wohl darauf hinweisen, daß das ‚Extrablatt‘ zu allererst den Ruf erhoben hat: Platz fürs Volk!« u. s. w. Eine Einigkeit, wem das Verdienst gebührt, ist in solchen Fällen nicht zu erzielen. Aber auch die Beobachtung realer Tatsachen schwankt. Von dem Wagen, in dem eine Dame im Blumenkorso fuhr, las man zum Beispiel in den verschiedenen Blättern: »Ein Wagen aus der Zeit Louis XVI.«, »Ein Wagen aus der Zeit Louis XV.«, »Ein Wagen aus der Zeit Louis XIV.« Ein solche Reduktion wurde nur mehr bei den Tribünensitzen beobachtet. Schließlich bekam diese jeder beliebige Louis schlechtweg.

*

Das Exekutivkomitee hat insofern die Erwartungen enttäuscht, als es das österreichische Nationalitätenproblem tatsächlich nicht gelöst hat. Vor dem Komiteelokal demonstrierten die Dalmatiner, weil sie mit den Schlafplätzen unzufrieden waren, die Ruthenen, weil sie überhaupt keine Schlafplätze hatten, und die Kroaten wollten nicht mitspielen,

weil sie in der Festschrift durch eine Erinnerung an das Jahr 48 beleidigt wurden. Die Tschechen und die Italiener hatten von allem Anfang nicht mitgetan und hätten erforderlichen Falles darum gestritten, wer zuerst nicht mittun würde. Der Stiefvater der Völker Österreichs, Herr Klotzberg, unterwarf sich in Demut und versprach — in einem Deutsch, das den kroatischen Ansprüchen vollauf entgegenkam — eine Neuauflage der Festschrift; aber für das leibliche Wohl der Nationen hatte er nicht gesorgt. Die vierhundert Ruthenen sind in der Nacht vor dem großen Tag tatsächlich erfroren und verhungert. Daß sie dann dennoch im Festzug waren, ist nur ein Beweis der belebenden Wirkung des Patriotismus.

*

In den Tagen der Feste las man einen großen Lokalbericht, der diese Aufschriften trug: »Der Schauplatz des Unglücks«, »Die Rettungsaktion«, »Die Bergung der ersten Toten«, »Die Opfer«, »Die Leichenschau«, »Die Liste der Toten«, »Die Liste der Verletzten«, »Der Bericht an den Magistrat«, »Was die Geretteten erzählen«. Ein Bericht über den Festzug wars also nicht; bloß der über die Explosionskatastrophe in Ottakring. Aber zu dergleichen Lappalien hatte man in Wien jetzt keine Zeit. Auch unwichtige Details, die wirklich den Festzug betrafen, wurden übersehen. Zum Beispiel:

»Mehr als 400 Bauern aus Ostgalizien sind heute Mittags angekommen, aber das Komitee, das sie hieher bestellt hatte, gab ihnen nichts zu essen und wollte, daß sie im Prater auf dem nackten Erdboden schlafen. Sonntag abends kamen sie in Lemberg an, wo sie eine Probe hatten. Dienstag Nachmittags fuhren sie von dort weg in einem Bummelzug, in dem sie ihre Notdurft durch die Fenster verrichten mußten. Gestern nach 1 Uhr kamen sie in Wien an. Sie wurden in den Prater gebracht, wo sie hinter der Rennbahn in Zelten untergebracht werden sollten. Sie mußten bis nach 5 Uhr warten, ehe sie etwas zu essen bekamen. Was sie aber dann bekamen, war so, daß 70 Bauern das Essen überhaupt zurückwiesen, weil es ihnen, die wirklich nicht an

allzu gute Küche gewöhnt sind, zu schlecht war. Das Mittagmahl bestand aus einer dünnen Suppe, einem kleinen Stückchen harten Fleisches, einer Kartoffel und einem Stückchen Brot. Das Fleisch war zu hart, das Brot zu wenig. Auch diejenigen, die das Essen genommen hatten, klagten, daß sie hungrig geblieben seien. Noch skandalöser als das Essen war das Quartier. Etwa 20 Zelte waren errichtet und in jedem sollten 25 bis 30 Personen schlafen. Um 9 Uhr Abends war bloß in einigen Zelten ein Strohsack, in den meisten war gar nichts, nicht einmal Stroh, auf das sich die Festgäste hätten legen können, auch nicht Decken, mit denen sie sich gegen die Kälte schützen konnten. Man mutete ihnen allen Ernstes zu, in dieser kalten Nacht auf dem nackten Boden zu schlafen. Es ist kein Wunder, daß die Leute drohten, die Zelte zusammenzuschlagen.«

Aber am andern Morgen ging's hoch her.

*

Jubel ohne Ende. Dem Festzug folgte ein Nationalitätenfest in der Rotunde, bei dem die Komiteemitglieder vom Publikum beschimpft wurden, die Schlesier und Galizianer zwangsweise tanzten und die Triestiner die Irredentisten prügelten. Hier fanden sich endlich auch die lange gesuchten Taschendiebe ein, die beim Festzug gefehlt hatten, und die jetzt unter allgemeinem Beifall verhaftet wurden. Sie hatten den Zuschauern weniger abgenommen und mehr geboten als die Komiteemitglieder.

*

Was ist ein Nörgler? Der an allem etwas auszusetzen hat, sogar am Festzug. Und Leute, die im Prinzip für Festzüge sind und gerade an diesem etwas auszusetzen haben, sollte man wirklich des Landes verweisen oder gar zwingen, die Leitartikel der patriotischen Wiener Presse zu lesen. Aber es ist ungerecht, den einen Nörgler zu nennen, der grundsätzlich gegen Lärm, schlechte Luft und Festzüge ist und diesen da nicht schlechter findet als einen andern. Der der Meinung ist, daß ein Gemenge aus Kitsch und historischer Treue nicht den Aufwand

von Gschaftlhuberei lohnt. Und daß, wer einen Orden will, dazu keinen Festzug braucht. Und daß überhaupt ein Knopfloch leichter ausgefüllt ist als eine Tribüne.

Karl Kraus.



Lob der verkehrten Lebensweise *).

Ich hatte die traurigen Folgen einer normalen Lebensweise, mit der ich es eine zeitlang versuchte, nur zu bald an Leib und Geist zu spüren bekommen und beschloß, noch einmal, ehe es zu spät wäre, ein unvernünftiges Leben zu beginnen. Nun sehe ich die Welt wieder mit jenen umflorten Blicken, die einem nicht nur über die Wirklichkeit der irdischen Übel hinweghelfen, sondern welchen ich auch manch eine übertriebene Vorstellung von den möglichen Lebensfreuden verdanke. Das gesunde Prinzip einer verkehrten Lebensweise innerhalb einer verkehrten Weltordnung hat sich an mir in jedem Betracht bewährt. Auch ich brachte einmal das Kunststück zuwege, mit der Sonne aufzustehen und mit ihr schlafen zu gehen. Aber die unerträgliche Objektivität, mit der sie alle meine Mitbürger ohne Ansehen der Person bescheint, allen Mißwachs und alle Häßlichkeit, entspricht nicht jedermanns Naturell, und wer sich beizeiten vor der Gefahr retten kann, mit klaren Augen in den Tag dieser Erde zu sehen, der handelt klug, und er erlebt die Freude, darob von jenen gemieden zu werden, die er flieht. Denn als der Tag sich noch in Morgen und Abend teilte,

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

wars eine Lust, mit dem Hahnenschrei zu erwachen und mit dem Nachtwächterruf ins Bett zu gehen. Aber dann kam die andere Einteilung auf, es ward Morgenblatt und es ward Abendblatt, und die Welt lag auf der Lauer der Ereignisse. Wenn man eine Weile zugesehen hat, in wie beschämender Art sich diese vor der Neugierde erniedrigen, wie feige sich der Lauf der Welt den gesteigerten Bedürfnissen der Information anpaßt und wie schließlich Zeit und Raum Erkenntnisformen des journalistischen Subjekts werden, dann legt man sich aufs andere Ohr und schläft weiter. »Nehmt, müde Augen, eures Vorteils wahr, den Aufenthalt der Schmach nicht anzusehn.«

Darum schlafe ich in den Tag hinein. Und wenn ich erwache, breite ich die ganze papierene Schande der Menschheit vor mir aus, um zu wissen, was ich versäumt habe, und bin glücklich. Die Dummheit steht zeitlich auf, darum haben die Ereignisse die Gewohnheit, vormittags zu geschehen. Bis zum Abend kann immerhin noch Manches passieren, aber im allgemeinen fehlt dem Nachmittag die lärmende Betriebsamkeit, durch die sich der menschliche Fortschritt bis zur Stunde der Fütterung seines guten Rufs würdig zeigen will. Der richtige Müller erwacht erst, wenn die Mühle stillesteht, und wer mit den Menschen, deren Dasein ein Dabeisein ist, nichts gemein haben will, steht spät auf. Dann aber gehe ich über die Ringstraße und sehe, wie sie einen Festzug vorbereiten. Vier Wochen hallt der Lärm, wie eine Symphonie über das Thema vom Geld, das unter die Leute kommt. Die Menschheit rüstet zu einem Feiertag, die Zimmermeister schlagen Tribünen und die Preise auf, und wenn ich bedenke, daß ich all die Herrlichkeit nicht sehen werde, beginnen auch meine Pulse freudiger zu gehen. Führte ich noch die normale Lebensweise, so hätte ich wegen des Festzugs abreisen müssen; nun

kann ich dableiben und sehe trotzdem nichts. Ein alter König bei Shakespeare winkt ab: »Macht kein Geräusch, macht kein Geräusch; zieht den Vorhang zu! Wir wollen des Morgens zu Abend speisen«. Ein Narr, der die Verkehrtheit dieser Weltordnung bestätigt, setzt hinzu: »Und ich will am Mittag zu Bette gehn«. Wenn aber ich am Abend frühstücken werde, wird alles vorbei sein, und aus den Zeitungen erfahre ich bequem die Zahl der Sonnenstiche.

Alle wichtigeren Unglücksfälle geschehen am Vormittag. Ich kenne sie nur vom Hörensagen und bewahre mir dadurch, daß ich zu spät komme, den Glauben an die Vortrefflichkeit der menschlichen Einrichtungen. In den Abendblättern steht nicht nur was geschehen ist, sondern auch wer dabei war, so daß man sich in eine sichere Entfernung von einer Brandstätte gerückt fühlt und dennoch Gelegenheit hat, die Häupter seiner Lieben zu zählen, von denen kein einziges fehlt. Man mache sich die Verwandlung des Weltenraums in einen lokalen Teil zunutze, so gut man kann, man bediene sich eines Verfahrens, das unter dem Namen Zeitung eine Konserve der Zeit herstellt. Die Welt ist häßlicher geworden, seit sie sich täglich in einem Spiegel sieht, darum wollen wir mit dem Spiegelbild vorlieb nehmen, und auf die Betrachtung des Originals verzichten. Es ist erhebend, den Glauben an eine Wirklichkeit zu verlieren, die so aussieht, wie sie in den Zeitungen beschrieben wird. Wer den halben Tag verschläft, hat das halbe Leben gewonnen.

Alle besseren Dummheiten geschehen am Vormittag; der Bürger sollte erst erwachen, wenn die Amtsstunden zu Ende sind. Er trete nach Tisch ins Leben hinaus, wenn es frei von Politik ist. Daß auch die Attentate vormittags geschehen, wird er allerdings

nicht aus den Abendblättern erfahren können; denn sie werden zumeist auch von den Korrespondenten verschlafen. Es gibt eine Zeitung, die einen Vertreter nach dem andern nach Paris schickte, um die Attentate auf die Präsidenten rechtzeitig zu melden; und siehe da, ein Präsident nach dem andern kam ums Leben, und jedesmal war der Tod eines Präsidenten der Zwillingsbruder des Schlafs eines Korrespondenten. Als die deutschen Fürsten in unserer Stadt weilten, wußte ich nichts davon. Aber auch sonst hatte dieser Zwischenfall keine nachteiligen Folgen für mich, höchstens, daß es zum erstenmal geschah, daß ich zum Frühstück mein gewohntes Rindfleisch nicht bekam, also einer Neigung entsagen mußte, durch die ich bis dahin meine Zugehörigkeit zu der Stadt, in der ich lebe, demonstrativ bekundet hatte. Der Kellner entschuldigte sich und verwies mich zum Trost auf die Festigung des Dreibunds, der über lokale Interessen hinaus der Gewinn dieses Tages sei. Wenn ein Theologe sich dazu durchringt, nicht mehr an die unbefleckte Empfängnis zu glauben, so geschieht es am Vormittag, wenn ein Nuntius sich blamiert, so geschieht es am Vormittag, und es ist wahrlich immer noch besser, daß ein Sturm der Bauern auf eine Universität oder der Ruf »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!« uns den Schlaf des Vormittags stört als die Ruhe des Nachmittags. Nur einmal kam ich zufällig des Weges, wie ein Minister nach Tisch demissionierte. Aber wie unordentlich ist es auch damals zugegangen! Die Polizisten hieben um drei Uhr auf die Volksmenge ein, die »Abzug!« gerufen hatte, und sagten schon um viertel vier: »Geht's z'haus, Leuteln, der Badeni is auch schon gangen!« Wie steht es mit der Justiz? Sie ist nur am Vormittag blind, und geschieht ausnahmsweise einmal noch in vorgerückter Stunde ein Justizmord, so handelt es sich gewiß um einen besonders wich-

tigen Fall. Oder es kann in deutschen Landen vorkommen, daß in einer geschlechtlichen Affäre die Wahrheit auf dem Marsche ist, und zwar seit fünfundzwanzig Jahren, und dann muß sie wohl den Nachmittag zu Hilfe nehmen. Um einem solchen Ereignis seine Aufmerksamkeit zu versagen, nützt es auch nichts, sich ins Schlafzimmer zurückzuziehen, da sich bekanntlich gegenüber dem Wahrheitsdrang gerade das Schlafzimmer als der am wenigsten sichere Ort erwiesen hat. Gehört es aber sonst immerhin zu den Annehmlichkeiten des Lebens, die Aktionen der staatlichen Verwaltung zu verschlafen, so muß ich leider zugeben, daß ich auf einem Gebiete mit meiner Praxis überhaupt kein Glück habe, und zwar im Reich der schönen Künste. Denn man hat zum Beispiel festgestellt, daß die meisten Theaterdurchfälle gerade abends geschehen. Dafür ist bei der Nacht auf allen Gebieten öffentlicher Betätigung Ruhe. Nichts regt sich. Es gibt nichts Neues. Nur die Kehrichtwalze zieht wie das Symbol einer verkehrten Weltordnung durch die Straßen, damit der Staub verbreitet werde, den der Tag zurückgelassen hat, und wenn's regnet, so geht auch der Spritzwagen hinterher. Sonst ist Ruhe. Die Dummheit schläft, da gehe ich an die Arbeit. Von fern klingt es wie das Geräusch von Druckpressen: die Dummheit schnarcht. Und ich beschleiche sie und ziehe aus der meuchlerischen Absicht noch Genuß. Wenn am östlichen Horizont der Kultur das erste Morgenblatt erscheint, gehe ich schlafen . . . Das sind so die Vorteile der verkehrten Lebensweise.

Karl Kraus.



Seine Antwort.

Herr K. hat mich, seit ich ihn als einen Mitarbeiter der ‚Wage‘ kennen lernte, mit überschwänglicher Liebe, Bewunderung, Anbetung verfolgt, das hat mich gerührt und ich habe den talentvollen jungen Menschen, weil ich ihn für sauber hielt, leider nicht weggestoßen. Wenn ich nach Wien kam, holte er mich vom Bahnhof ab, und ließ mich nicht loß, bis ich wieder im Zuge saß. Da er von fast allen, die mir in Wien bekannt und interessant sind, verachtet wurde und wird, verzichtete ich, aus Mitleid mit dem armen Teufel, auf das Vergnügen, diese Menschen zu sehen. Wenn er nach Berlin kam, war er bei mir wie Kind im Hause, saß, ohne Rücksicht auf meine knappe Zeit, stundenlang, halbe Tage lang bei mir. Ungefähr jede Gefälligkeit, die man erweisen kann, habe ich ihm erwiesen. So habe ich ihm fürs erste oder fürs zweite Heft seiner ‚Fackel‘ (deren ganzen Plan, innere und äußere Gestaltung ich auf sein Bitten mit ihm durchsprach) einen Artikel geschrieben, nicht nur umsonst, sondern auch in dem sicheren Vorgefühl, welchen Haß ich mir dadurch in Wien zuziehen würde. Das geschah auch noch, ich war verfemt und die ‚N. F. P.‘ lehnte einen Aufsatz Björnsons über mich ab. Für seinen Prozeß mit Bahr habe ich, trotzdem ich Bahr sehr schätze und immer für einen unbestechlichen Menschen hielt, ihm ein Gutachten geschrieben. U. s. w. Seine Bilder, Briefe, Karten strotzen von »Be-

Ich bin ein alter Leser der ‚Zukunft‘. Ein alter und treuloser Leser. Mein Vorurteil gegen Herrn Maximilian Harden ist gewiß unter allen Antipathien, die er sich seit der Gründung seiner Zeitschrift erworben hat, die beachtenswerteste, weil er mir persönlich so gar keinen Grund zu ihr gegeben hat. Das belastet in Wien, der Stadt der Verbindungen und Beziehungen, die sich die Niederlassung des Herrn Harden redlich verdient hätte, mein Schuldkonto. In der Reihe verlorener Freundschaften, die dem Lebensweg des Herrn Maximilian Harden unberechtigter Weise das ehrenvolle Dunkel der Einsamkeit verliehen haben, bedeutet mein schroffer Abfall die bitterste Enttäuschung. Bei allen anderen Verlusten konnte er die literarische Verfeindung auf die persönliche reduzieren. Meine Untreue nahm den anderen Weg. Ich habe Herrn Maximilian Harden aus blauem Himmel angegriffen. Welch' tief unbegründete Abkehr! Wie bereute ich es, daß sie notwendig war, wie schämte sich mein Verrat des früheren Glaubens! Ich erkannte damals, daß der Altersunterschied zwischen uns sich umsomehr verengte, als ich mir erlaubte, die Kriegsjahre des Herrn Harden nur einfach zu zählen. Der Fünfundzwanzigjährige hatte neben dem Fünfunddreißigjährigen den Nachteil, aber zehn Jahre später den Vorteil der Jugend. Zuerst konnte er nicht sehen, und dann sah er einen Blinden. Die Jugend sollte sich nur von abschreckenden Bei-

wunderung« und Liebe. Er nennt mich nach einem Wiener Aufenthalt den Unvergeßlichen usw. Daß mir seine Tätigkeit mehr und mehr mißfiel, mußte er merken. Seine ewige Bitte: Ihn und seine ‚Fackel' in der ‚Zukunft' zu erwähnen, konnte ich nicht erfüllen, zweimal mußte ich ihm Artikel ablehnen. Daß ich sein Vorgehen gegen Bahr, seine Campagne für die . . . . . . widrig fand, verhehle ich nicht. Zu einer Kritik erdreistete er sich zum ersten Male, als ich über die . . . . . die das Berliner Bühnenleben mit ihrer Geldmacht vergiftet hatte, einige unfreundliche Worte schrieb. (Er hatte gemeinen Privatklatsch über die . . . breitgetreten, war seit seinem grotesken Roman mit der . . . . aber empfindlich in diesem Punkt geworden.) Ich antwortete schroff und ließ ihn bei seiner nächsten Anwesenheit nicht mehr zu mir kommen. Seitdem schimpft er . . . Ich bin der Selbe geblieben, der ich in der Zeit seiner Verhimmelung war, habe nur gearbeitet. Sein Blatt habe ich seit zwei Jahren nicht mehr geöffnet, er schickt es mir und es bleibt in dem Umschlag liegen. Ekelhaft war mir's längst, bevor er mich angriff. Jetzt steht er mit ‚N. F. P.' und ‚N. W. T.' in Reihe und Glied gegen mich. Habeat.

Maximilian Harden

(7. Juni 1908).

spielen erziehen lassen und sich die Vorbilder für die Zeit der Reife aufheben. Was ihr im weiten Umkreis deutscher Kultur sich bietet, ist ein so sicherer und tief fundierter Schwindel, daß selbst die Originale Surrogate sind. Nur die Phantasie wird mit ihnen fertig, zieht sie dem Leben vor. Wie sah der große Einzelkämpfer aus, dessen Meinung gegen jenen Strom schwamm, zu dem sich alle journalistischen Schlammgewässer vereinigen? Er sah aus, wie ich mir ihn schuf, und Herr Maximilian Harden lieferte für meine Erfindung die Gebärde. Ich sah seine Blitze zucken, und hörte seine Donner krachen; denn in mir war Elektrizität. Ich war ein Theatermeister, den das Gewitter, das er erzeugt, erzittern macht. Welchen Respekt hatte ich vor Herrn Maximilian Harden, weil seine Leere meinem Ergänzungstrieb entgegenkam. Solches Entgegenkommen wird zum Erlebnis, bleibt aber nur so lange das Verdienst des Andern, als man für die Werte, die man zu vergeben hat, nicht in sich selbst einen besseren Platz findet. Dann wohnt in den öden Fensterhöhlen das Grauen.

Karl Kraus

(31. Oktober 1907).

Seit längerer Zeit werden in den Kreisen, die sich für literarische Personalien interessieren, Wetten abgeschlossen: Wird er antworten oder wird er nicht? Ich entmutigte die Hoffenden. Er wird nicht, sagte ich allen, die mich fragten und die mit Recht an-

nahmen, daß ich über die Hemmungen des Herrn Maximilian Harden besser informiert bin als er über die Triebe des Grafen Moltke. Er wird nicht. Denn er ist vornehm. Er hält's auch hierin mit der Religion der ‚Neuen Freien Presse', welche die Abtrünnigen mit dem dumpf grollenden Fluch dreimal spaltet: Nicht genannt soll er sein! Und er ist noch viel vornehmer. Denn wer die Betten der Fürstlichkeiten zu lüften gewohnt ist und grundsätzlich nur die Kübel der feinsten Herrschaften hinausträgt, wird nicht zu Leuten hinabsteigen, die weder für die literarischen Aufgaben eines Domestiken Verständnis noch Achtung vor dem Journalisten haben, der seinen Beruf so wenig verfehlt hat. Jeden Morgen beim Aufräumen des Schlafzimmers der Frau Gräfin den Lassalle zitieren, aussprechen, »was ist«, und der Nachbarschaft erzählen, daß der Herr Graf sich wieder einmal gänzlich abgeneigt gezeigt hat, mein Gott im Himmel, wer eine solche Leistung gering schätzt, versteht wirklich nichts von den Angelegenheiten der großen Welt. Wer es ferner nicht begreift, daß ein Nachkomme der Jesaias und Hutten das Recht haben muß, dem Richter, der ihm pariert, »eines Holbein Haltung und Haupt« nachzurühmen, und dem Richter, der ihn verurteilt, die Zuckerkrankheit vorzuwerfen, dem ist nicht zu helfen. Ich, in meiner publizistischen Weltabgeschiedenheit, sage: In die Lücke des deutschen Gesetzes, das dem privatesten Leben des Staatsbürgers den Schutz versagt hat, trete man ihn, daß er darin ersticke, den Kerl, der uns jetzt, nach monatelanger Qual, noch von der »schlimmen Krankheit« erzählt, die jener Graf »in die Ehe mitbrachte«. Indem ich aber so spreche, beweise ich nur, daß ich ein armer Teufel bin, dessen enger Horizont die großen Aufgaben der Politik nicht zu fassen vermag. Es wäre müßig, sich mit mir in eine Polemik einzulassen. Ich spüre ja doch nur den Gestank, den

einer über das Vaterland verbreitet, und merke nicht, daß es fürs Vaterland stinkt. Ich entsetze mich über die kulturelle Scheußlichkeit, nein, über die geistige Minderwertigkeit einer Wahrheitsforschung, die mit Enthüllergebärden die deutsche Moraljustiz antreibt, in zwei Wochen nachzuholen, was sie in fünfundzwanzig Jahren versäumt hat, und die es endlich dahin bringt, daß ein Henkerparagraph verschärft und ein friedlicher Gebirgssee von Untersuchungsrichtern ausgemessen wird. Ich gedenke eines der markantesten Worte Maximilian Hardens: Lieber ein Schweinehund sein als ein Dummkopf! und beklage es tief, daß ihm die Entwicklung der politischen Dinge die Wahl schwerer gemacht hat, als er sich ursprünglich vorgestellt hatte. Denn wer der Freiheit des Geschlechtslebens eine Schlinge legt und sich in ihr verfängt, der ist wahrlich zu bedauern, er überschlägt sich, weiß nicht mehr aus noch ein, und schreibt schließlich Artikel, die zwar von weitem nach erpresserischer Gesinnung riechen, aber in der Nähe sich bloß als die Hilferufe eines ungeschickten Angebers erweisen, den die Konsequenz einer einmal begangenen Lumperei um den Verstand gebracht hat. Er glaubt noch ein Denunziant zu sein, und er ist schon längst der geistige Bundesgenosse des Herrn Riedel, und mitleidig wiederholt der Leser die Frage: Was gieng's dich an, Tropf, damischer! Er sehnt sich nach den alten Zeiten, da ihm eine anonyme Schmähkarte an die Redaktion des ‚Vorwärts' nachgewiesen wurde, durch die er Otto Erich Hartleben aus seinem Kritikeramte drängen wollte, und da er durch das Wort vom Schweinehund die peinliche Situation zur allgemeinen Zufriedenheit klärte. Jetzt zieht er aus Verzweiflung gegen die Schweinehunde vom Leder, weist ihnen täglich irgend eine körperliche Beziehung zu den Fischerknechten nach, doch, ach, längst ist ihm selbst die geistige Mutualität mit dieser

Sorte nachgewiesen. Er muß so tun, als ob er eine innere Befriedigung spürte, so oft ein bayrischer Hiesl unter dem auf ihn einstürmenden Bernstein endlich zugibt, der Fürst habe ihn »die Gaudi, die Lumperei« gelehrt. Und will es das Unglück, daß der Abreißkalender gerade Huttens Geburtstag anzeigt, so ersteht dem deutschen Volk aus diesem Chaos von Wahrhaftigkeit und Ekelhaftigkeit der Anblick einer Bruderschaft, bei der man nicht mehr weiß, ob Bismarck oder dem Riedel die Einigung Deutschlands zu danken und ob unter dem »aufrechten Milchmann« nicht vielleicht doch Lassalle zu verstehen ist.

Er kann nicht mehr zurück. Sein Tagwerk beginnt mit einer gefährlichen Drohung und endet mit einer Enthüllung. Kein deutscher Mann, der sich heute als Ehegatte schlafen legt, kann wissen, ob er nicht morgen als »Kinäde« aufsteht, bei der Nacht kommt alles an den Tag, und auf die Gefahr hin, offene Hosentüren einzurennen, verkündet der Retter des Vaterlandes: »Pardon, ihr Tüchtigen, wird nicht mehr gegeben!« Mindestens soll mit allen abgerechnet werden, die sich der Wahrheit auf ihrem Marsche aus München nach Berlin entgegengestellt haben. Ob unter den Bedrohten auch ich gemeint sei — denn auch »die im schwarzen Schreiberrock« sind in Aussicht genommen —, darum geht seit langem in literarischen Kreisen die Wette. Er wird nicht! sagte ich. Zwar habe ich Schlimmeres getan als die Mitglieder jenes Grüppchens von Berliner »Preßpäderasten«, auf das der Normenwächter nicht ohne tiefere Absicht hinweist. Sie begnügten sich, zu sagen, daß es verfehlt sei, die vermeintliche Gefahr eines politischen Einflusses durch Anspielungen auf die genitalen Irrtümer einiger alten Herren bannen zu wollen. Ich habe diese Taktik als eine politische Tat gelten lassen, und dann erst gezeigt, wie sie der Menschheit ins Gesicht schlägt.

Ich sagte: Der Kerl ist vielleicht wirklich ein Patriot, ein Kulturmensch ist er gewiß nicht. Und ich habe noch Schlimmeres gewagt. An einem Stil, der hier wirklich den Mann bedeutet, die große Unbedeutung dieses literarischen Charakters nachgewiesen. Das war eine Enthüllung, die sich vor die Enthüllungen des Herrn Maximilian Harden stellt; von der er spürt, daß sie ihm die gedankenlose Anerkennung seiner Zeitgenossen gestört hat, und von der ich weiß, daß sie seinen Ruhm unsterblich machen wird. Anstatt mir nun dankbar zu sein, weil seine literarische Eigenart wenigstens in meiner Kommentierung auf die Nachwelt kommen wird, hegt er unauslöschlichen Groll gegen mich und sagt jedem, der es hören will, ich sei treulosen Gemütes, rachsüchtig und handle bloß aus verletzter Eitelkeit. Seitdem ich mit besorgter Miene die Schrecken der Elephantiasis an seinen Satzgliedern nachgewiesen habe, hat sich sein Leiden nicht gebessert. Wie sollte man glauben, daß er in diesem Zustand sich erheben und mir antworten könnte, er leide nicht? Ich habe in meiner Sünden Maienblüte bei ihm zu Mittag gegessen, ich war »wie Kind im Hause«, und jetzt greife ich ihn an. Beides ist sozusagen erweislich wahr, die Tat wie die Reue. Aber was sind alle Leiden eines kranken Rippenfells gegen den Alpdruck einer hochgestiegenen literarischen Jugend, die man einst bewirtet hat und die einem jetzt in die Suppe spuckt? In solchem Zustand rafft man sich zu keiner Polemik auf. Er wird nicht! Mit jedem Satz, den er gegen mich schriebe, würde er meine Feindseligkeit gegen seinen Stil rechtfertigen. Er, der immer gelitten hat, keinen seiner Briefe je ohne das Postskriptum ließ, daß er unsäglich leide, die Fatierung eines Einkommens von 52.000 Mark nie ohne vollständige Gebrochenheit vollzogen hat, in der Festung Weichselmünde mehr als Dreyfus litt und in Danzig sogar

Champagner trinken mußte, um die Leiden der Festung ertragen zu können, er leidet jetzt mehr denn je. Seinen Körper hat Herr Schweninger behandelt, sein Geist leidet unter meiner Massage. Wie sollte sich der Unglückliche zu einer Abwehr aufraffen, der kürzlich einen Leitartikel mit diesem Satz begann: »Vor hundertzwanzig Jahren, als der dicke, pomphaft tronende, aus unkriegerischem Festlärm gern in seichte Salonmystik schweifende Sohn August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im holländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde eine Druckschrift bekannt, die, unter dem Titel ‚Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe', schon fünfzig Jahre vorher entstanden war«. Wer so schreibt, sollte mir antworten können? Er wird nicht. Er weiß, daß ich ihn für ein literarisches Deutschland, das die Größe des Sprechers nicht nach der Länge seiner Stelzen beurteilt, erledigt habe. Er hat auch meinen Nachruf gehört und ahnt, er könnte, wenn er nur im geringsten Miene macht, sich für scheintot auszugeben, eine Schändung seines literarischen Grabes erleben, die das Maß meiner gewohnten Pietätlosigkeit weit übersteigt. Er wird sanft ruhen und sich nicht mit mir in einen Wortwechsel einlassen. Tut er aber doch so, als ob er lebte, so reicht in der Besinnungslosigkeit des Schlachtens, das er sich in Deutschland erlauben darf, seine Klugheit auch heute noch so weit, die Grenzen seiner polemischen Möglichkeit richtig abzuschätzen. Nach siechen Fürsten, die ihre Feder höchstens in einem gefühlvollen Briefwechsel versucht haben und heute in der Charité liegen, langt sein publizistischer Mut. Mich kennt er. Er hat noch vor einem Jahre vor Frank Wedekind, der sich später nach Kräften um eine Versöhnung unvereinbarer Gegensätze bemühte, seine höchste Achtung meines literarischen Wesens bekundet. Die Versöh-

nung mußte leider an der Ungleichheit der gegenseitigen Schätzung scheitern. Wer aber fühlte so tief wie er die Lächerlichkeit des Versuchs, mich zu einer persönlichen Polemik herauszufordern? Nein, aus dem erhofften Hahnenkampf kann infolge Unpäßlichkeit des einen Hahns nichts werden. Er wird krähen, wenn er auf den Mist seiner Affären steigt. Er wird möglicherweise auch vom »feindlichen Federvölkchen« sprechen und selig im Stolz einer Unfähigkeit sein, die zu Diminutiven ihre Zuflucht nimmt. Er wird von einem Bürschchen sprechen, das einst aus seinem Schüsselchen gegessen hat. Vielleicht in einem Wiener Montagsblättchen, wenn zufällig einer auf die gute Idee kommt, ihn zu fragen, was er gern sagt. Beileibe nicht in der ‚Zukunft'. Das könnte die Aufmerksamkeit erregen und Moritz und Rina zur Bestellung der ‚Fackel' verleiten.

Und so geschah es. Immerhin ist es die Antwort des Herrn Harden auf meine Angriffe, wenn sie auch bloß die Antwort auf die Frage eines Redakteurs ist. Er macht seinen Feinden mit Vorliebe außerhalb Preußens den Prozeß. Nur unterscheidet sich mein Fall von dem des Fürsten Eulenburg dadurch, daß ich der Gerichtsverhandlung beiwohnen und dem Zeugen Harden sofort auf die Finger schlagen kann, wenn er sie zum Schwur wider mich erhebt. Für einen Augenblick wird das Niveau meines Hasses gedrückt. Mein Kampf gegen die Verpestung Deutschlands, meine Enthüllung des Mißverhältnisses zwischen einer literarischen Winzigkeit und ihrem Geräusch, mein ganzes öffentliches Bemühen soll zu einer Privataffäre erniedrigt werden, zu einem Ringkampf mit Herrn Harden, den jeder unbefangene Zuschauer für einen Akt der Feigheit halten könnte. Ich muß aus Humanität darauf verzichten, einen mit hundert Kilo Bildung beladenen, auf Stelzen daherkommenden Ritter mit dem Rapier anzugehen. Um es ihm leichter

zu machen, soll ich ihm auf das mir fremde Gebiet der Tatsächlichkeit folgen. Ich bin dazu zu haben, aber man wird mir den Widerwillen glauben müssen, erweisliche Unwahrheiten, die ich längst verdaut habe, zu korrigieren. Immerhin mußte ich darauf gefaßt sein, daß er mir ein paar Zitate an den Kopf wirft, wenn nicht aus den Korintherbriefen, so doch wenigstens aus meinen eigenen. Denn eine ausgesprochene Fähigkeit hat er: er hebt Briefe auf. Ich vernichte sie bloß nicht, mache aber von ihnen kein Aufhebens. Herr Harden wird nachweisen, daß ich ihn einst bewundert habe. Es nützt nichts, daß ich es nicht leugne, nie geleugnet habe und ihm feierlich verspreche, daß ich es nie leugnen werde. Für alle Fälle ist es gut, daß ich die Beweise der gegenseitigen Zuneigung nicht vernichtet habe, und daß ich die Ausdauer besitze, aus dem Chaos meines Archivs zu holen, was ich brauche. Ich gebe zu, daß ich im Kampf der Dokumente den kürzeren ziehen muß und daß meine Zuneigung zu Herrn Harden kompromittierender ist als die seine zu mir. Aber anderseits muß ich doch wieder betonen, daß sein Urteil, das er als reifer Mann über mich gefällt hat, rechtsverbindlicher ist als das Vorurteil eines schwärmerischen Neulings, und es besteht für Herrn Harden immerhin die Gefahr, daß die literarische Forschung von ihm das Lob meines Schaffens beziehen könnte, während sie sicherlich meine Begeisterung für seine Werke als die Meinung eines unreifen Jungen verwerfen wird. Der künstlerische Vorzug, den er vor mir voraus hat: daß er seine Briefschaften besser ordnet und registriert und jedem Gegner durch einen Handgriff beweisen kann, daß man ihm vor zehn Jahren mit »vorzüglicher Hochachtung« geschrieben hat, wird ihm dabei nicht das geringste nützen. Ich erspare ihm auch noch den Handgriff, da ich sogar nie ein Hehl daraus gemacht habe, daß die Hoch-

achtung meiner Briefe mehr als eine Formalität war. Aber ich leide unter der Zudringlichkeit eines Menschen, der nach Jahren auf der alten Bewunderung besteht, die ich ihm nach reiflicher Überlegung entzogen habe. Nicht genug, daß Herr Harden in Bekanntenkreisen über die Veränderung, die mit mir vorgegangen ist — daß sie in mir vorgegangen ist, hält seinesgleichen für ausgeschlossen —, sich bitter beklagt oder wie er sagen würde, »stöhnt«; daß er seinen Besuchern die »persönlichen Motive« auftischt, die er meinen Angriffen zugrundelügen läßt, so flüchtet er jetzt mit seinen Beschwerden noch in die Öffentlichkeit. Ich will ihm entgegenkommen und die Publizität seiner Anklage vergrößern. Schon um die Erfahrung zu verdichten, daß ein Denunziant und Moralphilister sich in keiner Lebenslage verleugnet. Die Antwort des Herrn Harden liegt vor, und siehe, sie ist ganz im Geschmack der Aktionen, denen meine Angriffe gegolten haben. Während ich an meinem Schreibtisch saß, ist Herr Harden unter mein Bett gekrochen. Ich will ihn von der Stelle jagen. Wenn er unfähig ist, meinem öffentlichen Wirken Wunden zu schlagen, so wird er sichs künftig überlegen, Wunden meines privaten Fühlens aufzureißen. Aber wahrlich, man braucht nicht bis zu der Stelle zu gelangen, wo ich sterblich bin und er tückisch wird, um eine Nase voll von diesem Charakter mitzunehmen und von diesem Geiste.

Ich möchte auf die Verstandesarmut zunächst auch hier größeren Wert legen als auf die Lumperei. Jene hilft sich, so gut sie kann. Sie sagt, daß ich, Karl Kraus, einen Brudermord begangen habe. An einem Bruder, den ich einst liebte. Da ich nun weder die Liebe noch den Mord leugne und jene sogar bereue, so sagt sie, der Mord habe ein »persönliches Motiv«: Mein Bruder hat mir einmal einen Apfel, den ich haben wollte, nicht geschenkt. Ich habe also aus Rachsucht gehandelt. Ich empfinde es nun

als eine Zumutung von unbeschreiblicher Ledernheit, die Legende, die der ermordete Bruder in die Welt setzt, zu entkräften und dokumentarisch zu beweisen, daß ich den Apfel bekommen habe. Ich könnte getrost zugeben, daß ich ihn nicht bekommen habe, und die Geistesschwäche dieses Motivs für einen Brudermord zur Diskussion stellen. Aber nicht einmal solcher Mühe müßte ich mich unterziehen. Denn der Gegner selbst scheint den Apfel für faul zu halten und läßt durchblicken, daß viel mehr noch als meine Rachsucht meine Undankbarkeit zu beklagen sei. Ich habe also den Apfel eigentlich doch bekommen. Da er mir verweigert wurde, beging ich einen Mord, und wiewohl er mir gegeben wurde, war ich so undankbar, einen Mord zu begehen. Nun scheint es freilich notwendig, sich endlich für den Undank oder für die Rache zu entscheiden. Beides zusammen dürfte nicht angängig sein. Beide Argumentationen, jede für sich und ihre Verbindung, sind leichtfertiger auf die Dummheit des Lesers basiert, als es erlaubt sein sollte. Aber es glückt trotzdem. Denn wenn ich einen des Taschendiebstahls beschuldigen will und vor versammeltem Volke den Verdacht damit begründe, daß der Mann schielt, so wird vielen die Nachweisbarkeit des Körperfehlers so sehr imponieren, daß sie auch den Diebstahl glauben werden. Ich habe nach einem Apfel vergebens gehascht, das ist meinetwegen erweislich wahr, und jeder ruft: Aha! Jetzt verstehen wir! Aber es gehört schon eine Vereinigung besonderer Charakterschäbigkeit und raffinierten Schwachsinns dazu, das Bild der Situation so darzustellen: Ich, H., habe dem K. Unfreundlichkeiten erwiesen, darum greift er mich an, also aus rein persönlichen Gründen; und dies, wiewohl ich ihm Freundlichkeiten erwiesen habe: ich hätte erwarten können, daß er mich aus persönlichen Gründen schonen würde . . .

Ich könnte mich nun damit begnügen, zu sagen: Aus Dankbarkeit zum Lügner werden, hielte ich für tadelnswerter, als aus Rachsucht die Wahrheit zu sagen. Aber ich werde mich zum Beweise herablassen, daß ich sie aus Undankbarkeit gesagt habe. »Hätt' Wahrheit ich geschwiegen« oder gesprochen, in jedem Fall geschah es aus rein persönlichen Gründen. Anders verstehts der gesunde Menschenverstand nicht und sein publizistischer Diener mutet ihm nichts zu, was er nicht versteht. Daß es anders gewesen sein könnte, ist unmöglich. Ich gebe die Liebe zu und den Mord. Ich gebe auch zu, daß Herr Maximilian Harden »der Selbe geblieben ist« — meinetwegen sogar in dieser Schreibart —, derselbe, der er in der Zeit meiner Verhimmelung war. Daß ich ein anderer geworden sein könnte, daß ich das Recht hatte, zwischen zwanzig und dreißig ein anderer zu werden, das wird im Reiche der erweislichen Wahrheit nicht anerkannt. Sie muß sich, um zu ihrem Ziel zu kommen, mit erweislichen Lügen behelfen. Meine innere Entwicklung, die heute — wenn's niemand hört und sieht — meine Todfeinde in Staunen setzt, wird nach wie vor offiziell auf die Verweigerung eines Apfels zurückgeführt. Er wurde mir zuerst bekanntlich von der ‚Neuen Freien Presse' verweigert und dann von Herrn Harden. Seitdem schimpfe ich ... Aus Juvenal zitieren sie nicht: »Facit indignatio versum« oder »Difficile est satiram non scribere«, um mein Verhältnis zu ihnen dem Publikum klarzumachen, sondern immer nur: »Hinc illae lacrimae!«. Habeant. Aber ich muß leider darauf eingehen. Ich muß die Legende der Rachsucht zerstören, damit die Undankbarkeit übrig bleibe. Ich muß immer wieder die Engagementsanträge, die mir die ‚Neue Freie Presse' gemacht, und die Gefälligkeiten, die mir Herr Harden erwiesen hat, ankreiden, damit auf die dümmste Erklärung für meinen Haß, die

der Intelligenz verständlichste, endlich verzichtet werde. Herrn Harden beruhige ich mit der Versicherung, daß ich jetzt auch beim Anblick jener publizistischen Leistungen, durch die er damals mein Entzücken erregt hat, denselben Brechreiz verspüre, den mir seine heutigen Artikel verursachen. Ich hatte viel nachzuholen. Aber es ging, und auch für jene Lektüre, die ich damals beschwerdelos vertrug, habe ich nachträglich das Gefühl, als ob mir eine Stelze dieses kühnen Turners in den Rachen gesteckt würde. Wenn ich den Artikel, mit dem er die ‚Zukunft‘ eröffnet hat: »Vom Bel zu Babel« mit meinem Eröffnungsartikel »Die Vertreibung aus dem Paradies« — den ich heute Satz für Satz umbauen müßte —, vergleiche, so verstehe ich nicht, wie ich je an Herrn Maximilan Harden etwas anderes als die Fähigkeit bewundern konnte, Temperamentsmangel zu dekorieren, oder höchstens die, beim Schwingen von Riesengewichten aus Papiermaché wirklich zu schwitzen. Herr Harden ist derselbe geblieben. Ich Gottseidank nicht. Aber auch ich »habe gearbeitet«, mehr als Herr Harden. Besser als Herr Harden. Und ich reinige jetzt meine Arbeit vom Schutt des Tages, und entdecke, daß der Schutt mehr künstlerischen Gehalt hat als seine Edelsteine. Ich fühle meinen Verrat vor dem Forum der psychologischen Kritik gerechtfertigt als eine tiefere Treue gegen mich selbst, und die Literaturgeschichte wird sagen, er sei eine Rehabilitierung für meine Liebe. Nicht nach »persönlichen« Motiven werden meine Richter forschen; nichts anderes werden sie sich zu fragen haben, als die Frage, ob die »Persönlichkeit« reich genug war, um sich, wenn auch im Alter der geistigen Entwicklung, so ausgreifende Schwankungen des Urteils zu erlauben. Der Tatbestand reicht über Herrn Harden weit hinaus. Ich denunziere mich. Zwei Dritteile des literarischen Gehaltes meiner Arbeit werfe ich frei-

willig hin, ein Dritteil der Meinung. Damit mir meine Gegner nicht immer nur Widersprüche, sondern einmal auch eine Entwicklung nachweisen. Ich darf mich verleugnen, und mit mir selbst vieles, was andere zur ‚Fackel' beigetragen haben, die heute in meine Lebensanschauung passen wie Wagner in Faust's Entzückung. Den ganzen Plan der ‚Fackel', innere und äußere Gestaltung, hat Herr Harden mit mir durchgesprochen; trotzdem wurde ich ihm untreu. Aber bin ich dem Plan der ‚Fackel', ihrer innern und äußern Gestaltung, treu geblieben? Ich bereue keine meiner Taten; ich verlange nur, daß sie im Zusammenhang beurteilt werden. Ich bereue selbst meine Sympathie für Herrn Maximilian Harden nicht. Aber ich mache ihm den Vorwurf der Undankbarkeit. Denn er hat mich schmählich getäuscht. Er hat untreu an mir gehandelt, denn er hat mir eine Begeisterung zerstört. Ich mußte damals, als sich mein Temperament nur in den schmalen Grenzen sozialer Ethik echauffieren konnte und im Kampf gegen die Korruption die Lebensanschauung eines idealen Staatsbürgertums bejahte, in einem Manne, der um ein paar Jahre früher in der Presse ein Übel erkannt hatte, eine Ausnahmserscheinung sehen. Die Priorität mußte auch dem imponieren, der schon damals die Intensität des Kampfes voraus hatte, wie er jene Erkenntnis der intellektuellen Korruption voraus hatte, die im Journalismus — weit über die volkswirtschaftliche und politische Gefährlichkeit — den Todfeind der Kultur sieht. Die glückliche Zufallsstellung, in die Herr Harden gegen die öffentliche Meinung Deutschlands geraten war, mußte an eine junge Phantasie das Bild eines Kämpfers heranbringen und sie etwa auch zum Widerstand gegen eine Raison reizen, die ihr damals gesagt hätte, daß Herkules sichs am Scheideweg lange überlegt hat und Luther auch anders gekonnt hätte. Die Zeit zur

Enttäuschung war noch nicht gekommen; ich hätte jedem die Gurgel durchgebissen, der mir damals über meinen Harden ausgesprochen hätte, »was ist«. Daß er etwa ein Philister ist, der es glaubt, oder ein Kujon, der es den Leuten einredet: daß einer um einen Apfel bereit war, eine Liebe zu verraten; oder ein Antikorruptionist, der es in Ordnung findet: daß einer für ein Mittagessen in der Villa Harden eine eroberte Erkenntnis preisgibt. Was will denn das Pack von mir? Glaubt es wirklich, daß die Gluten meines Hasses aus »Motiven« stammen? Dann wäre meine Entzündbarkeit ein Wert für sich oder meine Tätigkeit ein mechanisches Kuriosum. Wie, dieser ausgepichte Meinungswechsler, der im Alter von vierzig je nach Bedarf die Homosexualität entschuldigt und bekämpft, den Meineid rechtfertigt und verfolgt, Kolonialminister in den Himmel hebt und sie beschimpft, weil sie öffentlich von ihm abrücken, der, gerade der wagt es, mir eine Entwicklung, die sich aus Gefühltem zu Gedachtem hindurchgeschmerzt hat und die in ein inneres Leben führt, von dem sich freilich die Zettelkastenweisheit nichts träumen läßt, als die Rache eines refusierten Besuches auszulegen? Welch ein großzügiger Dummkopf!

Aber indem er meine Rachsucht zu stark betont, unterschätzt er wahrlich meine Undankbarkeit. Ja, er hat mir für das zweite Heft der ‚Fackel' einen Artikel geschrieben, und nicht nur umsonst, sondern auch vergebens. Umsonst: wie hätte ich ihm ein Honorar anzubieten gewagt, da es sich um eine lobende Einführung der ‚Fackel' handelte? Ich wußte nicht, daß er auf Bezahlung hoffte, als er meinen Witz und meine Kraft pries, und ich stelle das Honorar nachträglich — mit den in neun Jahren aufgelaufenen Zinsen — zu seiner Verfügung. Vergebens: Er hat sich in diesem offenen Briefe der Wiener Journalistik in einer Art angebiedert, die schielend zwischen mir und jener zu

vermitteln hoffte. Genützt hat's ihm nichts, denn die Verbindung mit mir hat zu der von ihm tief beklagten Verstimmung der ‚Neuen Freien Presse' geführt. Aber auch bei mir hat es ihm nichts genützt; denn ich bin ihm schon damals — in jenem zweiten Heft — verehrungsvoll über den Mund gefahren. Er lügt aber, wenn er behauptet, daß ich ihm dauernd bei der ‚Neuen Freien Presse' geschadet habe. Er lügt, wenn er behauptet, daß ich ihn in Wien durch meine Gesellschaft dermaßen fesselte, daß er zu den interessanten Leuten nicht gelangen konnte. Er hatte immer noch Gelegenheit, sich heimlich zur ‚Neuen Freien Presse' zu schleichen, wenngleich ich nicht in Abrede stellen kann, daß er erst nach unserem Bruch bei Sacher speiste, wo er an der redaktionellen Tafel zwischen den Herren Bacher und Benedikt fetiert wurde. Er spricht die Wahrheit, wenn er sagt, daß ich fast von allen Wiener Leuten, mit denen er gern verkehrt hätte, verachtet wurde und werde. Verachtet werde ich von den Revolverjournalisten, den Bankräubern, den Gesellschaftsparasiten, den talentlosen Literaten und überhaupt von all den interessanten Leuten, von deren Verkehr ich Herrn Harden eine Zeitlang abgehalten habe. Nicht immer wäre mirs gelungen und nicht immer tat ich es. Bei seinem ersten Wiener Aufenthalt, vor mehr als zehn Jahren, damals, als er mir fast den ganzen Tag widmete, war ich in der schlechten Gesellschaft noch nicht verachtet, damals war die ‚Fackel' noch nicht gegründet und Herr Harden konnte sich, ohne beiderseits Anstoß zu erregen, getrost zwischen mir und Herrn Benedikt teilen. Meine Undankbarkeit ist grenzenlos. Denn obschon ich ihn bewundert habe, so kann ich doch nicht leugnen, daß auch er mir volle Anerkennung widerfahren ließ und bei jeder Gelegenheit meiner rühmend gedachte. Und ein ganz so armer Teufel war ich damals nicht mehr. Die

»Demolierte Literatur« war erschienen, hatte ziemlich starkes Aufsehen gemacht und mir außer unerbetenen Rezensionen von Fritz Mauthner, Friedrich Uhl, Conrad und anderen auch die besondere Anerkennung des Herrn Harden eingetragen. Auch in jenem unbezahlten Artikel im zweiten Heft der ‚Fackel' nannte er sie eine »allerliebste Satire«, sprach darin von meinem »starken Talent und der neidenswerten Frische meines Witzes«, freute sich »meines Mutes und meiner jungen, frischen Kraft, die sich im ersten Heft der ‚Fackel' so pantherhaft heftig in Zorn und Spott austobt«. Freilich wäre dieses hohe Lob wertlos, wenn es nur in der Erwartung eines Honorars geschrieben war und die wahre Meinung des Herrn Harden über den armen Teufel, der damals keines gezahlt hat, erst jetzt an den Tag kommt. Ich lebte in dem Glauben an eine gegenseitige Anerkennung, wenn auch die meine, die des um zehn Jahre jüngeren und um hundert heftigeren Naturells, sicherlich den ungestümeren Ausdruck fand. Wenn er nach Wien kam, verständigte er mich rechtzeitig von seiner Ankunft und ließ mich nicht los, bis er wieder im Zuge saß. Seine Bilder, Briefe, Karten strotzen von wärmster Anerkennung und Liebe. Seine Bücherwidmungen lassen mir alle Ehre widerfahren und in seinen Conferencen war die Auskunft über mich und meine literarische Rolle recht schmeichelhaft. Ich kann mirs nicht denken, daß das herzlichste Mitleid mit einem armen Teufel eine jahrelange Korrespondenz und den Verzicht auf die schöne Beziehung zur ‚Neuen Freien Presse' gelohnt hat. Es ist mir peinvoll, mich auf das Niveau eines Tatsachenkampfes herunterzulassen und im Wust meiner Papiere nach Beweisen dafür zu suchen, daß ich Herrn Harden meine Bewunderung nicht wie ein Betteljunge seine Schuhriemen aufdrängte, und daß er mir nicht Mitleid, sondern Freundschaft und hohe Anerkennung gezollt hat. Es

ist mir widerwärtig; aber da man solche Wahrheitsucher nur mit Tatsachen abspeisen kann, so ist es geboten, jede einzelne Behauptung des Herrn Harden als Lüge zu erweisen. Es wäre mir nicht im Schlafe bei der Lektüre seines Sardanapal-Artikels eingefallen, ihm seine einstige Hochschätzung meines Könnens zum Vorwurf zu machen. Aber weil er mit meinen Jugendsünden renommiert und die Mutualität ableugnet, muß ich zu den Dokumenten greifen. Hat er also aus Mitleid sich von einem armen Teufel seine kostbare Zeit stehlen lassen, oder hat er vielleicht gefunden, daß meine Gesellschaft ihn für den Umgang mit den Wiener interessanten Leuten entschädige? Von einem gemeinsamen Bekannten, der mich damals noch nicht verachtet hat, heißt es am 30. November (ohne Angabe des Jahres):

. . . schrieb mir einen bösen Brief: Ich hätte mich nur um Sie gekümmert . . . Ich hoffe, die zwei Tage waren Ihnen nicht unangenehm . . . Wie sehr wünsche ich Ihnen Frohsinn und Kraft! In Prag wird die ‚Fackel‘ viel gelesen. Und ich sagte, wie gern ich Sie habe . . .

26. August 1903.

. . . Schade, wir hätten auf Helgoland 3—4 schöne Tage verlebt . . . Vor 15. September braucht die ‚Fackel‘ nicht zu leuchten. Dann umso heller . . .

30. August 1903.

. . . Vielleicht geht's, daß wir später mal auf ein zehntägiges Billet zusammen Paris sehen? Das wäre herrlich. . .

Nun ja, gemeinsame Reisen. Aber in Berlin, wo man zu tun hat, wird man doch nur belästigt. Stundenlang, halbe Tage lang saß ich ihm, ohne Rücksicht auf seine knappe Zeit, im Hause. Zwar, eine Depesche nach Wien lud mich, wenn ich die Absicht kundgegeben hatte, nach Berlin zu kommen, »für ein Uhr zum Mittagbrot«. Aber dann war ich nicht fortzubringen:

7. März 1900.

. . . Ich freue mich sehr, wenn Sie kommen, sehr sogar. Wie wäre es, wenn wir hier (1. April) den Geburtstag der ‚Fackel‘ feierten? Dann kämen Sie am 28. März. Los von Wien!

Hotel Kaiserhof, 17. April 1903.

Journée des dupes. Der Mann unten sagt auf wiederholte Frage: Herr K. ist zu Haus. Als ich keuchend vor Nr. 223 stehe, ist die Tür verschlossen. Schade ...

17. April 1903.

Ich ließ 9 früh bei Ihnen antelephonieren und sagen, daß ich Sie um 12 erwarte, zu Mittag zu bleiben bitte, da ich nachmittags in die Stadt müsse. Es wurde, mit m. Namen und Telephonnr., aufgeschrieben und teleph. wiederholt. Von 12—12 3/4 wartete ich, dann ging ich Ihnen entgegen bis 1/2 2. Schade. Wir wären von 12—4 zusammengewesen. Nun ist alles umgeworfen und ich komme um das Vergnügen, Sie noch einmal zu sehen. Sie hätten hier Schweninger für Ihren Finger konsultieren können . . .

15. Oktober 1903.

. . . Die Aussicht, Sie bald einmal hier zu sehen, freut mich sehr. Und nicht minder die Damen. Alles Gute!

29. Oktober 1903.

. . . ich habe sehr bedauert, daß ich Sie (Anm.: im Hotel) verfehlte und nachher nicht mehr erreichen konnte. Sonst hätte ich den Tag frei gehabt.

Wer hat die Freundschaft verraten? Der sie ablegte, da er sich ihr entwachsen fühlte, aber zugibt, daß er sie einst trug? Oder der später höhnt, sie sei ein Narrenkleid gewesen? Er beschimpft die Freundschaft; ich bereue sie bloß. Ich sage, daß ich mit Herrn Harden befreundet war, bis ichs nicht mehr sein konnte. Er sagt, daß er aus Mitleid mich ertrug, bis er Undank erlebte. Aber der arme Teufel, der sich ihm aufdrängte, hat außer den gedruckten Versicherungen höchster Bewunderung wiederholt briefliche Beweise der Achtung und Anerkennung empfangen. Ich finde nur ein paar, vielleicht nicht einmal die stärksten.

30. März 1899.

Liebster Kraus, . . . eben, 2 Uhr, kommt die ‚Fackel'. Tausend gute Wünsche! Ich lese sie sofort und schreibe Ihnen.

1. April 1899.

. . . Meinen und Bertholds Glückwunsch zum trefflichen ersten Heft. Excelsior! . . , Ich mache Notiz, sobald Notizbuch erscheint. Herzlichen Ostergruß.

9. April 1899.

. . . Sie haben Recht, ich auch — und so soll's in guten Dramen sein. Herzlichen Dank für Ihren Brief und besten Glückwunsch zum großen Erfolg. Qu. felix faustumque sit.

5. Mai 1900.

. . . Sehr freute ich mich über ihre Enthüllung der Münchener Sonnenthalaffäre. Eine niedliche Bande. Daß sich das Publikum das gefallen läßt, ist das einzig Traurige . . . Schade, daß Sie nicht hier jetzt (Anm.: Anwesenheit des Kaisers von Österreich) Ihre Schmöcke an der Arbeit sehen können. . . . Schonen Sie Ihre Kraft!

12. Mai 1900.

(Verteidigt sich gegen die Beschuldigung der ‚Zeit', er unterhalte gute Beziehungen zur ‚Neuen Freien Presse') . . . Das ist Alles. Oder noch die Visitenkarte an Speidel: »sendet dem starken deutschen Stilmeister herzl. Glückwünsche«. Und das tat ich, weil Sie gesagt hatten, er spreche gut über Sie . . . Herzlich grüßt Sie, lieber Karl, Ihr H.

13. Mai 1900.

. . . Ihre Abwehr kontra ‚Arbeiterzeitung' scheint mir recht wirksam. Und sehr gut sind die Theatersachen . . .

2. Juni 1900.

. . . ‚Arbeiterzeitung' gegen Sie bübisch gemein. . . . Freue mich, daß wir über »Pauline« einig sind.

6. Juni 1900.

Herzlichen Dank, lieber Don Karl, für den Ruf vom Semmering. Daß Sie nach der Büberei gleich den Beitrag von Liebknecht hatten, war ein famoser Trumpf, den ich gern in Ihrer Hand sah. Ich bin neugierig, zu hören, was Sie über die Wahlen sagen werden . . .

24. Dezember 1900.

Herzlich danke ich Ihnen für das liebenswürdige Weihnachttelegramm, das eben kam, als ich Ihnen einen Gruß senden wollte. Wie mag es Ihnen gehen? Ist die Depression gewichen? Ich glaube es, denn Ihr »Goethe« ist frisch und allerliebst. Von Herzen wünsche ich, das neue Jahr möge Ihnen Befreiung von Sorgen und frohe Arbeitkraft bringen. Sie sind jung, haben in ganz kurzer Zeit Außerordentliches erreicht — und werden nicht eingesperrt . . . Es würde mich, uns sehr freuen, wenn Sie vor meiner Abschiebung nochmals herkämen. Herzlichen Händedruck und: Prosit Neujahr! Ihr alter H.

9. Jänner 1901.

. . , Ich freue mich auf die wiener Wahl-Fackel . . .

28. November 1902.

. . . Altersunterschied, mein Herr. J'ai passé par là; deshalb dünkt der leise Groll, den ich in Ihren Worten spüre, mich nicht gerecht. . . .

Also ich hoffe, Sie bald hier zu sehen. Und zu hören, daß Sie nicht ganz so wüthend auf mich sind, wie mir's scheint. Glauben Sie mir's: ich bin arg zerbrochen und wünsche Ihnen vom Herzen, diese Erlebnisse möchten Ihnen erspart bleiben.

Bismarcktag 1903.

Herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Zuruf. Rara avis. Ich glaubte schon an völlige Ungnade. Sprach neulich mit Berger, der 5½ Stunden bei mir war, viel über Sie...

Ostern 1903.

. . . Maxa war ganz stolz und gerührt; drei Karten: Schweninger, Kraus, Mauthner. Für vier Lebensjahre Alles Mögliche.

1. Mai 1903.

. . . S. J., der sehr entzückt über Ihr Beisammensein schrieb, war bis 1. 5. bei der ‚Zeit' . . . Ich denke ernstlich an die ‚Fackel' (Anm.: vermutlich wegen eines versprochenen Beitrags) . . . Bald mehr.

8. Mai 1903.

. . . Ich habe eine üble Nervenerkrankung. Aber Sie haben mir ja oft hier gesagt, ich »jammerte immer«. Wenn ich im Narrenhaus sitze, wird's Ihnen leid tun. Behandelt haben Sie mich ja neulich ganz human, wofür ich dankbar bin. Übrigens war dieser Absatz der ‚Fackel' besonders gut geschrieben. Aufrichtig wünsche ich Ihnen gute Tage; und Nächte.

10. Dezember 1903.

. . . Die Weiß-Sache freilich stark; *aber soll man Sachen nach 28 Jahren ausgraben?* . . . Die ‚Fackel' zeigt, daß Sie frisch und munter sind. Das freut mich aufrichtig.

19. Dezember 1903.

Lieber Herr K., Ihre Notiz über W. ist das Allerliebsteste, was ich lange von Ihnen las. Ganz reizend. Neulich war Berger bei mir. Wir sprachen von Ihnen . . .

Daß ihm meine Tätigkeit mehr und mehr mißfiel, mußte ich demnach merken. Meine ewige Bitte, mich und die ‚Fackel' in der ‚Zukunft' zu erwähnen, konnte er nicht erfüllen. . . . Ich weiß nicht mehr, ob ich ihn darum gebeten habe. Möglich ist es, daß ich ihn an eine Zusage, es zu tun, erinnert habe. Diese Zusage war freiwillig gemacht. Das scheint wohl aus dem Briefe, den er am Tage der ersten Ausgabe der ‚Fackel' schrieb — 1. April 1899 —, hervorzugehen: »Ich mache Notiz, sobald u. s. w.« Warum sollte ich es damals nicht gewünscht haben? Wenn er es

nicht tat, so muß er gefürchtet haben, was ich hoffte: daß der ‚Fackel‘ Eingang in Deutschland verschafft werde. Wenn er es im Jahre 1899 nicht tat — warum sollte ich ihn 1904 erst dafür angegriffen haben? Ich glaube nicht, daß ich je später auf den Wunsch zurückkam. Tat ich's, welchem Esel würde die Versagung einer Notiz meine Angriffe plausibel machen? Höchstens, daß das Motiv der Versagung — um auf ein »starkes Talent« das deutsche Publikum nicht aufmerksam zu machen — zu meiner Erkenntnis von dem Wesen des Mannes beigetragen hätte. Aber auch hier läßt sich eine Gegenseitigkeit nicht in Abrede stellen. Ich weiß nicht, ob ich Herrn Harden mit der Bitte, die ‚Fackel‘ zu nennen, zudringlich wurde. Vielleicht hatte ich einmal wirklich Anspruch darauf: eine wichtige Äußerung Liebknechts in der ‚Fackel‘ hatte er ohne Quellenangabe zitiert. Aber ich bin in der angenehmen Lage, zu zeigen, wie schwer es Herr Harden trug, in einer ihm wichtigen Sache — gleichfalls Liebknecht betreffend — in der ‚Fackel‘ nicht genannt zu werden.

31. Dezember 1899.

Lieber Herr Kraus, ich wünsche Ihnen ein gutes Jahr. Und, daß Keiner komme und sage: Siehe, in Sachen Liebknecht, den er allwöchentlich als Finder neuer Weisheit preist, hat auch er, der stets über »Totschweigen« redet, totgeschwiegen. Bleiben Sie gesund und freuen Sie sich Ihres Lebens Einen Gruß von H.

Ich ahnte, daß er sein Monopol als Antidreyfusard durch Liebknechts ‚Fackel‘-Publikation gefährdet sah. Aber Liebknecht braucht nicht gegen den im folgenden bittern Brief erhobenen Vorwurf geschützt zu werden.

5. Jänner 1900.

Lieber Herr Kraus, mir ist's nur spaßhaft. Seit Jahren führe ich diesen Kampf, habe dabei Abonnenten (und Freunde, wie Björnson) verloren und Beschimpfungen gewonnen. Da gibt mein früherer Freund Dr. Berthold dem alten Liebknecht meine Artikel (Zolas Fall u. s. w.). Il s'emballe, wiederholt alle meine Argumente, fügt Einiges hinzu, was mir töricht scheint, und wird nun in der ‚Fackel‘ stets als Einer hin-

gestellt, der den Mut gehabt habe, der Katze die Schelle umzuhängen, und der deshalb ›totgeschwiegen‹ werde. Im Grunde ist's gleich. Aber durfte ich es Ihnen gegenüber nicht scherzend erwähnen? Hier hat man viel darüber gelacht, meinen Todfeind L. in meiner Garderobe zu sehen. . . .

In der ‚Fackel' war bloß von der Verlegenheit der sozialdemokratischen Presse die Rede gewesen, die Liebknechts Artikel totschwieg. Natürlich hat dieser nie die Informationen des Herrn Harden gebraucht, ihm war es eine Angelegenheit des Temperaments. Die Garderobe des Herrn Harden hätte ihn gewiß lächerlich gemacht — ungefähr: Ein Ritter im Ballerinenkleid. Aber Herr Harden legte auf die Anführung seines Verdienstes in der ‚Fackel' großen Wert. Aus einer Unterlassung solcher Art leitet er Todfeindschaften ab. Darum mag er glauben, daß ich die angebliche Ablehnung zweier Artikel aus meiner Feder nicht verschmerzen konnte. Ich erinnere mich nur an einen, gebe aber zwanzig zu. Die Verteidigung wäre hier abgeschmackter als der Vorwurf. Wenn Herr Harden mir Manuskripte ablehnte, so konnte mir dies höchstens wieder seinen inneren Widerstand gegen die Förderung eines von ihm anerkannten ›starken Talents‹ deutlich machen, also einen beruflichen Zug von Mißgunst, den man kaum an irgend einem deutschen Publizisten vermissen, ihm kaum übelnehmen wird. Aber soll es eine Abkehr so vehementer Art wie die meine begründen? Ich weiß nur davon, daß ich ein einzigesmal, auf wiederholte Aufforderung des Herrn, ihm einige Bemerkungen sandte, von denen ich voraus wußte, daß sie für seine Leserschaft zu starke Kost bedeuten würden. Es machte mir damals schon Spaß, Herrn Harden mit ein paar Unmöglichkeiten erotischer Psychologie zu versuchen. Aber ich wollte auch seinen Wunsch erfüllen und schrieb etwa, wenn ers nicht mehr in die nächste Nummer nehmen könne, erbäte ich sofortige Rücksendung. Er antwortete — gewiß wars nur höfliche Ausflucht —, es

sei zu spät gewesen. Wir blieben trotzdem in freundschaftlichem Verkehr. Aber es nagte, wie ich jetzt erfahre, an meinem Herzen. Wenns mir um die Mitarbeit an der ‚Zukunft‘ gegangen wäre, hätte ich in fünfjähriger Beziehung wohl öfter die Gelegenheit gesucht anzukommen. Herr Harden »mußte« mir etwas ablehnen. Einen Schriftsteller, dem er Geist, Humor, Kraft, Grazie mündlich, brieflich und auf Druckpapier nachrühmte, soll er für unwürdig gehalten haben, neben den Beiträgen seiner lyrischen Advokaten Platz zu finden. Das glaubt er selbst nicht. Ich habe seit zwölf Jahren keiner deutschen Zuschrift unaufgefordert einen Beitrag geschickt. Wenn ich je für ein anderes Blatt neben der ‚Fackel‘ schrieb, so geschah es auf Grund ehrenden Anerbietens. Ich glaube nicht, daß selbst noch im Jahre 1903 meine Zumutung, mitzuarbeiten, irgend ein deutsches Blatt unglücklich gemacht hätte. Und kein Vollsinniger wird glauben, daß die Verweigerung eines Artikels — ich erinnere mich nur an einen, aber Herr Harden scheint solche Motive rechtzeitig gesammelt zu haben — den Brudermord verursacht hat. Herr Harden überschätzt durchaus meine Rachsucht auf Kosten meiner Undankbarkeit. Er hielt schon fünf Jahre vor diesem Ereignis so außerordentlich viel von mir, daß er spontan an Herrn Benedikt eine Visitkarte schrieb, auf der er mich als den einzig Berufenen empfahl, das Erbe des Satirikers Daniel Spitzer in der ‚Neuen Freien Presse‘ anzutreten. Herr Benedikt machte mir bald darauf den Antrag. Ich gründete die ‚Fackel‘, habe also auch gegen ihn undankbar gehandelt. So treulos war ich gegen Herrn Harden, der mich empfahl, und gegen die ‚Neue Freie Presse‘, die mich wollte, daß ich es vorzog, mir über beide klar zu werden. Als mir die Tätigkeit des Herrn Harden mehr und mehr zu mißfallen anfing, schrieb ich es. Er seinerseits, der mit

mir in demselben Fall war, schrieb es nicht. Aber er meint, ich müsse es doch gemerkt haben. So hat er zum Beispiel mein Vorgehen gegen Bahr »widrig« gefunden. Er lieferte mir zwar ein Gutachten gegen ihn, aber er gab mir doch deutlich zu verstehen, daß er mein Vorgehen widrig finde. Zum Beispiel:

14. Februar 1901.

L. K. . . . Gern, offen gestanden, mische ich mich nicht hinein. Und anders könnte ich's nicht. Will Ihr Anwalt den Brief so, wie er ist, in toto benützen, dann ist's mir recht . . . Aber Sie brauchen mehr Gutachten. Lammasch! U. s. w. Die Mausefallen in m. Brief werden Sie nicht übersehen. Kann Hofmannsthal nicht auch seine Ansicht sagen? Müller-G.! Der wird auch was von Laube wissen. Ihr Anwalt wird doch versuchen, Bukovics unter den Zeugeneid zu kriegen. Da wäre über die »Zumutungen« (Anm.: Zumutungen der Kritiker an einen Theaterdirektor) wohl Manches herauszupressen. Nachdem ich mit Bahr eben freundschaftl. Briefe gewechselt, muß ich mich anständiger Weise persönlich zurückhalten. Das kann auch Ihrer Sache nur nützen . . . Ein »H. St.« heute im ‚Tag' gegen Sie, ohne Namen, perfid, à la G. . . . Ich meine: es wäre gut, wenn unter irgend e. geschickten Vorwand angesehene, den Geschwornen sympathische Leute als Zeugen über diese Art von Preßherrschaft vernommen werden könnten. Geht's nicht — schade. Steht in Bahrs alten Büchern nichts gegen ähnliche Korruption? . . Blumenthal polemisiert ja immer gegen B. Am Ende? Schreiben Sie doch an ihn (Tiergartenstraße), er habe doch Kritikeramt, trotz Erfolgen, aufgegeben, ob er nicht Inkompatibilität finde. Weidmannsheil, nochmals! . . .

Herr Harden hat also meine Kampagne gegen die Vereinigung des Kritiker- und Autorenberufs widrig gefunden. Er lügt. In Wahrheit nahm er Herrn Bahr bloß gegen den Vorwurf in Schutz, daß er nicht immer Originales drucken lasse. (Ein in dem zitierten Brief ausgelassener Satz lautet: »Bahr ist doch viel begabter als Bracco. Wie sollte er den plagiieren!«) Daß Herr Harden die Aktion selbst gut, heilsam und notwendig fand, ist erwiesen. Aber ich mußte »merken«, daß er sie mißbilligte; und darum griff ich ihn vier Jahre später an. Er wiederum merkt, daß ich ihm mein Blatt noch heute schicke. Er lügt natürlich. Meinen ersten Angriffen hat er mit einer Einstellung

des Tauschexemplars der ‚Zukunft' geantwortet. Ich habe die Komik dieses Schrittes damals festgestellt. Darum mußte ich es verschmähen, meiner Expedition den Auftrag zu gleicher Kinderei zu erteilen. Als ich im folgenden Jahre einmal die Liste der Personen durchsah, die die ‚Fackel' durch Gefälligkeit bekommen, ließ ich natürlich die Karte, auf der sein Name stand, ablegen. Er bekommt die ‚Fackel' seit Jahren nicht. Wenn er sie trotzdem lesen sollte, kann ich nichts dafür. Für die Widrigkeiten, die ihm jetzt aufstoßen, bitte ich ihn nicht um Entschuldigung. Und die früheren habe ich nicht gemerkt. Doch, eine: er fand meine Kampagne für die . . . widrig. Gemeint ist der Fall Hervay. Nach meinem ersten Artikel schrieb er mir mit einem Kompliment seine Ansicht, daß die Dame, die er kannte, anders sei, als ich sie darstelle, gar nicht fein und mondain. Ich antwortete, daß dies nichts an meiner Auffassung des Falles ändern könnte. Es komme darauf an, wie die Frau auf den österreichischen Bezirkshauptmann gewirkt habe, der sie sein »Märchen« nannte. Je unbegründeter eine solche Bezeichnung sei, umso mehr sei meine Auffassung am Platz. Nicht über die Frau, sondern zur Psychologie des Mannes hätte ich geschrieben und über die Wirkung, der die Welt Mürzzuschlags erlag. »Und schließlich — vielleicht hatte sie doch bessere Unterwäsche als die Mürzzuschlagerinnen.« Das war meine letzte Korrespondenz mit Herrn Harden, Sommer 1904. Mir gings um eine Erkenntnis, ihm um eine Information. Es war die erste publizistische Äußerung, die mir auch die Gegner gewann. Jede Post brachte Anerkennungen. »Ein Leser, der nicht sehr oft Ihr Anhänger sein kann, beglückwünscht Sie zu der Einsicht, zu dem Mute und zur Fähigkeit, im Kleinen das Große zu erkennen, die Ihr Artikel über Hervay kundgibt«, schrieb mir Professor Freud, den ich

nicht kannte. Eine tatsächliche Richtigstellung schrieb mir Herr Harden, den ich erkannte. Sein eigener Artikel über die Sache, den ich heftig angriff, war damals noch nicht erschienen. Jener freundschaftlichen Auseinandersetzung folgte nur mehr — nach Karlsbad — eine Karte mit dem Bilde seines Töchterchens:

20. Juli 1904.

Guten Tag wiener Onkel! Es grüßt Deine Grunewaldnichte Maximiliane Harden.

Das war — abgesehen vom väterlichen Stileinfluß — ein durchaus erfreulicher Gruß. Seitdem habe ich nichts gehört. Herr Harden spricht von einer »schroffen Antwort«, die sein letztes Zeichen gewesen sei. Jene Karte kann er nicht meinen, wiewohl sie sein letztes Zeichen war. Er meint also ein anderes, das ich nicht empfangen habe. »Zu einer Kritik erdreistete er sich zum ersten Male, als ich über die .... einige unfreundliche Worte schrieb«. Gemeint ist mein Ausfall gegen ihn wegen seines Artikels über die eben verstorbene Schauspielerin Jenny Groß. Diese Kritik, die zugleich seine Haltung im Fall Coburg betraf, erschien Anfang Oktober 1904. Herr Harden »antwortete schroff und ließ mich bei meiner nächsten Anwesenheit nicht mehr zu sich kommen«. Seitdem schimpfe ich. Herr Harden lügt. Es ist die letzte in der Reihe der erweislichen Unwahrheiten, durch die er meinen Abfall praktisch zu motivieren sucht. Eine einfache, glatte Lüge. Der schroffe Brief ist verloren gegangen. Wenn Herr Harden eine Abschrift haben sollte, möge er sie vorweisen. Aber der Brief ging mit Recht verloren. Welchen Sinn hätte er gehabt? Hätte ich ihn erhalten, wie sollte er meinen späteren Angriff begründen, da er doch die Folge eines früheren Angriffs ist? Ich schimpfte, er antwortete schroff, seitdem schimpfe ich. Das ist dümmer, als notwendig wäre. Wie kann schroffe Ablehnung meines Ver-

kehrs die Ursache meiner Angriffe sein, wenn sie die Antwort auf meine dreiste Kritik bedeutet? Meine Dreistigkeit hatte zugegebenermaßen einen Vorsprung. Und wer wird mir zutrauen, daß ich nach einem heftigen Ausfall gegen Herrn Harden und nach einer schroffen Antwort von seiner Seite noch den Versuch gemacht habe, in den Grunewald einzudringen und Herrn Harden die Nachmittage wegzunehmen? Er »ließ mich nicht mehr zu sich kommen«. Das ist eine Lüge, wenn es besagen soll, daß ich kommen wollte, aber eine Wahrheit, weil er mich ja auch jetzt nicht »zu sich kommen läßt«, jedenfalls eine Zweideutigkeit. Ich soll nach meiner publizistischen Abweisung seines Verhaltens im Fall der toten Jenny Groß noch auf den Verkehr in seinem Hause aspiriert haben: ich hatte ihm beiläufig vorgeworfen, daß er vom Leichnam einer Frau Profit ziehe, indem er sie der Verwertung ihres Leibes bezichtige . . . Ich habe seit dem Sommer, der meinem Angriff vorherging, weder von ihm noch hat er von mir eine Zeile, ein Lebenszeichen erhalten, weder aus Wien noch während einer späteren Anwesenheit in Berlin. Ich erdreistete mich der Kritik in den Fällen Groß und Coburg, ich erdreistete mich anderer Kritik in spontaner Undankbarkeit. Wer mich für irrsinnig hält, wird glauben, daß ich dazwischen den Versuch machte, zu Herrn Harden zu kommen. Auf diesen Versuch wäre eine schroffe Antwort glaubhaft. Besitzt Herr Harden ein Dokument von meiner Hand, das ihm nach meinem Eintreten in der Sache Groß meinen Wunsch, ihn zu besuchen, kundgab, durch das ich ihm etwa meine Anwesenheit in Berlin anzeigte? Dann möge er es produzieren. Tut ers, so beeide ich, daß es gefälscht ist. Glaubt er trotzdem, daß es echt ist, so kann er mich, seiner Lieblingsneigung folgend, wegen Meineids anzeigen. Sieht man nicht die klägliche Motivenkleisterung für den unerklärlichen Sprung

der Freundschaft? Der Gedankengang ist: Ich habe geschimpft, folglich läßt er mich nicht zu sich kommen, folglich schimpfe ich. Aber so einfach ist die Sache nicht, und mein Rückzug aus dem Grunewald hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Hinauswurf aus dem Sachsenwald. Ich habe dort zwar manchmal Vanilleneis bekommen, mir aber nie durch einen Vertrauensmißbrauch den Zorn des Hausherrn zugezogen, und kein Graf Finckenstein, Mitglied des preußischen Herrnhauses, lebt, der behaupten könnte, daß mir infolge einer nicht genehmigten publizistischen Aktion das Haus verboten worden sei. Ich will Herrn Harden verraten, was mir schon vor meinem öffentlichen Auftreten gegen die Sexualschnüffelei, die mir inzwischen »widrig« geworden war, den Entschluß nahegelegt hat, den Grunewald nicht mehr aufzusuchen. Es hängt wohl mit einem Vertrauensmißbrauch zusammen, aber mit einem, den der Hausherr am Gewissen hatte. Als ich das letzte Mal über seine dringende Bitte ohne Rücksicht auf seine knappe Zeit bei ihm weilte, sprach ich mit ihm über den dürftigen belletristischen Teil der ‚Zukunft‘ und fragte, warum seiner angesehenen Revue nicht bessere Beiträge zukämen. In der letzten Nummer war nämlich eine besonders schwache Skizze eines Wiener Autors und liebenswürdigen Menschen (der inzwischen gestorben ist) erschienen. Herr Harden erwiderte: »Sehen Sie, und der Mann beklagt sich noch, daß ich ihm zu wenig Honorar geschickt habe«. Fragte mich, indem er mir einen grausam niedrigen Betrag nannte, ob das nach meiner Ansicht denn nicht genug sei. Vor der peinlichen Alternative, meinem Gastgeber den notorischen Geiz des reichen Verlegers der ‚Zukunft‘ zu bestätigen, oder über das wirtschaftliche Interesse eines Bekannten zu entscheiden, sagte ich: Diesen Beitrag da halte ich für wertlos, nimmt man aber auf den Namen des

Autors Rücksicht, so scheint mir die Rekrimination berechtigt. Als ich einige Tage später in Wien meinen Bekannten traf, grüßte er unfreundlich. Auf meine dringende Frage nach der Ursache seiner Veränderung wies er mir eine lange Abhandlung des Herrn Harden vor, in der dieser mit einer Emsigkeit, als ob es die Anlegung einer homosexuellen Zeugenliste gälte, seinen Honorarsatz verteidigte und sich auf mich als Sachverständigen berief, der gleichfalls gemeint habe, der Betrag sei entsprechend. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich Herrn Harden einen Vorwurf gemacht habe, glaube es aber. Vielleicht schrieb ich jene »schroffe Antwort«, auf die kein Besuch mehr gefolgt ist. Jedenfalls begann sich damals meine Speicheldrüse zu füllen. Sie zögerte noch, und im Sommer wurden ein paar Grüße gewechselt. Im Oktober erfolgte mein erster Angriff. Inzwischen hatte sich die Kluft zwischen seinem mehr auf nationalökonomische Fragen und meinem mehr auf Dinge des inneren Lebens gerichteten Interesse geöffnet. Der Anstoß, auszusprechen, was ist, waren die Fälle Coburg und Groß. Ich hab's gewagt, wiewohl ich selbst ein unreines Gewissen in diesem Punkt hatte. Ich habe nämlich »gemeinen Privatklatsch über die . . . breitgetreten«. Was soll das heißen? Wen meint der Herr? Wann habe ich dergleichen getan? Ich zerbreche mir den Kopf und erinnere mich, daß ich einmal ein Feuilleton, das Frau Odilon geschrieben oder einem Berliner Journalisten in die Feder diktiert hatte, in der ‚Fackel' berührt habe. Natürlich so, daß ich das Privatleben der Schauspielerin gegen die publizistische Ausschrotung geschützt, nicht selbst der Sensation preisgegeben habe. Damals hatte ich nur den Standpunkt gegenüber der journalistischen Gefahr bezogen, mich noch nicht zur Bejahung eines solchen Privatlebens an und für

sich durchgerungen. Später habe ich das Dasein von Freudenspenderinnen, auch von solchen, die nicht aus der Fülle einer Natur schöpfen, auch von jener Toten, gegen die sich Herr Harden verging, für wertvoller gehalten, als die Tätigkeit eines Leitartikelschreibers. Verunglimpft hätte ich eine solche Frau nie, auch im Leben nicht. Was Herr Harden breitgetretenen Privatklatsch nennt, kann sich nur auf die gegen das Schmocktum gekehrte Zitierung einiger Sätze aus dem Feuilleton der Frau Odilon beziehen. Und wem — ratet — verdankte ich die Kenntnis des Feuilletons? Herrn Harden, der es mir, dicht besät mit hämisch kommentierenden Bleistiftnotizen schickte, mit Beweisen einer Orientiertheit über die Herkunft und den Wert von Realitäten, die auch in späteren Briefen wiederkehrte und ein Material an mich zu vergeuden schien, für das Herr Lippowitz dankbar gewesen wäre. Von dem Verkehr mit diesem, der gewiß zu den interessanten Wiener Leuten gehört, die mich verachten, habe ich Herrn Harden abgehalten. Ich bedaure es und kann nur zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich ihn bald freigegeben habe. Er wurde ein Intimus des Korrespondenten, den Herr Lippowitz in Berlin hat, und geht heute mit ihm und den Polizeihunden Edith und Ruß gemeinsam auf die Jagd nach Sittlichkeitsverbrechern. Ich habe ihm den Schaden, den er durch seine Verbindung mit der ‚Fackel‘ erlitten hat, durch meinen Verrat reichlich vergütet. Ich gebe zu, daß ich damals sein Lob meines Witzes nicht honoriert habe, ich bedaure auch, daß ich ihn um ein Lob des nach Dreyfus wieder versöhnten Björnson, das aber vielleicht sogar der ‚Neuen Freien Presse‘ zu schwachsinnig war, gebracht habe. Gewiß, ich habe seine Beziehungen zu den Wiener Preßleuten eine Zeitlang lahmgelegt. Aber heute ist längst alles wieder gut und die Meinung,

‚Neue Freie Presse' und ‚Neues Wiener Tagblatt' hielten es mit mir gegen ihn, ist gewiß nur ein Wahn des Verängstigten, der sich noch verfolgt glaubt, da längst schon die schmierigsten Hände hilfreich sich ihm entgegenstrecken.

Einer hat eine Wahrheit gesagt; aber das tat er nur, weil man seinen Gruß nicht erwidert hat. Die Enthüllung enthüllt den andern. Wer die Wahrheit erlitten hat, beweise, daß sie unwahr ist oder er schweige, ehe er zu so jammervoller Motivierung ausholt. Und wenn einer von der Hetzjagd auf das Privatleben der deutschen Generale noch so kaput ist, solch trostlose Beweise geistiger Ermüdung dürfte er nicht von sich geben. Aber wenn er, um doch in Ehren zu bestehen, sich von der mißglückten Motivensuche in mein Privatleben zurückzieht, weil er glaubt, daß der gewohnte Weg zum Ziel führen könnte, dann, sage ich, hat er mich überhaupt nie gekannt. Ob ich aus dem oder jenem außer der Rache liegenden Motiv so oder so schreibe, das mag er prüfen und er mag, solange ich mich nicht auf einen lästigen Dokumentenbeweis einlasse, mit meiner Entlarvung dem gesunden Menschenverstand, der sichs längst gedacht hatte, imponieren. Zieht er aber zur Erklärung meines kritischen Erdreistens auch meinen »grotesken Roman mit der...« heran, seit welchem ich empfindlich in diesem Punkt geworden sei, so hört für mich die Geneigtheit zu einer literarischen Erledigung solchen Einwands auf. Denn hier ist der Punkt, wo ich noch heute empfindlich bin. Und ich sage Herrn Harden: Die ganze Lächerlichkeit seiner Erwiderung hat ihren Reiz für mich verloren. Aber um dieses einen Satzes willen lasse ich ihn nicht mehr los. Hier ist er in der Bahn, auf der er heute in Deutschland mit vollem Dampf fährt; aber durch meine Reiche kommt er nicht unbeschädigt. Hier ist die Gemeinheit am Ende. Und sie zeigt noch einmal,

was sie kann. Jetzt erst fühle ich ihre Möglichkeiten, jetzt erst begreife ich den Plan, der ihren Vorstößen gegen das privateste Erleben zugrundeliegt: Die Unfähigkeit, vor dem Geist zu bestehen, vergreift sich am Geschlecht. Mein grotesker Roman lag Herrn Harden nicht als Rezensionsexemplar vor, aber er wußte von ihm, weil ich ihn besuchte, wenn ich auf einer Reise zu einem Sterbebett in Berlin Station machte. Für die groteske Art dieses Romans leben Zeugen wie Alfred v. Berger und Detlev v. Liliencron. Deutschlands großer Dichter weiß, wo der Roman beendet liegt, und hat das Grab in seinen Schutz genommen. Herr Harden in seinen Schmutz. Ich aber sage ihm: Ein Roman, den der Andere grotesk findet, kann mehr Macht haben, eine Persönlichkeit auszubilden, als selbst das Erlebnis, von einem Bismarck gerufen, von einem Bismarck hinausgeworfen worden zu sein. Aus den Erkenntnissen dieses grotesken Romans erwuchs mir die Fähigkeit, einen Moralpatron zu verabscheuen, ehe er mir den grotesken Roman beschmutzte. Was weiß er denn von diesen Dingen? Von ihm hätte ich nicht gelernt, die unauslöschliche Schmach dieses Zeitalters zu fühlen, dessen Männer in Iris-Beete spucken. Bei dem Gedanken zu erbleichen, welcher Art von Menschheit Frauenschönheit als Glücksgeschenk in den Schoß gefallen ist. Herr Harden ist tot, aber der groteske Roman lebt. Er hat die Kraft, immer wieder aufzuleben, und ich glaube, ich verdanke ihm mein Bestes. Wenn ich gegen dieses Heroengezücht losziehe, so ist's mir, als ob mir die Tinte noch heute aus leuchtenden Augen flöße. Ich tauche meine Feder nicht in das Spülwasser aristokatischer Wirtschaften. Wäre ich einer von jenen, die heute in Deutschland unter einem ungerufenen Domestiken leiden, ich würfe die Feder hin und forderte diesen vor meine Klinge, aber ohne ihm meine Zeugen zu schicken und ohne ihm Zeit zu lassen, im Lexikon

nachzuschlagen, wie sich die Duellregeln historisch entwickelt haben. So gelobe ich ihm dieses: Für seine Kritik meines grotesken Romans wird er mir Rede stehen. Nicht in seinem Blatte. Denn dies könnte meine Gegenrede bewirken, und er ist von meiner Unerschöpflichkeit überzeugt. Er wird nicht. Aber jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sich dem Motiv des Undanks wirklich das der Rachsucht gesellt. Die vertrete ich nicht publizistisch. Ich verspreche ihm nur: Wenn er wieder einmal nach Wien kommen sollte und Frauenvereine durch das Feuerwerk seiner Belesenheit aufregen wird, wenn er sich am Schlusse des Vortrags mit Fragezetteln bewerfen und seine Gedankenabwesenheit in Form von Geistesgegenwart bewundern läßt, dann wird ihm diese Frage gestellt werden: Halten Sie den für einen Schuften, der ohne Nötigung an das privateste Fühlen eines Anderen greift, und ohne das Bedenken, selbst ein Grab zu beschmutzen? Und verdient nach Ihrer Ansicht der, der solches tut, nicht zwei Ohrfeigen? Sollte Herr Maximilian Harden dann noch gestimmt sein, auszusprechen, was ist, so werden ihm bei Gott und in Gegenwart des Frauenvereines jene zwei Ohrfeigen versetzt werden. Er ahnt gar nicht, und niemand ahnt es, welcher Gesetzesübertretungen ich fähig bin, wenn es gilt, einen grotesken Roman gegen einen unberufenen Rezensenten zu schützen!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Nummer 256, 5. Juni: Der Festzug. Von Karl Kraus. — Von den Gesichtern. Von Karl Kraus. — Glossen. — Eine Zuschrift aus Hawaii. — Sittlichkeit und Kriminalität. — Tagebuch. Von Karl Kraus.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse 3 zu adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen kein frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgegeben.

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber und redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACKEL.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

Nr. 259—260. 13. Juli 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 259—60 WIEN, 13. JULI 1908 X. JAHR

Deutschland.

Der Prozeß hätte vertagt werden müssen, wenn jener Zeuge nicht endlich wäre zur Stelle geschafft worden, der vor fünfundzwanzig Jahren durch ein Schlüsselloch beobachtet hat, was der Angeklagte tat. Dieser Zeuge ist nicht etwa der Genius des deutschen Volkes, sondern ein lebendiger Starnberger, der auf eine Zeugengebühr Anspruch hat. Jener Genius, der alles sieht, muß sich nur vor einem Spiegel hüten. Seine Häßlichkeit brächte ihn noch vor dem Ausgang dieses Prozesses zum Platzen. Denn sein Blick tötet unbedingt, auch wenn der Basiliskenschnurrbart nicht mehr die alte schreckhafte Form hat ... Wir wissen nicht, was hinter den verschlossenen Türen von Moabit vor sich geht. Die Niedertracht setzt sich diesmal nicht in der Schweinerei fort, die leidtragenden Reporter stehen auf dem Korridor und lassen traurig die Zungen hängen. Nur ihre Augen haben Gelegenheit, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob ein Zeuge, der den Saal verläßt, in Jugendtagen bloß seine Wade oder berechtigtere Interessen gegen den Fürsten Eulenburg geschützt hat. Wenn der Vertreter eines Blattes aus zuverlässiger Quelle etwas munkeln hört, so sticht er die Konkurrenten aus. Durchs Schlüsselloch könnte man Authentisches erfahren. Da aber diese Form der Information nur zur Überführung des Angeklagten und nicht zur Berichterstattung über den Prozeß zugelassen wird, kann das Ausland bloß ahnen, aber nicht wissen, daß in Moabit die Folter aus einem Fürsten nicht schonungsvoller als aus einem Holzknecht Sexualbekenntnisse

herauspreßt. Ich habe mich an den Zeugen gewendet, der vor fünfundzwanzig Jahren Gelegenheit hatte, zu beobachten, was der Angeklagte in einem versperrten Zimmer tat. Mein Schlüssellochkorrespondent berichtet mir, Fürst Eulenburg habe sich seit damals sehr verändert. Er liege jetzt auf einer Bahre und sei seit einigen Tagen sogar tot. Tag für Tag wird seine irdische Hülle zum Gerichtstisch getragen, denn die Verhandlung muß ihren Fortgang nehmen und kann mit Rücksicht auf die Geschwornen, die nicht gewechselt werden dürfen und von denen einige schon unwohl geworden sind, nicht bis zum Begräbnis des Fürsten vertagt werden. Tag für Tag wird darum der tote Angeklagte zu Gericht getragen. Hinter der Bahre schreitet die Fürstin, ihr zur Seite die beiden Söhne des Angeklagten. Das preußische Gericht nimmt die Obduktion des Fürsten Eulenburg vor. Die Homosexualität des Verblichenen, zu der er sich bei Lebzeiten, da es also noch Zeit war, nicht bekennen wollte, wird jetzt, nachdem er den einzigen mildernden Umstand verwirkt hat, auf anatomische Weise festgestellt. Auf dem Korridor trifft der Vertreter der ‚B. Z. am Mittag', ein Wiener Kanalräumer, die Anordnungen. Die Söhne des Fürsten können sich nur mit Mühe der herandrängenden Photographen erwehren. »Der im Grunewald« und der in Potsdam erhalten täglich offizielle Nachrichten über den Stand der Sache, da sich Beiden die Staatsanwaltschaft in gleicher Weise verpflichtet fühlt. Der aufrechte Milchmann liquidiert täglich seine Zeugenrechnung, da er mit den siebzig Markln, die er mitgenommen hat, in Berlin nicht auskommt. Der Zeuge Ernst ist vollständig gebrochen. In maßgebenden Kreisen gibt man sich der Hoffnung hin, daß Fürst Eulenburg für den Augenblick zum Leben erwachen werde, da das Urteil im Namen seines Freundes verkündet werden wird.

*

Preußens Geschichte ist die Geschichte von den drei Löchern. Der rote Faden, der sich durch diese zieht, setzt bei einem Schlüsselloch an und mündet in ein Knopfloch.

*

Die menschlichen Handlungen teilt man in solche ein, die unter den § 175 fallen und in solche, die nicht unter den § 175 fallen. Diese können entweder auch wieder homosexueller Art sein oder anders. Der letzte Fall ist selten.

*

Die homosexuellen Handlungen, die nicht unter den § 175 fallen, nennt man Schmutzereien. Das Ausschnüffeln dieser Handlungen mit Hilfe eines Detektivbureaus und ihre Anzeige bei der Staatsanwaltschaft muß man, um Mißverständnissen vorzubeugen, anders nennen.

*

Der österreichische Paragraph 129 blickt mit Verachtung auf den deutschen Paragraphen 175. So schwer ist er doch noch nie kompromittiert worden! Nie hat er sich mit Politik abgegeben, nie sich für patriotische Vorwände mißbrauchen lassen. Öffentliche Interessen tastet er nicht an; er ist so anständig, sich bloß um das Privatleben der Leute zu kümmern. Um das Vaterland in stürmischen Zeiten zu regieren, dazu ist in Österreich der § 14 da.

*

Die Berliner Presse hat sich also, weil ihr der Einlaß in den Gerichtssaal verwehrt ist, auf ihre Würde besonnen und solidarisch erklärt, daß sie nicht mehr auf dem Gang herumstehen will. Sie streiken, weil man sie davor bewahrt hat, Saubengels zu sein.

*

Die Berichterstattung ist ausgeschlossen, aber nicht die Kriecherei vor ihr. Die Gerichtsfunktionäre entschuldigen sich. Keiner versäumt die Gelegenheit,

sich den Herren auf dem Korridor als einen aufrichtigen Freund der Presse zu empfehlen, »für deren bedeutende Aufgaben er das volle Verständnis habe und deren Mitwirkung namentlich bei der Justiz von höchster Wichtigkeit sei«. Diesmal freilich müsse sich die Mitwirkung ausnahmsweise auf dem Korridor vollziehen. Und selbst der Monsieur Mayer, der Münchener Geburtshelfer dieses schönen Justizfalles, bedauert, sich über das schwebende Verfahren nicht äußern zu können.

*

Die Strafrechtslehrer dagegen sind zur Diskretion über eine Gerichtsverhandlung, bei der sie nicht dabei sein dürfen, nicht verpflichtet. Der Herr Professor Kahl wurde nicht zugelassen, er kann natürlich dem Vertreter des ‚Berliner Tageblatts' auch nichts sagen, aber er sagt ihm doch schon am ersten Tag, daß der Fürst Eulenburg unbedingt verurteilt werden müsse und daß ihm auch kein mildernder Umstand zugebilligt werden könne. Geheime Gerichtsverhandlungen unter dem Ausschluß der Taktlosigkeit scheint es nämlich nicht zu geben.

*

Fürst Eulenburg wird nie zugeben, daß er homosexuelle Handlungen begangen habe, auch nur etwa solche, die nicht unter den § 175 fallen. Er hat es nie zugeben können. Er hat tatsächlich unter einem unwiderstehlichen Zwang gehandelt, als er den Schwur leistete. Der Baron Rothschild hat als Zeuge ausdrücklich erklärt, daß er ihn auf Liebenberg nie besucht hätte, wenn er geahnt hätte, daß Fürst Eulenburg anormal veranlagt sei.

*

Herr Lippowitz findet die Behandlung des Fürsten zu milde. Er fürchtet, daß man ihm selbst, wenn er doch einmal wegen autorrechtlicher Vergehungen gepackt werden sollte, nicht erlauben wird, im Automobil durch den Prater zu fahren. Er bringt in

seinem Blatte den Originalwitz, die Verhandlung werde noch aus Rücksicht auf den Jour der Fürstin Eulenburg vertagt werden. Da es nicht genug Speichel in Deutschland gibt, um die Gefühle auszudrücken, die einem die Meinung des Herrn Lippowitz über die Fürstin Eulenburg einflößt, so ziemt es sich auf jede Kundgebung zu verzichten. Aber Germanias Familienleben ist zerstört und sie blickt mit Neid auf die Haltung der Fürstin Eulenburg. Zum Jour jener anderen Dame wird Herr Lippowitz zugelassen, und es ist ganz gut möglich, daß er sich dort die Inspiration zu seiner sympathischen Bemerkung geholt hat.

*

Herrn Hardens Kampfgenossen:

»Die bäuerlichen Gestalten Bayerns scheinen etwas mürrisch zu sein. Sie scheinen von dem Aufenthalt in der Reichshauptstadt nicht sehr entzückt zu sein. Sie diskutieren darüber, daß man mit 9 Mark täglich nicht auskommen könne, denn 3 Mark köstet das Logis, das Frühstück 14 Pfennig und 5 Pfennig Trinkgeld, und dann habe man noch immer nichts gehabt... Einigen Zeugen ist das Reisegeld ausgegangen. Sie verlangen einen Vorschuß. Riedel, der sich auch zur Kassa begeben hat, ist zurückgerufen worden. Er hat seinen letzten Wohnsitz in Berlin verlassen, weil er dort angeblich von Ungeziefer geplagt wurde. Er ist davongegangen und dem Logierwirt schuldig geblieben und hat ihm gesagt, er werde bezahlen, bis er das Zeugengeld bekommt. Heute erschien der Logierwirt des Riedel vor Gericht und wendete sich an die Verteidiger Eulenburgs in dieser Sache. Diese haben die Angelegenheit zur Sprache gebracht und Riedel zur Rede gestellt. Da Riedel gestern nach Beendigung seiner Einvernehmung in Begleitung des Justizrates Bernstein und eines Journalisten im Automobil ein Restaurant besucht hat, verfügte heute das Gericht, daß Riedel isoliert werde, Die Isolierung besteht darin, daß Riedel auf einem Stuhl vor der Tür des Gerichtssaales sitzt, umgeben von mindestens zehn Berichterstattern, denen er sein Herz ausschüttet«,

*

In seinen freien Stunden ist dieser Herr Bernstein ein Dichter. Glücklicherweise hat er in der letzten Zeit wenig freie Stunden, und wenn er er wirklich einmal dazukommt, mit der Muse Zwiesprache zu halten, so wird ihm gewiß gleich der Riedel gemeldet. Aber es werden ruhigere Zeiten kommen, und sollte inzwischen vielleicht auch der Major Lauff ein Opfer

der fürchterlichen Musterung geworden sein, so wird man sich maßgebendenorts erinnern, daß es noch Dramatiker in Deutschland gibt, wie es noch Richter in Deutschland gibt. Der Verfasser von »Herthas Hochzeit« wird einen Geschmack nicht enttäuschen, der sonst wieder nur auf nichtdeutsche Produkte, wie »Hüttenbesitzer« und »Charleys Tante«, angewiesen wäre. Die israelitische Vergangenheit des Herrn Bernstein ist viel mehr verjährt als die homosexuelle des Fürsten Eulenburg, da ja jener bekanntlich schon beinahe so »bayrisch wirkt«, wie Herr Harden polnisch.

*

Der Hanswurst ist aus dem deutschen Drama noch immer nicht vertrieben. Denn die Veränderung, die mit dem Fürsten Eulenburg vor sich gegangen ist, wird in der ‚Neuen Freien Presse‘ wie folgt illustriert:

»Das ist nur mehr der Schatten dieses Mannes, und die Veränderungen sind derartig, daß man ihn auf den ersten Blick nicht wieder erkennt. . . Er war immer noch ein vornehmer stattlicher Mann, er war immer noch der Fürst, wenn er in seinem eleganten Winterrock mit dem glänzend gebügelten Zylinder auf dem Kopfe, von der Krankheit am Gehen verhindert, aber doch nach Möglichkeit aufrecht, auf die Schultern seiner Söhne gestützt, in den Gerichtssaal halb schritt, halb getragen wurde. Jetzt aber liegt auf der Bahre ein elender, hilfloser Mensch. Auch die Eleganz seiner Kleidung ist verschwunden, der Zylinder von einst hat einem runden braunen Hut platzgemacht, der vornehme aristokratische Überzieher einem sehr bürgerlichen Paletot.«

*

Die Freundschaft Wilhelms II. ist ja gewiß ein belastendes Moment. Aber wer hätte geglaubt, daß sie so unerbittlich streng gebüßt werden müsse?

*

Wenn einer vor den Geschwornen steht, so gibt es wohl kein Faktum aus dem sogenannten Vorleben, mit dem man nicht augenblicklich einen »ungünstigen Eindruck« erzeugen könnte. Was sich im »Vorleben« auf vierzig Jahre verteilt, wirkt, auf die Spanne einer Gerichtsverhandlung projiziert, als lebende Illustration; was durch das Sieb der Zeit geht, wirkt

mit verstärkter Aktualität, so als ob es während der Untersuchungshaft geschehen wäre. Es beleuchtet nicht nur die Tat, mit der es nichts zu schaffen hat, sondern wird auch von der Tat beleuchtet, und das Charakterbild des Angeklagten ist immer von zwei Seiten bespiegelt. Das ist die Methode, die mit Glück auf das unperspektivische Denken judizierender Durchschnittsköpfe spekuliert. Hat Fürst Eulenburg einmal eine Ehrenbeleidigung begangen, weil er im guten Glauben an die Mitteilungen einer Frau unwahre Tatsachen über einen Hofbeamten verbreitet hat, so ist er ein zielbewußter Verleumder, der einen herzkranken Unschuldigen in den Tod getrieben hat. Der sterbende Pierson soll den Namen Eulenburg »deutlich gemurmelt« haben. Aber ein herzkranker Schuldiger wäre durch die Verbreitung wahrer Tatsachen ebenso sicher und vielleicht noch rascher in den Tod zu treiben. Wie leicht hätte etwa Herr Harden einen herzkranken Homosexuellen durch die Enthüllung erweislicher Wahrheit in den Tod treiben können. Daß Fürst Eulenburg ein Heros war, sucht seine Verteidigung nicht zu erweisen, aber daß der weichherzige Mann auch nicht das Zeug hatte, Satanskünste spielen zu lassen, das muß jetzt besonders gesagt werden, damit vor einer Justiz, die über jedes läppische Detail in Staunen und »Bewegung« gerät, ein verlorener Mensch nicht noch unter die Anklagebank gedrückt werde. Die längst erwartete Zeitungsmeldung, daß dem Fürsten Eulenburg auch ein Mord nachzuweisen sei, ist endlich erschienen, denn es hat sich angeblich herausgestellt, daß er einmal als junger Bursch mit dem Säbel renommiert und einem Beleidiger eine tödliche Verletzung beigebracht hat. Man sollte es nicht glauben, wie die Delikte einen Menschen förmlich umdrängen, der sich einmal mit einem von ihnen eingelassen hat! Nun, daß Herr Harden es sich an der Belastung

des fürstlichen Sexuallebens nicht genügen läßt, sondern zwischen Anklagebank und Geschwornenbank vorsichtshalber auch noch Stimmungsmomente einschiebt, ist mehr als ekelhaft. Die Artikel, die er jetzt in ganz leserlichem Deutsch für die Kolportagepresse schreibt und durch die ein aus der Sonnenhöhe Geraffter noch sicherer beschattet werden soll, setzen der Bestialität jene Krone auf, die bisher nur wie ein unsichtbares Palladium über der Aktion des Herrn Harden geschwebt hat.

*

Wenn die Geschwornen den Fürsten Eulenburg verurteilen werden, so werden sie ihn nicht wegen der falschen Aussage verurteilen, die er unter einem fürchterlichen Zwange abgelegt und zu der ihn der Staatsanwalt förmlich verleitet hat. Nicht wegen des Schwurs, der dem aus Gunst in Schmach gehetzten Manne eine Rehabilitierung schaffen sollte und in seiner rein dekorativen Bedeutung weder durch die Wahrheit noch durch die Lüge die Klagesache des Grafen Moltke verwirren konnte. Aber wenn sie ihn trotzdem schuldig finden, so werden sie ihn wegen der verjährten oder nicht unter den Strafparagraphen fallenden homosexuellen Handlungen verurteilen. Denn zum Meineid war er gezwungen, aber kein Geschworner wird es sich einreden lassen, daß er angesichts der vielen Kuhmägde, die am Starnbergersee wohnen, zur Homosexualität gezwungen war.

*

Oder sie werden ihn verurteilen, weil der Fürst Dohna-Schlobitten ihm einmal einen groben Brief geschrieben hat.

*

»Der Zeuge Riedel tritt unter großer Heiterkeit an den Gerichtstisch und überreicht eine Rechnung, aus der hervorgeht, daß er seine Schuld an den Gasthofbesitzer nunmehr abgetragen habe und, wie er mit dem Ausdruck der Befriedigung hinzusetzt, sogar noch um fünf Mark billiger weggekommen sei.«

*

Der Gerichtshof wird demnächst darüber beraten, ob es Herrn Riedel gestattet werden soll, einen Schuhplattler zum Besten zu geben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Produktion haxenschlagender Beweise, schon deshalb, weil sie auch eine sogenannte »Gaudi« bedeutet, mit dem Prozeßgegenstand mehr zu tun hätte als der Brief des Fürsten Dohna. Vorläufig aber vergnügt sich die Bestialität auf ihre Weise. Der Vorsitzende hält dem Fürsten jenen Brief vor. Die folgende Ansprache ist wörtlich so in den Blättern gestanden:

»Als wir hier sehr ausführlich über Ihren Charakter sprachen, habe ich Sie aufgefordert, nach den guten auch die schlechten Eigenschaften Ihres Wesens zu erwähnen. Sie haben darauf zweierlei erwidert: Erstens seien Sie ein zu enthusiastischer Freund gewesen und zweitens hätten Sie eine viel zu große Gutmütigkeit betätigt, die Ihnen meistens nur Undank eingetragen habe. Das war alles, was Sie von Ihren Fehlern sagten. Ich machte Sie darauf aufmerksam, daß ich diese Eigenschaften nicht gerade zu denjenigen Fehlern rechnen kann, die Sie hieher gebracht haben und daß wir etwas über Ihre Wahrheitsliebe hören möchten, die schon nach dem bisherigen Gang der Vernehmung etwas brüchig erscheinen mußte. Darüber sagten Sie aber nichts. Nun ist hier dieser Brief ...«

Der Fürst Eulenburg ist in einer argen Bedrängnis. Verschweigt er die schlechten Eigenschaften seines Charakters, so beweist er dadurch, wie schlecht seine Eigenschaften sind. Offenbar wollte er dieses kürzere Verfahren einschlagen, aber schon eine solche Absicht ist eben verdächtig. Da ergeht an ihn die Aufforderung, sich über seine Wahrheitsliebe zu äußern. Angeklagter, sind Sie wahrheitsliebend oder nicht? Ja oder nein? Sagt er nein, so gibt er selbst zu, daß er ein Lügner ist. Sagt er ja, so hat er die Unwahrheit gesagt, ist also erst recht ein Lügner. Würde er angeben, er sei ein zweifelhafter Charakter, so hielte Herr Kanzow, der Vorsitzende, eine solche Aussage wohl nicht für präzis genug. Auch die Angabe, daß einer ein dunkler Ehrenmann sei,

fände Herr Kanzow noch immer zu allgemein. Bezeichnen Sie uns des Näheren, in welcher Art sich Ihre Schlechtigkeit äußert, ob Sie etwa hinterhältig, tückisch, eine Strebernatur oder sonst ein gemeiner Kerl sind. Oder: Es wird Ihnen vorgeworfen, daß Sie einen häßlichen Charakter haben. Ist das wahr? . . . Herr Kanzow wird als einer der tüchtigsten deutschen Richter gerühmt und ist außerdem liberaler Politiker.

*

Wenn Fürsten fallen, pißt der Pöbel geschwind noch aufs Pflaster.

*

Ein Wiener Kanalräumer, der nach Berlin ausgewandert ist und dort ein Mittagsblatt verschleißt, beherrscht die Situation des Prozesses. Er hat auf seinem Schreibtisch — das ist erweislich wahr — die scheinbar scherzhafte Inschrift angebracht: »Ich broche zu haben Dreck«. Dieser Mensch hält die Fäden der Eulenburg-Sache in seiner angenehmen Hand und ist der Exekutor der gröberen Arbeit, die sein Freund Harden in der ‚Zukunft‘ zu verrichten sich scheut. Das ist der Mensch, der die Erholungsfahrten des Fürsten Eulenburg beanstandet, Vorlebensfakten für die Geschwornen appretiert und nur über den Gesundheitszustand des Angeklagten keine ungünstigen Gerüchte aufkommen läßt. Das ist der Mensch, der die Herren Riedel und Bernstein im Automobil spazieren führt und deshalb in der beneideten Lage ist, Deutschland mit authentischem Dreck zu versorgen. Was er als Originalbericht über die Zeugenaussage des Herrn Mayer ausgab, war allerdings eine wortwörtliche Abschrift der Münchener Urteilsbegründung, die seinerzeit überall zu lesen war, und die Wiener Blätter ließen sich die Sensation telephonieren. Es braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden, daß der Mann auch Korrespondent des Herrn

Lippowitz ist. In Berlin vertritt er offiziös die Meinung der Herren Riedel, Wilhelm II. und Harden.

*

Tatsächlich war er in der Lage zu versichern, daß die unbeschränkte Ausschließung der Öffentlichkeit — »selbst« für Herrn Maximilian Harden — »an Stellen, auf die auch ein Oberstaatsanwalt mit Ehrfurcht emporzublicken scheint, nicht gebilligt wird«. Tatsächlich war er auch in der Lage, zu drohen, Herr Harden werde, wenn man dem Skandal nicht die ersehnte Verbreitung gebe, »noch einmal in einem anderen Bundesstaate sein Heil suchen«. Daß Herr Harden unersättlich ist, wußte man. Aber die Drohung, die Öffentlichkeit des Skandals mit Hilfe der willigen Justiz eines Bundesstaates herzustellen, enthüllt bereits ein vom Blutrausch verwüstetes Gehirn. Daß sich der partikularistische Groll gegen Preußen auch weiterhin den judiziellen Wünschen des Herrn Harden willfährig zeigt, ist ja durchaus möglich. Das kriminalistische Monstrum, das in Bayern zur Welt kam, war ein so aufgelegter Hohn auf die deutsche Rechtseinheit, daß Herr Harden vielleicht wirklich ein damischer Tropf wäre, wenn er über den Fall Eulenburg nicht auch in Württemberg judizieren ließe. Der Herr Mayer hat bekanntlich eines Holbein Haltung bewahrt, als das Beleidigungsgeschäft der Herren Städele und Harden sich vor ihm etablierte. Die bayrische Justiz hat mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, sich als Revisionsinstanz über der preußischen aufzuspielen und hat gegen alles Recht eine meritorische Prüfung der in Berlin abgelehnten Zeugenschaft der Ernst und Riedel zugelassen. Herr Städele hatte, um von der Anklage auf Ehrenbeleidigung freigesprochen zu werden, zu beweisen, daß Herr Harden über den Fürsten Eulenburg nichts wußte. Oder Herr Harden hatte zu beweisen, daß er etwas wußte. In Österreich wäre ein solcher Beweis Gottseidank nicht nur deshalb undenkbar, weil es sich

um Dinge des Privatlebens handelt, sondern auch schon deshalb, weil der Beklagte St. dem Kläger H. ein »Antragsdelikt« (Beleidigung des E.) vorgeworfen hatte. Eine solche — sachliche und geographische — Dislozierung eines Wahrheitsbeweises wäre bei uns unmöglich. In Bayern war mehr möglich, als selbst in Deutschland erlaubt ist. Es konnte sich naturgemäß nur darum handeln, ob Herr Harden Material zu haben glaubte, nicht ob dieses Material hinreichend war, um die Homosexualität des Fürsten Eulenburg zu beweisen. Ob Herr Harden Beweise angeboten hatte, nicht ob es genügende Beweise waren. Es waren also die Berliner Akten zu requirieren, aus denen hervorging, daß Herr Harden die Zeugenschaft der beiden bayrischen Hieseln tatsächlich angeboten hatte; daraufhin war der Herr Städele glatt schuldig zu sprechen. Seine Verurteilung war von dem Inhalt der Zeugenschaften Ernst und Riedel unabhängig. Denn wenn der Fischer und der Milchhändler auch beschworen hätten, daß zwischen ihnen und dem Fürsten nichts geschehen sei, war der Herr Städele schuldig. Damit wäre eben der gute Glaube, in dem Herr Harden seine Verdächtigung vorgebracht haben konnte, noch nicht entkräftet gewesen. Die Zeugen gegen Eulenburg durften nie Zeugen gegen Städele sein, und es war ausschließlich die Tatsache, daß sie von Herrn Harden dem Berliner Gericht genannt wurden, aktenmäßig zu erhärten. Aber der Herr Mayer verhörte die Zeugen, quetschte aus ihnen heraus, was er mit dem Kolportageton der ewigen Vergeltung und den Mitteln der Folterjustiz vermochte, und führte einen Prozeß Eulenburg. Grotesk ist, daß die Urteilsbegründung des Münchener Beleidigungsprozesses so ganz und gar auf die Komödie eingeht, daß sie kaum mit einem Wort die rehabilitierte Ehre des Herrn Harden streift und ausschließlich die Beweise für die Homosexualität des Fürsten Eulenburg würdigt.

Dieser wurde in München in contumaciam verurteilt und in Berlin findet nur mehr eine Berufungsverhandlung statt. Herr Harden kann mit den Bundesstaaten zufrieden sein. Bismarck hat Deutschlands Einheit geschaffen, Herr Harden löst sie wieder auf.

*

»Ernst war noch bis zum Münchener Prozeß ein gesunder und blühender Mann; alle, die ihn früher gekannt haben, können nicht genug erzählen von der schrecklichen Veränderung, die seitdem mit ihm vorgegangen ist. Sein Haar ist ergraut, er hat ein Herzleiden bekommen, aus dem gelben Gesicht stehen die Backenknochen hervor. Er selbst erzählt, wie er früher jeder Anstrengung gewachsen war, wie er sein Boot gerudert, seine Netze ausgelegt hat, wie er über die Berge gegangen ist, ohne eine Müdigkeit zu kennen; ‚ich werde nie mehr, wie ich war', fügt er traurig hinzu. Man sucht ihn zu trösten und zu beruhigen, aber er ist dem Trost und der Beruhigung nicht zugänglich. Sein Schwager, ein wackerer Schuhmacher aus Tutzing am Starnbergersee, der Ernst nach Berlin begleitet hat, um ihn gegen etwaige Angriffe, vor allem aber wohl um ihn gegen sich selbst zu schützen, erzählt, wie er sich vergeblich bemüht, den Ernst zu zerstreuen. Sie gehen zusammen ins Theater, aber der Ernst sieht und hört nichts von der Vorstellung, und kaum hat er eine Stunde gesessen, so treibt es ihn wieder hinaus, und sie laufen mitsammen durch die Straßen. Ernst war bisher ein angesehener Mann in Starnberg, wo er, wie der Schwager erzählt, ein schönes Anwesen besitzt. Jetzt redet das Volk allerlei Anzügliches hinter ihm drein, und man weiß, daß die oberbayrischen Bauern sich nicht gerade mit besonderer Zartheit auszudrücken pflegen. . . Dieser arme, gutherzige, von Gewissensqualen gepeinigte, von seiner inneren Unruhe halb zerstörte Mensch ruft das Mitleid aller derer hervor, die hier mit ihm sprechen.«

Welch ein Erfolg der deutschen Sittlichkeit! Der Herr Mayer in München fand es in seiner Urteilsbegründung »ergreifend«, wie ihm dieser Erfolg gelang, und den Herren Harden und Bernstein standen die Tränen in den Augen. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« Jeder im Saal hatte »Unvergeßliches erlebt«. Die Katharsis, die der Anblick eines sich befreienden Gewissens bewirkt, büßt ein armer Teufel mit einer zertrümmerten Existenz und mit hervorstehenden Backenknochen. Dafür sieht, wie Herr Harden triumphierend melden konnte, »der Justizrat um zehn Jahre jünger aus«. Mit einem

Wort, eine Bande, die einem armen Teufel das Blut abgezapft hat!

*

Hoffentlich ist der Verteidigung des Fürsten Eulenburg die interessante Tatsache nicht entgangen, daß Herr Maximilian Harden die beiden Aussagen des Zeugen Eulenburg erst in dem Augenblick für Eide angesehen hat, da die Ergebnisse des Münchener Prozesses diesen Aussagen widersprachen, also Hoffnung gegeben war, eine Verfolgung wegen Meineids durchzusetzen. Herr Harden, der bis zum Münchener Gerichtstag in seinen Prozessen den Standpunkt vertrat, er habe dem Fürsten Eulenburg überhaupt nichts nachgesagt und es sei verfehlt, seine Worte als Anspielungen auf sexuelle Dinge aufzufassen, war bemüht, die Aussagen des Fürsten als unverbindliche Erklärungen hinzustellen, die nichts gegen ihn, Harden, beweisen. In einer Broschüre, die ein Gefolgsmann des Herrn Harden nach dessen Verurteilung erscheinen ließ, die den stilistischen Einfluß und in jeder Zeile das sachliche Diktat des Herrn Harden verrät, und die der Herausgeber der ‚Zukunft' als die richtigste Zusammenfassung der Prozeßergebnisse empfohlen hat, findet sich die folgende Stelle, die sich auf die Aussage Eulenburgs im Brand-Prozeß bezieht:

»Als Eid ist diese Reinigungserklärung wenigstens bisher in der Öffentlichkeit allgemein aufgefaßt worden. In letzter Stunde werde ich von einem praktischen Juristen darauf aufmerksam gemacht, daß diese Auslassung nach wiederholten Entscheidungen des Reichsgerichts nicht unter den Eid fällt, sondern als nicht zur Sache gehörige, außerhalb des Eides und der Zeugenpflicht stehende Erklärung zu bewerten ist . . . Ohrenzeugen haben mir versichert, daß sowohl der Vorsitzende als auch Fürst Eulenburg wiederholt betont haben, es handle sich bei der langen Auslassung des Fürsten um etwas nicht zur Sache Gehöriges. Mit dieser Feststellung wäre der Erklärung in der Tat der Eidescharakter genommen. Ungeschickt wäre ein solches Verfahren eben nicht, eine Erklärung rings in der Öffentlichkeit als Eid

nehmen zu lassen, während sie in Wirklichkeit weiter nichts als eine ganz unverbindliche Privatäußerung ist, bei der es dann also auch weder Meineid noch Falscheid gibt.«

Ungeschickt ist auch ein Verfahren nicht, eine Aussage rings in der Öffentlichkeit als unverbindliche Privatäußerung nehmen zu lassen, um ihre Wirkung zu entkräften, und sobald sich herausstellt, daß sie unwahr ist, alle Justizschrecken gegen einen zweifellosen Meineid zuhilfe zu rufen ... Über die Aussage des Fürsten im Moltke-Prozeß sagt der Beauftragte des Herrn Harden, sie sei ebensowenig präzis wie die erste. Und:

»Mir ist es nun nicht gelungen, logisch zu ergründen, ob diese Rückfrage des Fürsten (‚Halten Sie das vielleicht für keine Schmutzerei?‘) als unter dem Zeugeneid getane Behauptung anzusehen ist. Sachlich ist sie es ja zweifellos; ob sie der Form nach dorthin gehört, will mir durchaus zweifelhaft erscheinen ...«

Daraus geht auch hervor, daß Herr Harden bis zur Hilfeleistung des Herrn Mayer in München nichts »gewußt«, daß er auf Grund vager Gerüchte die Kampagne eröffnet hat, daß er von den Aussagen des Fürsten Eulenburg tief betroffen war. Er hätte sich ja auch, wenn er schon damals, wie er nachträglich lügt, den Köcher voll Pfeile gehabt hätte, nicht so wehrlos verurteilen lassen. Das Detektivbureau hat erst später gearbeitet. Die Aussagen des Fürsten Eulenburg waren bis zum Tag von München keine Eide. Daß die Berliner Geschwornen sie strenger auffassen sollten, als Herr Harden, wäre grauenvoll.

*

Die Herren Günstlinge lebten sorglos dahin und mußten glauben, daß Majestät ihr Gebaren verstehe. Das hätte man der Kamarilla sagen müssen, daß Homosexualität nicht gewünscht wird! Jetzt muß sie die Unerfahrenheit eines andern büßen.

*

Der aufrechte Milchmann:

»Am 18. Juni d. J. hat Riedel noch einen Brief an den Fürsten geschrieben. Er setzte ihn in Kenntnis von der traurigen Lage, in der

er sich befinde. Er habe seine Milchhandlung schließen müssen, da er infolge des Bekanntwerdens seiner früheren Beziehungen zum Fürsten die ganze Kundschaft verloren habe. Das sei nicht seine, sondern des Fürsten Schuld, der ihn zu jenen Schmutzereien verleitet hat. Der Fürst möchte ihm innerhalb zweier Wochen mitteilen, ob er ihn entschädigen wolle. Wenn er nicht schreibe, werde er mit seinem Rechtsanwalt sprechen. Der Brief schließt mit der Bemerkung, daß der Fürst durch seine Handlungsweise das ganze Deutsche Reich blamiert habe.«

Dieser Appell an das politische Gewissen des Fürsten Eulenburg war zwei Wochen vor dem Prozeß ergangen. Gleich Herrn Harden hatte Herr Riedel rein politische Motive, gleich ihm ließ er sich »nur von Schritt zu Schritt drängen«.

*

Mancher Deutsche würde gern den Staub von seinen Füßen schütteln. Aber der Dreck geht nicht herunter.

*

Eine Nation, welche den gräßlichen Anblick der Konfrontierung eines kranken Greises mit den graugewordenen Zeugen seiner Jugendsünden ohne Trauer erträgt; welche die Ausstellung eines fürstlichen Siechenbettes und den Lokalaugenschein fürstlicher Lüste zur demokratischen Forderung erhebt; deren Interesse an dem Laufe der Gerechtigkeit »sich abflaut«, weil sie nur horchen und nicht zusehen darf; und bei der es »böses Blut« macht, wenn einem aristokratischen Häftling die Ärzte eine Lufterholung durchsetzen: eine solche Nation sollte vor ein internationales Kulturgericht gestellt werden, wo ihr das Recht aberkannt würde, auf Goethe stolz zu sein! Oder wo mindestens die Kolonisierung ihres Territoriums durch westafrikanische Einwanderer beschlossen werden müßte. Wer was dawider hat, zerschmettere ich.

*

»Ernst und Riedel haben von einem Unternehmer in Düsseldorf das Angebot erhalten, sich gegen ein monatliches Honorar von je 500 Mark engagieren zu lassen, um mit ihm von Stadt zu Stadt zu ziehen«.

Da Ernst abgelehnt hat, soll der Unternehmer an ein anderes beliebtes Duettistenpaar herangetreten sein.

*

In der Parole »Pardon wird nicht gegeben« hat sich die aufsehenerregende Verbindung vollzogen. Herr Harden, dessen Inspirationsbedürftigkeit vom eisernen Kanzler auf den aufrechten Milchmann gekommen ist, wird sich aber täuschen, wenn er auf Dankbarkeit rechnet. Es ist eine Shakespearesche Staatsaktion, die sich in Preußen abspielt und in einer solchen werden die beauftragten Mörder von den Königen immer um den Lohn betrogen. Wenn Bismarck den Fürsten Eulenburg für einen politischen Schädling gehalten hat, so hat er dessen Beseitigung auf abdominalem Wege nie gewünscht und nie bei Herrn Harden angeschafft. Hätte er es getan, unfehlbar wäre im Sachsenwald dieser Dialog vernommen worden:

»In diesem Sarg bring' ich dir, großer Kanzler,
Begraben deine Furcht: hier liegt entseelt
Der Feinde mächtigster, die du gezählt,
Philipp von Eulenburg, her durch mich gebracht.«

»Harden, ich dank dir nicht; du hast vollbracht
Ein Werk der Schande, mit verruchter Hand,
Auf unser Haupt und dies berühmte Land.«

»Aus eurem Mund, Herr, tat ich diese Tat.«

»Der liebt das Gift nicht, der es nötig hat.
So ich dich: ob sein Tod erwünscht mir schien,
Den Mörder hass' ich, lieb' ermordet ihn.
Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld,
Doch weder mein gut Wort, noch hohe Huld.
Wie Kain wandre nun in nächt'gem Graun
Und laß dein Haupt bei Tage nimmer schaun!«

Aber die Shakespeare'schen Mörder trafen mit einem Axthieb, und hier hat einer Glied für Glied sein Opfer zu Tode gequält.

Karl Kraus.



Der eiserne Besen.*)

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?

Der Zauberlehrling.

Wo sind die schönen Zeiten — so seufzte alt und jung —, da es noch in den Zeitungen hieß: Eine beispiellose Skandalaffäre beschäftigt die Stadt Bettenhausen. Ein Assessor hat seine Geliebte, ein Mädchen der besseren Bettenhausener Gesellschaft, einer berüchtigten Hebamme überliefert, damit diese eine verbrecherische Operation an ihr vornehme; da aber die Geliebte eines Fähnrichs gleichfalls auf Zureden ihres Liebhabers jene Hebamme aufgesucht hatte, während der Fähnrich sich ins Ausland begab und ein Schutzmann aus Verzweiflung darüber, daß er ihn nicht mehr verhaften konnte und weil auch seine Geliebte die Hebamme gekannt hatte, sich erschoß, da ferner auch zwei Lehrerinnen in die Affäre verwickelt scheinen — — Wo sind die schönen Zeiten! Man hatte die sichere Gewähr, daß die Familie sich fortpflanze. Sie wollte es nicht immer, aber sie konnte es. Unter dem Titel »Eine Skandalaffäre in Bettenhausen« erfuhr man, daß es noch so etwas wie ein gesundes Liebesleben gab. Der Unterschied zwischen früher und später prägte sich vor allem darin aus, daß man einst den Nachwuchs beseitigte, während man sich später nicht einmal mehr die Mühe nahm, ihn herbeizuführen.

---

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Waren früher bloß die Folgen unerwünscht, so wehrte man sich jetzt auch gegen die Ursachen. Eine beispiellose Skandalaffäre beschäftigte wieder die Stadt Bettenhausen: Der Assessor lebt mit dem Fähnrich auf bestem Fuße, dieser betrügt ihn mit dem Schutzmann, die beiden Lehrerinnen suchen ihr Glück auf ihre Art, und die Hebammen seufzen über die schlechten Zeiten ... Wenn ein Erwerbszweig durch den Umschwung der Verhältnisse lahmgelegt war, so war es dieser, und angesichts des Treibens der Erwachsenen ward der Ausruf berechtigt: Es gibt keine Kinder mehr!

Es hieße Eulen nach Bettenhausen tragen, wollte man noch ausführlich darlegen, daß diese Stadt Athenische Sitten angenommen hatte. Das Fremdwort, in dessen Zauberbann bald die ganze Bevölkerung lag, war die »Homosexualität«. Hätte der Sprachreiniger, der aus einem Chambre separée ein Sonderzimmer gemacht hat, den Bettenhausnern von allem Anfang die Homosexualität in eine Gleichgeschlechtlichkeit verwandelt, sie hätten sich vielleicht nie darauf eingelassen. Aber nun wars zu spät, das Wort war einmal in die Debatte geworfen, und darum griff die Sache um sich, die man je nach dem Grade der sittlichen Entrüstung eine Mode oder eine Seuche nannte. Die tonangebenden Männer von Bettenhausen waren nicht mehr einwandfrei, und bald traute man keinem Fürsten mehr über die Gasse. Hatte der Bürger einst, wenn er bei einem Hochgestellten Audienz nahm, aus Respekt es nicht gewagt, ihm beim Verlassen des Saales den Rücken zu kehren, so unterließ er es jetzt aus Vorsicht. Der Verkehr zwischen den maßgebenden Persönlichkeiten war früher so geregelt, daß man die heimlichen Strebungen hinter dem Rücken des Vorgesetzten für Beweise des Ehrgeizes halten konnte, während jetzt vielfach der Subalterne, ehe er sich umdrehen konnte, von einer Gunst überrascht wurde,

die nicht ohne sinnlichen Beigeschmack war. War in einer Gerichtsverhandlung ein Polizeidirektor über den Stand der Unsittlichkeit befragt worden, so benützte er die Verhandlungspause, um sich zu erschießen; denn es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß auch seine Empfindungen wesentlich von jener Norm abwichen, die der Angeklagte verlassen hatte. Die ärztlichen Sachverständigen mußten wegen Befangenheit abgelehnt werden, weil selbst sie in dem dringenden Verdacht standen, sich in ihrem dunklen Drang des rechten Weges nicht immer bewußt gewesen zu sein. Die Geschlechtsbestimmung, der die Gerichte von Bettenhausen oblagen, konnte infolgedessen nie vollständig gelingen und wenn sich die Richter zur Urteilsberatung zurückzogen, so ging ein verständnisinniges Lächeln über die Gesichter der Leute, die im Auditorium saßen; denn da sich unter den Richtern keine Frau befand, konnte man nie wissen, was im Beratungszimmer getrieben werde. Es war keine Lust, zu leben. Man teilte die Menschen bereits in solche ein, die homosexuell waren, und in solche, die dafür galten. Vergebens bemühten sich die maßgebenden Faktoren dem Rätsel der Verkehrung des Liebeslebens von Bettenhausen auf den Grund zu kommen. Eine Version, die immerhin eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, sei hier unter allem Vorbehalt mitgeteilt. Die Männer von Bettenhausen hatten gehört, daß die Frauen auf der Hochzeitsreise beim Anblick des Colleone, im Palazzo Pitti oder beim Sonnenuntergang in der Campagna die Frage zu stellen pflegten: Nu, Männe, biste glicklich? Um dieser Möglichkeit zu entrinnen und weil auch die körperlichen Vorzüge der Frauen von Bettenhausen den berechtigten Anforderungen nicht entsprachen, retteten sich die Männer in eine Liebespraxis, die mit der Absicht des Gesetzgebers nicht völlig in Einklang zu bringen war. Anderseits war es aber auch nicht zu leugnen, daß sie selbst

auf der Hochzeitsreise in Italien mehr schwitzten als unbedingt notwendig war, so daß auch die Frauen gewisse Bedenken gegen die Einrichtung des ehelichen Zusammenlebens zu äußern anfingen und sich deshalb mehr zu ihresgleichen hingezogen fühlten. Man sagte, daß infolge der allgemeinen Unsauberkeit der Bewohner von Bettenhausen nach und nach eine reinliche Scheidung der Geschlechter herbeigeführt wurde.

Man war's eine Zeitlang zufrieden; als sich aber später herausstellte, daß das Familienleben darunter leide, beschloß man, die Unordnung nicht länger zu dulden. Handelte es sich doch um nichts Geringeres als um die Zukunft der Nation, die gewiß zu deren edelsten Gütern gehört. Darum war es die höchste Zeit, die allerhöchste Zeit, daß ein Ende gemacht würde. Einem schlichten Schriftsteller gebührte das Verdienst, als erster auf diese Übelstände hingewiesen zu haben. Man holte den eisernen Besen hervor, um die Geschlechter zu paaren zu treiben und Ehen zustandezubringen, die infolge gegenseitiger unwiderstehlicher Abneigung bis dahin nicht geschlossen werden konnten. Man kommandierte »Herstellt!« und »Vorwärts, marsch!«. Der Besen funktionierte zur allgemeinen Zufriedenheit. Seine Borsten sträubten sich anfangs und standen in die Höhe; aber später paßten sie sich der veränderten Situation an. Wie man sieht, gab es in Bettenhausen nur zwei Gerechte. Einen, der die Wahrheit suchte, wo immer er sie fand, und einen, der es nicht glauben konnte.

Der eiserne Besen konnte sich gar nicht genug tun. Bald hatte er seine Schuldigkeit getan; aber wie ein richtiger Zauberbesen hatte er nicht nur die hinweggefegt, gegen die er angewendet wurde, sondern auch viele von denen, die seiner Anwendung zustimmten. Kaum hatte ihn einer berührt, so hieß es auch schon, er selbst sei bekanntlich auch so einer. Seit dem Dahingang des Meisters, der ihn allein hätte richtig hand-

haben können, wuchs er jedem, der ihn versuchen wollte, über den Kopf. »Seine Wort' und Werke merkt' ich, und den Brauch, und mit Geistesstärke tu' ich Wunder auch.« Das glaubte so mancher, aber er konnte es nicht, und der Pein des Zauberlehrlings machte kein wiederkommender Meister ein Ende. Der verruchte Besen wollte nicht hören, Stock, der er gewesen, blieb er verstockt. Er wurde gespalten. Aber siehe da, »beide Teile steh'n in Eile schon als Knechte völlig fertig in die Höhe«! Und zwar als zwei Fischerknechte. »Welch entsetzliches Gewässer!« Es war, als ob der Starnbergersee austräte und sich als Sintflut über das Land ergöße. Man stand einer noch nicht beobachteten Erscheinung gegenüber. Ja, sagte man sich, die Zustände waren doch früher da als ihre Enthüllung, also kann die Enthüllung nicht an den Zuständen schuld sein! Aber sie war es trotzdem. Denn wenn es auch erweislich wahr ist, daß schon längst, sozusagen unbewußt, jeder Einwohner von Bettenhausen homosexuell war, so war es doch früher immerhin noch möglich, daß sich einer heimlich zu einem Mädchen schlich und sich fortpflanzte. Jetzt war die Erfüllung solcher Staatsbürgerpflicht unmöglich gemacht, denn jetzt hielt man sie bloß für einen Alibi-Beweis und jeder schämte sich, normal zu sein, weil er fürchtete, durch eine normale Handlung den Verdacht auf eine homosexuelle Veranlagung zu lenken. Das Leben, dem die erhofften Erleichterungen nie in besonderem Maße zuteil geworden waren, war wesentlich erschwert; denn die verschlungenen Pfade seiner Freuden waren markiert und erlaubten keine Verirrung, das Betreten normwidriger Gebiete war bei Strafe verboten, aber das Schlimmste war, daß die normalen Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen wurden. Einer rief: »Ich habs gewagt«, aber es war keine Lust, zu leben. Wer lebte, galt für homosexuell; erschoß er sich aber, so war der Beweis gelungen. Da in die gleiche Zeit die Entdeckung des Unbewußten fiel, so wußte

niemand, woran er war und was hinter seinem Rücken geschah. Nur das Bewußtsein der unteren Schichten der Bevölkerung entwickelte sich bis zum Größenwahn. Denn wenn ehedem ein Lakai die Leutseligkeit einer Gräfin genossen hatte, so schloß ihm die Erinnerung an einen Lohn, der reichlich lohnet, den Mund. Im Verkehr mit den Grafen aber machte das Glück dem demokratischen Gefühl Platz, an einer strafgesetzwidrigen Handlung in gleicher Weise teil zu haben, was allmälig einen wirtschaftlichen Aufschwung der niederen Klassen herbeiführen half. Auch machte diese schon das Gefühl, um große Dinge zu wissen, redselig, sie begannen sich an der publizistischen Tätigkeit zu beteiligen, und mancher, der zum Schweigen verurteilt war, brach wenigstens auf dem Sterbelager in den Ruf aus: »I waß was, i waß was und derfs net derzähln!« Manche, die noch bei Lebzeiten ihr Herz gegen eine Zeugengebühr ausgeschüttet hatten, wurden von Impresarios eingeladen, in einem Varieté aufzutreten. Später verlor aber auch diese Pikanterie ihren Reiz und bei der allgemeinen Verbreitung der Mode richteten die Impresarios ihr Augenmerk auf jene Bewohner der Stadt, die noch normalen Neigungen huldigten. Sogar die sogenannten »Bohemiengs« hatten alle ihre Originalität eingebüßt. Während sie sich früher aus Objektivität beiden Geschlechtern zugewendet hielten, wußten sie jetzt nicht, was sie machen sollten, in einer Zeit, in der schon jeder Familienvater sich mit der Bisexualität brüsten konnte. Die Panik wuchs, weil man alle Tore des Sinnenlebens versperrt fand und den Notausgang nicht benützen durfte. Der eiserne Besen wütete und da die meisten Menschen durch Selbstmord endeten, ehe sie sich nachsagen ließen, daß sie nichts zur Entstehung der kommenden Geschlechter beigetragen hatten, so starb Bettenhausen aus, bevor es durch die natürliche Entwicklung der Dinge so weit gelangt wäre . . .

Nur zwei Männer hatten sich allen Anfechtungen zum Trotz als normal erwiesen, einer, der enthüllte und einer, ders nicht glaubte. Sie retteten sich vor der Sintflut und dachten darüber nach, wie sie endlich die Zukunft der vollständig vertilgten Nation sichern könnten. Ringsumher lagen die Steine, mit denen man nach den normwidrigen Einwohnern von Bettenhausen geworfen hatte. Und noch einmal warfen sie die Steine hinterwärts und ganz wie in der alten Sage, gaben sie dadurch einem neuen Geschlecht das Dasein. Nur daß sie eben, der neuen Zeit gemäß, zwei Männer waren, und nicht Mann und Frau. Der eine hieß Deukalion der Zweite; der andere hieß nicht Pyrrha, denn er hatte nichts Weibliches an sich, sondern war ein Sieger und hieß Pyrrhus.

Karl Kraus.



Kunstschau.

Die Zusammenfassung geistiger Gebiete zu organisatorischen Einheiten wird abgelöst durch den der Masse innewohnenden Instinkt der Vereinzelung. Dieser Trieb, der aus der auferlegten Unterordnung eine ziellose Freiheit sucht, ist heute in allen Gebieten wirksam, sein quasi-geistiges Ideal läßt sich mit einem Worte nennen: Demokratisierung.

Die Demokratisierung ist schon begrifflich ein relativer Vorgang, keine Form der Zusammenfassung, sondern der Desorganisation, widerspricht doch die Demokratie dem schöpferischen Prinzip aller Organisation durch den Einzelwillen, wie sie tatsächlich in der ganzen Geschichte niemals eigenmächtig gestalten, sondern nur bestehende Macht-

gebilde zersetzen und umwandeln konnte. Sie bleibt ein dauerndes Ferment, sie wirkt als kritischer und analytischer, nicht als zeugender und synthetischer Wert. Ihre Lebensäußerungen haben also eine ständige Bedingtheit, einen wechselnden, keinen gleichbleibenden Inhalt, einen relativen, keinen immanenten Charakter.

Dieses unorganische Chaos: Demokratisierung zieht nun die schöpferischen Kräfte in den Strudel. Die Ideale der Demokratisierung (mit Absicht wird dieses und nicht das Wort Demokratie gewählt, welches einen dauernden Zustand ausdrückt, der sich niemals vollendet) sind diese: Größtmögliche Verbesserung und Veredlung des Massenlebens vom ökonomischen ins seelische, geistige Förderung der Gesamtheit, ihre Durchdringung mit allen Gütern der Gesittung. Ihre Wirklichkeit ist: Verkleinerung alles Schöpferischen auf das Durchschnittsmaß, Unterwerfung aller Einzelleistung unter soziale Zwecke. Der rationale Nutzen wird überhaupt Gebieter alles geistigen Wollens. Das Ökonomisch-brauchbare, Sinnlich-förderliche und Faßbare, Sozial-gemäße wird bejaht, alles darüber Hinausgehende, Individuelle, Unbedingte verneint oder mit geheucheltem Wohlwollen recht eigentlich ausgehungert. Die menschheitlichen Energieen seufzen unter der Bergeslast einer sozialen Misère, die Eins und Alles geworden ist. An diesem unendlichen Hungertuche ißt sich die Demokratie durch die Ewigkeit.

Dabei verkümmern die großen monumentalen Instinkte der Kunst, ihr Trieb nach Herrschaft und nach Unterordnung wird gleicherweise mißbraucht und entstellt, er ersehnt die Vereinigung zu einer politischen, religiösen, philosophischen Gesamtarchitektur und findet überall das Chaos einer hungernden und mißtönigen Masse. Weder ökonomische, noch geistige Bedingungen einer organisatorischen künstlerischen Leistung bieten sich dar, Vereinzelung,

Verfeinerung aller technischen Mittel, Atomisierung der Anschauung selbst walten vor und machen die Zusammenfassung immer seltener und schwieriger.

Die Demokratisierung begünstigt und fordert diese Verkleinerung, wie sie eben selbst Verkleinerung ist. Auf allen schöpferischen Gebieten, in der bildenden Kunst zumal, löst eine unerhörte Spezialisierung die Leistungen auf und macht sie zwar allgemein zugänglich, aber auch allgemein unbedeutend. Aus dem Gegenstande der höchsten Leidenschaft wird einer der täglichen verzärtelten Liebhaberei. Nicht die Unversöhnlichkeit und schroffe Selbstgerechtigkeit der Kunst, sondern die duldsame Vordringlichkeit des Dilettantismus ist willkommen. Der Wunsch all der Beflissenen, Erzieherischen, Ernsthaften, Gefühlvollen, Verständnisreichen, Mitleidigen, Ethischen geht nach der Verallgemeinerung jener Werte, die nur in ihrer Besonderheit und eigenwilligen Unbedingtheit Sinn und Macht haben.

Als Erfüllungen dieser tausendstimmig-einfältigen Wünsche wachsen Kunstschulen, Kunstkenner, Kunstmacher aus dem dürren Boden.

Eben wie mit der Druckpresse und der sogenannten allgemeinen Bildung, mit der Möglichkeit ungemessener Vervielfältigung und Verbreitung des sprachlichen Ausdrucks auch scheinbar eine Fähigkeit der Erzeugung von Gedanken gewonnen wurde, die in Wahrheit den schöpferischen Geist der Sprache verfälschte und verwüstete, beginnt auch die Lernbarkeit der bildenden Hantierung einen bildnerischen Journalismus, eine Gestaltung der künstlerischen Alltagsanschauung und Tagesmeinung zu ermöglichen. Binnen kurzem wird alles, wie es schreiben und sprechen zu können glaubt, auch zeichnen, malen, bilden zu können vorgeben, wodurch der Künstler selbst gemach überflüssig und lächerlich erscheint, wie es der Dichter zum Beispiel längst geworden ist: eine Art von urzeitlichem Fossil, das in die heilige

Demokratie nur als antiquarisches und dekoratives Ungeheuer paßt.

Das Kennwort des ganzen Treibens ist: Geschmack. Das bedeutet: Übereinstimmung des allgemeinen Empfindens bei der Anschauung des Künstlerischen, der Urteilsrichtung aller gegenüber dem einzelnen. Geschmack heißt: alles Gegebene unter einen Hut bringen, alles Unvereinbare zusammenstecken, sofern es irgend der Gesamttendenz angepaßt werden kann. Das Ungemeine wird nicht als solches und ganzes hingenommen, sondern so lange mißverstanden und umgedeutet, bis es irgendwie den allgemeinen Maßstab verträgt. Der ureigentlichen, schöpferischen Hervorbringung ist aber ein gewisser Widerspruch zur geltenden Wertung gemäß, alles Neue, Große ist elementar, alles Elementare aber in seiner Überfülle geschmacklos, indem es dem Gesamtwillen seinen Eigenwillen entgegenstellt, aufzwingt, überordnet. Es begründet einen neuen, andern Geschmack, aber es hat keinen, es ist Ursache, nicht Erzeugnis des Geschmacks.

Die Demokratisierung der Kunst setzt nun diesen braven Gefolgsmann: Geschmack zum Alleinherrscher ein und tut sich auf sein lauliches, mildes, umfassendes, duldsames, elastisches Allerweltsgefühl und -verständnis noch wunder was zugute. Dieser von Natur abhängige, knechtische Geschmack, der seine eigene Richtung nur so lange wahrt, bis er durch die Ohrfeige oder den Fußtritt eines Mächtigen eine andere bekommt, soll dem Schöpferischen seine Wege vorschreiben. Er läßt sichs in der Welt behagen, die ein anderer als er geschaffen hat, er baut Häuser, richtet sie ein, macht Sessel und Gerät, Löffel und Messer und hält sich vor den gewöhnlichen, verachtetsten Dingen nicht zurück, da alles zu verklären, zu veredeln, zum Kunstwerke zu erheben seine »demokratisierende« Mission ist.

Der Geschmack ist sozusagen die lackierte

Rechtfertigung der Masse, die ihren Kirchtag feiert, derweil die Katzen fort sind. Durch ihn stellt sie sich ihr kalligraphiertes Wohlverhaltungszeugnis aus und besieht mit Staunen ihren Kulturwert.

Ehrfurchtlosigkeit, Mangel an Distanz, zudringliche Wichtigtuerei ist dieses Geschmacks »persönliche Note«. Niemals ist die Lehre: aus dem Leben ein Kunstwerk zu schaffen, höhnischer mißverstanden und in wohlfeilere Dummheit verkehrt worden, als heute, wo der »Geschmack« dem einzelnen die schöpferische Willkür und sittliche Aufgabe des persönlichen Lebens sacht aus der Hand windet und die gemeine Gleichmacherei einer künstlerisch tuenden Beflissenheit an die Stellen schiebt, die sonst dem privaten Wollen gewahrt blieben. Dieser Geschmack guckt durch alle Fenster, in alle Töpfe, mengt sich in alle Geschäfte, kein Gerät ist ihm zu gering, es umzubilden und vorgeblich zu durchgeistigen. Er bringt es zuwege, die einfachsten, noch ursprünglich gebliebenen Funktionen zu verwirren, schöngeistig zu pathetisieren und dabei zu entwürdigen, seine Stimmung in alles hineinzutragen und die natürliche Stimmung, die allem innewohnt, zu vertreiben und zu verkehren. Der Adel des täglichen Lebens bestand und besteht in einer gewissen schamvollen Abkehr des privaten Daseins von den notwendig öffentlichen Übungen, hier gibt es ursprüngliche, bescheidene Grund- und Gebrauchsformen, die ihrem funktionellen, typischen, unpersönlichen Zwecke sinnvoll dienen. Die Würde des Handwerkers gestaltete diese Gegenstände mit schlichter Sachlichkeit und unvordringlicher Präzision. Heute hat sich der Geschmack mit dem größten Lärm auch dieser Dinge bemächtigt und über ihre Zwecke den seinen gestellt, eine Phantasie, die das Große auszusinnen unfähig, dem Kleinsten auf den Hals gehetzt, den primitiven, natürlichen Stil des privaten Lebens aufgestört und zur gequälten Repräsentation gezwungen, so daß nicht einmal Essen und Trinken

mehr sich bescheiden darf, wie es sich gehört. Das Handwerk ist heimgesucht von einem Tausendsassa, von einem Affen der Kunst: dem Geschmack. Die Frucht dieses Alpdrucks ist das, seine eigene Gottähnlichkeit anhimmelnde Kunsthandwerk von heute. Inmitten der Demokratisierung geht die Kunst selbst am Geschmack zugrunde. Es sind die Saturnalien einer verwirrten Gesellschaft, wo der Herrscher den Sklaven bedienen muß.

Das sind etwa die Lehren der »Kunstschau«.

Zwei Persönlichkeiten fallen als schicksalsvolle Repräsentanten auf.

Der eine: Klimt unterlag durchaus mit den glänzendsten Gaben, mit der vornehmsten Überfeinerung des Könnens diesem Unwesen: Geschmack und teilt das Schicksal alles so Relativen und Gemeinsamen: mit der Zeit zu vergehn. Es ist ein Typus, der gerade für Wien bezeichnend, Makarts Wesen und Wirken zu wiederholen scheint.

Der zweite ist von dieser Demokratisierung glücklich unberührt, mit allen Urmächten der schöpferischen Natur eins, von instinktivem Trieb nach höherer machtvoller Organisation beseelt, die er in seinem Werk ahnt, ausdrückt, erfüllt: Metzner, der Bildhauer.

Sieht man sein Relief eines Bauern, der in schweren Holzschuhen den Pflug führt, an dem zwei starke Rosse ziehen, so ist es, als steige daraus der Urhauch der zeugenden Ackererde auf und als erwache die Einfalt der immer erneuten Fruchtbarkeit des weiten Landes selbst, jenes Bodens, aus dessen Furchen die schöpferische Willkür sich in großen Ernten erneut und Glauben, Denken, Können des Volks in der Saat von Männern aufersteht. Sein Kaiser Otto drückt diesen schöpferischen menschheitlichen Geist selbst gewaltig einfach aus mit seinem Grimm, seinem Eisengehalt von Willen, seiner Schwertfaust und seinem heimlichen Lächeln. Das

ist primäre Kunst, nicht — abgeleiteter Geschmack. Eine Kunst, die ihre Hand fernen, unbekannten, anderen Schöpfern entgegenzustrecken scheint, um ein größeres Ganzes gemeinsam zu erwirken. Wo sind die Meister aller verschwisterten bauenden Kräfte der Menschheit, diese Hand zu fassen?

Otto Stoessl.

* * *

Der Beamte.

Je vorgeschrittener eine Zivilisation ist, desto deutlicher tritt aus der Erscheinungen Fülle eine typische Gestalt hervor, die in unsern Tagen den ganzen Gesellschaftsaufbau stützt — der Beamte. Eine solche Werbekraft geht von dieser Gestalt aus, daß man hier das Sprüchlein vom Golde anwenden könnte, an dem alles hängt, zu dem alles drängt; und jener Tag scheint nicht allzufern, da die Menschheit beiderlei Geschlechtes sich nur mehr nach Rangsklassen abstufen wird. Um diese Entwicklung zu begreifen, muß man auf das Wesen des Beamtenstandes eingehen.

Er lockt zunächst durch die relativ höchste Sicherheit der Existenz, die er bietet, durch die Gewähr der Versorgung. Man hat für ewige Zeiten Ruhe, braucht sich nicht mehr im Daseinskampf zu strapazieren, um am Ende seine gänzliche Unzulänglichkeit darzutun. In diesem Sinne kann man die ganze Institution und Organisation der Beamtenhierarchie als das vielleicht glänzendste Abwehr- und Schutzmittel bezeichnen, das die kompakte Mittelmäßigkeit ihr Instinkt gegen die Auslese durch den Kampf ums Dasein finden ließ. Diese Sicherheit ist besonders wichtig und wünschenswert bei Familiengründung, die ja ihrerseits die Stabilität der Existenz vermehrt. Man verdoppelt, vervielfacht das Fundament seines Lebens und Wesens, verbindet sich (dies wenigstens ist das Ideal) zu einem neuen Gesellschaftswesen. Die Behaglichkeit des Daseins wird im allgemeinen gesteigert, auch in geschlechtlicher Beziehung ist ein Wettbewerb nicht mehr notwendig, und indem man all das schön sicher und bequem hat, wird man wirklich ein »nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft«. Wie leicht begreiflich, ist auch dem Vorgesetzten ein verheirateter Beamter,

den er sicherer in der Hand hat, erwünschter. Denn da ein solcher für die Familie zu sorgen hat, darf er nichts riskieren und ist geschmeidiger und arbeitswilliger als ein anderer. Und das Leben läuft wie ein Zug auf den einmal gelegten Schienen, mit der vorgeschriebenen Geschwindigkeit. Man hat seine genau geregelte Tätigkeit. Tag für Tag, Woche für Woche das Gleiche. In zweifelhaften oder kritischen Fällen ist immer noch ein Höherer da, für den das Entscheiden wieder nur eine Gewohnheit ist, die sich selbsttätig auslöst. Fast nichts trübt diese gesunde Regelmäßigkeit des Geschehens. Man sieht, das mechanische Gesetz des Beharrungsvermögens, der Trägheit hat hier eine neue Verkörperung gefunden, und aus Organismen, die den Geist in sich bilden und entwickeln sollten, sind Mechanismen geworden, die den Geist töten.

Ein weiteres Lockmittel, das den Beamtenstand so zugkräftig macht, ist die soziale Stellung, die er garantiert. Es ist eine bewährte Methode, die seit jeher von allen Machthabern — den Größten wie den Kleinsten — mit Erfolg geübt wurde, materielle Forderungen durch sogenannte ideelle Entschädigungen, die nichts kosten, zu befriedigen. Je größer und mächtiger eine Organisation ist, desto leichter und erfolgreicher kann sie diese Absicht durchführen. Die stärkste ist der Staat, und die Entschädigung, die er seinen Beamten für die geringen materiellen Chancen bietet, ist das soziale Ansehen. Für alle, die nichts sind, ist hier die bequemste Möglichkeit, etwas zu werden, nämlich in den Augen jener, die auch nichts sind. Dies ist nicht etwa bloße Befriedigung der Eitelkeit, sondern das wichtigste Surrogat für Persönlichkeit. In sich kann diese Sorte keinen Wert finden, da ihr Individualwert meist gleich Null ist; sie ist daher auf jene Wertschätzung angewiesen, die ihr von außen zukommt, und diesen Maßstab eignet sie sich an. Kräftigst unterstützt wird solches Trachten durch das Weib, das sich in der heutigen Gesellschaft hinsichtlich der Einschätzung des männlichen Wertes eine sehr maßgebende Bedeutung zu verschaffen gewußt hat. Einerseits begünstigt der weibliche Instinkt alles Unechte, jeden Schein, alle Surrogate, sofern sie nicht die Männlichkeit an sich betreffen. Für wirkliche Werte hat das Weib im allgemeinen kein Verständnis. Anderseits hat es aber auch das größte Interesse, die Aussichten seiner Versorgung zu fördern und darum bevorzugt es den Beamten, welcher derart seiner Bedeutung und seines Wertes sich noch mehr bewußt wird.

Man kann also Arbeiter, Diener, Kommis sein — soferne man es aber als Beamter ist, verleiht die Zugehörigkeit zur Kaste dieser Betätigung den Adelsbrief. Und das ist nur billig. Denn, verletzt man die Menschenwürde eines gewöhnlichen Bedienten, so kündigt dieser — er hat es ja nicht notwendig. Der Beamte aber läßt sich erniedrigen und treten, und schweigt. Die Eigenart und Bedeutung dieser Figur ergänzt auf das glücklichste das Bild einer Gesellschaft, die das Wort: »Bildung macht frei« ad absurdum geführt hat und den Wahlspruch: »Zeit ist Geld« auf ihrem Schilde trägt. Es ist das keine neue Erscheinung, und wer auf historische Parallelen Wert legt, lese darüber in der Geschichte Karthagos, Roms und Frankreichs nach; immer war der Beamte der treue Begleiter eines sozialen Verwesungsprozesses. Das Unikum aber blieb doch unserer Zeit vorbehalten: Die Menge, die einem Denker zujauchzt, der sein Evangelium vom Willen zur Macht und vom Übermenschen verkündet, schwelgt in einem Taumel von Knechtseligkeit, kennt nur den Willen zum Sklaventum.

Viele Wege führen nach jenem Rom, wo kein Hirt und eine Heerde sein wird; dieser hier aber ist die breiteste Heerstraße. Eine Zeit, deren Streben und Ideal der Beamtenstand ist, hat sich selbst gerichtet. Sie ist für den Knopfgießer reif.

Artur Hetz.

* * *

Tugendkurs.

Die Einschätzung menschlicher Fähigkeiten wechselt; auch die Tugend hat ihren Kurswert. Und dieses Kursblatt, das öffentliche Meinung genannt wird, zeigt starke Schwankungen in der Notierung des menschlichen Tuns.

Die dominierende Tugend des Altertums war physische Kraft; sie wurde gepriesen, ihre Besitzer hatten das Heldentum monopolisiert. Heute? Kraft ist ein Gebrauchsartikel geworden, der aus der Spannung des Dampfes, der Elektrizität im gewaltigen Strome fließt. Das bißchen Menschenkraft imponiert nicht mehr. Wer je einen Dampfhammer bei der Arbeit gesehen hat, kann schwerlich von homerischen Hieben schwärmen. Einen Türken in zwei Teile spalten, die vorschriftsmäßig zur Rechten und zur Linken

niedersinken — eine Kleinigkeit! Das macht bei entsprechender Einrichtung ein winziger Dynamo. Die speziell menschliche Kraft besitzt ja noch ihren Raritätenwert; bei Sportwettkämpfen oder im Zirkus; aber im allgemeinen hat sie nach der letzten Volksschulklasse aufgehört, für den Zeitgenossen von Bedeutung zu sein.

Heute besteht im Reiche der Vorzüge eine merkwürdige Doppelherrschaft. Die geistigen Fähigkeiten, Intelligenz und Talent, besitzen eine Art Scheinkönigtum. Erst ihr offizielles Siegel liefert einen Menschen der hergebrachten Verehrung und dem unausweichlichen Nachstreben aus — aber wirklich regierende Tugend ist zweifellos das Geld. Und mit Recht. Es trägt alle Lasten, erfüllt alle Pflichten einer Tugend; es schützt seinen Besitzer vor schlechten Situationen, gibt dessen Anhängerschaft Sicherheit und Macht, es ist selber reine Macht, Macht zum täglichen Gebrauche. Mit all diesen Leistungen ist es vollständig an die Stelle getreten, die früher von den Beuge- und Streckmuskeln der Arme und Schenkel eingenommen wurde. Aber wie sehr steht es in der Anerkennung hinter diesen zurück! Geld ist eine offiziell nicht anerkannte, eine arme Titulartugend ohne moralisches Einkommen. Der praktische Respekt, den es erzwingt, wird mit Vorbehalt gegeben. Ehrlich einbekannte Verehrung, Jugendbegeisterung, beide erst der eigentliche Purpur einer herrschenden Tugend, wird ihm vorenthalten.

Und hier läßt sich ein Wandel prophezeien. Auch die Geistesverfassungsfragen einer Zeit sind in letzter Linie Machtfragen. Die Macht der Vorzüge des Geldes wird sich alle Rechte dieser Vorzüge erzwingen. Der Name Tugend ist ein solches Recht. Das Geld wird die Jugendverehrung und die dichterische Verherrlichung erobern.

Beide sind nur ein letztes Honorar der Mitwelt für eine praktische Leistung, für gewährten Schutz und Vorteil. Das Geld wird seinen moralischen Rang erzwingen; es ist die verherrlichungsreife Tugend von morgen.

Vom Standpunkt des persönlichen Verdienstes ist wenig einzuwenden. Selbsterworbenes Geld ist Intelligenz, umgesetzte, kinetische Intelligenz. Und nichterworbenes? Die vielgepriesene Kraft eines Achilles war sicher kein größeres Verdienst, als die vielmißgönnte der Erben eines Vanderbilt.

Es wird eine verläßliche Tugend sein, eine, deren Vererbungstheorie nicht angreifbar ist, solange sie das bürgerliche Gesetzbuch schützt.

Die letzte Änderung im Range des Reichtums vollzieht sich unmerklich. Die Phrasen und Redewendungen, die kleine Münze des täglichen Verkehres, sie tragen ohnehin das Bild des wirklichen Regenten im Bereiche menschlicher Achtung: Klingende Münze ist ein Anerkennungswort auf allen Gebieten, Gold ist der ehrendste Vergleich für Stimmen, Sonnen, Sterne, Weine, Schatz ist eine selbstverständliche Bezeichnung für die geliebte Person. Nun wird man mit derselben Selbstverständlichkeit dem wirklichen Geldschatze die Liebe zuerkennen. Im Worte Geldaristokratie verliert die erste Silbe die Betonung. Nicht mehr die Mütter werden rühmen, nein, die Töchter werden schwärmen. Das ist stets ihre Betätigung gewesen, gegenüber der letzten Neuheit am Tugendmarkt. Das war noch eben das Genie, das wird in kurzem der Reichtum sein. Bald werden sich die Attribute süß, entzückend, herrlich an den Besitzer des Geldes knüpfen. Auf eine Erbschaft zu warten wird ein geachteter bürgerlicher Beruf bleiben, Erben ein angebeteter.

Die Höchstachtung der Menschheit hat einen weiten Weg von der physischen Kraft zur geistigen zurückgelegt. Er ist kaum kleiner als der von der Persönlichkeit zu ihrem nichtorganischen Besitz. Eine neue Tugend ist im Anmarsch, und auch diese wird niemand aufhalten.

Otto Soyka.

* *
*

Meine Bücher.*)

Einige Leser erlaubten sich, den Abdruck der über »Sittlichkeit und Kriminalität« veröffentlichten kritischen Äußerungen zu

*) Die Ausgabe der beiden Bände, die wahrscheinlich den Titel »Kultur und Presse« führen und als Bände II und III (nicht als zwei Teile eines Bandes) der Ausgewählten Schriften erscheinen werden, hat sich verzögert. Sie werden im Oktober, bezw. November in den Buchhandel kommen. Der IV. Band, der vor Weihnachten erscheint, führt den Titel »Gedanken«. Die Sammlung der seit 1906 erschienenen Satiren und polemischen Aufsätze wird der Inhalt der folgenden Bände sein.

beanstanden. Aber nicht deshalb wird mit dieser Methode fortgefahren, sondern weil es mir sinnlos schiene, auf die Publizität der ‚Fackel' zu verzichten, wenn sich zeigen läßt, was alles in Österreich über meine Bücher nicht geschrieben wird. Dieses Maß der Selbsthilfe räume ich mir mit Vergnügen ein, ohne im Übrigen für Form und Inhalt des mir gespendeten Lobs die Verantwortung zu übernehmen. In der ‚Berliner Gerichts-Zeitung' (8. Juli 1908) schreibt ein mir unbekannter Kritiker:

> Sittlichkeit und Kriminalität. Von Karl Kraus. Buchhandlung L. Rosner, Wien. — Endlich einmal ein Wiener, der ein mustergültiges Deutsch schreibt. Ja, schon das allein wäre ein gewichtiger Grund, die Lektüre des Buches aufs wärmste zu empfehlen, wenn der Gedankenreichtum und der blendende Stil des hochinteressanten Werkes nicht die Anschaffung jedem Gebildeten gebieterisch nahe legten. Mit unerbittlicher Schärfe hält der geistvolle Autor unserer Zeit einen Spiegel vor. Seine Satire kann nur mit der Heinrich Heines verglichen werden. Nach meinem Geschmack ist sie um vieles markiger und ätzender.



Tagebuch.

Der moderne Geschmack braucht die ausgesuchtesten Komplikationen, um zu entdecken, daß ein Wasserglas in der Rundform am bequemsten sei. Er erreicht das Sinnvolle auf dem Weg der Unbequemlichkeiten. Er arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um zuzugeben, daß die Erde kein Würfel, sondern eine Kugel sei. Dies Indianerstaunen der Zivilisation über die Errungenschaften der Natur hat etwas Rührendes.

*

Auch die Dummheit hat Ehre im Leib, und sie wehrt sich sogar heftiger gegen den Spott, als die

Gemeinheit gegen den Tadel. Denn diese weiß, daß die Kritik recht hat, jene aber glaubt's nicht.

*

In einem geordneten geistigen Haushalt sollte ein paar Mal im Jahr ein gründliches Reinemachen vor der Schwelle des Bewußtseins stattfinden.

*

Schönheitsfehler sind die Hindernisse, an denen sich die Bravour des Eros bewährt. Bloß Weiber und Ästheten machen eine kritische Miene.

*

Wer zu den Dingen in seinem Zimmer eine persönliche Beziehung gewonnen hat, rückt sie nicht gern von der Stelle. Ehe ich ein Buch aus meiner Bibliothek leihe, kaufe ich lieber ein neues. Sogar mir selbst, dem ich auch nicht gern ein Buch aus meiner Bibliothek leihe. Ungelesen an Ort und Stelle, gibt es mir mehr als ein gelesenes, das nicht da ist.

*

Es wäre eine interessante Statistik: Wieviel Leute durch Verbote dazu gebracht werden, sie zu übertreten. Wieviel Taten die Folgen der Strafen sind. Wieviel Menschen etwa von der Altersgrenze, die die Sexualjustiz festgesetzt hat, gereizt werden, sie zu überschreiten. Interessant wäre es, herauszubringen, ob mehr Kinderschändungen trotz oder wegen der Altersgrenze begangen werden.

*

Die Strafen dienen zur Abschreckung derer, die keine Sünden begehen wollen.

*

Es verletzt in nichts den Respekt vor Schopenhauer, wenn man die Wahrheiten seiner kleinen Schriften manchmal als Geräusch empfindet. Wie plastisch wirkt in seiner Klage das Türenzuschlagen!

Man hört förmlich, wie offene Türen zugeschlagen werden.

*

Ein Soldatenzeichner, dessen Figuren Habtacht vor dem Betrachter stehen. Und wenn er eine Armee malte, es wären lauter Einzelne. Ein anderer malt einen Soldaten und man sieht die Armee.

*

Auf den Bildern derer, die ohne geistigen Hintergrund gestalten und den Nichtkenner durch eine gewisse Ähnlichmacherei verblüffen, sollte der Vermerk stehen: Nach der Natur kopiert. Hätten sie ein Wachsfigurenkabinet zu zeichnen, so wüßte man zwischen den Figuren und den Besuchern nicht zu unterscheiden.

*

Mit einem Blick ein Weltbild erfassen, ist Kunst. Wie viel doch in ein Auge hineingeht!

*

Weh dem armen Mädchen, das auf dem Pfad des Lasters strauchelt!

*

Er war so eifersüchtiger Natur, daß er die Qualen des Mannes, den er betrog, empfand und der Frau an die Gurgel fuhr.

*

Sich im Beisammensein mit einer Frau vorzustellen, daß man allein ist — solche Anstrengung der Phantasie ist höchst ungesund.

*

Passende Wüste für Fata morgana gesucht.

*

Der Philosoph denkt aus der Ewigkeit in den Tag, der Dichter aus dem Tag in die Ewigkeit.

*

Welch sonderbarer Aufzug! Sie geht hinter ihm, wie eine Leiche hinter einem Leidtragenden.

*

In zweifelhaften Fällen entscheide man sich für das Richtige.

*

Wie unperspektivisch die Medizin die Symptome einer Krankheit beschreibt! Sie passen immer auch zu den eingebildeten Leiden.

*

Wenn ein Künstler Konzessionen macht, so erreicht er oft nicht mehr als der Reisende, der sich im Ausland durch gebrochenes Deutsch verständlich zu machen hofft.

*

Wie unwesentlich und ungegenwärtig dem Mann das Geschlechtliche ist, zeigt sich darin, daß selbst die Eifersüchtigen ihre Frauen auf Maskenbällen sich frei bewegen lassen. Sie haben vergessen, wie viel sie sich ehedem mit den Frauen anderer dort erlauben konnten, und glauben, daß seit ihrer Verheiratung die allgemeine Lizenz aufgehoben sei. Ihrer Eifersucht genügen sie durch ihre Anwesenheit. Daß diese ein Sporn ist und kein Hemmschuh, sehen sie nicht. Keine eifersüchtige Frau würde ihren Mann auf die Redoute gehen lassen.

*

Das kurze Gedächtnis der Männer erklärt sich aus ihrer weiten Entfernung vom Geschlecht, welches in der Persönlichkeit verschwindet. Das kurze Gedächtnis der Frauen erklärt sich aus ihrer Nähe zum Geschlecht, in welchem die Persönlichkeit verschwindet.

*

Wenn ein Vater, der aus Liebe geheiratet hat, seinem Sohn eine Eheschließung verbietet und die Mutter sie befürwortet, so geht es durchaus mit

natürlichen Dingen zu. Denn die Mutter hat sich genug Natur bewahrt, um eine Kupplerin aus Gefühl zu sein, und dem Vater ist nichts übrig geblieben als die Fähigkeit, die Rentabilität menschlicher Verhältnisse abzuschätzen.

*

Jemand gab zu, daß Hetären Genies entzünden: aber Mütter bestünden als unbedingter Wert. Das ist wahr, aber man hat immer das Recht, den Acker oder die Landschaft vorzuziehen.

*

Es kommt schließlich nur darauf an, daß man überhaupt über die Probleme des erotischen Lebens nachdenkt. Widersprüche, die man zwischen seinen eigenen Resultaten finden mag, beweisen nur, daß man in jedem Falle recht hat. Und die Widersprüche zwischen den eigenen und den Resultaten, zu denen andere Denker gelangt sind, entfernen uns nicht so weit von diesen, wie uns der Abstand von solchen entfernt, die überhaupt nicht über die Probleme des erotischen Lebens nachgedacht haben.

*

Nicht immer muß, wer an der Seele krank ist, den Unterleibsspezialisten aufsuchen, und nicht immer braucht man mit einer Darmfistel zum Psychologen zu gehen. Im Allgemeinen sind aber die Kompetenzen zwischen den Rationalisten des Seelenlebens und den Mystagogen des Unterleibes schwer abzustecken.

*

Daß eine Sache künstlerisch ist, muß ihr nicht unbedingt beim Publikum schaden. Man überschätzt das Publikum, wenn man glaubt, es nehme die Vorzüglichkeit der Form übel. Es beachtet die Form überhaupt nicht und nimmt getrost auch Wertvolles in Kauf, wenn nur der Stoff zufällig einem gemeinen Interesse entspricht.

*

Man glaubt mit einem Mann zu sprechen und plötzlich fühlt man, daß sein Urteil aus dem Uterus kommt. Das beobachtet man häufig, und man sollte so gerecht sein, die Menschen nicht nach den physiologischen Merkmalen, die zufällig da sind, zu unterscheiden, sondern nach denen, die fehlen.

*

Daß Bäcker und Lehrer streiken, hat einen Sinn. Aber die Aufnahme der leiblichen und geistigen Nahrung verweigern, ist grotesk. Wenn es nicht etwa deshalb geschieht, weil man sie für verfälscht hält. Die lächerlichste Sache von der Welt ist ein Bildungshungerstreik. Ich stimme schon für die Sperrung der Universitäten, aber sie darf nicht durch einen Streik herbeigeführt werden. Sie soll freiwillig gewährt, nicht ertrotzt sein.

*

Den Frauen gegenüber ist man durch die Gesellschaftsordnung immer nur darauf angewiesen, entweder Bettler oder Räuber zu sein.

*

Die gefährlichsten Literaten sind die, denen zufällig etwas Fremdes angeflogen ist und die nichts dafür können, daß sie nicht immer originell sind. Da ist mir ein ehrlicher Plagiator viel lieber.

*

Wenn ein Wagen rollt, legt der Hund trotz längst erkannter Aussichtslosigkeit immer wieder seine prinzipielle Verwahrung ein. Das ist reiner Idealismus, während die Unentwegtheit des liberalen Politikers den Staatswagen nie ohne eigensüchtigen Zweck umbellt.

*

Die Einteilung der Menschheit in Sadisten und Masochisten ist beinahe so albern wie die Einteilung in Esser und Verdauer. Von Abnormitäten muß man in jedem Fall absehen, es gibt ja auch Leute, die besser verdauen als essen und umgekehrt. Und so

wird man, was den Masochismus und den Sadismus betrifft, getrost behaupten können, daß ein gesunder Mensch über beide Perversitäten verfügt. Scheußlich an der Sache sind bloß die Worte, besonders entwürdigend jenes, das sich von dem deutschen Romanschriftsteller herleitet, und es ist schwer, sich von den Bezeichnungen nicht den Geschmack an den Dingen verderben zu lassen. Trotzdem gelingt es einem Menschen mit künstlerischer Phantasie, vor einer echten Frau zum Masochisten zu werden und an einer unechten zum Sadisten. Man brutalisiert dieser die gebildete Unnatur heraus, bis das Weib zum Vorschein kommt. Die es schon ist, gegen die bleibt nichts mehr zu tun übrig, als sie anzubeten.

*

Gewiß, der Künstler ist ein Anderer. Aber gerade deshalb soll er es in seinem Äußeren mit den anderen halten. Er kann nur einsam bleiben, wenn er in der Menge verschwindet. Lenkt er die Betrachtung durch eine Besonderheit auf sich, so macht er sich gemein und führt die Verfolger auf seine Spur. Es ist ja auch töricht, mit der Extraausgabe einer Zeitung in ein Lokal zu treten, denn man lockt sogleich hundert Dummköpfe auf sein Terrain. Je mehr den Künstler alles dazu berechtigt, ein anderer zu sein, um so notwendiger ist es, daß er sich der Tracht der Durchschnittsmenschen als einer Mimicry bediene. Auffälliges Aussehen ist die Zielscheibe der Betrunkenheit. Diese, sonst verlacht, dünkt sich neben langhaariger Exzentrizität noch planvoll und erhaben. Über den Mann in der Narrenjacke lacht der Betrunkene, über den der Pöbel lacht. Sich absichtlich verwahrlosen, um sich vom Durchschnitt abzuheben, schmutzige Wäsche als ein Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft tragen, über die Verkehrtheit der Gesellschaftsordnung eine ungekämmte Mähne schütteln — ein Vagantenideal, das längst von Herrschaften abgetragen ist und heute jedem Spießbürger erreich-

bar! »Mutter Landstraße« will von solchen Söhnen nichts mehr wissen; denn auch sie ist heute schon gepflegter. Die Bohême macht den Philistern nicht mehr das Zugeständnis, sie zu ärgern, und die wahren Zigeuner leben nach der Uhr, die nicht einmal gestohlen sein muß. Armut ist noch immer keine Schande, aber Schmutz ist keine Ehre mehr.

*

Fechten und Keulenschwingen sind trügerische Entfettungskuren. Sie schaffen Hunger und Durst. Was den meisten Menschen abgeht und was ihnen unfehlbar helfen könnte, ist die Möglichkeit, geistige Bewegung zu machen.

*

Ein sonderbarer Ehrgeiz, einem Mädchen der erste zu sein. Und gerade das nennt sich Genießer und behandelt eine Frau wie einen beliebigen Labetrunk. Daß auch Frauen Durst haben, wollen sie nicht gelten lassen. Aber jedenfalls würde ich mir die Flasche von einem Küfer öffnen lassen und dann erst trinken.

*

In männermordenden Kämpfen kann man manchmal einer Frau einen Blumenstrauß zuwerfen, ohne daß ein Zuschauer es merkt. Aber bei der zweiten Lektüre offenbart sich dem Feingefühl ein Pamphlet als Liebesbrief.

*

Das Christentum hat die erotische Mahlzeit um die Vorspeise der Neugier bereichert und durch die Nachspeise der Reue verdorben.

*

Es ist ein schmerzliches Erlebnis, zu sehen, wie eine lebensfähige Frau ihren faulen Frieden mit der Welt macht: Sie verzichtet auf ihre Persönlichkeit und bekommt dafür die Galanterien zugestanden.

*

Kinder spielen Soldaten. Das ist sinnvoll. Warum aber spielen Soldaten Kinder?

*

Nichts kränkt den Pöbel mehr, als herablassend zu sein, ohne heraufzulassen.

*

Beim Vergnügen, das einer am Betrug empfindet, ist die Schönheit der Frau eine angenehme, wenn auch nicht notwendige Begleiterscheinung.

*

Der ist ein unkluger Berater einer Frau, der sie vor Gefahren warnt.

*

Aus purer Romantik nimmt sich manche Schöne einen Handeljuden. Denn sie hofft immer, dann werde der erotische Raubritter auch nicht mehr weit sein.

*

Praterfahrt: Das Pferd hat die Welt vor sich. Dem Kutscher ist die Welt so groß wie ein Pferdehinterer. Dem Kavalier ist die Welt so groß wie der Rücken des Kutschers. Und dem gaffenden Volk, dem ist die Welt nur so groß wie das Gesicht des Kavaliers.

*

Drei Stufen der Zivilisation gibt es: Wenn in einem Anstandsorte überhaupt keine Tafel angebracht ist. Wenn eine Tafel angebracht ist, auf der die Weisung steht, daß die Kleider vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung zu bringen sind. Wenn die Weisung ausdrücklich bemerkt, daß es aus Schicklichkeitsrücksichten zu geschehen habe. Auf dieser höchsten Stufe der Zivilisation stehen wir.

*

Die Bildung schlottert an seinem Leib wie ein Kleid an einem Haubenstock. Bestenfalls sind solche Gelehrte Probiermamsellen des Fortschritts.

*

Wem »glauben« nicht mehr bedeutet als »nichts wissen«, der mag über die Dogmen demonstrativ den Kopf schütteln. Aber es ist jämmerlich, sich zu einem Standpunkt erst »durchringen« zu müssen, bei dem ein Hilfslehrer der Physik längst angelangt ist.

*

Es gibt zwei Arten von Schriftstellern. Solche, die es sind, und solche, die es nicht sind. Bei den ersten gehören Inhalt und Form zusammen wie Seele und Leib, bei den zweiten gehören Inhalt und Form zusammen wie Leib und Kleid.

*

Unverstandene Frauen gibt es nicht. Sie sind bloß die Folge einer Wortverwechslung, die einem Feministen passierte, weil sie nämlich nicht verstanden, sondern begriffen sein wollen. Es gibt also doch unverstandene Frauen.

*

So lange die Frauenrechtsbewegung besteht, sollten es sich die Männer wenigstens zur Pflicht machen, die Galanterie einzustellen. Man kann es heute gar nicht riskiren, einer Frau auf der Straßenbahn Platz zu machen, weil man nie wissen kann, ob man sie dadurch nicht in ihren Ansprüchen auf den gleichen Anteil an den Unannehmlichkeiten des Daseins beleidigt. Dagegen sollte man sich gewöhnen, gegen die Feministen in jeder Weise ritterlich und zuvorkommend zu sein.

*

Ob Goethe oder Schiller bei den Deutschen populärer sei, ist ein alter Streit. Und doch hat Schiller mit dem Wort »Franz heißt die Kanaille« nicht entfernt jene tiefgreifende Wirkung geübt, die dem Satz, den Goethes Götz dem Hauptmann zurufen läßt, dank seiner allgemeinen Fassung beschieden war. Da seit Jahrzehnten kaum ein Gerichtstag vergeht, ohne daß der Bericht von dem Angeklagten zu sagen wüßte,

er habe an den Kläger »die bekannte Aufforderung aus Goethes Götz« gerichtet, so ist es klar, daß Goethes Nachruhm bei den Deutschen fester gegründet ist. Wie das Volk seine Geister ehrt, geht aber nicht nur daraus hervor, daß es in Goethes Werken sofort die Stelle entdeckt hat, die der deutschen Zunge am schmackhaftesten vorkommt, sondern daß heute keiner mehr so ungebildet ist, die Redensart zu gebrauchen, ohne sich dafür auf Goethe zu berufen.

*

Der Momo ist ein unentbehrlicher pädagogischer Behelf im deutschen Familienleben. Erwachsene schreckt man damit, daß man ihnen droht, der Gerichtspsychiater werde sie holen.

*

Wenn man bedenkt, daß dieselbe technische Errungenschaft der Verbreitung der »Kritik der reinen Vernunft« und den Berichten über eine Reise des Wiener Männergesangsvereines gedient hat, dann weicht aller Unfriede aus der Brust und man preist die Allmacht des Schöpfers.

*

Wie viel Stoff hätte ich, wenns keine Ereignisse gäbe!

*

Was doch die soziale Sitte aus den Frauen machen kann! Nur ein Spinnweb liegt über dem Krater, aber es gibt nicht nach.

*

Wenn eine Frau Gescheitheiten sagt, so sage sie sie mit verhülltem Haupt. Aber selbst dann ist das Schweigen eines schönen Antlitzes noch immer anregender.

*

Ein selbstbewußter Künstler hätte dem Fiesko zugerufen: Ich habe gemalt, was du nur tatest!

*

Sire, geben Sie wenigstens bis auf Widerruf freiwillig eröffnete Gedankengänge!

*

Polonia est omnis divisa in partes tres.

*

Ein Zitatenprotz leitete einen Nekrolog mit den Worten ein: De mortuis nil admirari.

*

Sie hatte immerhin noch so viel Schamgefühl, daß sie errötete, wenn man sie bei keiner Sünde ertappte.

*

In Berlin wächst kein Gras und in Wien verdorrt es.

*

Wie hier alles doch den Flug lähmt! Aus Einfliegern werden Einsiedler.

*

Es ist eine schreckliche Situation, dazuliegen, wenn die Pferdehufe der Dummheit über einen hinweggegangen sind, und weit und breit keine Hilfe!

*

An einem Wintersonntag nachmittags in einem Wiener Kaffeehause, eingepfercht zwischen kartenspielenden Vätern, kreischenden Weibern und witzblattlesenden Kindern, erfaßt einen ein solches Gefühl der Einsamkeit, daß man sich nach dem wechselvollen Leben sehnt, das um diese Stunde an der Adventbai herrschen mag.

*

O über die gemeine Geschäftsmäßigkeit der Berliner Prostitution! Der Wiener ist gewohnt, für drei Gulden seelische Hingabe und das Gefühl des Alleinbesitzes zu verlangen.

*

Ich kannte einen Mann, der fuhr beim Sprechen mit dem Finger in die Nase und nicht einmal in seine eigene.

*

So wie es immer noch neue Gesichter gibt, wiewohl sich der Inhalt der Menschen wenig unterscheidet, so muß es bei analogem Gedankenmaterial immer noch neue Sätze geben. Es kommt eben auch da auf den Schöpfer an, der die Fähigkeit hat, die leiseste Nuance auszudrücken.

*

Die einzige Konzession, zu der ich mich etwa noch herbeiließe, wäre die, mich so weit nach den Wünschen des Publikums zu richten, daß ich das Gegenteil tue. Aber ich tue es nicht, weil ich keine Konzessionen mache und eine Sache selbst dann schreibe, wenn sie das Publikum erwartet.

*

In der literarischen Arbeit finde ich einen Genuß und der literarische Genuß wird mir zur Arbeit. Um das Werk eines andern Geistes zu genießen, muß ich mich erst kritisch dazu anstellen, also die Lektüre in eine Arbeit verwandeln. Trotzdem werde ich noch immer lieber und leichter ein Buch schreiben als lesen.

*

Der wahrhaft und in jedem Augenblick produktive Geist wird zur Lektüre nicht leicht anstellig sein. Er verhält sich zum Leser wie die Lokomotive zum Vergnügungsreisenden. Auch fragt man den Baum nicht, wie ihm die Landschaft gefällt.

*

Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?

*

Einen Roman zu schreiben, stelle ich mir als ein reines Vergnügen vor. Nicht ohne Schwierigkeit ist es bereits, einen Roman zu erleben. Aber einen Roman zu lesen, davor hüte ich mich, so gut es irgend geht.

*

Von einem Bekannten hörte ich, daß er durch Vorlesen einer meiner Arbeiten eine Frau gewonnen hat. Das rechne ich zu meinen schönsten Erfolgen.

Denn wie leicht hätte ich selbst in diese Situation geraten können!

*

Wohl hat das Grinzinger Bachl Beethoven zur Pastoral-Symphonie angeregt. Das beweist aber nichts für das Grinzinger Bachl und alles für Beethoven. Je kleiner die Landschaft, desto größer kann das Kunstwerk sein, und umgekehrt. Aber zu sagen, die Stimmung, die der Bach einem beliebigen Spaziergänger vermittelt, sei kongruent mit der Stimmung, die der Hörer von der Symphonie empfängt, ist töricht. Sonst könnte man ja auch sagen, der Geruch von faulen Äpfeln gebe uns Schillers Wallenstein.

*

Ein Hungerleider, der Anarchist wird, ist ein verdächtiger Werber für die Sache. Denn wenn er zu essen bekommt, wird er eine Ordnungsstütze. Oft sogar ein Sozialdemokrat. Nichts ist dagegen sinnloser als sich über die Söhne besitzender Bürger lustig zu machen, die anarchistischen Ideen anhängen. Sie können immerhin Überzeugungen haben. Jedenfalls verdächtigt kein abgerissenes Gewand die geistige Echtheit ihrer kommunistischen Neigungen.

*

Die Sozialdemokraten lassen den Armen klassenbewußt werden und überlassen ihn dann der Pein. Dieses Vorgehen nennen sie Organisierung.

*

Daß Bildung der Inbegriff dessen sei, was man vergessen hat, ist eines der schönsten Worte. Darüber hinaus ist Bildung eine Krankheit und eine Last für die Umgebung des Gebildeten. Eine Gymnasialreform, die auf die Abschaffung der toten Sprachen mit der Begründung hinarbeitet, man brauche sie eben nicht fürs Leben, ist lächerlich. Brauchte man sie fürs Leben, so müßte man sie eher abschaffen. Sie dienen freilich nicht dazu, daß man sich einst in Rom oder Athen durch die Sehenswürdigkeiten durchfragen könne. Aber sie

pflanzen in uns die Fähigkeit, uns diese vorzustellen. Die Schule dient nicht der Anhäufung praktischen Wissens. Aber Mathematik reinigt die Gehirnbahnen, und wenn man Jahreszahlen büffeln muß, die man nach dem Austritt sogleich vergißt, so tut man trotzdem nichts Unnützes. Verfehlt ist nur der Unterricht in der deutschen Sprache. Aber dafür lernt man sie durch das Lateinische, das noch diesen besonderen Wert hat. Wer gute deutsche Aufsätze macht, wird in der Regel ein Kommis. Wer schlechte macht und dafür im Lateinischen besteht, wird wahrscheinlich ein Schriftsteller. Was die Schule bewirken kann, ist, daß sie jenen Dunst von den Dingen schafft, in den eine Individualität hineingestellt werden kann. Weiß einer noch nach Jahren, aus welchem klassischen Drama und aus welchem Akt ein Zitat stammt, so hat die Schule ihren Zweck verfehlt. Aber fühlt er, wo es stehen könnte, so ist er wahrhaft gebildet und die Schule hat ihren Zweck vollauf erreicht.

*

Nicht der Stock war abzuschaffen, sondern die Lehrer, die ihn schlecht anwenden. Die neue Gymnasialreform ist, wie alles humanitäre Flickwerk, ein Sieg über die Phantasie. Dieselben Lehrer, die bis nun nicht imstande waren, mit Hilfe des Katalogs zu einem Urteil zu gelangen, werden sich jetzt liebevoll in die Schülerindividualität versenken müssen. Die Humanität hat den Alpdruck der Furcht vor dem »Drankommen« beseitigt, aber das gefahrlose Schülerleben wird unerträglicher sein als das gefährliche. Zwischen vorzüglich und ganz ungenügend lag ein Spielraum für romantische Erlebnisse. Ich möchte den Schweiß um die Trophäen der Kindheit nicht von meiner Erinnerung wischen. Mit dem Stachel ist auch der Sporn dahin. Der Gymnasiast lebt ehrgeizlos wie ein lächelnder Weltweiser und tritt unvorbereitet in die Streberei des Lebens, die sein Charakter ehedem schadlos antizipiert hatte, wie

der geimpfte Körper die Blattern. Er hatte früher alle Gefahren des Lebens bis zum Selbstmord verkostet. Anstatt daß man die Lehrer verjagt, die ihm das Spiel der Gefahren manchmal zum Ernst erwachsen ließen, wird jetzt der Ernst des geruhigen Lebens verordnet. Früher erlebten die Schüler die Schule, jetzt müssen sie sich von ihr bilden lassen. Mit den Schauern ist die Schönheit vertrieben und der junge Geist steht vor der Kalkwand eines protestantischen Himmels. Die Schülerselbstmorde, deren Motiv die Dummheit der Lehrer und Eltern war, werden aufhören, und als legitimes Selbstmordmotiv bleibt die Langeweile zurück.

*

Die Humanität ist eine physikalische Enttäuschung, die mit Naturnotwendigkeit eintritt. Denn der Liberalismus stellt immerzu sein Licht unter eine Glasglocke und glaubt, daß es im luftleeren Raum brennen werde. Eher brennt es noch im Sturm des Lebens. Wenn der Sauerstoff verzehrt ist, geht das Licht aus. Aber glücklicherweise steht die Glocke im Phrasenwasser und dieses steigt in dem Augenblick, da die Kerze erloschen ist. Hebt man die Glocke ab, so verspürt man erst die wahren Eigenschaften des Liberalismus. Er stinkt nach Kohlenwasserstoff.

*

Man meidet die Gesellschaft. So sucht sie einen auf »neutralem Boden« auf, setzt sich dreist in einem Lokal an unseren Tisch. Die Frage: »Sie gestatten doch«, die nie einen fragenden Ton hat, ist die ärgste Perfidie. Man wird mit der Schlinge der Konvention gefangen. Im Augenblick ist man in medias res eingeführt. Wird nach dem neuen Roman von Schnitzler gefragt, um seine Ansicht über das Wetter und um die Sommerpläne. Der Feind rechnet damit, daß man nicht grob werden, »kein Aufsehen« machen wird. Er ist gar nicht hochmütig, sondern behandelt mich

wie seinesgleichen, und als ob ich zur guten Gesellschaft gehörte. Da sieht er sich plötzlich getäuscht; es zeigt sich, daß ich keine Manieren habe. Aber da ich eben nicht gewillt bin, meinen Bekanntenkreis zu erweitern, sondern zu verringern, so wird mir das in meinem weiteren Fortkommen nicht schaden.

*

Wenn man mir persönliche Antipathien vorwirft, weil ich einen Literaten für einen Pfuscher erkläre, so unterschätzt man meine Bequemlichkeit. Ich werde doch nicht meine Verachtung strapazieren, um eine literarische Minderwertigkeit abzutun!

*

Das Gesindel besichtigt »Sehenswürdigkeiten«. Noch immer wird also bloß gefragt, ob das Grab Napoleons würdig sei, vom Herrn Schulze gesehen zu werden, und noch immer nicht, ob Herr Schulze des Sehens würdig sei.

*

Ich las eine Beschreibung, die E. Pötzl von einem niederösterreichischen Städtchen gab, und eine von der Ruhe der Inneren Stadt am Tage des Festzuges. Ich fand wieder, wie ungewöhnlich fein dieser Kleinkünstler ist, dessen Enge erst stört, wenn er ihrer bewußt wird und gegen die Außenwelt sich wendet. Bei seinen Wiener Schilderungen, die voll lyrischer Prosa sind, ist mir, als ob ein Einspännerroß an der Hippokrene getrunken hätte; an seinen übrigen Sachen spürt man, daß der Musenquell in Böotien entspringt.

*

P. A., der ein Fetischist der Frauenseele ist und den Frauenleib zu jenen Objekten rechnet, die man in der irdischen Ausstellung nur ansehen und nicht berühren darf, steht um einer Weisheit willen, die genug Humor hat, sich selbst in Frage zu stellen, trotzalledem über dem schreibenden Haufen. Wenn

man den Durchschnitt zieht zwischen dem, was man ihn im Verkünderton tagtäglich stammeln läßt, und dem Kunstwert seiner beiläufigen lyrischen Betrachtung — deren feinste Proben er jetzt gesammelt hat —, so bleibt erst recht ein Original übrig. Kürzlich verkündete er freilich: »Eine getreue Frauenseele muß also mit einem Walle von Unnahbarkeit und Uneinnehmbarkeit, von Würde und Seelenadel geschützt, behütet und verteidigt sein, daß Don Juans Blick sich senkte und scheu zur Seite sich wendete! . . . Frauen, seiet so, daß der wilde Krieger vor dem Walle eures Tempels freiwillig umkehre! . . . Dann wird die Eifersucht, diese schrecklichste Erkrankung der Mannesseele, gebannt, verbannt, besiegt sein!« Was hat er denn?! Das ist ja durchaus vom Standpunkt des Besitzers gesprochen, der den weiblichen Seelenadel monopolisieren möchte, während der Wegnehmer ihn vielleicht so gut wie der bekannte Wanderer die Wiese empfindet. Aber andererseits — müßte der Dichter gewiß auch zugeben, daß die Uneinnehmbaren, die sich hinter Adel, Wall und Würde verschanzen, »perfide Heldenreizerinnen« sind. Und eine Anschauung, die die Wunschfähigkeit einer Gewünschten überhaupt nicht gelten läßt und alles Unheil vom Don Juan und nie von der Frauenseele erwartet, führt uns in eine ästhetische Puppenwelt, deren Friede von dem keuschen Blick des Betrachters abhängt. Wo bleibt da noch Raum für Eifersucht? Es genügt eine Weisung, die ausgestellten Gegenstände nicht zu berühren; und Erotik wäre die objektive Wertung einer Rückenlinie, einer Nasenform, einer Hand. Aber in unserer Welt werden die Puppen lebendig oder hysterisch. Je nach der Strenge der Vorschriften. Und manchmal hilft es dem Don Juan nicht, daß er ordnungsgemäß den Blick senkt und scheu zur Seite wendet. Schon hat die getreue Frauenseele den wilden Krieger beim Wickel, oder bei der Uniform. Er kehrt zum Tempel zurück, und alles ist verziehen. Erforder-

lichenfalls dient auch die Würde als Lockung und der Seelenadel als Lasso. Die Unnahbarkeit ist Annäherung und die Uneinnehmbarkeit Herausforderung. Vorläufig dürfte also der Vorschlag des Dichters nicht den gewünschten praktischen Erfolg erzielen. Und daß er in einem Buche erschienen ist, das den Titel führt »Felix Austria: Österreichische Dichter im Jubeljahre 1908«, ist nicht günstig. P. A. läßt sich besser repräsentieren als durch Rezepte zur Heilung der Eifersucht, und Felix Austria wird nicht heiraten, wenn sie sie befolgt.

*

Der ständige Mitarbeiter eines militärischen Witzblattes: Der Clown in der Menage.

*

Ich kann einen Festzug oder eine gewisse Sorte von Theaterstücken wirklich nur dann objektiv nach dem ästhetischen und kulturellen Wert beurteilen, wenn ich nicht dabei war. Sonst unterliege ich einer beliebigen Nervenwirkung, höre auf, kritisch zu sein und rede wie der Blinde von der Farbe. Wie leicht kann Musik oder Glockenläuten einen zur Duldung einer Geschmacklosigkeit bringen! Um mir also ein gerechtes Urteil zu bewahren, darf ich es gewissenhafter Weise nicht unterlassen, dem Schauspiel fernzubleiben.

*

Die Gewalttätigkeit des Daseins und die Unmotiviertheit aller menschlichen Dinge geht einem nie so deutlich auf, wie wenn man das Malheur hat, in einem Wagen zu sitzen, der halten muß, weil ihn die Burgmusik umbrandet.

*

Die populärsten Gesichter in Wien sind die zweier Heurigenwirte. In Überlebensgröße sind sie an jeder Straßenecke plakatiert, und ihr Ruhm hat sicher die Größe des Überlebens. So etwa haben sich die Deutschen die Köpfe ihrer Schiller und Goethe

eingeprägt. Aber das österreichische Kulturniveau ist wahrlich ein höheres. Denn zu Schiller und Goethe besteht nur jene dekorative Beziehung, die das Geflunker von Bildung herstellt, während gewiß ein innerer Zusammenhang zwischen den Wienern und ihren Heroen besteht. Großväter werden einst aufhorchenden Enkeln erzählen, daß sie noch den Wolf in Gersthof gesehen haben, und Großmütter werden von der Erinnerung verjüngt sein, daß das Auge Hartwiegers auf ihnen geruht hat.

*

Was ist alles Machtbewußtsein eines Nero, was ist aller Vernichtungsdrang eines Tschingiskhan, was ist die Machtvollkommenheit des jüngsten Gerichtes gegen das Hochgefühl eines Konzipisten der konskriptionsämtlichen Abteilung des magistratischen Bezirksamtes, der einen wegen Nichtfolgeleistung einer Vorladung zur Anmeldung behufs Veranlagung zur Bemessung der Militärtaxe zu einer Geldstrafe von zwei Kronen verurteilt!

*

Viele Leute möchten mich persönlich kennen lernen. Wenn aber einer ein Beamter des magistratischen Bezirksamtes ist, so erreicht er es. Ich verkehre seit Jahren nur noch mit Beamten des magistratischen Bezirksamtes; habe aber wenig Anregung davon.

*

Wer Gehirngymnastik treiben will, versuche das Gespräch einer Tafelrunde, dessen Entfernung von dem ursprünglichen Thema ihm an einem Punkt besonders auffällt, so schnell als möglich zu rekonstruieren. Man blättere in diesem Konversationslexikon und man wird einen Zickzackweg übersehen, an dessen Anfang und Ende Gegenstände sind, die einen an die drollige Zusammenhanglosigkeit der Aufschriften erinnern: Von Gothik bis Heizanlage und von Newton bis Pazifik.

*

Im Kampf zwischen Natur und Sitte ist die Perversität eine Trophäe oder eine Wunde. Je nachdem, ob die Natur sie erbeutet oder die Sitte sie geschlagen hat.

*

Wer Witz hat, kann nie einen Witz entlehnt haben, auch wenn dieser noch so bekannt wäre. Es kommt gerade hier auf das Gewordene an. Wer Zeuge der Geburt ist, kann an eine Unterschiebung nicht glauben, auch wenn das Kind aufs Haar einem fremden gliche.

*

Den Witz eines Witzigen zitieren heißt bloß einen Pfeil aufheben. Wie er abgeschossen wurde, kann das Zitat nicht zeigen.

*

Der Nachahmer verfolgt die Spuren des Originals, und hofft, irgendwo müsse ihm das Geheimnis der Eigenart aufgehen. Aber je näher er diesem kommt, um so weiter entfernt er sich von der Möglichkeit, es zu nützen.

*

Nicht ob das Resultat originell, sondern ob man selbst dazu gelangt sei, darauf kommt es an. Also eigentlich auf den Kredit des Finders. Ich habe dies und das in mir gefunden und fand es nachträglich in Büchern. Da erkannte ich, daß es nur auf den Weg ankomme und nicht auf das Ziel. Und fand auch diesen Gedanken in Büchern.

*

Zum Beispiel fiel mir auch ein: Schimpfworte sind nicht an und für sich zu verpönen. Nur wenn sie an und für sich stehen. Ein Stilist muß ein Schimpfwort so gebrauchen können, als ob es nie zuvor noch ein Kutscher gebraucht hätte. Die Unfähigkeit sucht ungewohnte Worte. Aber das Gewöhnlichste kann

getrost verwendet werden, wenn es nur so gebracht wird, als ob es eben zum erstenmale gebracht würde. So kann eine Drohung mit Ohrfeigen nicht nur als der organische Ausdruck einer Stimmung, sondern sogar wie eine Novität wirken ... Nachdem ich dies niedergeschrieben hatte, fand ich bei Goethe den Satz: »Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.« Und dann diesen: »Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.« Und diesen Gedanken hatte schon La Bruyère ausgesprochen.

*

Ich hatte diesen und Goethes Maximen nie zuvor gelesen. Nun fand ich, daß ich manches Gescheite gedacht habe. Denn Goethe schreibt zum Beispiel: »Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umher schwebt und Übereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernstfreundlich durch die Lüfte wogt.« Oder: »Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.« Oder: »Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.« Oder: »Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.« Und da ich mich so zu stützen vermesse, berufe ich mich auch auf das Wort: »Man sagt, eitles Eigenlob stinket; das mag sein: was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.«

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei		K 9.—
» »	18 » »		» 4.50
» das Deutsche Reich,	36 » »		» 10.50
» » » »	18 » »		» 5.25
» die Länder d. Weltpostv.,	36 Nummern, portofrei		» 12.—
» » » » »	18 » »		» 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl v. Nummern.

Verlag: Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3.

Kommissionsverlag für Deutschland:

Otto Maier, Leipzig

Stephansstraße Nr. 12.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Inhalt der vorigen Doppelnummer 257–258, 19. Juni: Nachträgliche Vorurteile gegen den Festzug. — Lob der verkehrten Lebensweise. — Seine Antwort. Von Karl Kraus.

MANUSKRIPTE sind Wien, IV. Schwindgasse 3 zu adressieren. Unverlangte Manuskripte, denen kein frankiertes Kuvert beiliegt, werden nicht zurückgegeben.

Es wird ersucht, administrative Mitteilungen nicht an den Herausgeber, redaktionelle nicht an den Verlag gelangen zu lassen.

DIE FACKEL.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

Nr. **261—262.** 13. Oktober 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

Verlag: DIE FACKEL, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Nr. 261–62 WIEN, 13. OKTOBER 1908 X. JAHR

Apokalypse.

(Offener Brief an das Publikum.)

»Den Überwinder will ich genießen lassen von dem Lebensholze, das in meines Gottes Paradiese steht.«

Am 1. April 1909 wird aller menschlichen Voraussicht nach die ‚Fackel' ihr Erscheinen einstellen. Den Weltuntergang aber datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt.

Eine Verzögerung beider Ereignisse aus äußeren Gründen könnte an meiner Berechtigung nichts ändern, sie vorherzusagen, und nichts an der Erkenntnis, daß beide ihre Wurzel in demselben phänomenalen Übel haben: in dem fieberhaften Fortschritt der menschlichen Dummheit.

Es ist meine Religion, zu glauben, daß Manometer auf 99 steht. An allen Enden dringen die Gase aus der Welthirnjauche, kein Atemholen bleibt der Kultur und am Ende liegt eine tote Menschheit neben ihren Werken, die zu erfinden ihr so viel Geist gekostet hat, daß ihr keiner mehr übrig blieb, sie zu nützen.

Wir waren kompliziert genug, die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen. Wir treiben einen Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.

Aber siehe, die Natur hat sich gegen die Versuche, eine weitere Dimension für die Zwecke der

zivilisatorischen Niedertracht zu mißbrauchen, aufgelehnt und den Pionieren der Unkultur zu verstehen gegeben, daß es nicht nur Maschinen gibt, sondern auch Stürme! »Hinausgeworfen ward der große Drache, der alle Welt verführt, geworfen ward er auf die Erde . . . Er war nicht mächtig genug, einen Platz im Himmel zu behaupten.« Die Luft wollte sich verpesten, aber nicht »erobern« lassen. Michael stritt mit dem Drachen, und Michel sah zu. Vorläufig hat die Natur gesiegt. Aber sie wird als die Klügere nachgeben und einer ausgehöhlten Menschheit den Triumph gönnen, an der Erfüllung ihres Lieblingswunsches zugrundezugehen. Bis zum Betrieb der Luftschiffahrt geduldet sich das Chaos, dann kehrt es wieder! Daß Montgolfieren vor hundert Jahren aufstiegen, war durch die dichterische Verklärung, die ein Jean Paul davon gab, gerechtfertigt für alle Zeiten; aber kein Gehirn mehr, das Eindrücke zu Bildern formen könnte, wird in den Tagen leben, da eine höhenstaplerische Gesellschaft zu ihrem Ziel gelangen und der Parvenu ein Maßbegriff sein wird. Es ist ein metaphysisches Bubenspiel, aber der Drache, den sie steigen lassen, wird lebendig. Man wird auf die Gesellschaftsordnung spucken können, und davon würde sie unfehlbar Schaden nehmen, wenn ihr nicht schlimmere Sendung zugedacht wäre . . .

Die Natur mahnt zur Besinnung über ein Leben, das auf Äußerlichkeiten gestellt ist. Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich allenthalben kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein zum Prokrustesbett macht, Krankheiten der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte, wo immer er ihrer Züge gewahr wird: an der Natur, am Weibe und am Künstler. Einer Welt, die ihren Untergang ertrüge, wenn ihr nur seine kinematographische Vorführung nicht ver-

sagt bleibt, kann man mit dem Unbegreiflichen nicht bange machen. Aber unsereins nimmt ein Erdbeben als Protest gegen die Einrichtungen der Demokratie ohneweiters hin und zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß ein Übermaß menschlicher Dummheit die Elemente empören könnte.

Die Tragik einer gefallenen Menschheit, die für das Leben in der Zivilisation viel schlechter taugt als eine Jungfer fürs Bordellwesen, und die sich mit der Moral über die Syphilis trösten möchte, ist verschärft durch den unaufhörlichen Verzicht auf alle seelische Erneuerung. Ihr Leib ist ethisch geschmiert und ihr Hirn ist eine camera obscura, die mit Druckerschwärze ausgepicht ist. Sie möchte vor der Presse, die ihr das Mark vergiftet hat, in die Wälder fliehen, und findet keine Wälder mehr. Wo einst ragende Bäume den Dank der Erde zum Himmel hoben, türmen sich Sonntagsauflagen. Hat man nicht ausgerechnet, daß eine amerikanische Zeitung für eine einzige Ausgabe eine Papiermasse braucht, für deren Herstellung zehntausend Bäume von zwanzig Metern Höhe gefällt werden müssen? Es ist schneller nachgedruckt als nachgeforstet. Wehe, wenn es so weit kommt, daß die Bäume bloß täglich zweimal, aber sonst keine Blätter tragen! »Und aus dem Rauche kamen Heuschrecken über die Erde, welchen Macht gegeben wurde, wie die Skorpionen Macht haben ... Menschen ähnlich waren ihre Gesichter ... Und es wurde ihnen geboten, weder das Gras auf der Erde, noch etwas Grünes, noch irgend einen Baum zu beschädigen, sondern bloß die Menschen, die nicht haben das Siegel Gottes an ihren Stirnen.« Aber sie beschädigten die Menschen, und schonten die Bäume nicht.

Da besinnt sich die Menschheit, daß ihr der Sauerstoff vom Liberalismus entzogen wurde und rennt in den Sport. Aber der Sport ist ein Adoptivkind des Liberalismus, er trägt schon auf eigene

Faust zur Verdummung der Familie bei. Kein Entrinnen! Auch wenn sie auf dem Misthaufen des Lebens Tennis spielen, die Schmutzflut kommt immer näher und das Sausen aller Fabriken übertönt so wenig ihr Geräusch wie die Klänge der Symphoniekonzerte, zu denen die ganz Verlassenen ihre Zuflucht nehmen.

Inzwischen tun die Politiker ihre Pflicht. Es sind Märtyrer ihres Berufs. Ich habe gehört, daß Österreich Bosnien annektiert hat. Warum auch nicht? Man will alles beisammen haben, wenn alles aufhören soll. Immerhin ist solch ein einigend Band eine gewagte Unternehmung, — in Amerika, wo man uns so oft verwechselt hat, heißt es dann wieder, Bosnien habe Österreich annektiert. Erst die Auflösung unseres Staates, von der in der letzten Zeit so viel die Rede war und die sich separat vollziehen wird, weil die anderen Weltgegenden nicht in solcher Gesellschaft zugrundegehen wollen, dürfte allem müßigen Gerede ein Ende machen. Aber es ist eine weitblickende Politik, den Balkan durcheinanderzubringen. Dort sind die Reserven zur Herstellung des allgemeinen Chaos. Die Wanzen mobilisieren schon gegen die europäische Kultur.

Die Aufgabe der Religion, die Menschheit zu trösten, die zum Galgen geht, die Aufgabe der Politik, sie lebensüberdrüssig zu machen, die Aufgabe der Humanität, ihr die Galgenfrist abzukürzen und gleich die Henkermahlzeit zu vergiften.

Durch Deutschland zieht ein apokalyptischer Reiter, der für viere ausgibt. Er ist Volldampf voraus in allen Gassen. Sein Schnurrbart reicht von Aufgang bis Niedergang und von Süden gen Norden. »Und dem Reiter ward Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daß sie sich einander erwürgten.« Und alles das ohne Absicht und nur aus Lust am Fabulieren.

Dann aber sehe ich ihn wieder als das Tier mit

den zehn Hörnern und den sieben Köpfen und einem Maul gleich dem Rachen eines Löwen. »Man betete das Tier an und sprach: Wer ist dem Tiere gleich? Und wer vermag mit ihm zu streiten? Ein Maul ward ihm zugelassen, große Dinge zu reden.«

Neben diesem aber steht die große Hure, »die mit ihrer Hurerei die Welt verdarb«. Indem sie sich allen, die da wollten, täglich zweimal hingab. »Von dem Wollustwein ihrer Unzucht haben alle Völker getrunken, und die Könige der Erde buhlten mit ihr.«

Wie werden die Leute aussehen, deren Großväter Zeitgenossen des Max Nordau gewesen sind? Bei Tage Börsengeschäfte abgewickelt und am Abend Feuilletons gelesen haben? Werden sie aussehen?! Weh dir, daß du der Enkel eines alten Lesers der ‚Neuen Freien Presse' bist! Aber so weit läßt es die Natur nicht kommen, die ihre Beziehungen zur Presse streng nach deren Verhalten gegen die Kultur eingerichtet hat. Einer journalisierten Welt wird die Schmach eines lebensunfähigen Nachwuchses erspart sein: das Geschlecht, dessen Fortsetzung der Leser mit Spannung entgegensieht, bleibt im Übersatz. Die Schöpfung versagt das Imprimatur. Der intellektuelle Wechselbalg, den eine Ratze an innerer Kultur beschämen müßte, wird abgelegt. Der Jammer ist so groß, daß er gleich den Trost mitbringt, es komme nicht so weit. Nein, der Bankert aus Journalismus und Hysterie pflanzt sich nicht fort! Über die Vorstellung, daß es ein Verbrechen sein soll, der heute vorrätigen Menschensorte die Frucht abzutreiben, lacht ein Totengräber ihrer Mißgeburten. Aber die Natur arbeitet schon darauf hin, den Hebammen jede Versuchung zu ersparen! Die Vereinfachung der Gehirnwindungen, die ein Triumph der liberalen Bildung ist, wird die Menschen selbst zu jener geringfügigen Arbeit unfähig machen, deren Leistung die Natur ihnen eigens schmackhaft gemacht hat. So könnte die

Aufführungsserie des »Walzertraums« einen jähen Abbruch erfahren!

Aber glaubt man, daß die Erfolgsziffern der neuen Tonwerke ohne Einfluß auf die Gestaltung dieser Verhältnisse bleiben werden? Daß sie noch vor zwanzig Jahren möglich gewesen wären? Eine Welt von Wohllaut ist versunken, und ein krähender Hahn bleibt auf dem Repertoire; der Geist liegt auf dem Schindanger, und jeder Dreckhaufen ist ein Kristallpalast... Hat man den Parallelismus bemerkt, mit dem jedesmal ein neuer Triumph der »Lustigen Witwe« und ein Erdbeben gemeldet werden? Wir halten bei der apokalyptischen 666... Die mißhandelte Urnatur grollt; sie empört sich dagegen, daß sie die Elektrizität zum Betrieb der Dummheit geliefert haben soll. Habt ihr die Unregelmäßigkeiten der Jahreszeiten wahrgenommen? Kein Frühling kommt mehr, seitdem die Saison mit solcher Schmach erfüllt ist!

Unsere Kultur besteht aus drei Schubfächern, von denen zwei sich schließen, wenn eines offen ist, nämlich aus Arbeit, Unterhaltung und Belehrung. Die chinesischen Jongleure bewältigen das ganze Leben mit einem Finger. Sie werden also leichtes Spiel haben. Die gelbe Hoffnung!... Unseren Ansprüchen auf Zivilisation würden allerdings die Schwarzen genügen. Nur, daß wir ihnen in der Sittlichkeit über sind. In Illinois hat es eine weiße Frau mit einem Neger gehalten. Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen. »Nachdem eine Menge Weißer zahlreiche Häuser im Negerviertel in Brand gesteckt und verschiedene Geschäfte erbrochen hatten, ergriffen sie einen Neger, schossen zahlreiche Kugeln auf ihn ab und knüpften die Leiche an einem Baum auf. Die Menge tanzte dann unter ungeheurem Jubelgeschrei um die Leiche herum.« In der Sittlichkeit sind wir ihnen über.

Humanität, Bildung und Freiheit sind kost-

bare Güter, die mit Blut, Verstand und Menschenwürde nicht teuer genug erkauft sind. Nun, bis zu dem Chinesentraum versteige ich mich nicht; aber einem gelegentlichen Barbarenangriff auf die Bollwerke unserer Kultur, Parlamente, Redaktionen und Universitäten, könnte man zujauchzen, wenn er nicht selbst eine politische Sache wäre, also eine Gemeinheit. Als die Bauern eine Hochschule stürmten, wars nur der andere Pöbel, der seines Geistes Losung durchsetzen wollte. Die Dringlichkeit, die Universitäten in Bordelle zu verwandeln, damit die Wissenschaft wieder frei werde, sieht keine politische Partei ein. Aber die Professoren würden als Portiers eine Anstellung finden, weil die Vollbärte ausgenützt werden können und die Würde nun einmal da ist, und die Kollegiengelder wären reichlich hereingebracht.

»Den Verzagten aber, und Ungläubigen, und Verruchten, und Totschlägern, und Götzendienern, und allen Lügnern, deren Teil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt«.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was vermag nun ein Satirenschreiber vor einem Getriebe, dem ohnedies in jeder Stunde ein Hohngelächter der Hölle antwortet? Er vermag es zu hören, dieweil die anderen taub sind. Aber wenn er nicht gehört wird? Und wenn ihm selbst bange wird?

Er versinkt im Heute und hat von einem Morgen nichts zu erwarten, weil es kein Morgen mehr gibt, und am wenigsten eines für die Werke des Geistes. Wer heute noch eine Welt hat, mit dem muß sie untergehen.

Umso sicherer, je länger die äußere Welt Stand hält. Der wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes, der andere hängt von dem gleichgiltigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.

Darum glaube ich einige Berechtigung zu dem Wahnwitz zu haben, daß die Fortdauer der ‚Fackel‘

ein Problem bedeute, während die Fortdauer der Welt bloß ein Experiment sei.

Die tiefste Bescheidenheit, die vor der Welt zurücktritt, ist in ihr als Größenwahn verrufen. Wer von sich selbst spricht, weil kein anderer von ihm spricht, ist lästig. Wer niemand mit seiner Sache zu belasten wagt und sie selbst führt, damit sie nur einmal geführt sei, ist anmaßend. Und dennoch weiß niemand besser als ich, daß mir alles Talent fehlt, mitzutun, daß mich auf jedem Schritt der absolute Mangel dessen hemmt, was unentbehrlich ist, um sich wenigstens im Gedächtnis der Mitlebenden zu erhalten, der Mangel an Konkurrenzfähigkeit. Aber ich weiß auch, daß der Größenwahn vor der Bescheidenheit den Vorzug der Ehrlichkeit hat und daß es eine untrügliche Probe auf seine Berechtigung gibt: seinen künstlerischen Ausdruck. Darüber zu entscheiden, sind freilich die wenigsten Leser sachverständig, und man ist auch hier wieder auf den Größenwahn angewiesen. Er sprach: Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist; aber sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist. Und jedenfalls ist es sogar ehrlicher, zum dyonisischen Praterausrufer seiner selbst zu werden, als sich von dem Urteil der zahlenden Kundschaft abhängig zu machen. Die Journalisten sind so bescheiden, die Keime geistiger Saat für alle Zeiten totzutreten. Ich bin größenwahnsinnig: ich weiß, daß meine Zeit nicht kommen wird.

Meine Leser! Wir gehen jetzt ins zehnte Jahr zusammen, wir wollen nicht nebeneinander älter werden, ohne uns über die wichtigsten Mißverständnisse geeinigt zu haben.

Die falsche Verteilung der Respekte, die die Demokratie durchführte, hat auch das Publikum zu einer verehrungswürdigen Standesperson gemacht. Das ist es nicht. Oder ist es bloß für den Sprecher, dem es die unmittelbare Wirkung des Worts bestätigt,

nicht für den Schreibenden; für den Redner und Theatermann, nicht für den Künstler der Sprache. Der Journalismus, der auch das geschriebene Wort an die Pflicht unmittelbarer Wirkung band, hat die Gerechtsame des Publikums erweitert und ihm zu einer geistigen Tyrannis Mut gemacht, der sich jeder Künstler selbst dann entziehen muß, wenn er sie nur in den Nerven hat. Die Theaterkunst ist die einzige, vor der die Menge eine sachverständige Meinung hat und gegen jedes literarische Urteil behauptet. Aber das Eintrittsgeld, das sie bezahlt, um der Gaben des geschriebenen Wortes teilhaft zu werden, berechtigt sie nicht zu Beifalls- oder Mißfallsbezeigungen. Es ist bloß eine lächerliche Vergünstigung, die es dem einzelnen ermöglicht, um den Preis eines Schinkenbrots ein Werk des Geistes zu beziehen. Daß die Masse der zahlenden Leser den Gegenwert der schriftstellerischen Leistung bietet, so wie die Masse der zahlenden Hörer den des Theatergenusses, wäre mir schon eine unerträgliche Fiktion. Aber gerade sie schlöße ein Zensurrecht des einzelnen Lesers aus und ließe bloß Kundgebungen der gesamten Leserschar zu. Der vereinzelte Zischer wird im Theater überstimmt, aber der Briefschreiber kann ohne akustischen Widerhall seine Dummheit betätigen. Worunter ein Schriftsteller, der mit allen Nerven bei seiner Kunst ist, am tiefsten leidet, das ist die Anmaßung der Banalität, die sich ihm mit individuellem Anspruch auf Beachtung aufdrängt. Sie schafft ihm das furchtbare Gefühl, daß es Menschen gibt, die sich für den Erlag zweier Nickelmünzen an seiner Freiheit vergreifen wollen, und seine Phantasie öffnet ihm den Prospekt einer Welt, in der es nichts gibt als solche Menschen. Dagegen empfände er tatsächlich den organisierten Einspruch der Masse als eine logische Beruhigung, als die Ausübung eines wohlerworbenen Rechtes, als die kontraktliche Erfüllung einer Möglichkeit, auf die er vorbereitet

sein mußte und die demnach weder seinem Stolz noch seinem Frieden ein Feindliches zumutet. Wenn sich die Enttäuschungen, die meine Leser in den letzten Jahren an mir erleben, eines Tages in einem Volksgemurmel Luft machten, ich würde mich in diesem eingerosteten Leben an der Bereicherung der Verkehrsformen freuen. Aber daß ein Chorist der öffentlichen Meinung sich vorschieben darf, meine Arie stört und daß ich die Nuancen einer Stupidität kennen lernen muß, die doch nur in der Einheit imposant wirkt, ist wahrhaft gräßlich. Es ist eine demokratische Wohlfahrtsinstitution, daß der Leser seine Freiheit gegen den Autor hat und daß seine Privilegien über das Naturrecht hinausreichen, den Bezug einer unangenehmen Zeitschrift aufzugeben; daß Menschen, mit denen ich wirklich nicht mehr als Essen und Verdauen und auch dies nur ungern gemeinsam habe, es wagen dürfen, mir ihr Mißfallen an meiner »Richtung« kundzutun oder gar zu motivieren. Es schafft bloß augenblickliche Erleichterung, wenn ich in solchem Fall sofort das Abonnement auf die ‚Fackel' aufgebe und die Entziehung, so weit sie möglich ist, durchführen lasse. Deprimierend bleibt die Zähigkeit, mit der diese Leute auf ihrem Recht bestehen, meine Feder als die Dienerin ihrer Lebensauffassung und nicht als die Freundin meiner eigenen zu betrachten; vernichtend wirkt die Hoffnung, die sie noch am Grabe ihrer Wünsche aufpflanzen, das lästige Zureden ihrer stofflichen Erwartungen. Wie weit es erst, wie unermeßlich weit es mich all den Sachen entrückt, die zu vertreten oder zu zertreten einst mir inneres Gebot war, ahnt keiner. Dem Publikum gilt die Sache. Ob ich mich über oder unter die Sache gestellt habe, das zu beurteilen, ist kein Publikum der Erde fähig, aber wenn es verurteilt, daß ich außerhalb der Sache stehe, so ist es berechtigt, schweigend seine Konsequenz zu ziehen.

Daß ich die publizistische Daseinsberechtigung verloren habe, ist hoffentlich der Fall; die Form periodischen Erscheinens dient bloß meiner Produktivität, die mir in jedem Monat ein Buch schenkt. Zieht mir der redaktionelle Schein dauernd Mißverständnisse zu, bringt er mir Querulanten ins Haus und die unerträglichen Scharen jener, denen Unrecht geschieht und denen ich nicht helfen kann, und jener, die mir Unrecht tun und denen ich nicht helfen will, so mache ich ihm ein Ende. Jetzt ist die Zeit zur Aussprache gekommen, aber ich bin immer noch nachgiebig genug, den Lesern die Entscheidung zu überlassen. Ich betrüge ihren Appetit, indem ich ihre Erwartung, Pikantes für den Nachtisch zu kriegen, enttäusche und ihnen Gedanken serviere, die der Nachtruhe gefährlich sind. Mich selbst bedrückt ihr Alp; denn es ist nicht meine Art, ahnungslose Gäste zu mißhandeln. Aber sie sollen im zehnten Jahre nicht sagen, daß sie ungewarnt hereingefallen sind. Wer dann noch mit dem Vorurteil zu mir kommt, daß ich ein Enthüller stofflicher Sensationen sei, daß ich berufsmäßig die Decken von den Häusern hebe, um lichtscheue Wahrheiten oder gar nur versteckte Peinlichkeiten emporzuziehen, der hat das Kopfweh seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Ein Teil dieser Leser will die Wahrheit hören um ihrer selbst willen, der andere will Opfer bluten sehen. Das Instinktleben beider Gruppen ist plebejisch. Aber ich täusche sie, weil meine Farbe rot ist und mit der Verheißung lockt, zu erzählen, wie sichs ereignet hat. Daß ich heimlich in eine Betrachtungsweise abgeglitten bin, die als das einzige Ereignis gelten läßt: wie ichs erzähle, — das ist die letzte Enthüllung, die ich meinen Lesern schuldig bin. Ich täuschte, und war allemal tief betroffen, allemal wußte ich, daß ich mir dergleichen nicht zugetraut hätte, aber ich blieb dabei, Aphorismen zu sagen, wo ich Zustände enthüllen sollte. So schmarotze ich nur mehr an einem alten Renommee.

Glaubt einer, daß es auf die Dauer ein angenehmes Bewußtsein ist? Nun, ich wollte den Lesern helfen und ihnen den Weg zeigen, der zur Entschädigung für den Ausfall an Sensationen führt. Ich wollte sie zu einem Verständnis für die Angelegenheiten der deutschen Sprache erziehen, zu jener Höhe, auf der man das geschriebene Wort als die naturnotwendige Verkörperung des Gedankens und nicht bloß als die gesellschaftspflichtige Hülle der Meinung begreift. Ich wollte sie entjournalisieren. Ich riet ihnen, meine Arbeiten zweimal zu lesen, damit sie auch etwas davon haben. Sie waren entrüstet und sahen im nächsten Heft nur nach, ob nicht doch etwas gegen die Zustände bei der Länderbank darin stände . . . Nun wollen wir sehen, wie lange das noch weiter geht. Ich sage, daß der einzige öffentliche Übelstand, den noch aufzudecken sich lohnt, die Dummheit ist. Das Publikum wünscht so allgemeine Themen nicht und schickt mir Affären ins Haus. Aber wie selten ist es, daß das Interesse der Skandalsucht mit meinen separatistischen Bestrebungen zusammentrifft! Wenns einen Fall Riehl gibt, verzeiht mir das Publikum die Gedanken, die ich mir dazu mache, und freut sich, daß es einen Fall Riehl gibt. Es ist ein schmerzliches Gefühl, eine Wohltat nicht zu verdienen; aber es ist geradezu tragisch, sein eigener Parasit zu sein.

Denn das ist es ja eben, daß von meinem Wachstum, welches die Reihen meiner Anhänger so stark gelichtet hat, die Zahl meiner Leser im Durchschnitt nicht berührt wurde, und daß ich zwar kein guter Geschäftsmann bin, so lange ich die ‚Fackel‘ bewahre, aber gewiß ein schlechter, wenn ich sie im Überdruß hinwerfe. Und weil es toll ist, auf die Flucht aus der Aktualität Wiener Zeitungsleser mitzunehmen, so ist es anständig, sie zeitweise vor die Frage zu stellen, ob sie sich die Sache auch gründlich überlegt haben.

In Tabakgeschäften neben dem Kleinen Witzblatt liegen zu müssen und neben all dem tristen Pack, das mit talentlosen Enthüllergebärden auf den Kunden wartet, es wird immer härter und es ist eine Schmach unseres Geisteslebens, an der ich nicht allzulange mehr Teil haben möchte. Um den wenigen, die es angeht, zugänglich zu sein, lohnt es nicht, sich den vielen Suchern der Sensation hinzugeben. Im besten Falle dünke ich diesen ein Ästhet. Denn in den allgemeinen, gleichen und direkten Schafsköpfen ist jeder ein Ästhet, der nur durch staatlichen Zwang zur Ausübung des Wahlrechts sich herbeiläßt. Der Ästhet lebt fern von der Realität, sie aber haben den Schlüssel zum wahren Leben; denn das wahre Leben besteht im Interesse für Landtagswahlreform, Streikbewegung und Handelsvertrag. So sprechen vorzüglich jene Geister, die in der Politik die Viehtreiber von St. Marx vorstellen. Der Unterschied: dem Ästheten löst sich alles in eine Linie auf, und dem Politiker in eine Fläche. Ich glaube, daß das nichtige Spiel, welches beide treiben, beide gleich weit vom Leben führt, in eine Ferne, in der sie überhaupt nicht mehr in Betracht kommen, der Herr Hugo von Hofmannsthal und der Herr Abgeordnete Doleschal. Es ist tragisch, für jene Partei reklamiert zu werden, wenn man von dieser nichts wissen will, und zu dieser gehören zu müssen, weil man jene verachtet. Aus der Höhe wahrer Geistigkeit aber sieht man die Politik nur mehr als ästhetischen Tand und die Orchidee als eine Parteiblume. Es ist derselbe Mangel an Persönlichkeit, der die einen treibt, das Leben im Stoffe, und die anderen, das Leben in der Form zu suchen. Ich meine es anders als beide, wenn ich, fern den Tagen, da ich in äußeren Kämpfen lebte, fern aber auch den schönen Künsten des Friedens, mir heute den Gegner nach meinem Pfeil zurechtschnitze.

Die Realität nicht suchen und nicht fliehen, sondern erschaffen und im Zerstören erst recht er-

schaffen: wie sollte man damit Gehirne beglücken, durch deren Windungen zweimal im Tag der Mist der Welt gekehrt wird? Über nichts fühlt sich das Publikum erhabener als über einen Autor, den es nicht versteht, aber Kommis, die sich hinter einer Budel nicht bewährt hätten oder nicht haben, sind seine Heiligen. Den Journalisten nahm ein Gott, zu leiden, was sie sagen. Mir aber wird das Recht bestritten werden, meiner tiefsten Verbitterung Worte zu geben, denn nur den Stimmungen des Lesers darf eine Feder dienen, die für Leser schreibt. Meine Leser sind jene Weißen, die einen Neger lynchen, wenn er etwas Natürliches getan hat. Ich leiste feierlichen Verzicht auf die Rasse und will lieber überhaupt nicht gelesen sein, als von Leuten, die mich für ihre Rückständigkeit verantwortlich machen. Sie ist im Fortschritt begriffen: wie wird es mir ergehen? Die intellektuelle Presse macht dem Schwachsinn des Philisters Mut und erhebt die Plattheit zum Ideale: so sind die Folgen meiner Tätigkeit unabsehbar. Der letzte Tropf, der sich am sausenden Webstuhl der Zeit zu schaffen macht, wird mich als Müßiggänger verachten. Ich wollte nach Deutschland gehen, denn wenn man unter Österreichern lebt, lernt man die Deutschen nicht genügend hassen. Ich wollte meine Angstrufe in Deutschland ausstoßen, denn in Österreich bezieht man sie am Ende auf die Kappen und nicht auf die Köpfe. Aber ein satanischer Trieb verlockt mich, die Entwicklung der Dinge hier abzuwarten und auszuharren, bis der große Tag des Zornes kommt und die tausend Jahre vollendet sind. Bis der Drache losgelassen ist und mir eine Stimme aus den Wolken ruft: »Flieg'n m'r, Euer Gnaden?«

Karl Kraus.



The harlot's house.

Von **Oskar Wilde.**

Im Glanz der Nacht zu uns her glitt
tanzender Füße Takt und Tritt —
der kam aus einem Hurenhaus —

durch Lärm und Lachen klang zerhackt
ein jauchzender Dreivierteltakt:
das »Treue, liebe Herz« von Strauss;

und gleich phantastischen Grotesken
tanzten in tollen Arabesken
die Schatten über die Rouleaus.

Wie zu des Herbstwinds Melodie
die schwarzen Blätter jagten sie
zu Horn und Geige — atemlos.

Wie grauenhafte Automaten,
die Menschenantlitz haben, traten
sie Hand in Hand an zur Quadrille —

sie tanzten steif und feierlich
die Sarabande — schauerlich
war ihr Gelächter — dünn und schrill.

Ein süßes Lied klang dann und wann —
und manchmal schien es, daß ein Mann
an einer Puppe Brüsten hing —

manchmal trat eine Marionette
heraus, im Mund die Zigarette
und schien ganz wie ein lebend Ding.

Ich sprach zu meinem Lieb: Es droht
ein Sturm — Staub wirbelt dort — der Tod
drückt dort den Tod an seine Brust.

Doch sie — sie hörte nur das Lied —
und trat ins Tor, das jeder flieht —
die Liebe in das Haus der Lust.

Da — und ein Mißton klang durchs Haus,
das Licht verlosch, der Tanz war aus,
kein Schatten huschte mehr im Wind —

und durch die stumme Straße glitt
mit silberner Sandalen Schritt
die Dämm'rung — wie ein scheues Kind.

Übersetzt von Felix Grafe.



Die Malerischen.*)

(Phantasien einer Italienreise.)

Zwei einander feindliche Prinzipe bewegen unser geistiges Dasein: der Sinn für das Malerische und das Gefallen am Nützlichen. Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß der praktische Mensch, der sozusagen im Leben steht, also der Philister, dem Malerischen den Vorzug gibt, während der Dichter sich's am Nützlichen genügen läßt. Denn der Dichter

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

braucht die freie Bahn des äußeren Lebens, um zu den Wundern zu gelangen, die er aus sich selbst holt. Er trägt alle Himmelssonnen in seinem Herzen, und um sie recht zu genießen, braucht er nur eine Lampe, die tadellos funktioniert. Daß es Automobildroschken gibt, die ihn schnell und bequem an den Schreibtisch bringen, ist ihm wichtiger als das Bewußtsein, daß im Museum seiner Stadt ein Correggio hängt. Dem Philister dagegen ist der Correggio unentbehrlich, selbst wenn er etwa nicht in der Lage sein sollte, ihn von einem echten Knackfuß zu unterscheiden. Der Philister lebt in einer Gegenwart, die mit Sehenswürdigkeiten ausgestattet ist, der Künstler strebt in eine Vergangenheit, eingerichtet mit allem Komfort der Neuzeit. Jener braucht sich aus den Hindernissen des äußeren Lebens nichts zu machen, denn er hat kein inneres Leben, das von ihnen bedroht würde. Und wenn seine dicke Haut sie dennoch spürt, so bleibt ihm ja ein Trost: die Kunst. Sie ist dem Philister der Aufputz für des Tages Müh und Plage, und er schnappt nach den Ornamenten, wie der Hund nach der Wurst. Die Hindernisse des äußeren Lebens versöhnen ihn durch ihren malerischen Anstrich. Ich empfinde die Peitsche eines italienischen Kutschers, deren Schall das Angebot seiner »Carrozza« verstärken soll, als wahre Gottesgeißel. Ich möchte mich loskaufen von der Pein, mit der der öde Wille eines inferioren Nebenmenschen in meine geistigen Kreise dringt. Meinetwegen könnte die Taxe überschritten werden, die man dafür erlegen darf, daß man nicht zum Fahren aufgefordert wird. Auch empfinde ich die Herrschaft, die die italienischen Kinder über die Straße ausüben, als unerträgliche Tyrannis, wiewohl sich die künftige Kutschergeneration damit begnügt, nach einer Zigarette zu verlangen, wenn ein Vulkan raucht oder mindestens der Kopf des Betrachters. Alle diese Hindernisse sind aber im höchsten Grade

malerisch und danach angetan, das Herz des sächsischen Vergnügungsreisenden zu erfreuen, dem getrost die Bettelkinder über die Gedanken laufen mögen, wenn ihm nur nicht die malerischen Fliegen über die Makkaroni laufen. Ich hätte mir den Golf von Neapel schöner vorstellen können, als er ist, und ohne die störenden Begleitumstände, die mir dort unten die Hauptsache verderben mußten. Aber ich war gereist, um noch unbekannte Quellen der Enttäuschung kennen zu lernen, und kehre befriedigt heim. Man hofft, es werde gehen, wenn man die Sprache des Landes nicht versteht, eine Zeitlang hilft es, aber sobald die Menschen merken, daß man auf den Lebensgenuß ausgeht und auf das Glück der Ruhe, dann liest man es von allen Mienen geläufig: lasciate ogni speranza.

Was zurückbleibt, ist das Malerische. Man ist auf die blaue Grotte angewiesen. Kann aber eine Sehenswürdigkeit auch täuschender nach einer bekannten Ansichtskarte hergestellt werden? Von diesen Wänden tropft das Staunen sächsischer Reisender, und weil dieses Blau im Laufe der Zeit ein etwas kitschiges Genre geworden ist, darum bohrt der Bootsmann gleich bei der Einfahrt in seiner Nase, um der Sache wieder einen aparteren Anstrich zu geben. Aber was hilft's? Irgendwo hat sich ein Echo verfangen, das Herrjesäs! ruft, auch wenn man auf einsamem Kahn schweigend dahingleitet, in Gottes Wunder versunken, bis der Bootsmann wieder den Ausweg gefunden hat . . . Übrigens hatte ich Deutschland gerade damals verlassen, als die Nachricht kam, daß ein paar hundert von jenen Leuten, die sonst in der blauen Grotte schwelgen, der Hinrichtung der Grete Beier beigewohnt hatten. Oh über den Sinn für das Malerische! Der Unterschied lag nur in der Kleidung des Betrachters. Für die Hinrichtung der Grete Beier war ausdrücklich Frack oder Gehrock vorgeschrieben, während die blaue

Grotte auch im Lodenanzug besucht werden kann. Aber wer wird auf Äußerlichkeiten halten? Die Hauptsache ist, daß in beiden Fällen ein ehrliches Jägersches Normalhemd daruntersteckt. Als der Kopf eines Mädchens fiel, rief ein vereinsamtes Echo Herrjesäs! . . .

Ein Psychiater jedoch war anderer Meinung und sagte, um solche Exemplare des homo sapiens wie Grete Beier sei es nicht schade, denn sie sei stark messalinisch veranlagt gewesen und auch ihre Reue habe keinen inneren ethischen Wert gehabt. Der stark neronisch veranlagte Psychiater bedauerte später, daß seine private Äußerung durch alle Blätter Deutschlands kursiert habe. Aber diese Reue hatte keinen inneren ethischen Wert und selbst die Gegner der Todesstrafe an Psychiatern meinten, daß es um solche Exemplare des homo sapiens nicht schade wäre. Mir ist so unerbittliche Nüchternheit wenig sympathisch und darum sage ich: Laßt sie gehen, die Psychiater, sie sind zwar nicht nützlich, aber malerisch.

Sie gehören zu den vielen Berufen des modernen Lebens, die unter solchem Zwiespalt der Bestimmung genug zu leiden haben. Aber zu einem wahrhaft tragischen Konflikt verschärft er sich in den Hotelportiers, die zwischen der Müßigkeit ihres Amtes und der Bedeutung ihres Kleides zu keiner wahren Daseinsfreude gelangen. Es ist nur ein Beispiel von den vielen, gewiß nicht so geläufig wie etwa das der Staatsanwälte, aber gerade deshalb um so bemerkenswerter. Allen diesen Berufen ist gemeinsam, daß der Anblick des Repräsentanten das Auge erfreut, aber daß seine Tätigkeit nicht im eigentlichen Sinne des Wortes als nutzbringend gedacht werden kann. Der Hotelportier ist eine Person, die namentlich auf Reisen stört. Er schiebt sich zwischen den Reisenden und die Eindrücke, ohne aber vermittelnd zu wirken. Im Gegenteil entzweit er beide Teile selbst dort, wo sie aufeinander geradezu angewiesen sind. Indem er sich wie der

leibhaftige Vertreter des Herrn Cook gebärdet — jener sagenhaften Persönlichkeit, unter der man sich etwa einen Columbus von fünf Weltteilen vorstellen mag —, dirigiert er die Passagiere immer dorthin, wohin sie eigentlich nicht gelangen wollten. Ich kann und will es nicht sagen, in wie viel unrechte Züge ich auf den Rat der Portiers gestiegen bin, denen ich auf meinen Reisen zu begegnen das Glück hatte. Was den Hotelportier, der auf der Höhe der Situation steht, vor allem auszeichnet, das ist die Präzision der falschen Auskunft. An der Hand des Kursbuches und mit den Worten: »Das werden wir gleich haben!« schickt er den Mann, der nach Mailand wollte, unfehlbar nach Brindisi. Oder er würde auf die Frage, ob man den Seeweg nehmen könne, wenn man von Berlin nach Frankfurt wolle, gelassen antworten: »Ja, das könn' Sie machen!« und während dessen geistesgegenwärtig einem andern Neugierigen aus dem Straßenplan nachweisen, daß er von der Friedrichstraße nicht direkt unter die Linden kommen könne. Ein Hotelportier muß eben alles zu gleicher Zeit im Kopfe haben. Man versuche es aber einmal, ihn nach der Beschaffenheit eines Seebades zu fragen. Wer sich erst in Kopenhagen entscheidet, dem wird das Nordseebad Fanö wegen seines Waldreichtums und die seeländische Küste wegen ihres Strandes empfohlen werden. Wer freilich eingesehen hat, daß er auf Reisen von den Hotelportiers nichts profitieren kann, erliegt nur zu leicht der Versuchung, ihnen selbst etwas von den Erfahrungen mitzuteilen, die er schlecht und recht auf eigene Faust sich erworben hat. Aber er säet auf steinigem Boden. Enttäuscht zieht er sich aus der Portierloge zurück und erkennt die Nichtigkeit menschlichen Mühens. Wahrlich, wenn Hotelportiers nicht bloß einen dekorativen Zweck haben sollten, so sind es scherzhafte Apparate zur Irreführung des Publikums. Sicher weiß man es aber

nicht. Das ist es eben. Man möchte gern das Gegenteil von dem tun, was sie einem raten, aber leider ist auch auf diesen Weg kein Verlaß. Denn es kann vorkommen, daß ein Hotelportier irrtümlich eine richtige Auskunft gibt, und dann steht man da. Oh, es wird sich einmal herausstellen, daß diese Männer in den Portierlogen geboren und gleich Kant nie aus ihrem Geburtsort herausgekommen sind. Wie hätten sie auch mit ihren geringen Kenntnissen vom Eisenbahnwesen die Reise in die Städte machen können, in deren Hotels sie heute ihre eigenartige Tätigkeit entfalten? Sie sind schon auf dem Standpunkt geboren, auf den unsereins erst nach den mannigfachen Ärgernissen und Enttäuschungen gelangt: es sei viel schöner, sich das Reisen vorzustellen.

Und muß man denn wirklich erst reisen, um zu erfahren, daß es so viele Berufe gibt, deren Nützlichkeit mit ihrer koloristischen Wirkung nicht gleichen Schritt zu halten vermag? Kontrollore zum Beispiel gibt es auch auf der Straßenbahn. Sie unterscheiden sich von den Kondukteuren dadurch, daß sie Handschuhe tragen, aber während die Kondukteure die Karten immerhin abzwicken, schauen sie sie bloß an. Wozu gibt es Kontrollore? Der Kellner, dem man die Hotelrechnung bezahlt, ist gewiß ganz besonders rätselhaft. Aber hat man denn das Geheimnis jener Personen ergründet, die in unseren ureigenen Stammlokalen für nichts anderes entlohnt werden, als dafür, daß sie das Geld bekommen? Sie sind in hohem Grade malerisch. Und hat man sich schon einmal gefragt, was die sonderbaren Männer zu bedeuten haben, die in einem Kaffeehaus oder Restaurant plötzlich vor uns hintreten und sich stumm verbeugen? Mit großer Mühe ist es mir gelungen, herauszubringen, daß es die Besitzer sind. Aber diese Erschließung hatte mit so vielen anderen tatsächlichen Wahrheiten gemeinsam, daß sie mich nicht befriedigte. Es war damit noch nicht aufgeklärt, welche Bedeutung die

Pantomime jener Männer hat. Denn daß sie uns nichts nützt, daß sie uns zur Unterbrechung unserer Lektüre, unserer Gespräche, unseres Nachdenkens zwingt, liegt auf der Hand. Dieser Gruß nötigt uns sogar zu einem Gegengruß, wir sind also gezwungen, eine Unfreundlichkeit mit einer Freundlichkeit zu erwidern. Ich kannte einen Cafétier, der täglich mit einem Blick vor mich hintrat, gegen den das ave Caesar, morituri te salutant eine leere Versprechung war. Ob nun darin bloß eine unzerstörbare Ergebenheit oder auch der stille Vorwurf lag, daß das Geschäft nicht zum besten gehe, nie vergesse ich diesen Blick eines verendenden Kaffeesieders. Wie anders wirkt der Hotelier einer Sommerfrische auf mich ein, dessen Stummheit weltmännisches Gehaben bedeutete, ohne daß ich mir freilich zu erklären wußte, warum es gerade vor mir produziert werde. Als ich mich aber einmal zu der unvorsichtigen Bemerkung hinreißen ließ, daß das Rindfleisch gut sei, vernahm ich diese Ansprache: »Es ist erfreulich, ein solches Lob aus so kompetentem Munde zu hören, und soll dies uns ein Ansporn sein, nicht zu erlahmen, sondern unerschrocken auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren.« Er ist also Feuerwehrobmann, sagte ich mir, und die Perspektive in ein winterliches Leben tat sich vor mir auf, wo es keine Kurgäste mehr gibt und das zurückgehaltene Deutschtum wieder in seine Rechte tritt... Ach, ich habe oft den Nutzen der Restaurants und der Kaffeehäuser gewürdigt, nie aber ist es mir klar geworden, welchen Zweck die Restaurateure und die Cafétiers haben.

Wenn mir aber unter den idealen Berufen einer aufstieß, mit dem ich mich um keinen Preis ausgesöhnt hätte, so war es der des Kapitäns auf unseren kleinen Alpenseedampfern, wiewohl gerade dieser sich durch besondere Farbenpracht auszeichnet. Seitdem ich einmal einen dieser beherzten Leute dabei

ertappt habe, wie er sich Wettergebräuntheit anschminkte, hat auch die Befehlshabergeste, mit der sie den einen Mann an Bord zu rufen pflegen, ihren Reiz für mich verloren. Sind alte Theerjacken, gewiß; aber mehr Kostüm als Inhalt. Die Welt ist eine Kinderstube, und neben dem andern Spielzeug, das eine schöne Uniform hat, gehören auch sie hinein. Es soll die reisenden Sachsen verblüffen, und für die gibt es die vielen bunten Dinge, die so unnütz sind. Für die gibt es Italien, das malerisch ist von oben bis unten. Auf allgemeines Verlangen entschließe ich mich endlich eine Carrozza zu besteigen. Wenn die arme Mähre überhaupt nicht mehr will, ruft der Kutscher im Tone der äußersten Bewunderung: Ah! Es ist aber auch im höchsten Grade malerisch. Je schwieriger, je holperiger, umso malerischer wird es. Auf dem Weg des Lebens ergeben sich Hindernisse. Und immer mehr Menschen nehmen auf dem Kutschbock Platz, immer mehr Hadernballen sollen aufgeladen werden, und hinten hängen die lieben Kleinen, die nichts weiter wollen als eine Zigarette. Und so oft oben einer aufsitzt, meint der Kutscher entschuldigend: mio fratello! Das schlägt alle Einwände, besiegt alle Hindernisse des Lebens. Immer wieder sitzt mio fratello oben auf. Die Familie muß sehr zahlreich sein; sie riecht nicht gut, aber sie ist malerisch.

Karl Kraus.

* * *

Entwicklung.*)

Kürzlich las ich einen Vorschlag zur Abschaffung der deutschen Satire. Hätte ein Greisler nachgewiesen, daß auch der gesalzene Kaviar keine Volksnahrung sei, ich wär's zufrieden gewesen. Aber

*) Aus dem ‚Simplicissimus‘.

er sagte, das Volk verlange bessere Nahrung. Die Satire auf vaterländische Übel habe sich überlebt, denn das Vaterland habe kein Übel mehr. Die bösen Zeiten der kulturellen Zerrissenheit seien vorüber und seit genau fünf Jahren sei die Entwicklung abgeschlossen. Und da es keinen Schwindel und keine Häßlichkeit mehr gibt, so ist auch kein ersichtlicher Grund für die geringste satirische Anstrengung vorhanden. Also ein Vorschlag zur Güte, der annehmbar wäre, wenn er nicht selbst die Satire auf ein noch wenig bebautes Feld verwiese, nämlich auf die Dummheit.

Was ich einmal fürs Leben gern möchte, das ist, einer sogenannten »Entwicklung« beiwohnen. Ich war schon dabei, wie Gerüchte entstanden, ich habe die Ausbreitung mancher Epidemie aus nächster Nähe miterlebt, aber das, was man eine Entwicklung nennt, habe ich noch nie mit eigenen Augen gesehen. Nicht einmal die Entwicklung eines Kindes, geschweige denn die eines Volkes. Wenn ich nach fünf Jahren in ein Familienhaus kam, so war es wohl nicht zu verkennen, daß der kleine Rudolf inzwischen gewachsen war, aber ich fragte mich sogleich, ob mir der Unterschied zwischen einst und jetzt auch aufgefallen wäre, wenn ich die ganze Zeit dabei gestanden, meine Hand auf seinem Kopfe gehalten oder wenigstens jeden Morgen nachgesehen hätte, ob er größer geworden sei. Ich glaube, um eine Entwicklung recht zu genießen, muß man sich von ihr überraschen lassen. Aber fünf Jahre im Leben eines Volkes sind vielleicht nicht einmal so viel wie ein Tag im Leben eines Kindes, und wenn man dort alle fünf Jahre nachsieht, so fällt einem keine Veränderung auf. Die Fähigkeit, eine Entwicklung zu übersehen, wächst mit der Entfernung, in der man von ihr steht, und nur dem sogenannten »historischen Sinn« ist es gegeben, sie aus unmittelbarer Nähe aufzuspüren. Der historische Sinn ist aber eine Eigenschaft, die man gerade bei den jüngeren Zeitgenossen

antrifft, weil für sie jede Erfahrung den Reiz des Ungewohnten hat, jedes zeitliche Erlebnis zum Ereignis wird und jeder Glockenschlag eine Ewigkeit einläutet. Gewiß wäre der kleine Rudolf, von dessen Entwicklung ich mir erst Rechenschaft geben kann, wenn sie abgeschlossen sein wird, schon jetzt imstande, die Entwicklung des deutschen Volkes von gestern auf heute festzustellen. Die Häufigkeit dieser Erscheinung ist selbst wieder eine Tatsache der kulturellen Entwicklung, die man nicht übersehen darf. Denn seitdem die Zeitgeschichte täglich zweimal erscheint, ist jeder in die Lage versetzt, Phrasen zu gebrauchen, die sonst erst nach einem Jahrhundert in der Leute Mund kämen. So kann einer zum Beispiel behaupten, die deutsche Nation sei bis vor fünf Jahren in der Umbildung begriffen gewesen, seit damals aber habe sie pünktlich die Verpflichtung erfüllt, eine »aus heterogensten Ständen plötzlich nach außen einsgewordene Gemeinschaft innerlich zur homogenen Rasse zu verarbeiten«. Wer sollte leugnen, daß dies ein Ziel sei, aufs innigste zu wünschen? Wer außer den Satirikern ist so blind, nicht zu sehen, daß es über Nacht erreicht wurde? Jene glauben noch immer, an der Tafel einer Kultur zu sitzen, in deren Hause Prahlhans Küchenmeister ist. Wie Petron vom Gastmahl des Trimalchio sagt: »Nun folgte ein Gang, welcher unserer Erwartung nicht entsprach, doch zog er durch seine Neuheit aller Augen auf sich«, so sehen sie Wunder über Wunder, und sind unzufrieden. Ein »Mischmasch von einem Spanferkel und anderem Fleische«, »ein Hase mit Flügeln, damit er dem Pegasus gleiche«, und »in den Ecken des Aufsatzes vier Faune, aus deren Schläuchen Brühe auf die Fische herunterfließt, die in einem Meeresstrudel schwimmen«. Zum Lob der Brühe singt ein ägyptischer Sklave mit abscheulicher Stimme ein Liedchen. Aber die satirischen Gäste finden sie trotzdem nicht schmackhaft und erdreisten

sich, all ihr Salz hineinzuschütten. Und nachdem sie sich noch an der protzigen Aufschrift des hundertjährigen Falerners berauscht haben, träumen sie diesen Traum:

Die Entwicklung ist eine G. m. b. H., das Schicksal ist ein Kaufhaus des Westens, das Leben ist eine Stehbierhalle. Um die Seele des Menschen ringen Wertheim und Tietz. Zweimal täglich löst eine Generation die andere ab, aber die Zeitrechnung beginnt mit der Einführung der orthozentrischen Kneifer, der Reformglücksehe und der Eröffnung der Halenseer Terrassen. Alles, was vorher geschah, hat nur dazu gedient, die sogenannte Entwicklung vorzubereiten, wenn es sich nicht etwa zum Beweise der Homosexualität des Fürsten Eulenburg heranziehen läßt. Nicht nur die Geschichte, auch die Bibelforschung hat wertvolles Material geliefert, aus dem klar hervorgeht, wie seit Erschaffung der Welt alles auf eine Entwicklung hingearbeitet hat, die erst jetzt abgeschlossen vor uns liegt. Schon die Häufigkeit der Bemerkung »Und der Herr sprach« scheint darauf hinzudeuten. »Und der Herr sprach: Es ist ein Geschrei zu Sodom, das ist groß und ihre Sünden sind schwer ... Da ließ der Herr Schwefel regnen auf Sodom ...« Merkwürdig ist auch der Hinweis auf die Affäre von Loths Töchtern: »Also gaben sie ihrem Vater Wein zu trinken in dieser Nacht ... Und sie wurden schwanger von ihrem Vater. Und die älteste gebar einen Sohn, den nannte sie Moab. Von dem kommen her die Moabiter, bis auf den heutigen Tag«. Und dann war wieder eine Leiter da, »die stand auf Erden und rührete mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel des Herrn stiegen daran auf und nieder«, denn es waren Flügeladjutanten Gottes ... Hier verläßt der Traum die logische Linie und ist plötzlich an dem Punkt, wo die eigentliche Entwicklung ansetzt. Es braust ein Ruf wie Donnerhall:

Pauline, au au, au au, au au
Wie haben sie dir verhaun!

Fünf Jahre später schon ist der Spieß umgekehrt:

Und er rief: Geliebte Krause — immer mit der Hand lang
Machen Se doch 'ne kleine Pause — immer mit der Hand lang!

Die Entwicklung ist im Zuge, wir wissen, wie viel's geschlagen hat. Zuerst hieß es bloß: Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt! Bald aber wird schüchtern hinzugesetzt: Und höchstens noch die strengen Masseusen! Es ist nicht schimpflich, sich im Frieden schlagen zu lassen, und kriegerische Tüchtigkeit steht nach wie vor in hohem Ansehen. Aber die Zeiten haben sich geändert. Früher versicherte die Schangsonette:

Ja, so ein Leudenant, so fesch und sauber,
Wirkt auf ein Mädchenherz als wie ein Zauber.

Jetzt singt zwar noch immer eine ganze Kompagnie:

Ja, wir sind doch 'ne eigne Rasse,
Zivil ist ganz 'ne faule Klasse!

Aber die es singen, sind uniformierte Mädchen... Die Satiriker träumen weiter. Von einer Politik, die durch eine eifrige Ausnützung der Verkehrsmittel, wie Post und Telegraph, sich in der ganzen Welt Geltung verschafft, da man einsehen gelernt hat, daß das gesprochene Wort nicht ausreicht. Von einer Justiz, die den Tod eines Angeklagten für keinen Vertagungsgrund hält, von einem Lauf der Gerechtigkeit, bei dem zuerst sie vor den Fürsten und dann die Fürsten vor ihr ohnmächtig werden, und überhaupt von all den Dingen, die man Schmutzereien nennt. Der Schlaf der Satiriker wird unruhig, aber sie haben nichts zu fürchten, denn zu ihren Häupten stehen die Schutzmänner Michael und Gabriel. Sie träumen von einer Welt der Speisehäuser, deren Portiers auf die Frage, was die Göttinnen im Stiegenraum mit der Verdauung zu tun haben, prompt die Auskunft geben: Herr, das hat doch den Zweck, um dem

Schönheitssinne Rechnung zu tragen!... Die Satiriker wälzen sich auf ihrem Lager. Da sehen sie Böcklins Toteninsel mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Es ist erreicht. Die Entwicklung ist soeben auf ihrem Höhepunkt angelangt, die Nation zur homogenen Rasse verarbeitet. Und fünfundzwanzig Jahre hat es gebraucht, bis das Volk in den Besitz der unentbehrlichsten Schmutzereien gelangte, und nur fünf, bis es die Kultur bekam... Die Satiriker erwachen. Die Polizeihunde Edith und Ruß bellten so laut.

Karl Kraus.



Zur Selbsthilfe.

In den Sommertagen hat sich die reichsdeutsche Publizistik des öfteren mit mir befaßt. Ein sehr gründliches Harden-Lexikon, das ich im zweiten September-Heft des ‚März' veröffentlicht habe, ging durch die ganze deutsche Presse. Ich hatte einen Franz Moor-Monolog gehalten über die Frage, welches Mittel wohl am sichersten töten würde. »Ein Licht ausgeblasen, das ohnehin nur mit den letzten Öltropfen noch wuchert — mehr ists nicht.« Ich fragte mich: »Welche Gattung von Empfindnissen ich werde wählen müssen? Welche wohl den Flor des Lebens am grimmigsten anfeinden?« Zorn, Schreck, Gram, Jammer — alles hatte ich schon versucht. Aber die deutsche Dummheit ist eine verläßliche Stütze. So komm denn du mir zu Hilfe, blühende ‚Zukunft', halte ihm in deinem Spiegel das Bild seines Geistes

vor ... So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieses zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt schließt — die Übersetzung!

Daß der Mann die Charitéhaft des Fürsten Eulenburg nicht überstehen werde, dafür schienen manche Zeichen zu sprechen. Der Wind hat sich gedreht, das Öllämpchen ist im Verlöschen. Wäre ich in Deutschland, es brennte längst nicht mehr. Was ich noch besorgen will, ist die Pflicht, allen den deutschen Dichtern, Denkern und Wissensfürsten ins Gesicht zu treten, die ich auf den Spuren dieses Genius antreffe. Wer immer die deutsche Kultur in jenen dunklen Spalten sucht, in denen Herr Maximilian Harden sie vertritt, kann versichert sein, daß ich ihm seine schadhafte Reputation wieder zurechtsetzen werde. Gefolgsmann des Helden zu sein, der in einer anonymen Korrespondenz den gemeinsten Päderastenklatsch ablagern läßt, ehe er ihn in seine Kulturrevue aufnimmt, soll manchem teuer zu stehen kommen. Und mich wird keine politische Rücksicht davon abhalten, den Prozeß Harden zu seinem Ende zu führen.

Schon vor der Zitierung des Lexikons ist mir manche Zustimmung aus dem publizistischen Jenseits zuteil geworden. Die ‚Königsberger Hartungsche Zeitung', Deutschlands ältestes Blatt, brachte am 17. Juli diesen Artikel:

Kraus und Harden.

Der Wiener Schriftsteller Karl Kraus hat seit einigen Wochen einen scharfen Kampf gegen Maximilian Harden unternommen. Er ist bestrebt, Herrn Harden, von dem während des Feldzuges Moltke-Eulenburg viele Flitter seines Tagesruhmes gefallen sind, die letzten Fähnchen des Heroengewandes abzureißen, und man muß sagen, dieser Karl Kraus ist wohl der gefährlichste Gegner, der Harden entgegentreten kann. Der gefährlichste Gegner neben der Wahrheit, die über kurz oder lang doch jeden Hinterhaltigen grell beleuchtet, jede Spiegelfechterei aufdeckt, jede unberechtigte Größe ins Nichts zurückwirft, jedes Pharisäertum dem Spott überliefert. Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die gründlichen

Kampfessais, die Kraus in seiner ‚Fackel' gegen Harden veröffentlicht hat, einzugehen. Es sei an dieser Stelle nur auf sie hingewiesen mit der Bemerkung, daß Kraus Herrn Harden stilistisch bedeutend überlegen ist, nicht etwa darin (worin Harden Meister ist), daß er, nach Bedarf, jeden Stil nachahmt, sei es den Stil des Pathos oder den Stil von »Moritz und Rina« oder den von Harden am meisten geliebten: den der Pseudo-Wissenschaft, des Schwulstes, der schmockartigen Umschreibung von Begriffen, deren direkte offene Aussprache Hardens »komplizierter« Natur widerstreben muß. Der Stil von Kraus ist immer ein gradliniger Stil, der nicht zu den Hilfsmitteln der Manieriertheit greift, um sich von anderen auffällig zu unterscheiden. Sein Stil ist geschmeidig, funkelnd, sprachlich schön, und kann unter Umständen wie ein Keulenschlag wirken. Allerdings nur unter Umständen. In der Hauptsache besticht und interessiert Kraus nicht durch die Kraft, sondern durch eine Fülle von Geist und von karrikierenden Einfällen. Wir hätten manchmal gewünscht, daß er Herrn Harden mit mehr Ethos, mit mehr Entrüstung entgegentrete, aber doch ist es vielleicht richtiger, daß er einem spiegelfechtenden Schädling, einem modernen Hutten und Vaterlandsretter dieser Art mit Ironie, mit Verulkung, mit überlegenem Spott beizukommen sucht. Zu weit geht Kraus unseres Erachtens in der Entlastung Eulenburgs. Die Hauptsache ist aber, daß die ‚Fackel'-Artikel (der letzte, »Deutschland« betitelt, befaßt sich mit dem Eulenburgprozeß) von einem ehrlichen und überzeugten Manne geschrieben zu sein scheinen, weshalb man manche Übertreibungen und manche Eigenbrödeleien gern hinnimmt. Namentlich wenn man bei der Lektüre merkt, daß man es mit einem kultivierten und vielseitigen Geist zu tun hat, dem der Kampf Lebenselement ist.

Ein mir gleichfalls völlig unbekannter Autor schrieb in der ‚Welt am Montag' (Berlin, 24. August) über

Sittlichkeit und Kriminalität.

Der Herausgeber der Wiener Fackel, Karl Kraus, hat sich in der Stadt des gemütlichen Schlendrians und der gröbsten Preßkorruption durch seine unerschrockene, unbestechliche und unerbittliche Feder zum bestgehaßten Publizisten der österreichischen Kaiserstadt emporgearbeitet, deren massenhafter Journalisten-Export nach dem Reich und insbesondere nach Berlin uns allein schon veranlassen müßte, der Kritik ihres schärfsten Kenners und Kollegen ein offenes Ohr zu leihen, zumal die Wiener Presse ihm gegenüber systematisch die Taktik des Totschweigens anwendet. Er ist mehr als ein witziger Kopf und geistreicher Glossenschreiber zu Tagesereignissen und Wiener Skandalen, auch mehr als ein bloßer Stil- und Sprachkünstler von eigenartiger Prägung. Sein kritischer Sinn dringt tief in den Zusammenhang der Dinge und sein bis zur Selbstzerfleischung ehrlicher leidenschaftlicher Wahrheitsdrang, der immer

auf das Wesen und den Kern geht, so sehr seine sarkastischen Antithesen und Paradoxe dem flüchtigen Leser als blendendes Spiel erscheinen, macht ihn zu einem starken Kämpfer für eine neue, freiere Weltanschauung und ein modernes System der sittlichen Welt. In berechtigter Selbstschätzung ist dieser immer schneidig, niemals trockenlangweilig dozierende Fechter es müde geworden, sich immer im engen Rahmen seiner Zeitschrift zu bewegen und bietet dem großen Publikum in anspruchsvollerer Buchform eine Auswahl seiner Schriften, von denen der vorliegende erste Band auf etwa 400 Seiten »Sittlichkeit und Kriminalität« behandelt. (Verlag L. Rosner, Wien.)

Er will dieses Buch, das an die stärksten gerichtlichen Sensationen und Justizskandale der letzten Jahre kritisch anknüpft, als ein persönliches Bekenntnisbuch aufgefaßt wissen. Und in der Tat tritt das rein stoffliche Interesse an all den »Fällen« — Luise von Koburg, Luise von Sachsen, Girardi und Odilon, die Prozesse Beer, Klein und Riehl usw. — sehr stark zurück hinter dem Reiz der originellen und immer, auch wo Widerspruch nicht ausbleiben kann, anregenden und nachdenklich stimmenden Gedanken des glossierenden Autors. Er scheut vor keinen Konsequenzen seiner schwer erkämpften Überzeugung, auch den äußersten nicht, zurück. Kein Jagen nach Pikanterien schädigt den grimmig ernsten Grundton des Buches, so unverhüllt und bis zum Zynismus aufrichtig es von geschlechtlichen Dingen spricht. Wider die sinnenfeindliche Askese einer überlebten Weltansicht, gegen die herzenskalte und lebensfremde Art des Richters, gegen die engstirnige Beschränktheit und Unduldsamkeit des Normalbürgers, sei er auch vereideter Parteisozialist, kämpft er mit gleich scharfer Klinge, mit gleicher Wucht und Heftigkeit. Besonders haben es ihm noch die psychiatrischen Sachverständigen angetan. Er »haßt dies Handwerk, weil es auf brüchigem Wissensgrund den Machtwahn des Individuums nährt und gleich dem Journalismus seinen Mißbrauch in sich trägt«. Auch sonst macht der Hecht im Wiener Karpfenteich aus seiner durchaus polizeiwidrigen Gesinnung kein Hehl, die über die übliche Simplizissimus-Stimmung weit hinausgeht. Sein kampffreudiges Temperament liebt es, herauszufordern und zu verblüffen. Keck schleudert er allen offiziellen und freiwilligen Hütern der Gesellschaftsordnung die Brandraketen seines Geistes ins feindliche Lager. Nach ihm sind die führenden Dummköpfe der Menschheit auf die Idee gekommen, die Moral als ethisches Schutzgut zu heiligen. »Nun wütet sie in den legitimen Formen der Langeweile und der Syphilis gegen die Menschheit. Moral lähmt, steigt ins Gehirn, schlägt mit Blindheit, macht Natursäfte vertrocknen, Arterien verkalken. Aber nichts mehr auf dieser Welt können wir anfassen, kein Handwerk üben, kein Problem lösen, ohne daß sich der korrumpierende Einfluß der Moral geltend machte. Handelt es sich um eine Frage der künstlerischen Entwicklung, so sind wir moralisch; handelt es sich um praktische Neuerungen, so sind wir moralisch; und stirbt einer am Fieber, so stecken wir ihn überdies noch mit Moral an. Und wir sind so moralisch, daß wir nicht ausschließlich unseren Priestern das Ver-

gnügen gönnen, um unser Seelenheil besorgt zu sein, sondern dieses rechtzeitig auch unseren Kriminalisten in Obhut geben, und daß wir darum Dinge, die eigentlich nur vor den obersten Richter gehören und wahrscheinlich nicht einmal ihn interessieren, schon vorher in drei Instanzen zu vertreten haben.« Er feiert unumwunden »die Gottesgabe des Weibes, genußspendend zu genießen und ohne zu genießen Genuß zu spenden«, »das Naturrecht der Frau, die Summe ihrer ästhetischen Vorzüge an wen sie will zu verschwenden oder von wem sie will sich in eine geltende Währung umsetzen zu lassen. Weil es eine rein moralische Angelegenheit ist, mischt sich die Behörde hinein«. Er geißelt den Geschlechtsneid und die Heuchelei, die in diesen Dingen eine so große Rolle spielen. »Unheilbar liegt die Menschheit an Heuchelei darnieder, und die Ärzte verordnen Quecksilberkuren.« Nun läßt sich über diese Fragen gar viel für und wider sagen. Eine Abgrenzung zwischen der Freiheit des Einzelnen und den Forderungen des Staates, der Gesellschaft, des Gattungsinteresses, der Rassenhygiene muß nun einmal in der Welt stattfinden. Aber sie muß von Zeit zu Zeit neu vorgenommen werden, und daß die Zukunft sie mehr im Sinne Kraus' nach der Seite der freien Entwicklung und Entfaltung aller individuellen Kräfte, soweit sie nicht Rechtsgüter anderer verletzt, vornehmen wird, als nach jener geltenden der amtlichen Bevormundung, Einmischung und Beschnüffelung der intimsten Dinge des Privatlebens, ist sicherlich anzunehmen. Wenige werden seine lapidaren Sätze ganz unterschreiben, vielleicht er selbst nicht, den zuweilen seine Schärfe und Frische, seine Kampfesfreude und sein Widerspruchsgeist zu Behauptungen hinreißen, die trotz der messerscharfen formalen Logik als Übertreibungen wirken und wohl auch nur als Füchse mit brennenden Schwänzen ins Land der Philister gejagt werden sollen, sie aus ihrem Schlaf aufzuscheuchen. Immerhin sind die Paradoxe eines so kühnen und klaren Geistes anregender, als die platten Allerweltsweisheiten der andern, und auch als die unehrlichen, überladenen, schillernden, dialektischen Jonglierkünste Hardens, seines ehemaligen Intimus, dessen unechtes Wesen dann keiner schärfer gekennzeichnet und gebrandmarkt hat. Ein heimtückischer Stilettstoß des tödlich Gekränkten war die charakteristische Gegenaktion.

Leicht hat es sich der Wiener Satiriker (Harden empfahl ihn einst der ‚Neuen Freien Presse' als Nachfolger D. Spitzers) inmitten der leicht erschlaffenden und so angenehm leichtlebigen Wiener Atmosphäre nicht werden lassen. Seine durchsichtig klare Sprache und sein knapper Stil zeigt ehrlich erarbeitete, gereifte Kunst, die Kaviar für den Haufen ist. Nur selbstdenkende, wirklich gebildete reife Männer und Frauen werden auch Freude daran haben, wenn sie — bei aller eigenen Meinungsfreiheit — eine ebenso tiefe und grundehrliche, wie geistvolle Schriftsteller-Individualität zu schätzen wissen. Manches Schwüle, manche forciert erscheinende Wendung erklärt sich aus dem Stoff und dem ursprünglichen Erscheinungsort, der auf Tageswirkung berechnet war. Die deutsche Kulturgeschichte aber darf dies mutige und trutzige Bekenntnisbuch als ein Ereignis in ihren Annalen verzeichnen. G. K.

Auch die ‚Neue Freie Presse‘ hat in diesem Sommer meinen Namen endlich genannt. Und wenn's auch nur bei Gelegenheit der Veröffentlichung eines Schwurgerichtsrepertoires war, so geschah es doch wider bessere Absicht. Der schuldtragende Redakteur soll entlassen worden sein.

* * *

Harden-Lexikon.*)

In der Reihe der Übersetzungen, durch die man die Meisterwerke der fremdsprachigen Literatur dem deutschen Leserpublikum zugänglich zu machen sucht, hat bis heute eine verständnisvolle Bearbeitung der Prosa Maximilian Hardens gefehlt. Immer war es nur ein kleiner Kreis von Liebhabern, der die Arbeiten dieses interessanten Schriftstellers, der wie kein zweiter den Ziergarten einer tropischen Kultur von Stilblüten und Lesefrüchten gepflegt hat, durchaus zu genießen imstande war. Die Schwierigkeiten des sprachlichen Erfassens mußten sich hier um so schmerzlicher fühlbar machen, je populärer die Gegenstände wurden, die unserem Autor am Herzen liegen, und je weiter sich das Gebiet eines vielseitigen Wissens auszudehnen begann, dem heute, wie man ohne Übertreibung behaupten kann, zwischen der Homosexualität und der Luftschiffahrt nichts Menschliches fremd ist. Die Erkenntnis, daß heutigen Tages jeder, der nur deutsch schreiben kann, seinen Zulauf findet, während hier eine wahre Fülle geistiger Schätze ungehoben liegen muß, brachte mich zu dem Entschlusse, ein Lexikon anzulegen, das deutschen Lesern als ein Führer auf den verschlungenen Pfaden einer Prosa dienen soll, deren Schönheiten sie bis heute gewiß öfter geahnt als genossen haben. Es ist hohe Zeit, daß jene, die von der geistigen und kulturellen Potenz des Autors bisher nur überzeugt waren, sich von ihr auch angeheimelt fühlen. Gerne wird man mir eine Nachsicht gewähren, die einem Versuche auf unerforschtem Gebiet unter allen Umständen zugute kommen muß. In der Übersetzungsprobe, die ich biete, dürfen

*) Aus dem ‚März‘.

selbst Lücken nicht allzu rigoros beurteilt werden. Mancher Stelle konnte ich nur mit einiger Freiheit der Auffassung beikommen; manche blieb unübersetzbar. Vorweg aber möchte ich die Verantwortung für die Möglichkeit ablehnen, daß hier und dort mit der Fremdartigkeit einer Wendung auch deren künstlerische Schönheit genommen wäre. Eine Übersetzung aus dieser Sprache wird wohl ihren Zweck erfüllt haben, wenn es ihr, selbst unter Preisgabe des dichterischen Momentes, gelungen ist, den Sinn der Darstellung für das Verständnis zu retten. Daß meine Übersetzung die in Deutschland einzig autorisierte ist, brauche ich wohl nicht erst hervorzuheben.

Der Fahrenheidzögling	Eulenburg
Der Adlerritter	Eulenburg
Der von den alten Feinden aus der Holzpapierwelt plötzlich Gehätschelte	Eulenburg, für den sich plötzlich die Presse wieder einsetzt
Die Legende der Grotta Azzurra	Die Gerüchte über Krupp
Ein Thronender	Ein Monarch
Iphigeniens Schöpfer, der in langem Erleben nicht oft einen Freund gefunden hat	Goethe, der in einem langen Leben nicht viele Freunde gehabt hat
Der brave Bill	Shakespeare
Der wilde Georg	Riedel
Er hat auf einem Bau gefront	Er war Bauarbeiter
Der Stank verfliegt schnell	Das Gerücht erweist sich als haltlos
Wer dem verführten Mädchen aus voller Kasse des Lebens Notdurft bezahlt	Der Aushälter
Noch wissen zwei zum Wahrspruch berufene Männer nicht, was in der Isarau geschehen ist	Zwei Geschwornen scheint die Starnberger Geschichte noch immer nicht glaubhaft
Vielleicht hätte der eiskalte Klügling, dessen überschwingende Phantastik auf Handwerkskenner stets nur wie voilence à froid wirken kann, der aber vor Er-	Vielleicht hätte Fürst Eulenburg in der größten Gefahr doch noch die Geschwornen herumgekriegt

fahreneren schon den Gefühlsmenschen, Künstler, schwärmenden Freund und siechen Amfortas mit Glück gemimt hat, im dichtesten Drang noch drei, vier Stimmen gefangen	
Auf dem Weg, der den dieser politisch, rechtlich und psychologisch bedeutsamen Sache Fremden die Fundamente des Urteils erkennen lehrt	?
Der Graf, den die Enthüllung des in den Isaranlagen und auf der Sendlingertorwache Erlebten das Kammerherrnamt gekostet hat	Graf Wedel
Eine, die sich dem Herd verlobt hat	Eine Hausfrau
Sie küßt ihn, dem Angstschweiß die Haarwurzeln feuchtet, mit heißer Lippe rasch, wie einst, aufs Ohr, während der Eheherr Zigarren aus dem Rauchzimmer holt	Charakterbild einer Buhlerin
Ein von einem Tribunen angegriffener Offizier	Ein Offizier, den ein Abgeordneter angegriffen hat
Ein Kriminalkommissar bringt aus der Ukermark das Ehrenwort des Fürsten mit: Verleumdersinn erfand und verbreitete die bösen Gerüchte	Fürst Eulenburg gab einem Kriminalkommissär sein Ehrenwort, daß alles Verleumdung sei
Er säße heute dann wohl in Hülsens Loge	Er wäre heute vermutlich Hoftheaterintendant
Der Klavierträger Schömmer, den ein Herrn Phili eng befreundeter Graf in einem starnberger Hotel zu Homosexualbefriedigung verführt hat und der durchs Guckloch einer verschlossenen Tür die beiden Grafen dann gepaart sah	Ein Kampfgenosse des Herrn Harden
Als er den Diener Dandl ans Bein faßte	Datum in der preußischen Geschichte

Der verirrte Geschlechtstrieb scheut so ängstlich das Licht, daß selbst in die Polizeiakten meist nur Gerüchte sickern	Alles menschliche Wissen ist begrenzt
Der kühle Herr Canzellarius	Bülow
Ein Totkranker, den in der nächsten Stunde die Sichel aus der Zeitlichkeit mähen wird	Ein Sterbender
. . . trotzdem sich seit Jahren ein ungeheures, ungesuchtes Material aus hoher und höchster Urningschicht bei mir gehäuft hat und mit den Einzelheiten, psychologisch und pathologisch wertvollen, ganze Bände zu füllen wären	Ich bin mir bewußt, meine kulturelle Pflicht eigentlich versäumt zu haben
. . . Drohbriefe aus nahen und fernen Städten (sie schrecken mich nicht; mein Revolver ist gut und ich habe dafür gesorgt, daß am Tag nach einem gelungenen Überfall alle Beweismittel veröffentlicht werden)	Ich bin kein Revolverjournalist; aber wenn ich gereizt werde, so . . .
Einen unter Anerkennung der reinen Motive verurteilenden Gerichtsspruch hätte ich, wie die anderen Opfer an Gesundheit und Besitz, die dieser Feldzug mir eingebracht hat, hingenommen	Das versteht sich von selbst
Der schwache Widerhall seines Leugnens kann die dröhnende Stimme der Wahrheit nicht übertönen	Er hat also dem Dandl doch ans Bein gegriffen!
Niemand hat den Fischermeister bedrängt; der Richter ihm väterlich zugesprochen und Zeit zur Sammlung angeboten; der Anwalt nicht eindringlicher gemahnt, als jeden Tag hundert Ankläger und Verteidiger tun; einmal nur, mit leiser Stimme, ihn aufgefordert, nicht durch Verschweigen des Wesentlichsten	Der Fischerjackl hat unter Daumschrauben freiwillig die Wahrheit gesagt

sich selbst ins Zuchthaus zu bringen (Seite 169) Doch Philipp kennt seinen Jakob. Den kranken, schwerhörigen, scheuen Menschen, dem die Zeugenpflicht ein Martyrium ist, der immer noch der so lange angestaunten Macht des Herrn zu erliegen fürchtet und keine Silbe, keine Vorgangsschilderung herausbringt, die nicht mit den Zangen der Inquisition aus seinem dunklen Hirn geholt ward (Seite 170)	
Unter dem Heumond	Im Juli
Der Phrasenspuk, der so lange schon das Ohr täubt	. . . . betäubt
Als Bismarck ins Sachsenwaldhaus geschickt war	Als Bismarck demissioniert hatte
Den Überbleibseln des Memalik-i Osmanije eine Verfassung gewähren	?
Padischahim tschock jascha	Vergleiche Polyglott-Kuntze, Türkisch
Der King	Eduard VII.
Der liebste Kömmling	Der willkommenste Besuch
Er wird in Ischl den Geschäftsführer der austro-ungarischen Monarchie sehen	Er wird in Ischl den Kaiser Franz Josef sehen
Den Makedonenknäuel entwirren	Die macedonischen Wirren beenden
Die Scherifenenttäuschung	?
Der Greis, der im Glanz hockt	Der Sultan
Menschen, deren Lebensflamme gestern ein Wink seiner müden Hand erlöschen ließ	Menschen, die er gestern noch töten lassen konnte
Musulmanen	Muselmanen
Abd ul Aziz	Abdul Aziz

Abd ul Hamid	Abdul Hamid
Abd ul Kerim	Abdul Kerim
Der schwache Prasser	Der genußsüchtige Schwächling
Die Stadt Konstantins	Konstantinopel
Die Osmanenflanke zerstücken	Albanien teilen
Der Mähre	Herr Philipp Langmann
Der wiener Ungar	Ungeschicktes Lob für Herrn Felix Salten, der sich als Zionist lieber einen Pester Juden genannt hörte
Über der Löwenbucht verglüht der fünfte Augusttag	Marseille, 5. August
Auf dem Cornicheweg ists leerer als sonst beim Dämmern eines Sommerabends	Ich bin zum erstenmal in Marseille, aber so leer war's noch nie
Das immer hastige Leben der Phokäerstadt scheint in die Herzkammer zurückgedrängt	Marseille ist wie ausgestorben
Zwischen der Rue Honorat und der Cannebière regt sichs	Meine Lokalkenntnis ist verblüffend
Der Fremde merkt bald, daß im Sinus Gallicus das Blut heute besonders schnell kreist	(Unverständliche Stelle, aus der nicht hervorgeht, ob das Blut im Meerbusen oder das Wasser im Busen der Marseiller aufgeregt war)
Die mit Bouillabaisse und Südwein Genährten	Die Bewohner von Marseille
Der konstanzer Graf Graf Ferdinand Der alte Reitersmann Ikaros, den eines Gottes Eifersucht empfinden lehrt, daß nur Wachs, in der Sonnennähe zertropfendes, ihm die Flügel an den Rumpf geklebt hat Der Krieger und Wolkenthronwerber Der Luftbeherrscher Der deutsche Graf	Verschiedene Bezeichnungen für den Grafen Zeppelin

Die Patres Lana und Guzman . . . Die Brüder Montgolfier, Etienne und Michel . . . Mémoires sur la machine aérostatique . . . Pilâtre de Rozier . . . Nach den Erfahrungen der Charlière ergänzt . . . Charles aus Beaugency, Pilâtre aus Metz, Blanchard aus dem Departement Eure . . . Biot, Gay-Lussac, Sivel, Tissandier, Hermite, Renard, Giffard; bis zu Santos-Dumont und Lebaudy . . . Der Fallschirm . . . Zigarrenformat . . . Starres System . . . Halbstarr oder unstarr . . . De la Vaulx, Berson und Elias . . . Giffard ersann, um die Widerstandsfläche zu verkleinern, das längliche Format und führte den Dampfmotor ein; Dupuy de Lôme das Ballonett; Wölfert den Daimler-Motor; Schwarz die Aluminiumhülle; Renard und Krebs . . . Parseval und Groß . . . Von André, dem Nordpolsucher, kam uns nie eine Kunde; die Patrie ließ in Irland eine Riesenschraube mit Zubehör fallen; der britische Nulli secundus zerbröckelte über der Paulskathedrale

Ich kenne mich in der Luftschiffahrt aus

Unter den Lebenden haben Edison, Koch, Van't Hoff, Behring, Röntgen und mancher Andere der Menscheit Nützlicheres geleistet. Für die moderne Kriegführung waren die Erfindungen und Kombinationen der Nordenfelt, Zédé, Romazotti, Laubeuf vielleicht wichtiger als eine Erleichterung der Aeronautik

Ich kenne mich auch sonst aus

Zeppelins haben unter Fritz, unter Melas bei Marengo und im deutschen Befreiungskrieg mitgefochten

Ich weiß überhaupt alles

Fast auf den Tag ists fünf Vierteljahrhunderte her, daß der Physiker Charles auf dem Marsfeld einen mit Wasserstoff gefüllten Ballon steigen ließ . . . Blanchard kam 1785 mit seinem Luftschiff von Dover nach Calais und wurde erst auf der sechsundsechzigsten Fahrt (meist war seine Frau als Gehilfin neben ihm) vom Aeronautenschicksal ereilt	Wer sollte sich nicht erinnern?!
Man wird im Ballon, statt auf stählernem Gleis über Zossen und Elsterwerda, ins Paradies der Weihnachtstollen reisen	Ein Bild der ›Zukunft‹
Das stürmende Temperament der großen Persönlichkeit sacht ins Schreibstubentempo zügeln	Dem Grafen Zeppelin eine Kommission beistellen
Die Summen, die ihm die Flut jetzt ins Schwabenheim geschwemmt hat	Die Summen, die dem Grafen Zeppelin jetzt zugeflossen sind
Der Paktolos strömt in den Bodensee	Graf Zeppelin bekommt viel Geld
Erwins Kirche	Der Straßburger Dom
Wie ein Golfstrom braust es erwärmend durch Aller Herzen, schmilzt die Eisrinde und schält ehrfürchtige Liebe aus dem Kalten Wall	(Wahrscheinlich ist hier gemeint, daß man sich irgendwo für die Sache Zeppelins erwärmt)
Aus dem Gluthstrom, der den Kalten Wall überströmte, ist auch anderer Gehalt zu schöpfen als das Tränensalz, das feuchten Augen die Freude an schönem Tiefblau gewährte	?
Millionen in den Bodensee werfen, um mit dem Opfer des Hortes, wie der Tyrann von Samos mit seines Ringes, feindliche Gewalten zu schwichtigen	Riskieren, daß ein Karpfen im Bodensee mit der Verdauung des Ringes, wie der Leser mit des Genitivs, Schwierigkeiten hat und daß selbst den Rheintöchtern übel wird

(In den dieser Übersetzung zugrunde liegenden Kapiteln hat der sonst so gewissenhafte Autor leider einige Druckfehler übersehen. Statt »Entwicklungsgang« und »Befreiungskrieg« muß es selbstverständlich heißen: Entwicklunggang und Befreiungkrieg. Erwähnt sei noch, daß den Publikationen des Autors im Original unmittelbar ein Inseratenteil folgt, zu dessen Verständnis das Lexikon nicht herangezogen werden muß, und in welchem zumal jene Annonce einer populären Wirkung sicher ist, die mit den Worten beginnt: Allen, die sich matt und elend fühlen . . .)

* *
*

Die Mütter.*)

Eine typische Erscheinung im heutigen Kulturstaate sind die Mütter. Sie fügen sich dem Prinzipe der Unterdrückung der Individualität zu Gunsten der Rentabilität des Menschen so innig an, daß es begreiflich erscheint, wenn jeder Knecht der Gesellschaftsordnung den Einfluß der Mütter auf die kommende Generation mit pfäffischem Augenverdrehen als einen segensreichen preist. In der Tat aber ist der mütterliche Einfluß auf die Kinder, vornehmlich auf die Töchter, ein verderblicher. Die Söhne entziehen sich dank der größeren Freiheit, die ihnen die Gesellschaft in sexueller Beziehung zugesteht, eher und leichter dieser üblen Beeinflussung. Die Töchter aber entarten allmählich unter den Wohltaten der mütterlichen Erziehung. Jede Äußerung einer gesunden weiblichen Veranlagung, das Begehren, sich lediglich der Lust wegen hinzugeben und zu empfangen, bemühen sich die Mütter bei ihren Töchtern mit allen zu Gebote stehenden Mitteln so lange zu unterdrücken, als es der umsichtige Geschäftsgeist erfordert, der die Jungferschaft, das heute noch immer hoch im Kurse stehende Spekulationsobjekt, zu einem möglichst guten Preis an den Mann zu bringen trachtet. Von dem Eintritte der Menstruation an sind die Töchter den Müttern völlig ausgeliefert. Mit einem Raffinement der Diskretion, das nur eine jahrtausendalte christliche Kultur gezeitigt haben konnte, weihen die Mütter ihre Töchter in

*) Anm. d. Herausgeb.: Nicht für alle Mütter scheint mir diese Betrachtung zu gelten. Aber allen tut sie Unrecht. Was sie darstellt, sind Wahrheiten, und der Haß, den sie ausdrückt, ist um des Ausdrucks willen berechtigt. Aber er schlägt die Mütter mit Wahrheiten, für welche sie nicht verantwortlich sind. Denn die Gesellschaftsordnung haben die Väter gemacht, die Mütter kriechen in ihr unter, so gut sie können.

alle Mysterien der Liebe ein, deren Erkenntnis der trotz aller Anfechtungen immer noch gesunde weibliche Instinkt dem heranreifenden Mädchen rechtzeitig und besser vermittelt hätte. Daß die Sinnlichkeit der Mütter dabei auf ihre Rechnung kommt, liegt auf der Hand. Es ist nicht leicht, sich auszumalen, welchen Genuß es den alternden, von keinem Manne mehr begehrten Weibern bereitet, stetig in der Geschlechtssphäre ihrer Töchter zu wühlen. Kein lüsterner Blick eines jungen Mannes nach den ihm verfänglich präsentierten Reizen der Tochter entgeht dem wachsamen und geübten Mutterauge. Und schon wird die Rentabilität der Veräußerung der töchterlichen Unberührtheit an den begehrlichen Späher kalkuliert. Verspricht das Geschäft Ertrag, so beginnt jenes listige Umstricken des auserkorenen Opfers, das jede Mutter der anderen als etwas Häßliches vorwirft und abzustellen trachtet, um gegen eine kleinere Konkurrenz umso leichter siegreich zu sein. Es ist erstaunlich, welche Routine von den Müttern bei dem Geschäfte der gesellschaftsordnungsmäßigen Verkuppelung der Töchter aufgewendet wird. Die Routine der Professionskupplerin ist plump dagegen, und die von den Töchtern unter mütterlicher Anleitung diskret durchgeführte Steigerung der wirkenden Reize ist ungleich raffinierter als die Praxis der Dirnen. Diesen aber, ihren besten Lehrmeisterinnen, sind die Mütter die grimmigsten Feindinnen. Wo sich die dem Weibe innewohnende Dirnennatur offen als solche bekennt, wird sie von den Weibern, denen der Mut dieser Offenheit fehlt, verfolgt. Mit einem Pathos, das sie der Gerichtssaalberichterstattung über geheime Verhandlungen abgelauscht haben, wettern die Mütter bei jeder Gelegenheit, mit begreiflicher Vorliebe aber dem heiratsfähigen jungen Manne gegenüber, gegen das »Laster«, schildern in krassen Farben die Gefahren für Körper und Seele, die dem Verkehr mit Dirnen wie Gespenster folgen, lassen es auch nicht an zartsinnigen Anspielungen fehlen auf die reinen Genüsse an der Seite einer anständigen Ehefrau, und arbeiten derart mit bewußt lügenhaften, schmutzigen Mitteln gegen die ihnen so unbequeme Konkurrenz der Dirnen, die wegen der Offenheit der Anpreisung leiblicher Genüsse zu fixen und billigen Preisen von den Müttern als das gefährlichste Hindernis bei der ergiebigen Verwertung der Töchter erkannt wurden. Wie ein Kaufmann dem andern die geschmähten

Reklamekniffe abzulauschen trachtet, um sie selbst gegen ihn auszuspielen, so studieren die Mütter, in der richtigen Erkenntnis der Überlegenheit der Dirnen, deren Art, um die Töchter mit dem Rüstzeug der Halbwelt so gut wie möglich auszustatten und zum Wettbewerb geeignet zu machen. Das offene Auge gewahrt auf den ersten Blick, wie rasch und sicher die Errungenschaften des Dirnentums durch Vermittlung der spekulativen Mütter in die Familie verpflanzt und hier verderblicher werden für den erotisch veranlagten Mann als dort, wo er dank der Offenheit, mit der ihm begegnet wird, von Haus aus weiß, worum es sich handelt. Durch die gesellschaftlich sanktionierte Praxis der Mütter werden die Dirnen mittelbar Trägerinnen der Idee des Bestandes der Familie und des Staates. Die Töchter aber werden vergewaltigt, dazu erzogen, jedes natürliche Empfinden zu unterdrücken, Liebe nur auf mütterliche Anordnung zu empfinden und sich im Übrigen mit ihrer Phantasie zu behelfen, die sie zwar in schwülen Nächten manchen Genuß empfinden läßt, Gesundheit und Schönheit aber untergräbt. Endlich findet sich die geknebelte weibliche Natur dank der frühzeitig begonnenen mütterlichen Erziehung in die Situation, die von der heutigen Gesellschaft als die einzig mögliche hingestellt wird. Und die Töchter, die durch die mütterlicherseits vermittelten Dirnengebräuche einen Mann zu dauernder Ausnützung eingefangen haben, werden Mütter.

Erbt.

* * *

Zitate.

›Seine Exzellenz wird gleich da sein, um 1 Uhr wird aber gegessen!‹ ›Beruhigen Sie sich, liebenswürdigster aller Famuli, ich will den Minister nur fragen, wie er geschlafen hat, um es nach Wien zu drahten‹. ›Exzellenz wird gleich erscheinen‹ ... ›Eure Exzellenz sieht gut aus. Sie haben sich gründlich ausgelüftet, ehrenwerter Tittoni!‹ (‚Neue Freie Presse‘, 29. August).

*

Ferner habe ich im Sommer einen Zeitungsartikel gelesen, der mit den Worten begann:

Von einem Freunde unseres Blattes erhalten wir die folgende Zuschrift: Langsam dringt die Nachricht hinaus ins Grüne, in die fernen Gebirgstäler, an die stillen Sommerseen, an denen die Wiener jetzt sitzen. Wie es einst durch die Welt geklungen hat: Der große Pan ist tot, so klingt es nicht viel leiser jetzt dem kunstfreudigen und -verständigen Wien ins Ohr: »Kainz will vom Burgtheater gehen!« u. s. w.

*

Der große Pan bleibt uns erhalten, dagegen ist die Hauptfrage unserer Zeit noch immer ungelöst. Herr Gelber behauptet es in einer Wiener Zeitschrift:

Die Parlamentsferien werden bald vorüber sein, die Volksvertretung wird wieder zusammentreten und wir werden bald wieder von den gemachten Wichtigkeiten hören, mit denen man das öffentliche Gewissen von der Hauptfrage unserer Zeit abzulenken sucht. Nun, und da ist es notwendig, abermals auf sie hinzuweisen und zu fragen: Was soll mit Wahrmund geschehen?

*

Mit ehrlicher Begeisterung aber haben die Wiener Familienväter diesen Satz (in einem Artikel von C. Gurlitt über Konstantinopel) gelesen:

Die Jungfräulichkeit und ihre Wertschätzung ist überall eine Folge geschlechtlicher Selbstsucht des Mannes, nämlich der, das Weib für sich allein zu haben.

Dieser Satz stand aber nicht etwa in der ‚Fackel‘, sondern in der ‚Neuen Freien Presse‘.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Doppelnummer 259–260, 13. Juli: Deutschland. Von Karl Kraus. — Der eiserne Besen. Von Karl Kraus. — Kunstschau. Von Otto Stoessl. — Der Beamte. Von Arthur Hetz. — Tugend-[illegible]. Von Otto Soyka. — Meine Bücher. — Tagebuch. Von Karl Kraus.

Der Verlag der „Fackel"

befindet sich III/2, Hint. Zollamtsstr. 3

Administrative Mitteilungen wolle man ausschließlich an diese Adresse richten.

Im Verlage ‚DIE FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

MAXIMILIAN HARDEN.

Eine Erledigung.	**Ein Nachruf**
Preis 60 h = 60 Pf.	Preis 60 h = 60 Pf.

Hardens Antwort.

Preis 60 h = 60 Pf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III, ...

Nr. 263. 26. Oktober 1908. X. Jahr.

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

INHALT:

PROZESS VEITH

VON

Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL‘, III, Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 263 WIEN, 26. OKTOBER 1908 X. JAHR

Prozeß Veith.

»Die Vorgeschichte des Prozesses, der im Juli dieses Jahres bereits das Gericht beschäftigt hat, ist allgemein bekannt. Die Stieftochter Marcell Veiths endete durch Selbstmord, nachdem ihr Vater von der Polizei festgenommen worden war«.

Der Zeitungsbericht.

»Ein Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich selbst die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt«.

Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität.

»Die nächste Zeugin, die wiederholt erwähnte Anna Sachs, ist nicht erschienen; es wird auf ihre Aussage verzichtet«.

Der Zeitungsbericht.

»Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Anis und Kümmel; und laßt dahinten das Wichtigere im Gesetz: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue«.

Ev. Matthäi 23.

Ein schlafender Rüpel regt sich, wirft einen Nachttopf um, legt sich aufs andere Ohr und schnarcht weiter. Das sind die Moralprozeduren des Staates. Die einen rütteln ihn, daß er erwache. Die andern nennen ihn einen Schweinkerl. Vergebens. Er schläft und rumort nur im Faulbett, wenn wieder die

Blähungen der Sittlichkeit ihn befallen. Dann nimmt die Gerechtigkeit ihren Lauf...

O du alter nichtsnutziger Lümmel, du ausgeschämter Hallodri du, heiliger Saufaus und ehrbarer Wüstling, du nimmst den Töchtern der Wollust die sauer erworbenen Groschen ab, hebst den Zins von allen Schanden ein, und gehst hin und verklagst die überhandnehmende Unsittlichkeit! Denn die eifersüchtige Alte, die dir im Hause sitzt, die Gesellschaft, ist dir hinter deine Zärtlichkeiten gekommen, schwingt den Pantoffel über dir und zwingt dich, einmal im Jahr ihr wenigstens mit deiner Gesinnung zu willen zu sein, wenn du schon deine Impotenz so leichtsinnig zersplittert hast. Dann schnarchst du Anklagen, rülpsest Erlässe und lässest ein paar Moralsprüche ergehen, daß die Engel im Himmel sich die Nase zuhalten. Schlichst du nicht hinter der kleinen Mizzi Veith einher, du päpstlicher Conte? Hieltest sie nicht vier Jahre den Kavalieren feil, denen du die Kabinette öffnest, wenn sie regieren oder sich auf feinere Art amüsieren wollen? Und nahmst ihr eines Nachts den Champagner vom Munde und gabst ihr Wasser zu trinken! Und umkreistest ihren Leichnam wie eine schwarzgelb gefleckte Hyäne und schleiftest ihn zum Gerichtstisch, wo er als corpus delicti, nein, als corpus vile dem Appetit deiner Rache dienen muß! O du alter Tunichtgut, du ärarischer Pförtner der Lust, du Schüler deiner Hausmeister, du Trinkgeldnehmer deiner Huren, der du alles siehst und nichts gesehen haben willst, der du nichts siehst und alles gesehen haben willst, Bordellwirt zweier Reiche, du in Kalksburg geborener und nach Budapest zuständiger, mehrfach vorbestrafter, öfter aus der Zivilisation abgeschobener warmer Betbruder, du Voyeur mit dem ewig zugedrückten und dem Auge des Gesetzes, der du in Abenteuer tölpelst, wenn es verlangt wird, du Mächtiger über die Schwachen und Schwacher vor der Frau Sachs! Wie oft habe ich dich gepackt, wie

oft dich gebeten: tu's nicht; sei nicht niederträchtig, wenn du nicht die Kraft hast, es bis ans Ende zu sein, wie jener preußische Schutzmann, dessen Beispiel dich verlockt hat; spiel dich nicht auf mit der Devise, daß es noch Richter in Österreich gibt, so lange Europa das unerschütterliche Vertrauen in die Wahrheit hat, daß man sich in Österreich noch alles richten kann. Wie oft habe ich dich gebeten: tu's nicht, und du tatest es doch und schicktest deine Richter über deine Huren. Wie habe ich dir mit einem Buch auf den Schädel geschlagen, daß ich hoffte, die Unvereinbarkeit von Sittlichkeit und Kriminalität werde dir aufgehen, ohne daß dir aus der Lektüre ein innerer Schaden entstände. Aber du schämst dich deiner Beulen nicht und lachst des Versuchers. Und protzest gar mit der Unschuld deiner Polizisten. Denn sie sind zwar durch die Riehl zu Falle gebracht worden, aber ihre Jungfräulichkeit blieb länger bewahrt als selbst die der armen Mizzi.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zigeunermusik umwogt wimmernd das Ohr beseligter Pferdehändler und ermannt sich sofort zu mutiger Melodie, wenn die vom k. u. k. Ulanenregiment u. s. w. das Lokal betreten. An den Tischen sitzen Larven, die genug fühlende Brust haben, um dem heimischen Geschmack zu gefallen, der immer etwas zum Anhalten braucht, weil ihm die Phantasie ihre Hilfe versagt hat. Das sind die Buffetdamen. Die sich an ihrer Seite des Lebens freuen, das sind die Wurzen. Eros ist Vertreter einer Sektfirma und dank einer aufmerksamen Bedienung sind die Flaschen rascher gewechselt als geleert. Ein Zug von Bürgerssöhnen, die im Taillenrock wie Puppen aussehen, nur geistig weniger regsam sind, durchschreitet spähend den Qualm, die Kellner, die den französischen Adelstitel Marköre führen, geben die gewünschten Auskünfte. Artisten, die oben im Etablissement gearbeitet haben, versammeln sich zu jener philiströsen Geselligkeit, die die Staatsanwälte

für ein Lotterleben halten, ein Bankkommis erklärt sich durch Zerschmetterung eines Trinkglases mit der Aristokratie solidarisch, ein humpelnder Wagentüröffner erscheint und fragt, ob die Ella schon da sei, ein Dichter bekommt einen Tobsuchtsanfall, weil jemand die Existenz der Frauenseele geleugnet hat, ein hagerer Alter hastet durch das Lokal. Er sieht mit flackerndem Blick nach einer Ecke, in der getrunken wird, ist beruhigt, weil in der andern Ecke der Polizeikommissär sitzt, und kehrt wieder um. Dieser Alte wird nach vier Jahren in Haft genommen und dann zu schwerem Kerker verurteilt werden. Er hätte nicht nach der Ecke sehen sollen. Er habe, wird es heißen, die Gesellschaft durch seinen flackernden Blick gestört. Er habe die Unmoral in das Nachtcafé getragen. Zigeuner, Pferdehändler, Marköre und Toilettefrauen werden als Zeugen wider ihn aufstehen, und das Gericht wird bloß das Urteil bestätigen, das die Nachtkassierin schon längst über ihn gefällt hat: daß er ein Strizzi sei. In der Urteilsbegründung wird der Gerichtshof ausdrücklich betonen, er wolle dem Nachtcafé selbst nicht nahetreten, aber der Angeklagte habe durch seine geschäftliche Verbindung mit diesem das Delikt begangen. Die Gäste werden sagen, daß sie es immer gesagt haben, es sei eine Schande, daß der Vater ihnen seine eigene Tochter verkupple, die Schande selbst wird sagen, es sei eine Schande, und sogar die Nachtlokalredakteure werden empört sein, die um die Mizzi bei Lebzeiten herumgestrichen sind, als ob sie eine Wasserleiche witterten, oder in der Hoffnung, gratis ihrer Prostitution teilhaftig zu werden. Der Leiter eines bekannten Erziehungsheimes, das Venedig in Wien heißt, wird bekunden, man habe ihn sofort auf den Mann aufmerksam gemacht und es sei diesem der Besuch der Anstalt untersagt worden, so daß er sich nicht mehr nach den Fortschritten der Tochter erkundigen konnte; auch habe er dem Mädchen selbst wiederholt Vorstellungen gemacht. Die ‚Neue Freie Presse‘ wird einen Leit-

artikel bringen, in dem ausgeführt ist, daß es ein Zeichen der Reaktion sei, wenn die Theaterzensur den Werken unabhängiger Dichter Schwierigkeiten in den Weg lege, aber der Hochadel sich ungestört sinnlichen Vergnügungen hingeben dürfe. »Freilich, als die Geigen klangen und die Champagnerpropfen knallten«, wird es heißen, »als helles Frauenlachen erscholl und elegante Herren im Frack sich lässig auf ihren Sessel zurücklehnten und den Dampf feiner Zigaretten in die Luft bliesen . . .« Aber jetzt, wird es heißen, »sind diese Nächte längst vergangen, die Geigen klingen schrill und das Frauenlachen grell und gellend«. Die liberale Presse wird »Klarheit und Wahrheit« verlangen, denn wir stecken tief im Vormärz, wenn es möglich ist, daß eine Buffetdame mit der Schande ihres Leibes, wird es heißen, ihre Familie ernährt. Die Aristokraten sind an allem schuld, werden die einen sagen, die Juden sind an allem schuld, werden die andern sagen. Und die Nachtportiers, die Hotelstubenmädchen und die Fiaker werden bekunden, welche Schmach sie durch vier Jahre gegen ein relativ geringes Trinkgeld ertragen mußten. Er hat — Nun, was hat er denn? — Er hat, aber Herr kaiserlicher Rat, dös kamma ja gar nöt aussprechen! Er hat ganz gut g'wußt, daß dös Madel — Nun, was hat sie denn? Na ja, sie hat halt einen Lebenswandel g'führt. Einen Lebenswandel hat sie halt g'führt . . . Und das Volk, in dem ein gesunder Kern steckt, wird sich an dem Wort Lebenswandel berauschen, bis sie alle besoffen sind, und die Richter, sie hören es gerne, und die ganze menschliche Gesellschaft, die durch vier Jahre den sittlichen Ruf der Nachtcafés verteidigen mußte, wird einen Veitstanz aufführen, bei dem ein einziger hinfällt und die andern fröhliche Urständ feiern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Denn sie hat in der Tat einen Lebenswandel geführt. Selbständig, heißt es, war sie darin nicht. Ein rauher Stiefvater hat sie frühzeitig verhindert, Telephonistin zu werden. Nicht einmal in eine Zünd-

hölzchenfabrik einzutreten oder sich zur Tabakarbeiterin auszubilden, hat er ihr erlaubt. Im Gegenteil wurde sie von Jugend auf strenge dazu angehalten, das Leben von seiner heiteren Seite zu nehmen und einen Trieb zu entwickeln, der dem Weib als schlimmster Makel anhaftet: den Männern zu gefallen. Ihr Stiefvater verlangte von ihr, daß sie hübsch sei und es nicht einmal verberge. Er erniedrigte sie also dazu, aus einem Körperfehler, dessen Trägerinnen die menschliche Gesellschaft einen Bettelpfennig und ihre Verachtung hinwirft, Gewinn zu ziehen. Wäre sie ohne Hände auf die Welt gekommen, so wäre es sittlich gewesen, davon zu leben, wenn auch als Vagabondage strafbar. Aber weil ihre Hände schön waren, so war sie ein unehrlicher Krüppel, und wieder vom Vagantengesetz bedroht. Der Vater, der diese Hände nicht dazu zwang, sich in einem Comptoir oder einer Fabrik zu schanden zu arbeiten, handelte verbrecherisch an ihr. Sie sank so tief, daß ihre Formen allmählich in einer Toilette zur Geltung kamen, anstatt sich von einem Kittel verhüllen zu lassen. Solche Schaustellung ist Prostitution, und wer sich ihr ergibt, wird umsomehr verachtet, als er dem empörten Betrachter ein ästhetisches Behagen verursacht, während die Gebrechen, die die anderen Krüppel zeigen, bloß ethische Empfindungen wachrufen. Die Entschuldigung, daß ein Weib für seine Schönheit nichts kann, läßt die Kultur nicht gelten, weil sie tausend Hüllen bereit hält, das Übel zu bergen. Ein Vater, der die Schaustellung fördert oder duldet, macht sich eines Verbrechens schuldig. Mizzi Veith wurde dazu erzogen, sich das Wohlgefallen und somit die Verachtung der bürgerlichen Gesellschaft zu verdienen.

Manche geht in einem Konflikt zugrunde, der das einzige tragische Problem bedeutet, zu dem sich die Menschheit aus den Niederungen der christlichen Moral emporgerungen hat, manches zur Liebe bestimmte Geschöpf wird das Opfer des großen

christlichen Nächstenhasses. Sie setzen sich allen Pfeilen aus, die die soziale Welt für ihre Leugner bereit hält, leisten der Natur Gefolgschaft und gehen in dem Vernichtungskriege unter, der das hehrste Schauspiel dieser subalternen Zeit vorstellt. Was weiß ein Staatsanwalt davon? Verstände er es, wenn ihm ins Hirn gebrannt würde, daß das Hurentum das letzte Heroentum einer ausgelaugten Kultur bedeutet? Oder es ist bloß eine soziale Notwendigkeit, und Hunderttausende opfern sich einem Beruf, der Achtung verdient wie ein anderer und dessen Verächter sich hüten sollten, Vergleiche mit Wert und Nutzen ihres eigenen Berufes zu provozieren. Hunderttausende folgen keiner Naturbestimmung, sie sind Verlorene, schreiben Tagebücher und ihr Schicksal, fern aller großen Tragik, weckt jene Trauer, die die Unfallschronik füllt und die das mesquine Elend auf allen Straßen erzeugt, wenn wir nur genug christliche Liebe vorrätig haben, sie zu empfinden. Vielleicht hat Mizzi Veith zu den vielen gehört, die man bedauern, und nicht zu den wenigen, die man bewundern sollte. Dann hat sie doch einem Zweck gelebt, der so reell und lauter, so praktisch und ethisch berechtigt ist wie die Aufgabe, die Ansprüche des Publikums am Postschalter zu befriedigen. Dann hat sie nicht ihrer eigenen Notwendigkeit geholfen, aber der fremden, und ihrer eigenen Not. Dann hat die Gesellschaft die allergeringste Berechtigung, einen Vater zu tadeln, der bei der Berufswahl für sein Kind dem größten Vorteil der Familie, und dem stärksten sozialen Interesse zugleich gedient hat. So wie ich das arme Geschöpf, dessen toter Leib heute noch für Reklamezwecke gut genug ist, in Erinnerung habe, war Mizzi Veith unter Larven ein Lärvchen und kein Dämon trieb sie auf den Kriegspfad gegen die christliche Welt. Sonst hätte wohl ihre Natur auch nicht so lange dem Zügel des Vaters pariert. Immerhin war hinreichend Lust da, zu leben und zu lachen, um den Sporn des Vaters

nicht als Druck zu fühlen. Aber ich muß mir ihren Fall stilisieren. Denn dieser nichtsnutzige Wechselbalg einer Lebensansicht, die sich ethisch dünkt, seitdem sie luetisch geworden ist, besprenzt mir blind die Heiligtümer der Lust wie ihre Betriebsstätten, hetzt Göttin und Dienstmagd zu schanden und weidet so den viehischen Trieb nach Sittlichkeit, daß die Wiesen hysterisch werden und die Natur das Schämen erlernt. Ich muß den Fall der kleinen Mizzi Veith vergrößern, denn die moralische Welt hat eine prinzipielle Gebärde der Bestialität und statuiert Exempel, wo kaum ein Beispiel geschah. Man könnte in ihre Tiefebene steigen, um ihren Mangel an Perspektive zu beweisen und daß ihre Dummheit in sich selbst gegründet sei. Aber wenn ich schon der Zeitgenosse ihres Wahnsinns sein muß, dann will ich mich lieber in die Lage eines Saturnbewohners versetzen, der zufällig das Glück hat, als Vertrauensmann einer geheimen Verhandlung vor dem Wiener Landesgericht beizuwohnen.

Dann scheint mir die Welt so problemarm, wie am Tage, bevor sie erschaffen war. Ihr einziger gordischer Knoten — aus einem Häutchen gedreht; und darüber kommt kein Alexander hinweg. Wie sollte es einem verkrachten päpstlichen Conte gelingen? Unermüdlich jagt er dem Phantom nach, das die jüdisch-christliche Lebensmoral für alle Zeiten geheiligt hat. Ein Don Quichote des Virginitätsideals, der konsequenteste Typus des Sittenrichters, die Vollendung in der Karikatur, die den Schutz der Jungfräulichkeit sogar noch im Nachtcafé betätigt. Daß ihn die Sittlichkeit, der er alles und sogar sie selbst geopfert hat, schließlich im Stich läßt, macht ihn zum christlichen Märtyrer des Christentums. Dieses hat die Christenverfolgungen als eigenes Regierungsprinzip übernommen und übt es an allen jenen Bekennern, die den Glauben auf die Spitze treiben. Ein zerknirschteres Zugeständnis an die herrschende Moral und ein ergreifenderer Hohn auf ihre Unerbitt-

lichkeit läßt sich nicht denken, als das Leben und Ende dieses Vaters, der alles mit seinem Kinde geschehen ließ, was die menschliche Gesellschaft freut, ohne das letzte Band zerreißen zu lassen, welches mit ihrer Achtung verbindet. Er weiß, wo Gefahr droht; mag das Verderben mit hundert Zungen dem ihm anvertrauten Pfand nahe sein, er wacht darüber, daß es nicht verloren gehe. Wie ein Türmer lugt er in alle Richtungen, wie ein Späher erkundet er die Situation in Feindesland. Durch vier Jahre steht er auf der Hut und jeden Augenblick glaubt man, jetzt werde er eine Lache aufschlagen über eine Sittlichkeit, die ihn zu solchem Dienste zwingt. Aber er beherrscht sich und mit unerschütterlichem Ernst geht er an seine Aufgabe, hastet Nacht für Nacht durch Qualm und Gewimmel, ruft Kellner und Kutscher zum Konsilium und ist erst beruhigt, wenn er den Regierungsvertreter an seinem Tische sieht. Eine widerliche Rolle, sagt die undankbare Moral, da ihr dieser Vater nach vier Jahren schußrecht präsentiert wird. Widerlich? Ein Vater! Widerlich höchstens, daß er es war. Man hat keine Zeit zu Familiengefühlen, man hat sie in der sozialen Ordnung verlottern lassen. Sie sind so heruntergekommen, daß man einen Klassiker lesen muß, um sie in ihrer ersten Frische zu empfinden. Hier aber hat einer sie im Nachtcafé rehabilitiert. Wir erkennen sie wieder; denn uns sind sie nicht im Strom der Welt, sondern in uns selbst abhanden gekommen. Und wenn je Familienbande für die Ewigkeit geschmiedet schienen, so war es die Zärtlichkeit, die diesen Zuhälter und sein Kind verband. Dergleichen löst nur ein Polizeiprotokoll! Was mir die Angelegenheit widerlich macht, ist die Kompromittierung des Freudenlebens durch familiäres Sentiment. Aber die bürgerliche Gesellschaft sollte zu dem Manne aufblicken, welcher den Gefühlsinhalt, der ihr längst zur Form erstarrt war, neu belebt und ein Vorbild geschaffen hat für ein väterliches Pathos,

das sie in der kaufmännischen Prosa des Lebens so lange schon entbehren mußte. Ein den Bedürfnissen der Neuzeit angepaßter Odoardo läßt es bis zum Äußersten kommen, aber rast dann nicht minder. Wir hören Töne, für die heute auf der deutschen Familienbühne der Stil verloren gegangen ist. Nach vierjährigem Kokottenleben tut eine den Ausruf: »Vater! Du wirst mich gewiß davonjagen, weil ich das getan habe!« Die Erkenntnis: »Vater, was hab' ich getan!« gellt durch die Affäre, und man erwartet, daß ein augenrollender Alter mit großer Gebärde zum Dolch oder wenigstens zum Schleier greift. Veiths Schmerz über das Malheur seiner Tochter, sein Zorn gegen den »Verführer« ist echt wie nur der eines Verrina. Und ganz im Stil einer sentimentalen Luise ist es, wenn das Mädchen sich vor dem Alten aufs Bett wirft und ruft: »Mein Vater hat mich nicht verkuppelt! Mit diesen Worten gehe ich zu Gott!« Der Vater diktiert ihr den Abschiedsbrief an den Geliebten »in die Feder«: Ihre Hand schrieb, was ihr Herz verdammte — fast mit diesen Worten sagt es der Staatsanwalt. Nur ist hier der Alte Wurm und Miller in einer Person und Ferdinand der Verführer. Fast hört man diese Sätze: »Der Segen war fort aus meiner Hütte, sobald Sie einen Fuß darein setzten. Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo sonst nur die Freude zu Hause war. Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch wühlen, die Ihre unglückliche Bekanntschaft meinem einzigen Kinde schlug?« Die Antwort: »Was willst du, Graukopf? Mit dir hab' ich nichts zu schaffen. Hast du die Weisheit deiner sechzig Jahre zu den Buhlschaften deiner Tochter geborgt und dies ehrwürdige Haar mit dem Gewerbe eines Kupplers geschändet?« ... »Die Zeit meldet sich allgemach bei mir, wo uns Vätern die Kapitale zu Statten kommen, die wir im Herzen unsrer Kinder anlegten — Wirst du mich darum betrügen, Luise?... O Tochter! Tochter! gefallene, vielleicht schon ver-

lorene Tochter!« »Ich will in den Fluß springen, Vater, und im Hinuntersinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten.« »Hum! rede deutlicher...« (Spricht zu sich selbst:) »Geduld, armer, unglücklicher Vater! Warte ab, bis es Morgen wird. Vielleicht kommt deine Einzige dann ans Ufer geschwommen — — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz zu abgöttisch an diese Tochter hing? — Die Strafe ist hart. Ich will nicht murren, himmlischer Vater, aber die Strafe ist hart.« Es ist das erste bürgerliche Familiendrama, dessen Gestus sich wieder sehen lassen kann, und es ist der erste Versuch, eine zeitgeborene Handlung in feierlichem Schritt zu führen. Der flache Geschmack unserer Tage, der nur das Stoffliche schmeckt, mag daran Anstoß nehmen. Aber der scheint mir den wahren Blick für das Theater des Lebens zu haben, der heute imstande ist, eine sentimentale Liebhaberin an dem Herzenston zu erkennen, mit dem eine sagt: »Gib mir nicht fünfzig Mark, gib sechzig!«

Und dort trat ein Meister Anton kopfschüttelnd von der Szene, der die Welt nicht mehr versteht, die er so gut verstanden hat. Denn ihre wilden Krieger können über alles leicht wegkommen, wenn ihnen nur die Hoffnung auf den Skalp der Jungfrau bleibt. Der ihn gegen den Willen des Vaters davontrug, ist der sympathische Held des Dramas und darf auf die stilvolle Bemerkung des Richters: »Sie ist nicht unschuldig gestorben, da war nichts mehr zu verkaufen«, stolz erwidern: »Daran bin ich schuld!«, worauf Zeuge den Tag angibt, »an dem seine Beziehungen zu Mizzi Veith sich zu intimen gestaltet haben«. Er hat sie aus reinen Motiven »drangekriegt« und ist deshalb der Vertreter einer wahrhaft sittlichen Lebensanschauung, während der betrogene Vater bloß der Vertreter der starren Konvention ist, welche die moralische Forderung überspannt hat und deshalb von der Moral im entscheidenden Moment verleugnet wird. Der öffentliche Ankläger feiert jenen, dem das Außerordentliche ge-

lungen ist, wie man einen Bahnbrecher, einen Pfadfinder, einen Eroberer feiert, und der andere, der an der Überlieferung festhielt, ist ein Auswurf der Menschheit. So ist die Welt. Aber übertragen wir den Fall einmal aus dem Familienleben der Boutique in die Boutique des Familienlebens. Die Presse, aus deren Annoncenteil Stammbäume wachsen, meldet mit ironischer Gebärde: »Ein anderer Liebhaber, der sich erbötig gemacht hat, 200.000 Kronen für Mizzi anzulegen, sei von ihr abgewiesen worden, weil er einen Kropf hatte. Mit Bedauern bemerkt der Angeklagte zu diesem Punkte: ‚Und er hätte sie in Gold gekleidet!‘« Solcher Schmerz eines aus allen honetten Erwerbsmöglichkeiten gejagten Menschen weckt in den Gemütern der journalistischen Schadchen nur überlegenen Hohn. Man nenne mir aber die Leser der ‚Neuen Freien Presse‘, die Töchter zu versorgen haben und nicht in jedem Falle einen gefüllten Kropf einer leeren Tasche vorzögen. Daß ein grauslicher Rabbiner dabei ist und zur Mißheirat noch ein lautes vernehmliches Ja verlangt wird, das allein, ihr Hunde, soll den ethischen Wertunterschied ausmachen? Daß sich Herr Siegfried Abeles aus Deutschbrod nach schwerer Mühe und Einsicht in die Geschäftsbücher mit Fräulein Rosa Bachrach aus Arad verlobt hat, das dünkt euch appetitlicher als die Versuche eines Ausgestoßenen, seiner Tochter ein annehmbares Verhältnis zu verschaffen? Und den alten Bachrach, der zu toben begänne, wenn sein Roserl einen hergelaufenen Bocher anstatt des Sohnes der Firma Abeles begehrte, und der sie bis ins dritte Geschlecht verfluchte, wenn sie das wichtigste Wertobjekt der Inventur verschleuderte, ihr würdet ihn entschuldigen? Ihr, die ihr die Monogamie mit »Einheirat« übersetzt, mögt freilich vor krimineller Verantwortung geschützt sein; denn in euren Geschäftsbüchern ist der Schandlohn, den ihr aus den Kindern zieht, nur eine versteckte Reserve. Aber gerade deshalb reicht euer Treiben an die ethische Lauterkeit des Mädchenhandels nicht

heran! Das stolze Wort des Kupplers: »Eine brave Tochter ist, die keine Mittel scheut, um ihren Eltern zu helfen«, flößt euern Staatsanwälten Entsetzen ein. Sie sagen: »Er leugnet nicht, sie in die Lebewelt eingeführt zu haben, um sie aushalten zu lassen — das allein ist schon ein Geständnis der Kuppelei«. Der liebe Staatsanwalt mag innerhalb der Möglichkeiten eines aus dem sittlichen Irrsinn gezeugten Gesetzes Recht haben. Wie stand der Angeklagte da, der »zugeben mußte, daß er das Mädchen in eine Welt eingeführt hat, in der man sich nicht langweilt«! In einer Welt aber, in der solche Aussage ein »Geständnis« und solches Geständnis die Verurteilung wegen Verbrechens bedeutet, und in der die Langeweile ein Lebensziel ist, mag der Herr Bachrach aus Arad ein Ethiker sein; denn er zwingt seine Tochter, in dem Kommis, den er ihr zuführt, den einen und einzigen Kommis zu lieben, außer welchem kein anderer Kommis ist auf Erden, er gibt ihr nebst der Langeweile den lebenslänglichen Ekel zur Mitgift und macht sie hysterisch bis ins dritte und vierte Geschlecht. Der Unterschied zwischen dem Leben einer Mizzi Veith und dem Leben der Rose von Arad ist der, daß vor den Kohorten der Widerwärtigkeit, mit denen jene es aufnimmt, ihr Wahl und Wechsel bleibt, während diese das Paar Schweißfüße, das ihr die Vaterliebe gesellt hat, als ein Gnadengeschenk des Schicksals, als die Erfüllung all ihrer Lebenswünsche und als die unabänderliche Fasson der Männlichkeit betrachten muß. Daß die so versorgten Jungfrauen nicht samt und sonders am Hochzeitstag ins Wasser gehen, zeugt für die gesunde Prostitutionsfähigkeit ihres Geschlechtes, der keine Familienerziehung etwas anhaben kann. Wohl aber verdirbt diese den Charakter und macht ihn zu heroischen Entschlüssen unfähig. Denn Mizzi Veith hatte den Geliebten ihrer Wahl und nahm sich das Leben, weil die Polizei ihr den Vater nahm.

Was dieser da getan und geduldet hat, ist zehn-

tausendmal ästhetischer, ehrlicher, mit Menschenwürde und Gotteswillen vereinbarer, als was an einem Tag zehntausend bürgerliche Väter tun und fordern. Trotzdem ist es hier, wie in jedem Fall einer sittlichen Verfehlung der Justiz, notwendig, die sogenannte Schuldfrage zu bejahen, um sich über die Unschuld des Angeklagten klar zu werden. Der juristische Beweis war brüchig, aber Veith hat meinetwegen nicht nur »Unterschleif« oder »Unterschlupf« gewährt oder wie der terminologische Blödsinn sonst heißen mag, den erwachsene Richter in den Mund zu nehmen sich nicht scheuen, er hat auch »Gewinn aus der Schande seiner Tochter« gezogen. Er hat also eine strafgesetzlich erlaubte Handlung, die Prostitution seiner Tochter, geduldet und eine ethische Handlung, die Unterstützung eines Vaters durch sein Kind, gefördert. Der Konnex einer erlaubten und einer sittlich gebotenen Handlung bildet das Verbrechen der Kuppelei. Ich wohne nur mehr als Saturnbewohner den irdischen Affenkomödien bei, ich bringe die Empörung des Erdensohnes nicht mehr auf, die vieleicht wirksamer wäre. Daß die Sittenpolizei, diese direkt aus dem Chaos erschaffene Institution, Lizenzen an Prostituierte erteilt und die »Ausübung des Schandgewerbes« von keinem Befähigungsnachweis, wohl aber von der Zustimmung des Vaters oder Vormundes abhängig macht, wir hören es und sinds zufrieden. Daß Töchter ihre Väter unterstützen, wenn diese erwerbsunfähig sind, erscheint uns natürlich. Daß sämtliche Buffetdamen, die vier Jahre lang sich die Konkurrenz der Mizzi Veith gefallen lassen mußten, irgendwo eine alte Gemüsefrau oder einen alten Landbriefträger haben, dem sie monatlich Geld schicken, — es schiene uns unchristlich, wenns anders wäre. Und daß Väter nicht immer Mitgift zahlen, sondern manchmal auch Mitgift bekommen, wir wissen es. Aber ein grenzenloses Staunen geht durch die Welt, wenns einmal in der Zeitung stand, wenn wir es uns nicht

mehr bloß vorstellen müssen, sondern wenns uns ausdrücklich gesagt ward. Die Moralbestie braucht »Fälle« zum Fraß, an denen sie sich auf Jahre hinaus gütlich tut, und dankt dem Schöpfer, wenn sich hinter einem die Kerkertür schließt, der von seiner Tochter, die ihn mit Schätzen überhäuft hätte, Zigarren und Wäsche nahm. Und ein verwundertes Summen braust durch das All, weil sich herausgestellt hat, daß Liebe käuflich ist, und ein Schrei der Entrüstung, weil ein Vater das zynische Bekenntnis ablegte: »Mir wärs recht gewesen, wenn sie einen gefunden hätte, der sie versorgt!« Wenn aber die empörte Moral der Sünde den Rücken zuwendet, dann sehen wir, daß ihre Kehrseite der Konkurrenzneid ist. Wie sollten die Buffetdamen nicht sittlich alteriert sein, wenn eine andere größere Wurzen fand, und wie sollten es die Richter nicht sein, wenn sie Vergleiche zwischen ihrem Gehalt und den Beträgen ziehen, die in der Welt auf mühelose Art verdient werden können? Denn sie werden es nie einsehen, daß die Prostitution die Menschheit weiter bringt als die Jurisdiktion, daß die Existenz der letzten »Schanddirne« kulturvoller und sauberer ist als die eines Kriminalisten, der sich nicht scheut, das hundertjährige Pöbelwort in einen Mund zu nehmen, den er sich vieleicht noch nicht einmal von dem Kuß einer Schanddirne abgewischt hat. Sie brauchte vielleicht bloß zu winken, und er kam, sie brauchte bloß das Zauberwort zu sprechen: Gehst her, ölender Sklave!, und er nannte sie seine Herrin. Sie dient einer Naturnotwendigkeit, die unverwüstlich ist und keiner Verbesserung fähig; er aber prostituiert sich einer miserablen Gesetzlichkeit, die er nicht fühlt und die er erfüllen muß, weil er von ihr lebt. Es ist ein widerwärtiger Anblick, einen Staatsanwalt mit züchtigen, verschämten Wangen vor sich stehen zu sehen, aber es ist eine unausprechliche Schande, wenn einer einen Glauben nachbetet, den er nicht glaubt, und wenn er dazu mit der Enthaltung

von allem besseren Wissen protzt. Männer im Talar, die einen Sexualprozeß für eine Gelegenheit zum Beweise ihrer Keuschheit halten, mit ihrer Uneingeweihtheit protzen und sich dagegen verwahren, daß sie die Gebräuche des Nachtlebens kennen, dessen Typen sie zu richten haben: das ist die schlimmste Perversität, die solch ein Verfahren ans Tageslicht bringt! Da wird salbungsvoll die Stimme eines »juristischen Altvaters« zitiert, der das schöne Gesetz schöner interpretiert und verlangt hat, daß die Vermittlung einer sexuellen Gelegenheit »auch ohne gewinnsüchtige Absicht« strafbar sei. Hol mich der Teufel, dieses Deliktes würde ich mich jederzeit schuldig machen, und wenn ich die Wahl hätte, einen juristischen Altvater zu achten oder einer jungen Freundin gefällig zu sein, ich bedächte mich keinen Augenblick. Mein Reinlichkeitsgefühl ist so sehr entwickelt und die ethischen Hemmungen in mir sind so stark ausgebildet, daß ich es seinerzeit verschmäht habe, Jurisprudenz zu studieren. Welch ein Geschäft, das einen vollsinnigen Menschen zwingt, eine Anklageschrift zu verfassen! Und eine solche, in der der Satz vorkommt: »In der Prostituiertenlaufbahn der Mizzi Veith lassen sich deutlich drei Perioden unterscheiden. Die erste reicht vom März 1904 bis Ende 1904. In dieser Zeit besuchte Mizzi Veith fast jede Nacht »Venedig in Wien«, das Etablissement Ronacher und das dabei befindliche Nachtcafé . . . Die zweite Periode, die der Freundschaft mit Leopoldine Jellinek, reicht von Ende 1904 bis Mai 1906 . . . In diese Periode fallen Unterhandlungen mit einem Russen, der ihr die Jungfernschaft abkaufen wollte u. s. w.« Wenn einer bloß Juristerei studiert hat und noch nicht zu dem Gefühl gelangt ist, daß kein Hund so länger leben möchte, so ist ihm nicht zu helfen, und dem Volk bleibt die Aussicht, der Lebensfremdheit einer Kaste noch ferner Opfer zu bringen und dafür höchstens durch ein Spektakel entschädigt zu werden. Jedesmal hofft

man, jetzt würden Männer, die Vollbärte tragen und Anschauungen entwickeln müssen, die in der Zeit vor der Pubertät obligat waren, jetzt würden sie die Akten zuklappen und erklären, daß sie das Kinderspiel satt haben und nicht mehr mittun; und jedesmal hat man vergebens gehofft. Mit dem gleichen Ernst, der nicht nach rechts und nicht nach links blickt und nur hin und wieder nach oben, werden die Ereignisse in einem Chambre separée abgehandelt, als ob die Menschheit hier einem noch nicht enträtselten Geheimnis der Schöpfung zum erstenmal nahe sei. Gott weiß alles, aber damit befriedigt sich ein dunkler Drang nicht, der die letzten Dinge erkennen möchte, und fragt den Hausmeister, ob er »etwas bemerkt« hat. Der Ton aller dieser Feststellungen, jede Gebärde des Richters, jedes Kopfschütteln des Anklägers, Scherz und Ernst, Pikanterie und Pathos, das ganze Schauspiel und seine Resonanz in der Öffentlichkeit, all dies im Besonderen und Allgemeinen, es dreht sich nach wie vor um die Angel der Vorstellung, daß der Koitus als solcher ein Tatbestand sei und die Lust ein Verbrechensmerkmal, und es setzt den teuflischen Ursprung der außerehelichen Liebe als notorisch voraus. Wenn Aphrodite selbst herabstiege, vor einem Wiener Gericht würden der Obletal, der Hlawatschek und der Schabetsberger befragt werden, ob sie etwas bemerkt haben... Und es ist ein alter Zauber der Heuchelei, daß in ihrem Reigen die Sünde selbst nicht fehlen will. Sie nimmt an ihren Heimlichkeiten teil und ist die erste, die ihr bei den Aufklärungen hilft. Die willfährigsten Zeugen der Moral sind die Pächter der Freude, und wenn die Gerechtigkeit sich an ehrlicher Entrüstung über eine Hure und eine Kupplerin weiden will, so braucht sie bloß die Huren und die Kupplerinnen als Zeugen zu rufen. Die Frage, die alle Herzen öffnet, heißt: ob »etwas Unrechtes geschehen ist«. Damit umschreibt die Sittlichkeit ihr Entsetzen darüber, daß einmal in dieser impotenten Zeit etwas Rechtes geschehen sein

könnte. Die Pächter der Freude mißverstehen zuerst und meinen verlegen, es sei nichts Rechtes geschehen; nicht »das Eigentliche«. Dann aber werden sie gesprächig und versichern, daß sie in ihrem eigenen Rayon natürlich keine Unmoralität nicht dulden und daß sie schon seit Jahren mit immer wachsendem Ärgernis das Treiben des Angeklagten beobachtet haben, und überhaupt. Nur eine Champagnerkneipenwirtin, aus deren moralischer Anstalt das Lied »Die Mizzi und der Jean gehn miteinanda drahn« zu den Sternen dringt, ist schweigsam; denn sie bringt es nicht über die Lippen. Aber alle Institutionen der Unmoral sind plötzlich anerkannt, wie die Justiz die Parlamente anerkennt, an die sie behufs Auslieferung eines Abgeordneten herantritt, und die Tugend verständigt sich mit dem Laster darüber, daß es ein Ausnahmsfall war, der Konkurrenzneid ist ein Bundesgenosse der Entrüstung, und in das Café Ronacher war ein Wehrwolf eingebrochen und geendet sind die Nächte der Not . . .

Nicht immer freilich fühlt sich das Laster durch seine moralische Mission geschmeichelt und findet es manchmal sogar seiner unwürdig, die Ovationen des Gerichtshofes über sich ergehen zu lassen. So bemüht sich die Justiz seit Jahren vergebens um die Möglichkeit, der Frau Sachs durch Berufung zum Zeugenamt eine offizielle Ehrung zu erweisen. Ihr Name schwirrt durch den Gerichtssaal, so oft eine kleine Kupplerin gehängt werden soll, und von allen Mienen liest man das Bedauern: Ja, wenn wir die als Sachverständige hier haben könnten! Aber eher dürfte ein schwärmerischer Staatsanwalt die Hoffnung hegen, in einem politischen Prozeß werde die Austria einer Vorladung folgen, eh' jener Traum in Erfüllung geht. Man kann die Sachs so wenig vor Gericht stellen, wie man einen Ton oder ein Symbol vor Gericht stellen kann. Darum müssen sich die Funktionäre damit begnügen, sie wie eine oberstgerichtliche Entscheidung zu zitieren, wie eine Gesetzesstelle zu interpretieren oder einfach auf ihre

Notorietät hinzuweisen. Die Sachs in einer Kuppeleisache vor Gericht haben wollen, das kommt etwa dem Verlangen eines Reisenden gleich, den Bädecker persönlich zu sprechen, wenn ihm das Hotel nicht gefällt. Es gibt wahrscheinlich den einen so wenig wie die andere, und die Gelegenheit, die Frau Sachs bei Gericht zu sehen, ist jedenfalls die einzige, die sie nicht vermittelt. Und kein maßvoller Beurteiler, der Respekt vor einer Staatsnotwendigkeit hat, wird daran Anstoß nehmen. Nicht die Zurückhaltung vor der Sachs, die eine viel wichtigere und lebensfähigere Institution darstellt als die Justiz, sondern der Eifer gegen die kleinen Kupplerinnen wird ihm ein Gefühl der Übelkeit einflößen. Er findet es begreiflich, daß sich ein Gerichtshof der Zeugenaussage der Frau Sachs entschlägt, weil sie ihm zum Schaden gereichen könnte, und er sieht ein, daß eine Vernehmung vor dem Oberstmarschallamt das Verfahren unnötig verschleppen würde. Nur die prinzipielle Abneigung der Justiz gegen das Delikt der Kuppelei kann er nicht begreifen. Nur die Distanzlosigkeit gegenüber dem »Fall« nicht und die Entfernung vom Leben. Nicht das Pathos einer Betrachtung, die immer eine eben erschaffene Welt voraussetzt, in der das erste Animiermädchen den ersten Stammgast verführt. Nicht diese Pubeszenz einer Amtlichkeit, Scham und Drang zugleich, über die Geheimnisse des Nachtlebens endlich aufgeklärt zu werden. Ach, man muß nur die raunende Vertraulichkeit erlebt haben, mit der sie einem Oberkellner zusetzt, sein Herz von dem Kummer zu erleichtern, durch den eine von der Poldi ihm zugesteckte Visitkarte sein Familienglück beschwert hat. Oberkellner und Polizeibeamte gehen rein aus dieser Affäre hervor. »Aus meiner zwölfjährigen Verbindung mit Dr. B. weiß ich ganz genau«, ruft ein Zeuge pathetisch, »daß er weiblichen Einflüssen absolut unzugänglich ist!« In der Residenz des Herrn Harden wäre solches Leumundszeugnis einfach vernichtend; in Wien, wo gottseidank ein geregelter Geschlechtsverkehr

herrscht, weiß man, daß es ein Zeugnis für Fleiß und gute Sitten eines Beamten und Ehemannes bedeutet. Und alles heult vor Rührung, weil es dem Herrn Polizeioberkommissär gelingt, dank den über seine Sittlichkeit hieramts gepflogenen Erhebungen die diesbezügliche Verleumdung zu widerlegen. Nicht, weil er den Vorwurf des Amtsmißbrauchs, sondern weil er den Verdacht der Ausschweifung zurückgewiesen hat. Keusch ist er wie Hermione: ihr Götter, blickt herab! Und die Öffentlichkeit erlebt die Freude, einmal etwas Genaueres aus einem geordneten Familienleben zu erfahren. »Mein Leben ist ein offenes Buch, als Sohn eines Arbeiters war ich von Jugend an auf mich selbst angewiesen. Ich habe ein armes Mädchen, mit dem ich drei Jahre verlobt war, zu meiner Frau gemacht und lebe von meinem Gehalte in idealer Ehe, der drei Kinder entsprossen sind.« Wie rühmlich das alles aber auch sein mag, viel verdienstlicher ist eine andere Eigenschaft, die der Gekränkte in öffentlicher Gerichtsverhandlung nicht oft genug hervorheben kann. Sein Alibi gegen den Vorwurf ehelicher Untreue ist seine Grobheit gegen hübsche junge Mädchen, und auf die ist er stolz. Immer wieder gibt er unter dem Jubel der Öffentlichkeit zum Besten, wie er »in schroffer, ja unhöflicher Weise« die Annäherung der armen Mizzi Veith zurückgewiesen habe, wie er noch in der Weihburggasse grob geworden sei, wie er überhaupt brüsk und barsch gegen Prostituierte sei, bei denen er »als Wauwau gelte«, er, der bekanntlich »seit dem Jahre 1895 keine wie immer gearteten außerehelichen Beziehungen gepflogen« habe. Mit einem Wort, ein Kulturmensch, und des Avancements würdig wie nur einer. Glücklich der Staat, dessen Sittenpolizei den Mädchenhandel durch Grobheit eindämmt! In Frankreich zum Beispiel hätten sie nicht das richtige Verständnis dafür und würden bei solcher Rehabilitierung eines gekränkten Beamten nicht gerührt sein, sondern pfeifen. Aber dort weiß man gewiß auch die kulturelle Bedeutung des Hausmeisters nicht zu würdigen. Ich sah einmal

von meinem Fenster, wie ein solcher eine Prostituierte mit einer Reitpeitsche durch die Gasse jagte. Er berief sich darauf, daß ein Polizist die Bewilligung erteilt hätte. Diesem Polizisten hätte sich gewiß die allgemeine Teilnahme zugewendet, wenn er fälschlich einer Beziehung zu dem Mädchen beschuldigt worden wäre, und er hätte sich auf die Auspeitschung berufen können . . . Das Nachspiel zu dem Kuppeleiprozeß enthüllt unsere Weltanschauung noch besser als dieser selbst. Und wenn die Grobheit eines Oberkommissärs bloß ein Alibi ist, so ist die Empfindsamkeit eines Polizeirats eine Sensation. Er weint, weil endlich der Verdacht von ihm genommen ist, mit der Mizzi bekannt gewesen zu sein. Ein Mann, der die Tiefen der Verbrecherseele kennt und abgehärtet genug ist, die Beschreibung seiner kühnsten kriminalistischen Leistungen mit Vergnügen im ‚Extrablatt' zu lesen, weint, weil er nach bangen Wochen von dem Makel befreit ist, er sei mit der Mizzi Veith im Theater an der Wien gewesen, weil er unter einer Verleumdung leiden mußte, durch welche, wie er versichert, die kostbarsten Güter der Menschheit, nämlich sein ehelicher Friede und seine Tugend, gefährdet worden seien. (Weint abermals). Und »wäre es nicht pathologisch, zu glauben, daß er mit einer stadtbekannten Kokotte sich habe blicken lassen?« Aber es wäre gewiß nicht pathologisch, zu glauben, daß er sich mit stadtbekannten Wucherern blicken läßt. Denn der Verkehr mit diesen stört weder das Eheglück noch die Moral. Ein stadtbekannter Geldagent bezeugt, daß der Chef des Sicherheitsamtes die Mizzi Veith nicht gekannt hat. Sie bat ihn darum, die Bekanntschaft zu vermitteln, er aber »habe seine Hand nicht dazu geboten« (Bewegung). Und daß der Geldagent imstande gewesen wäre, die Bekanntschaft zu vermitteln, dünkt der Beamtenehre eine rühmlichere Enthüllung als der Nachweis der Bekanntschaft. Nein, der Gekränkte hat an jenem Abend bei der Hautefinance soupiert, er saß nicht mit der Prostitution im Theater. Auch das bedeutet ein Alibi.

Aber wahrlich, besser stünde es um diesen Staat, wenn seine Beamten sich von dem Verdacht, mit den Popper, Goldberger und Rappaport gesehen worden zu sein, durch das Alibi retten könnten, daß sie den Abend bei Veiths zugebracht haben! Der Reinigungsprozeß, der in solchem Falle geführt würde, hätte nichts von jener schmalzigen Pathetik, die uns als Dessert zu einem unverdaulichen Moralgericht serviert worden ist, und die Tatsache, daß das Sicherheitsbureau am Schottenring liegt, wäre ein Zufall und kein Verhängnis. Und sollte man nicht glauben, daß gegen die Zumutung der Bekanntschaft mit einem hübschen Geschöpf der Eid genügt hätte? Die Erkenntnis, daß Weiber lügen und Prostituierte mit hochgestellten Klienten renommieren, ist nicht so kostbar, daß sie uns erst durch eine umständliche Sühneprozedur vermittelt werden mußte. Der Eid des Betroffenen schlägt den Verdacht einer Beziehung nieder, die Zeugen beweisen nur, daß die Behauptung der Zusammenkunft erlogen war. Und es kann eine noch so alte Erfahrung sein, daß Prostituierte »sich mit Vorliebe an Polizeibeamte anlehnen«, der Gegenbeweis gegen eine öffentliche Zusammenkunft bewiese noch nichts gegen eine geheime. Die Andichtung sexuellen Verkehrs — und um eine solche handelt es sich, nicht um die des sozialen Verkehrs — läßt sich nur durch die eidliche Aussage widerlegen. Das ist mit dem für die k. k. Sittenreinheit wünschenswerten Erfolg geschehen und hätte hinreichen sollen. Das Anbot eines Alibi — es wäre denn die Bereitwilligkeit, seine Impotenz zu beweisen — ist ein ebenso sinnvoller Versuch, wie wenn einer dem Vorwurf, Poker gespielt zu haben, nicht mit der Aufforderung begegnen wollte, daß der Gegner es beweise, sondern mit dem Anbot des Beweises, daß er nie im Leben Poker gespielt habe. Ein Kriminalist, der beweisen kann, daß etwas nicht geschehen ist, ist sehenswert und verdient einen Platz im Polizeimuseum; und es gehört der ganze Schwachsinn journalistischer Lob-

hudler dazu, den kriminalistischen Scharfsinn zu preisen, der »durch einen glänzend komplizierten, schlagenden Gegenbeweis die völlige Haltlosigkeit der vorgebrachten Beschuldigungen erwiesen hat«. Die eidliche Bekräftigung hätte diesen Tröpfen wahrscheinlich nicht genügt, um den Klischees des Polizeiruhmes jenes neue hinzuzufügen, welches das einzige erfreuliche Resultat dieser Prozesse bedeutet: Dem Chef des Sicherheitsbureaus gebührt das Verdienst, mit der Mizzi Veith nicht verkehrt zu haben. Oder: Der Polizei ist es gelungen, nachzuweisen, daß sie seit dem Fall Riehl keine wie immer gearteten außerehelichen Beziehungen gepflogen hat. Was wieder reichlich dafür entschädigt, daß es ihr noch nicht gelungen ist, die Adresse der Frau Sachs ausfindig zu machen.

Aber wenn man schon aufzählt, was der Polizei alles gelungen ist und was nicht, dann steht eine Tat vor unseren Augen, vor der die Reklame sich zum Ruhm erhöht. Der Selbstmord der Mizzi Veith ist ihr gelungen, wie ihr noch nichts gelang. Es ist pure Verleumdung, daß ihre Funktionäre den Körper dieses Mädchens berührt haben. Aber mit dem Leichnam stehen sie in einer Beziehung, gegen deren Vorwurf kein Alibi hilft. Ihr eheliches Glück wird diese Beziehung nicht gefährden, aber möge sie den Schlaf stören, den ihr eheliches Glück ihnen übrig läßt! Möge sie's; ich wünsche es aus tiefstem Herzen. Denn sie haben einen Kuppler seiner Strafe zugeführt und den Zweck aller kriminalistischen Mühe, zu verhüten und abzuschrecken, in geradezu vorbildhafter Weise durchgesetzt: Marcell Veith wird sein Kind nicht mehr verkuppeln! Wenn man nun einwendet, daß dieser Effekt auch ohne letalen Beigeschmack zu erzielen gewesen wäre, so vergißt man, daß noch wichtiger als die Verhütung eines Verbrechens die Feststellung eines Verbrechens ist. Die Sittenpolizei hat, wie ihr schwergekränkter Vertreter vor Gericht zugab, lange Jahre gewußt, was dieser Conte Veith treibe, aber eine gewissenhafte Behörde läßt ein Kind so lange dem

Ruin preisgeben, bis sie mit Fug einem Vater die Schuld beimessen kann. Erhebungen sind wichtiger als Warnungen und auf einen Tatbestand kommt es an, nicht auf eine Rettung. Bis man seiner Sache sicher ist und gegen ein Treiben, das man für verbrecherisch hält, einschreiten darf, hilft man sich eben mit Grobheit gegen das Opfer, so gut man kann. Es ist eine alte Polizistenweisheit, daß man ein Verbrechen auswachsen lassen muß. Eine Warnung hätte den Verdächtigten vielleicht davon abgehalten, sein Kind weiter zu verkuppeln, und dann hätte man überhaupt nicht mehr einschreiten können. Übrigens war der Hausmeister noch nicht gefragt worden. Aber die Sittenpolizei war in all den Jahren nicht müßig gewesen. Im Jahre 1904, so erzählt der Oberkommissär, habe er Mizzi Veith bei Ronacher gesehen, »wie sie champagnisierte und vom Vater abgeholt wurde«; er »hatte damals schon den Eindruck, daß Marcell Veith seine Tochter dem Laster zuführe«. 1905 »glaubte er in seinen Beobachtungen schon so weit zu sein, um mit der Verhaftung vorgehen zu können«. Da ergibt sich »ein Zwischenfall, der ihn wieder davon abhält«. Veith war nämlich im Kaffeehaus von der Kassierin ein Zuhälter genannt worden. Also eine Zeugin für den polizeilichen Verdacht? Mit nichten! Veith klagte wegen Ehrenbeleidigung und produzierte ein Virginitätszeugnis seiner Tochter. »Das machte mich stutzig.« Wie denn auch anders? Hieramts ist nur eine Pforte der Lust bekannt, und wenn die vorschriftsmäßig geschlossen ist, zweifelt ein Sittenpolizist nicht, daß »nichts Unrechtes« geschehen ist. Das Jahr 1906 bricht heran, und der Mann avanciert zum Vorstand einer Abteilung für Prostitutionswesen. Was sich sonst begibt, erzählt der Zeuge nicht. Aber 1907! In diesem Jahr langt — endlich — eine anonyme Anzeige gegen den Veith ein. Der Oberkommissär weist sie dem Kommissär zu, dieser aber meint, »da werde nicht viel zu machen sein«. Trotzdem wird ein Akt requiriert, werden

Erhebungen gepflogen, und der Oberkommissär versichert sogar einmal gesprächsweise, daß er von der Richtigkeit der Anzeige überzeugt sei. Aber es ist nichts zu machen, bis eines Tages Veith glücklicherweise »unvorsichtig wird« und Besuche im eigenen Hause zuläßt. Jetzt kann der Hausmeister gefragt werden. Da er ja sagt, schreitet die Polizei ein. Und zwar im Jahre 1908 . . . Der Staatsanwalt trat später von der Anklage, es sei auch im Hause gekuppelt worden, zurück, und so mag man sich heute vorstellen, daß die Polizei noch weiter nach der Lehre Tolstojs gelebt und dem Übel nicht gewehrt hätte, wenn die entscheidende Recherche sich schon damals als haltlos erwiesen hätte. Veith wurde wegen all der Indizien verurteilt, mit denen die Polizei nichts anfangen konnte, bis sie jenes Faktum ermittelte, von dem er loskam. Das schafft einige Beunruhigung. Aber glücklicherweise weiß man, daß zu den juristischen Gesichtspunkten, die bei der Formulierung eines Tatbestandes maßgebend sind, auch die Rücksicht auf Theresianisten gehört. Daß der Staatsanwalt sogar die Unterhändlerschaft des Marcell Veith »gar nicht beweisen wollte«, hob der Gerichtshof dankbar hervor; es blieb ihm erspart, die Herren einzuvernehmen, denen die verbrecherische Absicht des Angeklagten wohl getan hatte. Nun war die demokratische Heuchelei, die sich gegen die Konsumenten der Prostitution kehrte, gewiß eine der gräulichsten Erscheinungen in diesem moralischen Fiebertraum. Aber noch weit unappetitlicher ist eine Gerechtigkeit, die den zahlenden Teilnehmer an der verbrecherischen Handlung sogar vor der Zeugenschaft bewahrt, lieber auf einen Tatbestand verzichtet als einen Beweis zuzulassen, und die sich zwar für die Einsicht gewinnen läßt, daß es notwendig sei, sich eines Kupplers zu bedienen, jedoch nicht für die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kupplers. Man mag den historischen 205, auf deren Aussage das Gericht verzichtet hat,

das Recht auf ein Privatleben zugestehen: allzutief scheint mir der Mann, der von seiner Tochter Geld nimmt, nicht unter einer Menschenklasse zu stehen, deren Vertreter sich bei den Fiakern beschweren, daß sie mit der Poldi vorlieb nehmen mußten, wenn die Mizzi nicht wollte. Wehe der Unglücklichen, die vor dieser Horde kein Zuhälter schützt! Daß die bürgerliche Gesellschaft mit Verachtung auf ihn blickt, ist begreiflich; denn er ist der heroische Widerpart ihrer Unterhaltungen. Sie sind bloß schlechtere Christen, er aber ist ein besserer Teufel. Er ist der Antipolizist, der die Prostituierte besser vor dem Staat schützt, als der Staat die Gesellschaft vor ihr. Er ist der letzte moralische Rückhalt eines Weibes, das an der guten Gesellschaft zu Schanden geht. Von ihr kann sie nur reich werden, von ihm wird sie schön. Wenn er sie ausraubt, so hat sie mehr davon, als wenn die anderen sie beschenken. Weil er »zu ihr hält«, ist er mißachteteter als sie selbst; aber diese Mißachtung ist nur ein Mantel des Neides: die Gesellschaft muß ihre Lust bezahlen, sie empfängt Ware für Geld, aber das Weib empfängt das Geld und behält die Lust, um den Einen doppelt zu beschenken. Dort ist die Liebe eine ökonomische Angelegenheit, hier macht eine Naturgewalt die Rechnung. Wo fängt die Ethik an und wo hört sie auf? Die Beziehung des Adoptivvaters zur Mizzi Veith ist vielleicht mehr Familienangelegenheit als erotisches Mysterium. Wer Geschäftsbücher führt, ist ein Administrator, kein Räuber; dieser Beschützer hätte sein Mädchen vielleicht auch vor einem Strizzi beschützt. Die Gesellschaft mag den Geschmack mißbilligen, der ihn bei der Wahl des Berufes für seine Tochter geleitet hat; in der Konsequenz des Schrittes ist er allen Anforderungen der Familienmoral gerecht worden.

Und die Hannele-Visionen, die die öffentliche Meinung um den Fall gewoben hat, zerstieben vor der Entdeckung, daß die Polizei die Mizzi Veith ins Wasser getrieben hat, als sie ihr den Vater nahm, den

sie ernähren wollte. Und daß nicht der Vater, sondern ein Polizist gegen sie grob war. Ehe er ihren Selbstmord beging! Hätte der Vater sie gestoßen, gepeitscht, am Familienherd geröstet, er wäre mit der Strafe der Verwarnung davongekommen. Aber weil er ihren Körper Zärtlichkeiten aussetzte, kommt er auf ein Jahr ins Zuchthaus. In diesen Grenzen des Irrsinns lebt unsere Sittlichkeit. Und infernalisch ist die Bosheit, mit der sie dann noch den Mund einer Toten verstopfen möchte. Wenn Mizzi Veith vor Gericht bekundet, daß ihr Vater sie nicht verkuppelt habe — man halte sie für befangen und lehne ihr Zeugnis in Gottes Namen ab. Wenn sie sich aber selbst für befangen erklärt und sagt, sie sei aus Liebe zu ihrem Vater ins Wasser gegangen, dann sollte man glauben, daß nur mehr ein von der Moral verbranntes Hirn sich eines Zweifels unterfangen darf. »Weil sie den Lebenswandel nicht mehr ertragen konnte«, lautet der Blindheit letzter Schluß. Sie sehen nur noch einen Leichnam und ein Nachtcafé. Aber Mizzi Veith hat sich nach der Verhaftung ihres Vaters ertränkt und nicht eine Stunde früher; sie war frei, von dem Zwang eines Kupplers erlöst, konnte endlich Tabakarbeiterin werden, und hat sich dennoch ertränkt. Nein, die Freude hätte sie noch lange gefreut, und man kann nicht einmal sagen, daß sie das Familienleben satt hatte. Das Laster mag ja im allgemeinen von den Moralbegriffen der bürgerlichen Gesellschaft schon ziemlich angefressen sein, aber noch ist kein Familienerlebnis imstande, ihm die Lebensfreude zu verderben. Die Prostitution mag arg verbürgerlicht sein: so schlimm steht es noch nicht um sie, daß man die Hoffnung aufgeben müßte, das Dasein durch sie heiterer zu gestalten. Ach, ein Verbrechen ist immer erst das, was nach vier Jahren herauskommt und bis dahin allen Beteiligten einen Heidenspaß bereitet hat. Die Unsittlichkeit lebt so lange in Frieden, bis es dem Neid gefällt, die Moral auf sie aufmerksam zu machen, und der Skandal beginnt immer

erst dann, wenn »die Polizei ihm ein Ende bereitet«. Sie übt eine Raison, der wir alle uns zu beugen haben. Nur manchmal gelüstet uns, zu glauben, daß der einzige Bezirk, durch den die Linie eines logischen Lebens geht, die Welt der besinnungslosen Huren sei. Daß der einzige würdige Betrieb im Staate die Prostitution sei, normal neben der Perversität des geistigen, planvoll neben der Wirrnis des politischen, reell neben dem Schwindel des sozialen Betriebes. Der Freudenmarkt mag seine Auswüchse haben und seine Unordnung, Mißbräuche und irdische Mängel, seinen Ekel und Verdruß. Aber er ist die einzige Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, die nicht von Grund aus verkommen ist. Sollen wir uns auch ihn noch verhunzen lassen? Das Beispiel, das die bürgerliche Gesellschaft an jedem Tag der Prostitution gibt, ist schlimm genug; braucht's noch einer Einmischung der Autorität? Sie imponiert schlecht. Denn schlechter als der Amtsmißbrauch, dessen Vorwurf die Polizisten entkräftet haben, ist jener Gebrauch des Amtes, der vier Jahre ein Verbrechen sich in der Stille entwickeln läßt, um dann mit mörderischem Eklat einen Erfolg zu erzielen. Welch eine kriminalistische Ausbeute: In der einen Hand ein Tatbestand, in der andern eine Wasserleiche! Ein nasses Abenteuer der Moral! Macht nichts, wir schütteln uns, und leben gesund weiter. Es gurgelt, man prozessiert um eine Welle im Meer, und der Schlund schließt sich... Der Plumpsack geht um, schlägt ein kleines Mädchen tot, und legt sich wieder hin. Dann geht das Spiel von neuem los. Das sind die Moralprozeduren des Staates. Sie langweilen mich. Quousque tandem, Cato, abutere patientia nostra?

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Doppelummer 261—262, 13. Oktober: Apokalypse (Offener Brief an das Publikum). Von Karl Kraus. — The harlot's house. Von Oskar Wilde. — Die Malerischen. — Entwicklung. — Zur Selbsthilfe. — Harden-Lexikon. Von Karl Kraus. — Die Mütter. Von Erbi. — Zitate. — Mitteilung.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

Nr. 264–265. 18. November 1908. X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL": III. Hintere Zollamtsstraße 3.

In zweiter Auflage erschienen:

Sittlichkeit und Kriminalität

I. Band der Ausgewählten Schriften

von

KARL KRAUS

Broschiert — — K 7.20 = Mk. 6.—
Ganzleinen — — „ 8.70 = „ 7.25

Bestellungen auf das im Verlag der Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig, erschienene Werk nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der ‚Fackel', :: Wien, III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, entgegen. ::

Mitte November erscheint im unterzeichneten Verlag:

HUBERT WILM:

EIN PARKMÄRCHEN

:: SIEBEN ZEICHNUNGEN ::

Liebhaber wertvoller und seltener Kunstwerke seien schon jetzt auf diese Neuerscheinung aufmerksam gemacht. Die sieben — farbigen — mit den vornehmsten Mitteln moderner Technik reproduzierten Zeichnungen sind vom Künstler handschriftlich signiert und wurden in einer eleganten Mappe im Formate 45×32 cm vereinigt. Die einmalige numerierte Auflage beträgt 200 Exemplare.

Der Subskriptionspreis einer Mappe ist 30 Mark.

□ Ausführliche Prospekte auf Verlangen. □

MÜNCHEN
Franz Josefstraße Nr. 9/0

Verlagsgesellschaft München

IE FACKEL

64—65 18. NOVEMBER 1908 X. JAHR

Politik.

Mein Verhältnis zur Politik drückt sich etwa dem teilnahmsvollen Dialog aus, den ich neulich ihrte: »Und wer soll denn Handelsminister werden?« Der jetzige bleibt«. »Ah, und wer ist denn der tzige?« ... Ebenso angelegentlich bin ich für die auswärtige Politik interessiert. Wenn ich gar für die Spanungen eines Kriminalromanes zu haben wäre, dann bten die Gestionen der Diplomatie einen noch größeren eiz auf mich, als sie ohnedies tun: ich könnte mich icht satt sehen an dem Schauspiel, wie die Staaten on einer internationalen Verbrecherbande steckbriefch verfolgt werden. Wenn ich sage, daß mich die olitik nicht interessiert, so mögen es mir die glauen, die durch die Politik um ihren Verstand gekomen sind. In Wahrheit ist mir die Politik zwar nicht eruf, aber gerade deshalb Problem. Was mich an er Politik immer wieder anzieht und beschäftigt, t die Tatsache, daß es Politik gibt. Ich halte sie ir eine mindestens ebenso vortreffliche Manier, mit em Ernst des Lebens fertig zu werden, wie das arockspiel, und da es Menschen gibt, die vom arockspiel leben, so ist der Berufspolitiker eine chaus plausible Erscheinung. Umsomehr, als er mer nur auf Kosten jener gewinnt, die nicht mitielen. Aber es ist in Ordnung, daß der Kiebitz ılen muß, wenn das geduldige Zuschauen seinen seinsinhalt bildet. Gäbe es keine Politik, so hätte der ırger bloß sein Innenleben, also nichts, was ihn füllen könnte. Spannungen kann ihm nur der

Rohstoff des Lebens bieten. Die Kunst läßt ihn darin im Stich, aber Politik und Verbrechen sind Rohstoff. Je größer die Handlung, desto geringer die geistige Anstrengung, die Handlung zu erfassen. Und je größer das politische Ereignis ist, umso auffälliger tritt die geistige Armut hervor, die sich mit ihm beschäftigt. Politik ist Bühnenwirkung. Wenn Shakespeare über die Szene ging, hat noch jedem Publikum der Waffenlärm die Gedanken übertönt. Die Größe Bismarcks, der den politischen Stoff schöpferisch gestaltet — und warum sollte einem Künstler nicht ein Abenteuer im Kehricht zur Schöpfung erwachsen? —, wird mit dem Maß der theatralischen Handlung, des Effekts der Auftritte und Abgänge gemessen. Und wenn wir Deutschen Gott und sonst nichts in der Welt fürchten, so respektieren wir selbst ihn nicht um seiner Persönlichkeit willen, sondern wegen des Geräusches seiner Donner. Rhythmus ist alles, nichts die Bedeutung. Als die Hinterbliebenen in Friedrichsruh einem ungebetenen Gast den Sargdeckel vor der Nase zuschlugen, war Größe in dem Vorgang, aber das zuschauende Volk spürte sie nicht, denn es hatte nur mehr Auge und Ohr für Gebärde und Tonfall des Mannes, der im Rohstoff der Politik lebt wie keiner vor ihm. Gibt er nicht restlos alles dem Volke? Hand aufs Herz, was ist dem Volke lieber: »Der Müller und sein Kind« oder »Wenn wir Toten erwachen«? Wer außer den Politikern beklagt denn die Dummheiten in der Politik? Sind die Gescheitheiten in der Politik gescheiter? Bietet das Schweigen mehr Spannung als das Reden? Ein Interview, heißt es, und sechs Millionen hätten beinahe in den Krieg ziehen müssen! Aber sind die Gründe, aus denen sie es sonst tun müssen, einleuchtender? Ist das Mißverhältnis geringer? Nicht, daß diese Folge eines Interviews eintritt, sondern daß es Folgen geben kann, ist erheblich. Daß es Politik gibt, ist erheblich. Daß sich die erwachsene Menschheit keinen besseren Zeitvertreib weiß, als auf

der Lauer ihrer Spannungen zu liegen. Das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung ist der ganze Inhalt des politischen Sports. Darum ist es töricht, vom politischen Standpunkt die Ursache anzuklagen. Je größer die Gefahr, desto reicher die Befriedigung des politischen Interesses, und je größer das Ereignis, desto greller erhellt es die geistige Leere, aus der es geboren ist. Ob ein Kaiser mehr oder weniger spricht, das ist das Um und Auf unserer Lebenssorgen. Dies, und nur dies, ist mein politisches Thema. Denn wenn wir einen Monat lang von nichts anderem sprechen, so fehlen wir mehr gegen die Kultur, als ein Gespräch gegen die Politik gefehlt hat. Ich sehe ein, daß es kein Privatvergnügen ist, sondern politische Folgen hat, aber eben daran ist die Politik schuld, die man zum Schweigen bringen muß, um die Gespräche eines Kaisers ungefährlich zu machen. Politik zu treiben, wenn ein Erlebensdrang ihren Stoff nicht zum Kunstwerk formt, ist das traurigste Geschäft dieser Welt. Aber eher könnte noch Wilhelm II. eine persönliche Beziehung zu seinen Irrtümern haben als Herr Harden zu seinen Wahrheiten. Es ist die schlimmste Möglichkeit der Politik, daß ein politischer Fehler einem geschlissenen publizistischen Ansehen aufhilft, und die größte Gefahr der Reden Wilhelms II. sind die Erfolge des Herrn Harden. Das Interview des Kaisers war von Übel; aber ist es nicht weit bedenklicher, daß die deutsche Nation plötzlich erfährt, es handle sich gar nicht um das Interview, sondern um »die Interview«? Wenn England, Frankreich, Rußland, Italien und Österreich sich zum Krieg gegen Deutschland verbänden, es wäre gewiß eine bedauerliche Folge des politischen Unfugs. Aber wäre es nicht entsetzlicher, wenn wir dann lesen müßten, daß der King, Mariannens Vormund, der Reußenherrscher, Umbertos Sproß und der austrische Greis sich zur Fehde gegen den das deutsche Reichsgeschäft Führenden geeint haben? Die Folgen wären nicht auszudenken! ... Wie man

sieht, ist der Standpunkt, von dem ich die politischen Dinge beurteile, ein ziemlich niedriger. Mein Horizont ist so klein, daß Kulissen darin gar keinen Platz haben. Ich beurteile den geistigen Inhalt eines politischen Ereignisses nach der Beschaffenheit der Menschen, die es beschäftigt, den Wert des Samens nach der Qualität des Weizens, den er blühen macht. Und ich sehe, was Deutschlands Bierbänke und Zeitungsspalten okkupiert und daß deutsche Herzen deß voll sind, weß ein Mund übergeht. Inzwischen starb ein großer deutscher Künstler, einer der größten, die je zu deutschen Herzen vergebens gesprochen haben: Rudolf Wilke, der sich vom Tod nicht um die beste Schaffensfülle betrügen ließ und als Sterbender hereinbrachte, was sonst nicht oft dem blühenden Leben beschieden ist. Der im Krankenbett Zeichnungen schuf, die in der leisesten Linie ihres Hintergrunds mehr Beziehung zum Leben haben als alle Handlung, die auf der politischen Szene spielt, und einen zeitlosen Hohn, der alle Lächerlichkeiten des Tages in die Tasche steckt. Das Leben dieses Rudolf Wilke ist den meisten Deutschen entgangen, weil die Stoffe, in denen es webte, ihnen zu unscheinbar waren und weil ihre Gestaltung des Anlasses entbehrte. So ist ihnen auch sein Sterben entgangen, und ihre Zeitungen haben für den Tod eines Künstlers nicht dreißig Zeilen Raum, und wenn das politische Leben seine Rechte fordert, nicht drei. Markerschütternd dringt dies Schweigen durch den Lärm des Tages. Es ist das Stigma der journalisierten Zeit: Weil das Leben eines Kaisers so aktuell ist, muß der Tod eines Künstlers im Übersatz bleiben.

Karl Kraus.



Ein chinesischer Philosoph.*)

Von Oscar Wilde.

Ein hervorragender Oxforder Theologe sagte einst, die einzige Einwendung, die er gegen den Fortschritt der Neuzeit erhebe, sei die, daß dieser Fortschritt vorwärts schreite statt rückwärts, welche Ansicht einen gewissen dichterisch veranlagten Studenten**) so begeisterte, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Essay über bisher noch nicht entdeckte Analogien zwischen der Entwicklung des menschlichen Geistes und den Bewegungen der gemeinen Seekrabbe schrieb. Ich bin überzeugt, daß dieses Blatt***) auch von seinen begeistertsten Freunden nicht der Parteigängerschaft für die Ketzerei einer solch gefährlichen Rückschrittstheorie verdächtigt werden wird. Aber ich muß freimütig bekennen, daß die beißendste Satire auf unsere heutige Zeit, die mir seit langem untergekommen, in den Schriften des gelehrten Chuang Tsu enthalten ist, die vor kurzer Zeit durch Herrn Herbert Giles, Ihrer Majestät Konsul zu Tamsui, in die Vulgärsprache übersetzt worden sind.

Die weite Verbreitung allgemeiner Bildung im Volke hat ohne Zweifel den Namen dieses ausgezeichneten Denkers dem großen Publikum bekannt gemacht; aber zum Besten der Wenigen und Überkultivierten fühle ich mich verpflichtet, hier festzustellen, wer er war, und einen kurzen Abriß seiner Philosophie zu geben.

Chuang Tsu, dessen Name man wohl acht haben muß so auszusprechen, wie er nicht geschrieben wird, kam im vierten Jahrhundert vor Christi am Ufer des Gelben Flusses im Lande der Blumen zur Welt; und Bildnisse des wunderbaren Weisen, die ihn auf dem geflügelten Drachen der Betrachtung

---

*) Erste Übersetzung.
**) Darunter ist W. selbst zu verstehen.
***) The Speaker. (Anm. d. Übers.)

sitzend darstellen, sind noch heute auf zierlichen Teetassen und kunstvollen Ofenschirmen in vielen unserer ehrsamsten Vorstadthäuser zu finden. Der wackere Steuerzahler und seine blühende Familie haben wohl oft über die domartige Stirn des Philosophen gespottet und über die seltsame Perspektive der zu seinen Füßen liegenden Landschaft gelacht. Wenn sie aber wüßten, wer er war, würden sie zittern. Denn Chuang Tsu hat sein Leben damit verbracht, die große Glaubenslehre der Untätigkeit zu predigen und die Nutzlosigkeit aller nützlichen Dinge zu beweisen. »Tu nichts, und alles ist getan«, war die Lehre, die er von seinem großen Meister Lao Tsu überkommen hatte. Die Handlung in Gedanken und die Gedanken in Abstraktion aufzulösen, war sein böses transzendentales Ziel. Gleich dem dunklen primitiven griechischen Philosophen glaubte er an die Identität der Kontraste; gleich Plato war er Idealist und empfand die ganze Verachtung eines Idealisten für utilitarische Systeme; er war Mystiker gleich Dyonisius, Scotus Erigena und Jakob Böhme und behauptete mit ihnen und mit Philo, der Zweck des Lebens sei, sich des Bewußtseins seiner selbst zu entäußern und das unbewußte Werkzeug einer höheren Erleuchtung zu werden. Ja, man kann sagen, daß Chuang Tsu alle metaphysischen und mystischen Philosophiesysteme Europas in sich vereinigte, von Herakleitus bis herab zu Hegel. Es war auch etwas vom Quietisten in ihm: und in seiner Verehrung des Nichts hat er bis zu einem gewissen Grade die seltsamen Träumer des Mittelalters vorweggenommen, die gleich Tauler und Meister Eckart das purum nihil anbeteten.

Die zahlreiche Mittelklasse dieses Landes, der wir, wie männiglich bekannt, unseren ganzen Wohlstand, wenn nicht gar unsere ganze Zivilisation verdanken, zuckt vielleicht die Achseln über alles dies und fragt mit einem gewissen Rechte, was die Identität der Kontraste sie angehe und warum sie sich

des Selbstbewußtseins entäußern sollte, das eines ihrer hervortretendsten Merkmale ist. Aber Chuang Tsu war etwas mehr als nur ein Metaphysiker und Illuminat. Er ging darauf aus, die menschliche Gesellschaft, wie wir sie verstehen, und wie die Mittelklassen sie verstehen, zu zerstören, und das Betrübende ist, daß er die leidenschaftliche Beredsamkeit eines Rousseau mit der wissenschaftlichen Geistesschärfe eines Herbert Spencer vereinigt. Er hat nicht ein Atom von Sentimentalität in sich. Er bemitleidet die Reichen mehr als die Armen, wenn er sich überhaupt zum Mitleid herbeiläßt, und Wohlstand scheint ihm ein ebenso tragisches Schicksal wie Entbehrung. Er hat nichts von der modernen Sympathie mit den Schwächen der menschlichen Natur, noch tritt er dafür ein, daß die Preise aus Gründen der Moral denen zufallen sollen, die beim Wettlauf als letzte ankommen. Der Wettlauf selbst ist es, den er tadelt; und was das tätige Mitgefühl betrifft, das heutigen Tages der Beruf so vieler wackerer Leute geworden ist, so hält er dafür, daß andere besser machen zu wollen ein so törichtes Beginnen ist, wie »das Schlagen einer Trommel in einem Walde, um einen Flüchtling zu fangen«. Es ist reine Kraftverschwendung, sonst nichts. Und ein vollkommen sympathischer Mensch ist in den Augen Chuang Tsus einfach nur ein Mensch, der sich unausgesetzt bemüht, jemand anderer zu sein, und der sich damit der einzigen möglichen Entschuldigung für seine Existenz begibt.

Ja, so unglaublich es scheinen mag, dieser seltsame Philosoph blickte mit einem Seufzer des Bedauerns auf ein goldenes Zeitalter zurück, da es noch keine Examina gab, keine beschwerlichen Unterrichtssysteme, keine Missionare, keine Volksküchen, keine Staatskirchen, keine Wohltätigkeitsvereine, keine lästigen Ermahnungen über die Pflichten gegen seinen Nächsten, und keine langweiligen Predigten über irgend einen andern Gegenstand. In jenen idealen Tagen, erzählt er uns, liebten die

Menschen einander, ohne sich irgend einer Mildtätigkeit dabei bewußt zu sein und ohne daß die Zeitungen darüber schrieben. Sie waren ehrlich und veröffentlichten doch keine Bücher über den Altruismus. Da jeder sein Wissen für sich behielt, entging die Welt dem Fluche des Skeptizismus, und da jeder seine Tugenden für sich behielt, mischte sich niemand in des anderen Angelegenheiten. Sie lebten ein einfaches und friedliches Leben und waren zufrieden mit der Nahrung und Kleidung, die ihnen erreichbar waren. Ihre Wohnsitze lagen in Sehweite voneinander, und die »Hähne und Hunde des einen konnten in dem anderen gehört werden«; dennoch wurden die Leute alt und starben, ohne einander je einen Besuch gemacht zu haben. Es gab kein Geschwätz über gebildete Menschen und keine Belobung guter Menschen. Der unerträgliche Begriff der Verpflichtung war unbekannt. Die Taten der Menschen ließen keine Spuren zurück und wurden nicht durch einfältige Geschichtsschreiber zu einer Last für die Nachkommen gemacht.

Da kam in einem unheilvollen Augenblicke der Philantrop zum Vorschein und brachte den verruchten Gedanken einer Regierung mit sich. »Es hat einen Sinn, die Menschen sich selbst zu überlassen«, sagt Chuang Tsu, »aber es wird nie einen Sinn haben, die Menschen regieren zu wollen«. Alle Regierungsarten sind falsch. Sie sind unwissenschaftlich, denn sie sind bestrebt, die von der Natur geschaffene Umgebung des Menschen zu verändern; sie sind unmoralisch, denn indem sie an dem Individuum herummodeln, züchten sie den wildesten Egoismus; sie sind unwissend, da sie sich bemühen, Wissen zu verbreiten; sie sind selbstzerstörend, denn sie haben die Anarchie im Gefolge. »Einst, in alter Zeit«, erzählt er uns, »ließ der Gelbe Kaiser zum erstenmal Barmherzigkeit und Nächstenliebe die natürliche Güte des menschlichen Herzens verkünsteln und verfälschen. Die Folge davon war, daß Jao und Shun sich die Haare an

ihren Beinen wegmühten, um ihrem Volke Nahrung zu geben. Sie störten die Ordnung ihrer Seelen, um Raum für künstliche Tugenden zu schaffen. Sie erschöpften ihre Energie, um Gesetze aufzustellen, die sich nachher als verfehlt erwiesen.« »Das menschliche Herz«, fährt unser Philosoph fort, »kann niedergedrückt oder emporgehoben werden«, und in beiden Fällen sind die Folgen verhängnisvoll. Yao machte die Menschen zu glücklich, daher waren sie nicht zufrieden. Chieh machte sie zu unglücklich, daher waren sie unzufrieden. Dann begannen alle Leute über die besten Methoden nachzudenken, an der Menschheit herumzupfuschen. »Es ist offenbar, daß etwas geschehen muß«, sagten sie, und ein allgemeiner Wettlauf nach Wissen entstand. Das Ergebnis war so schrecklich, daß die damalige Regierung Ausnahmsgesetze einbringen mußte, die zur Folge hatten, daß »tugendhafte Männer in Höhlen Zuflucht suchten, während die Staatslenker zitternd in den Hallen ihrer Vorfahren saßen«. Und als dann alles in einen Zustand des vollkommenen Chaos geraten war, bestiegen die Sozialreformer die Rednertribüne und predigten Erlösung von den Übeln, die sie und ihr System hervorgerufen hatten. Die armen Sozialreformer! »Sie kannten nicht die Scham und hatten das Erröten verlernt« ist Chuang Tsus Urteil über sie.

Die wirtschaftliche Frage wird ebenfalls von diesem schlitzäugigen Weisen des Ausführlichen behandelt, und er spricht über den Fluch des Kapitals so beredsam wie Karl Marx. Das Aufsammeln von Reichtum ist nach ihm der Ursprung alles Übels. Es macht den Starken gewalttätig und den Schwachen unehrlich. Es schafft den kleinen Dieb und setzt ihn in einen Bambuskäfig; es schafft den großen Dieb und setzt ihn auf einen Thron von weißem Nephrit. Es ist der Vater des Wettbewerbes, und der Wettbewerb ist die Verschwendung ebenso wie die Zerstörung der menschlichen Kraft. Die Einrichtung der Natur ist Ruhe, Wiederholung und Friede. Mühsal

und Kampf sind die Produkte einer künstlichen Gesellschaft, die auf dem Kapital beruht, und je reicher diese Gesellschaft ist, desto gründlicher bankerott ist sie in Wirklichkeit, denn sie hat weder genügende Belohnung für die Guten, noch genügende Bestrafung für die Schlechten. Und auch das darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Belohnungen dieser Welt den Menschen ebenso entwürdigen wie ihre Bestrafungen. Die Zeit ist verfault bis zum Grunde durch ihre Anbetung des Erfolges. Und was die Bildung betrifft, so kann wahre Weisheit weder gelehrt, noch gelernt werden. Sie ist ein Geisteszustand, den derjenige erreicht, der in Eintracht mit der Natur lebt. Alles Wissen ist seicht, wenn wir es mit dem Ozean dessen vergleichen, was wir nicht wissen, und nur das, was wir nie wissen können, ist von Wert. Die menschliche Gesellschaft bringt Betrüger hervor, und die Bildung macht einen Betrüger geschickter als den anderen. Das ist das einzige Resultat des Schulsystems. Und von welcher philosophischen Bedeutung kann die Bildung sein, wenn sie bloß dazu führt, jeden Menschen verschieden von seinem Nächsten zu machen? Wir gelangen schließlich zu einem Chaos der Meinungen, zweifeln an allem und verfallen in die niedrige Gewohnheit des Disputierens; und nur die geistig Verlorenen disputieren. Nehmen wir das Beispiel von Hui Tsu. »Er war ein Mann mit vielen Gedanken; seine Werke würden fünf Wagen füllen. Aber seine Lehren waren paradox.« Er sagte, daß das Ei Federn enthalte, weil das Huhn Federn habe; daß ein Hund auch ein Schaf sein könne, da alle Namen willkürlich seien; daß es einen Moment gebe, wo der abgeschnellte Pfeil weder in Bewegung noch in Ruhe sei; daß, wenn man einen Stab von einem Fuß Länge nehme und jeden Tag die Hälfte davon abschneide, man niemals zu Ende komme; und daß ein braunes Pferd und eine braune Kuh drei seien, denn jedes für sich genommen seien sie zwei, und zusammengenommen seien

sie eins, und zwei und eins gäben drei. »Er glich einem Mann, der mit seinem eigenen Schatten um die Wette läuft und der laut schreit, um das Echo zu ersticken. Wozu war er nütze?«

Mit der Moral ist es natürlich ein ander Ding. Sie kam aus der Mode, sagt Chuang Tsu, als die Leute anfingen zu moralisieren. Die Menschen hörten damit auf, unbefangen zu sein und aus natürlichem Antrieb zu handeln. Sie wurden geckenhaft und gekünstelt und waren so verblendet ein bestimmtes Ziel im Leben zu verfolgen. Dann kamen Regierungen und Philantropen, dieser zweifache Fluch der Zeit. Jene versuchten die Menschen zur Güte zu zwingen und zerstörten damit ihre natürliche Güte; diese waren eine Schar zudringlicher Vielgeschäftiger, die Verwirrung hervorriefen, wohin sie kamen. Sie waren dumm genug Prinzipien zu haben, und unglücklich genug, danach zu handeln. Sie nahmen alle ein schlechtes Ende und zeigten, daß allgemeiner Altruismus ebenso schädlich in seinen Folgen ist wie allgemeiner Egoismus. Sie »stellten den Menschen mit der Mildtätigkeit ein Bein und fesselten sie dann mit der Liebe zu dem Nächsten.« Das Ergebnis von alledem war, daß die Welt ihr Gleichgewicht verlor und sich seit der Zeit taumelnd fortbewegt.

Wer also ist, nach Chuang Tsu, der vollkommene Mensch, und wie ist seine Art zu leben? Der vollkommene Mensch tut nichts als das Weltall betrachten. Er hat keinerlei bestimmte Meinung. »In Bewegung gleicht er dem Wasser. In der Ruhe gleicht er einem Spiegel. Und gleich dem Echo antwortet er nur, wenn er angerufen wird.« Er überläßt die Dinge der Außenwelt sich selbst. Nichts Körperliches kann ihn verwunden; nichts Geistiges kann ihn bedrücken. Sein seelisches Gleichgewicht gibt ihm die Herrschaft über die Welt. Er weiß, daß »gerade so wie die beste Sprache die ist, die nicht gesprochen wird, die beste Tat die ist, die nicht getan wird«. Er ist passiv und nimmt die Gesetze des Lebens

ohne Widerspruch hin. Er ruht in Untätigkeit und sieht zu, wie die Welt von selbst tugendhaft wird. Er bemüht sich nicht »seine guten Taten herbeizuführen«. Er verschwendet sich nie in Anstrengung. Er kümmert sich nicht um moralische Unterscheidungen. Er weiß, daß die Dinge sind, was sie sind, und daß ihre Folgen sein werden, was sie sein werden. Seine Seele ist »der Spiegel des Weltalls«, und sein Gemüt ist stets voll Frieden.

Alles dies ist natürlich außerordentlich gefährlich, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Chuang Tsu vor mehr als zweitausend Jahren lebte und nicht das Glück hatte, unsere unvergleichliche Zivilisation kennen zu lernen. Dennoch ist es möglich, daß er, wenn er jetzt wieder auf die Erde käme und uns besuchte, einiges zu unserem Minister für Irland, Mr. Balfour, über seine Ausnahmsgesetze und seine Mißregierung in Irland zu sagen hätte; er würde vielleicht über unseren philantropischen Eifer lächeln und über manche unserer Wohlfahrtseinrichtungen den Kopf schütteln; unser Schulsystem würde ihm vielleicht nicht imponieren, noch würde unsere Jagd nach dem Reichtum seine Bewunderung erregen; er würde sich vielleicht über unsere Ideale wundern und betrübt sein über das, was wir erreicht haben. Es ist vielleicht gut, daß Chuang Tsu nicht wiederkehren kann.

Indessen besitzen wir, dank dem Übersetzer, zu unserem Troste sein Werk, das ein höchst anziehendes und erquickendes Buch ist. Chuang Tsu ist einer der Darwinianer vor Darwin. Er verfolgt die Entstehung des Menschen vom Ursprung aus und erkennt seine Einheit mit der Natur. Als Anthropologe ist er ungemein interessant, und er beschreibt unseren auf Bäumen lebenden Urahn, wie er sich vor den Tieren fürchtet, die stärker sind als er, und wie er nur einen Verwandten kennt, die Mutter, mit all der wissenschaftlichen Genauigkeit eines modernen Universitätsprofessors. Gleich Plato bedient er sich

des Dialoges für seine Darstellungen und »legt die Worte in den Mund anderer Leute«, wie er uns sagt, »um dadurch eine größere Weite des Blickes zu gewinnen«. Als Geschichtenerzähler ist er prächtig. Die Erzählung von dem Besuche des ehrwürdigen Confuzius bei dem großen Räuber Ché ist außerordentlich lebendig und geistvoll, und es ist unmöglich, nicht über den schließlichen Verdruß des Weisen zu lachen, dessen moralisierende Plattheiten durch den erfolgreichen Räuber in all ihrer Unfruchtbarkeit enthüllt werden. Selbst in seinen metaphysischen Schriften ist Chuang Tsu ungemein humorvoll. Er personifiziert seine abstrakten Begriffe und läßt sie vor uns dramatische Szenen aufführen. Der Geist der Wolken begegnete auf seinem Fluge ostwärts durch die Weiten des Raumes dem Prinzipe des Lebens. Dieses hüpfte herum und schlug an seine Rippen; worauf der Geist der Wolken sagte: »Wer bist du, alter Mann, und was tust du hier?« »Ich gehe spazieren«, erwiderte das Prinzip des Lebens, ohne innezuhalten, denn alle Tätigkeiten sind unaufhörlich. »Ich möchte dich etwas fragen«, sagte der Geist der Wolken. »So?« erwiderte das Prinzip des Lebens in mißbilligendem Tone, und nun folgt ein wundervolles Gespräch, nicht unähnlich dem Dialog zwischen der Sphynx und der Chimära in dem seltsamen Drama Flauberts. Auch sprechende Tiere erscheinen in Chuang Tsus Parabeln und Erzählungen, und in Mythe, Gedicht und Märchen findet seine eigenartige Philosophie künstlerischen Ausdruck.

Natürlich ist es sehr traurig, wenn einem gesagt wird, daß es unsittlich ist, bewußt gut zu sein, und daß etwas zu tun die schlimmste Art des Müßigganges ist. Tausende vortrefflicher und gewissenhafter Philantropen würden an den Bettelstab kommen, wenn der Grundsatz allgemeine Geltung erlangte, daß niemand sich um Dinge kümmern soll, die ihn nichts angehen. Die Lehre von der Nutzlosigkeit aller nützlichen Dinge würde nicht nur die kommer-

zielle Überlegenheit unseres Landes gefährden, sondern könnte vielen erfolgreichen und ehrenfesten Mitgliedern des kaufmännischen Standes großen Schaden verursachen. Was sollte aus unseren Volkspredigern und unseren Salon-Evangelisten werden, wenn wir ihnen in den Worten Chuang Tsus sagten: »Moskitos halten den Menschen die ganze Nacht wach durch ihre Stiche, und ebenso treibt uns dieses Gerede von Wohltun und der Pflicht gegen seinen Nächsten fast zur Verzweiflung. Ihr Herren, trachtet die Welt in ihrer ursprünglichen Einfalt zu erhalten, und wie der Wind wehet, wo es ihm gefällt, so lasset die Tugend sich selbst entwickeln. Wozu dieser unnütze Kraftaufwand?« Und was würde das Schicksal der Regierungen und Berufspolitiker sein, wenn wir zu der Überzeugung kämen, daß es keinen Sinn hat, die Menschen regieren zu wollen? Es ist klar, daß Chuang Tsu ein sehr gefährlicher Schriftsteller ist, und die Veröffentlichung seines Buches in England, zweitausend Jahre nach seinem Tode, ist offenbar verfrüht und kann leicht sehr vielen durchaus ehrenhaften und arbeitsamen Menschen große Pein bereiten. Es mag ja sein, daß das Ideal der Selbstkultur und Selbstentwickelung, welches das Ziel seines Lebensplanes und die Grundlage seines philosophischen Systems bildet, ein Ideal ist, das einer Zeit wie der unsrigen sehr not täte, wo die meisten Leute so beflissen sind ihre Nächsten zu verbessern, daß ihnen tatsächlich keine Zeit bleibt sich selbst zu verbessern. Aber wäre es weise, das auszusprechen? Es will mir scheinen, daß, wenn wir die Berechtigung auch nur eines der destruktiven Prinzipien Chuang Tsus zugäben, wir damit auf unsere nationale Gewohnheit der Selbstverherrlichung hemmend wirken würden; und das einzige, was den Menschen über die Dummheiten tröstet, die er begeht, ist, daß er sich fortwährend Lob dafür spendet, daß er sie begeht. Vielleicht gibt es aber doch einige Wenige, die des seltsamen Enthusiasmus unserer Zeit

für die krampfhaften Anstrengungen des Geistes überdrüssig geworden sind. Diesen und allen ihnen verwandten Naturen wird Chuang Tsu willkommen sein. Aber mögen sie ihn nur lesen. Mögen sie sich hüten von ihm zu sprechen. Er würde störend bei Diners wirken und unerträglich in Teegesellschaften sein, und sein ganzes Leben war ein Protest gegen das Tribünenrednertum. Der wahre Weise kennt den Ruhm nicht; der glückliche Mensch kennt die Tätigkeit nicht; der vollkommene Mensch kennt sich selbst nicht. Das sind die Grundsätze Chuang Tsus.

(Deutsch von Leo Ronig.)

* *
*

Über die Jungfrauschaft. Von Shakespeare.*)

»Denkt Ihr über das Wesen der Jungfrauschaft nach?«

»Ja, eben. Ihr seid so ein Stück von Soldaten; laßt mich Euch eine Frage tun. Die Männer sind der Jungfrauschaft feind: wie können wir sie vor ihnen verrammeln?«

»Haltet sie draußen!«

---

*) Diese großartigen Tiraden, die Shakespeare einem Spitzbuben in den Mund legen mußte, stehen in dem Lustspiel »Ende gut, Alles gut«. Den hier mitgeteilten Text habe ich aus den Übersetzungen Tiecks und Heinrich Voss' zusammengestellt, wie denn überhaupt meine Zitierung Shakespeare'scher Sätze immer eine Komposition von Teilen ist, die mir da und dort den Gedanken am Shakespeareschesten auszudrücken scheinen. So ergibt sich oft durch Vergleichung das intime Verständnis eines Urtextes, den ich nicht zu lesen vermag. (Ähnlich verhält es sich mit meiner Anwendung von Bibelworten.) Dieses Verfahren, an noch nicht geflügelten Worten geübt, ist immerhin pietätvoller als die Rektifizierung längst geläufiger Schlegel-Tieckscher Sprachschönheiten, die pedantischen Revisoren neuestens beliebt hat. Die Flügel, die ein Wort bekommen hat, ihm brechen — das vermag nur ein philologisches Gewissen. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Worte »Ist die Jungfrauschaft aufgesprengt . . . . eure Burg«, in mancher Ausgabe auch die Stelle »Die Zeit taugt . . . . was damit« bei Tieck fehlt.

Anm. d. Herausgebers.

»Aber sie stürmen; und unsere Jungfrauschaft, wenn auch in der Verteidigung tapfer, ist dennoch schwach. Lehrt uns einen kunstgerechten Widerstand!«

»Es gibt keinen. Die Männer, sich vor euch lagernd, unterminieren euch und sprengen euch auf.«

»Der Himmel bewahre unsere arme Jungfrauschaft vor Minierern und Aufsprengern! Gibts keine Kriegskunst, wie Jungfrauen Männer aufsprengen könnten?«

»Ist die Jungfrauschaft aufgesprengt, so springt der Mann um so hurtiger auf; meiner Seel', sprengt ihr ihn wieder herunter, so verliert ihr durch die Bresche, die ihr selber gemacht habt, eure Burg. — Läßt sich denn ein vernünftiger Grund im Naturrecht nachweisen, die Jungfrauschaft zu bewahren? Verlust der Jungfrauschaft ist vielmehr verständiger Zuwachs; und noch nie ward eine Jungfrau geboren, daß nicht vorher eine Jungfrauschaft verloren ward. Das, woraus ihr gemacht seid, ist Stoff, um Jungfrauen draus zu machen. Eure Jungfrauschaft, einmal verloren, kann zehnmal wieder ersetzt werden; immer erhalten, ist sie immer verloren; sie ist eine zu frostige Gefährtin; fort damit!«

»Ich will sie doch noch ein wenig festhalten, sollt' ich auch darüber als Jungfrau sterben.«

»Dafür läßt sich wenig sagen; es ist gegen die Ordnung der Natur. Die Partei der Jungfrauschaft nehmen, heißt, seine Mutter anklagen, und das ist ein handgreiflicher Ungehorsam. Wie einer, der sich aufhängt, ist solch eine Jungfrauschaft; sie gleicht einem Selbstmörder und sollte an der Heerstraße begraben werden, fern von aller geweihten Erde, als eine tollkühne Frevlerin gegen die Natur. Die Jungfrauschaft brütet Grillen, wie ein Käse Maden, verzehrt sich selbst bis auf die Kruste, nährt sich vom Eingeweide und stirbt an der Stillung des eigenen Hungers. Überdies ist die Jungfrauschaft wunderlich, stolz, müßig, aus Selbstliebe zusammengesetzt,

welches die verpönteste Sünde in den zehn Geboten ist. Behaltet sie nicht; Ihr könnt gar nicht anders, als dabei verlieren; fort damit! Leiht sie aus, im Laufe eines Jahres habt Ihr Zwei für Eins; das ist ein hübscher Zins, und das Grundstück hat nicht viel gelitten. Fort damit!«

»Was aber tun, um sie zu verlieren nach eignem Gefallen?«

»Laßt sehen! ei nun, leiden vielmehr, um dem zu gefallen, dem sie nicht gefällt. Es ist eine Ware, die durchs Liegen allen Glanz verliert; je länger aufbewahrt, je weniger wert: Fort damit, so lange sie noch verkäuflich ist. Nützt die Zeit der Nachfrage! Die Jungfrauschaft, wie eine welke Hofdame, trägt eine altmodische Haube, ein Hofkleid, dem keiner mehr den Hof macht; recht wie Hutschleife und Zahnstocher, die man nicht mehr trägt. Die Zeit taugt Eurem Wein besser, als Eurer Wange; und Eure Jungfrauschaft, Eure alternde Jungfrauschaft, ist wie eine welke Dattel. Sie sieht ledern aus und schmeckt noch lederner, wenn man sich überwindet, sie zu kosten; meiner Seel', sie gleicht einer alten Dattel; sie war vormals besser; sie ist eben bloß noch eine alte runzelige Dattel; wollt Ihr was damit?«

* *
*

Tagebuch.*)

Die menschlichen Einrichtungen müssen erst so vollkommen werden, daß wir ungestört darüber nachdenken können, wie unvollkommen die göttlichen sind.

*

Alles schwelgende Genießen in Küche und Keller, alle Kennerschaft in Liebe und Leben beruht

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

nicht auf der Fähigkeit analytischen Prüfens, sondern auf der phantastischen Verwendung der Erkenntnis: Man weiß nicht, wovon man fett wird.

*

Es gibt keine Wollust, die an das Hochgefühl künstlerischer Zeugung heranreicht, und es gibt keine Trauer, die dem Zustand vergleichbar ist, in den der Künstler nach getanem Werk versinkt. Die Selbstsicherheit des Unbewußtseins schafft jedesmal ihr erstes Werk, und darum jedesmal ihr bestes. Ist es getan, so sieht die Unsicherheit des Bewußtseins, daß es das letzte sei, und darum das schlechteste. Solcher Mutlosigkeit imponiert jedes kritische Bubenwort. Ein Urteil, das dem künstlerischen Schaffen bloß in die Ernüchterung und nicht in den Genuß folgen kann, ist ein wahrer Fluch. Die wissen von der Wollust nichts, die in ihr bloß den Zustand sehen, der der Trauer vorangeht.

*

Wer Meinungen von sich gibt, darf sich auf Widersprüchen nicht ertappen lassen. Wer Gedanken äußert, denkt auch zwischen den Widersprüchen. Es ist ein unglücklicher Hang unserer Tage, Gedanken mit Meinungen zu verwechseln. Wir fragen nach der Nutzanwendung eines lyrischen Gedichtes und nageln Goethe auf den Widerspruch zwischen einer Morgenstimmung und einer Abendstimmung fest.

*

Ansichten pflanzen sich durch Teilung, Gedanken durch Knospung fort.

*

Daß sie das Feuilleton lebensfähig erhalten, ist das höchste Kompliment, das man heute den Literaten machen kann. Wie aber klingt es, wenn man ihnen sagt, daß sie das Leben feuilletonfähig erhalten?

*

Heine ist ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Zauberei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der anderen Hand herangebracht, und es war eau de Cologne.

*

Die Prostitution des Leibes teilt mit dem Journalismus die Fähigkeit, nicht empfinden zu müssen, hat aber vor ihm die Fähigkeit voraus, empfinden zu können.

*

Der Journalismus denkt ohne die Lust des Denkens. Der in seinen Bezirk verbannte Künstler gleicht einer zur Prostitution gezwungenen Hetäre, nur daß diese schadlos auch dem Zwang erliegt. Der Zwang zur Lust kann ihr Lust bedeuten, jenem nur Unlust.

*

Zur Orientierung in Fragen der Politik genügen Operettenerinnerungen. Was sich etwa zu ungunsten der absolutistischen Regierungsform sagen läßt, hat einem die Figur eines Königs Bobèche, eines Erbprinzen Kasimir oder eines Generals Kantschukoff beigebracht. Wenn die Forderung der Phraseure, daß die Kunst sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befasse, überhaupt einen Sinn haben soll, so kann sie sich nur auf die Operettenproduktion beziehen. Diese trifft mit Recht der Vorwurf, daß sie die einzigen menschlichen Angelegenheiten, die nicht ernst zu nehmen sind, nämlich die öffentlichen, seit Jahrzehnten vernachlässigt hat. Denn die Kunstform der Operette ist jene, die dem Wesen aller politischen Entwicklungen angepaßt ist, weil sie der Dummheit die erlösende Unwahrscheinlichkeit gibt. Daß sich sonst die künstlerische Gestaltung auf die neugebackenen Ereignisse werfe, ist ein törichtes Verlangen, und selbst die Satire verschmäht sie, denn diese

kann zwar die Lächerlichkeiten der Politik erfassen, aber die Lächerlichkeiten innerhalb der Politik vollziehen sich unter dem Niveau einer im höheren Sinne witzigen Betrachtung.

*

Die moderne Tänzerin kann schon Beethoven tanzen. Nur der Ballettonkel ist in seiner Entwicklung zurückgeblieben.

*

Nichts ist sinnloser als der Ruf nach trikotfreien Tänzerinnen. Es ist die Forderung jenes Literaturvegetariertums, das Kunst und Natur so gründlich mißversteht und indem es sie identifiziert, Wirkungen herbeiführt, die es abschaffen möchte. Der ungeschminkte Schauspieler spielt als Bleichgesicht vor Indianern, der ungeschminkte Dialekt ist affektiert und die Nacktheit der Tänzerin ist ein Kostüm.

*

Gegenüber dem Schriftsteller ist der Vorwurf der Eitelkeit nicht am Platze. Wenn er es niederschreibt, daß er sich für einen bedeutenden Autor halte, so kann er es in diesem einen Satz beweisen, während den Musiker schon der Versuch zu solcher Programmusik Lügen strafen müßte.

*

Nichts ist den Kommis teurer als ihr Ehrenwort. Aber bei Abnahme einer größeren Partie wird Rabatt gewährt.

*

Wer da gebietet, daß eine Xanthippe begehrenswerter sei als ein Alcibiades, ist ein Schwein, das immer nur an den Geschlechtsunterschied denkt.

*

Mir träumte, es gäbe in Deutschland einen Kämpfer des Geistes, der strich alle s-Laute aus den zusammengesetzten Wörtern. Er sprach von Beleidigungklagen und Verhandlungterminen, von Gewohn-

heitverbrechen und von Unzuchtvermittlungversuchen. Die verschmähten s-Laute, die sonst lieb Kind bei der deutschen Zunge waren, beschlossen, sich zu rächen. Und als jener einmal einem alten Manne die geschlechtlichen Verirrungnachweise aus dessen Jünglingtagen vorzählte, da vereinigten sie sich zu einem Zischchorus, wie er in Deutschland noch nicht gehört worden war. Und da gab es keinen Schwichtigunggrund . . . Als ich aber erwachte, merkte ich, daß es Zukunftmusik war.

*

Ich kannte einen Helden, der an Siegfried durch die dicke Haut erinnerte und an Achill durch die Beschaffenheit seiner Ferse.

*

In Echternach im Luxemburgischen finden noch heute sogenannte Springprozessionen statt. Weil nämlich einst das Vieh von der Tanzkrankheit befallen war, gelobten die dortigen Bauern, anstatt der Tiere zu Ehren des heiligen Willibrord zu springen. Heute kennen weder Menschen noch Vieh mehr die Ursache der sonderbaren Zeremonie, aber jene bleiben ihr treu, und wenn sich die Macht der Gewohnheit weiter an den Echternachern bewährt, so wird vielleicht einmal wieder das Vieh es sein, das zu Ehren des heiligen Willibrord springt. Menschen sind es heute noch, an die fünfzehntausend, die um Pfingsten »drei Schritte vor, zwei Schritte zurück« springen. Die Geistlichkeit springt nicht mit, sondern schaut zu. Ganz befriedigt sie das Schauspiel nicht; denn sie sähe es noch lieber, wenn es zwei Schritte vor und drei zurückginge.

*

Die Unsittlichkeit tritt immer in Erscheinung und wirkt dennoch nicht abschreckend. Um so betrüblicher ist es, daß die Sittlichkeit, die im Staate waltet, nicht sichtbar wird und darum nicht vorbildlich wirken kann. Wenn man sie nicht hin und

wieder in Form der Erpressung zu spüren bekäme, man wüßte rein nicht, daß sie auf der Welt ist.

*

Eine Wirtschaftspolitik, die dem Kleingewerbe zuliebe die Einfuhr hygienischer Schuhe bekämpft, hält die Hühneraugen für einen integrierenden Bestandteil des Fußes, und nur weil diese beim Fortschreiten unbequem werden, und weil sie weiß, wo das Kleingewerbe der Schuh drückt, warnt sie vor dem Fortschriit.

*

Die Demokratie teilt die Menschen in Arbeiter und Faulenzer. Für Solche, die keine Zeit zur Arbeit haben, ist sie nicht eingerichtet.

*

Langeweile und Unbequemlichkeit sind die Pole, zwischen denen das Entzücken an den Frauen schwankt. In ihrer äußersten Konsequenz sind sie entweder barmherzige Schwestern oder unbarmherzige Schwestern.

*

Der Erotiker: Er hatte an ihr eine Ähnlichkeit entdeckt. Die kultivierte er, saß täglich an ihrem Lager und schob ihr die Nase zurecht, um die Ähnlichkeit herzustellen. Der Ästhetiker: Er hatte an ihr eine Verschiedenheit entdeckt. Die kultivierte er, saß täglich an ihrem Lager und pries die Heiligkeit der Nase um ihrer selbst willen. Dieser dankt dem Schöpfer; jener macht ihm Konkurrenz.

*

Es müssen nicht unbedingt die Vorzüge des männlichen Charakters oder Geistes sein, die die Frauen zur Untreue veranlassen. Was betrogen wird, ist ausschließlich die Lächerlichkeit der offiziellen Stellung, die der Besitzer einnimmt. Und dagegen bieten selbst körperliche Vorzüge nicht immer einen Schutz.

*

So will es die Gesellschaftsordnung: Wenn irgendwo ein Mord geschehen ist, wo zwei Leute zu einem Geschlechtsakt zusammengetroffen sind, so werden sie lieber jenen Verdacht ertragen, als sich der infamierenden Harmlosigkeit dieser Absicht zu beschuldigen.

*

Die Sitte verlangt, daß ein Lustmörder den Mord zugebe, aber nicht die Lust.

*

Sorrent, im August: Ich habe nun seit zwei Wochen kein deutsches Wort gehört und kein italienisches verstanden. So läßt sich's mit den Menschen leben, alles geht wie am Schnürchen und jedes aufreibende Mißverständnis ist ausgeschlossen.

*

Es gibt eine niedrige Leichtgläubigkeit des Vertrauens und eine höhere Leichtgläubigkeit der Skepsis. Der eine wird betrogen, der andere ist Manns genug, sich selbst zu betrügen. Jener ist der gefoppte Bauer, dieser ist ein Wissender, der sich vom Wissen nicht das Spiel verderben läßt, wenn er sich über die eigene Schulter guckt ... Ich wollte ihre Unterschrift auf einer Ansichtskarte. Ich bat einen Freund, sie zu fälschen. Wenn er dann noch dazu schriebe, daß sie echt sei, würde ich's sicher glauben ... Von meiner Leichtgläubigkeit hätte ich mir früher, da ich noch glaubte, keine Vorstellung machen können. Jetzt bin ich oft verblüfft von den Überraschungen, die ich mir bereite, und von meinem Überraschtsein. Seitdem mein Mißtrauen gewachsen ist, weiß ich, wieviel ich mir zumuten kann.

*

Wenn ich einen Kutscher schimpfen höre, so kann es mich zu einem Gedicht anregen. Aber wie unmusikalisch wird mir, wenn mich ein Musiker anspricht!

*

Zum Teufel mit dem Geschwätz über die sexuelle Aufklärung der Jugend! Sie erfolgt noch immer besser durch den Mitschüler, der im Lesebuch das Wort »Horen« anstreicht, als durch den Lehrer, der die Sache als eine staatliche Einrichtung erklärt, die so nützlich sei und so kompliziert, wie das Steuerzahlen.

*

Die Liebe als Naturwissenschaft! Das Verbot der Lust bleibt aufrecht und nun wird uns auch die Romantik des Verbots verboten. Wir aber bitten: Wenn schon Christentum, dann lieber mit Weihrauch, Orgelklängen und Dunkel.

*

Wie lernt die Menschheit schwimmen? Man sagt ihr, wo die gefährlichen Stellen sind, und daß es durch Verbindung von Wasserstoff mit Sauerstoff entstehe.

*

Ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, überall zeigt mir das Leben seine Verluste, da es entweder das Malerische dem Nützlichen oder das Nützliche dem Malerischen aufgeopfert hat.

*

Halte deine Leidenschaften im Zaum, aber hüte dich, deiner Vernunft die Zügel schießen zu lassen.

*

Wahrheit ist ein ungeschickter Dienstbote, der beim Reinmachen die Teller zerschlägt.

*

Willst du ein klares Urteil über deine Freunde gewinnen, so frage deine Träume.

*

Wenn eine Frau auf das Wunderbare wartet, so ist es ein verfehltes Rendezvous: das Wunderbare hat auf die Frau gewartet. Die Unpünktlichen!

*

Der Übermensch ist ein verfrühtes Ideal, das den Menschen voraussetzt.

*

Der achtstündige Arbeitstag: das übrige gehört der Kultur. Und ihr glaubt, daß sie auf das Geschäft eingehen wird?

*

Man verachte die Leute, die keine Zeit haben. Man beklage die Menschen, die keine Arbeit haben. Aber die Männer, die keine Zeit zur Arbeit haben, die beneide man!

*

Alles Leben in Staat und Gesellschaft beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Mensch nicht nachdenkt. Ein Kopf, der nicht in jeder Lage einen aufnahmsfähigen Hohlraum darstellt, hat es gar schwer in der Welt.

*

Wenn die Aufforderung eines Kutschers, mit ihm zu fahren, nur auf den Wunsch in uns stieße, mit ihm nicht zu fahren, wäre das Leben leicht. Aber sie stößt manchmal auf bessere Gedanken und zerstört sie. Wer denkt denn auch immer nur daran, nicht zu fahren?

*

Der Scharfsinn der Polizei ist die Gabe, alle Menschen eines Diebstahls für fähig zu halten, und das Glück, daß sich die Unschuld mancher nicht erweisen läßt.

*

Nie habe ich den Sinn des Wortes: »Kamele schlucken und Mücken seigen« besser erfaßt als in Italien, wo liebevolle Wirte ein Moskitonetz über unsere Betten breiten.

*

Dagegen haben die Hamburger Betten eine hohe Kante. Beim Aufstehen mag es schmerzen, aber man ist sicher, daß man bei stürmischer See nicht herausfällt. Das Volk bewahrt der Kajüte diese Erinnerung; die Seekrankheit pflanzt sich auf dem Lande

durch Tischlergenerationen fort. Fürst Bismarck freilich führt in seinen Gedanken und Erinnerungen ein anderes Beispiel für einen sinnentrückten Brauch an: Den russischen Wachtposten, der auf dem Fleck steht, wo vor hundert Jahren die Kaiserin ein frühes Gänseblümchen entdeckt hat. Und es war vornehm gedacht, daß man den Wachtposten nicht abziehen ließ, als man seine Bestimmung ergründet hatte. Kein Soldat muß sich schämen, die Erinnerung an ein Gänseblümchen zu bewachen. Aber da das Geheimnis der Hamburger Betten gelüftet ist, wird die Tradition, der man dort opfert, nicht von langem Bestand sein. Denn nichts ist beim Aufstehen schmerzhafter als die Erinnerung, daß die Hamburger ein Volk von Seefahrern sind.

*

Der Nationalismus, das ist die Liebe, die mich mit den Dummköpfen meines Landes verbindet, mit den Beleidigern meiner Sitten und mit den Schändern meiner Sprache.

*

Man mag dem Traum für das bißchen Klarheit, das er einem hin und wieder schenkt, dankbar sein. Mir träumte von einer aufgedunsenen Raupe, die ich töten wollte. Ich stach nach ihr, aber sie lebte, und drehte mir lachend den Kopf zu und sagte: Ich komme wieder.

*

Man muß oft erst nachdenken, worüber man sich freut; aber man weiß immer, worüber man traurig ist.

*

Die Welt ist das einzige Gefängnis, in dem Einzelhaft vorzuziehen ist.

*

Die neuen Seelenforscher sagen, daß alles und jedes auf geschlechtliche Ursachen zurückzuführen sei. Zum Beispiel könnte man ihre Methode als Beichtvater-Erotik erklären.

*

Wie? die Menschheit vertrottelt zugunsten des maschinellen Fortschrittes, und wir sollten uns diesen nicht einmal zunutze machen? Sollten mit der Dummheit Zwiesprache halten, wenn wir ihr in einem Automobil entfliehen können?

*

Wie die Mörder bei Shakespeare, so treten jetzt der Reihe nach Literaten auf, die Shakespeare morden wollen. Es sind komische Figuren wie jene und sie bleiben unbedankt wie jene. Nur die Leistungsfähigkeit ist eine geringere, und zum Schlusse liegen sie vollends da, wie die Gemordeten bei Shakespeare.

*

Die Behörden werden im Verkehr mit dem Publikum erst dann einen höflichen Ton anschlagen, wenn das Publikum sich entschließt, in die Redaktionen der Tagespresse einzutreten. Die Redakteure aber werden erst dann gegen das Publikum aufrichtig sein, wenn es zum Eintritt in die Bureaukratie entschlossen ist.

*

Als mir da neulich einer unserer jungen Dichter vorgestellt wurde, rutschte mir die Frage heraus, bei welcher Bank er dichte. Es geschah wirklich unwillkürlich und ich wollte den jungen Mann nicht beleidigen.

*

Am unverständlichsten reden die Leute daher, denen die Sprache zu nichts weiter dient als sich verständlich zu machen.

*

Ich lehne es ab, in der Musik aufzugehen. Die es ist, muß in mir aufgehen.

*

Viele Frauen möchten mit Männern träumen, ohne mit ihnen zu schlafen. Man mache sie auf das Unmögliche dieses Vorhabens nachdrücklich aufmerksam.

*

Zuerst sieht man eine Frau, der andere ähnlich sehen. Dann eine, die ähnlich sieht. Schließlich aber ist keine mehr da und man sieht alles von selbst.

*

Die Aufnahmsfähigkeit des produktiven Menschen ist gering. Der lesende Dichter macht sich verdächtig.

*

Wenn es einmal gegenüber den äußeren Eindrücken heißt: Zuzug fernzuhalten, dann ist's ein Beweis, daß die Gedanken nicht streiken.

*

Ich sah einen Dichter auf der Wiese nach einem Schmetterling jagen. Er legte das Netz auf eine Bank, auf der ein Knabe ein Buch las. Es ist ein Unglück, daß die Funktionen sonst anders verteilt sind.

*

Nichts ist trauriger als Niedrigkeit, die ihren Lohn nicht erzielt hat. Sie bilde sich nachträglich nicht ein, daß sie Gemeinheit l'art pour l'art sei.

*

Eine Frau wird doch nicht so viel Rücksicht auf die Gesellschaft nehmen, daß sie den Ehebruch immer wirklich begeht, den ihr die Leute jeweils nachsagen?

*

Es genügt, eine Frau anzusehen, um eine tiefe Verachtung für ihre Liebhaber zu gewinnen. Nie aber möchte ich sie mit der Verantwortung für diese belasten.

*

Nichts ist engherziger als Chauvinismus oder Rassenhaß. Mir sind alle Menschen gleich, überall gibts Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung. Nur keine kleinlichen Vorurteile!

*

An den Italienern habe ich beobachtet, daß sie nicht nur in allen Lebensverrichtungen dem bel canto obliegen, sondern daß auch der Ernst ihres Lebens

der Operettenernst ist. Daß sie im Theater bei den Strophen vom Chin-chin-chinaman „bis“ rufen, bis dem Sänger die Kehle platzt, würde nichts schaden. Aber auch ihr Leben fließt dahin, wie die Handlung der »Geisha«, und es scheint durchaus so dargestellt, daß es die preußischen Zuschauer kapieren und ihr Vergnügen daran haben. Ich glaube nicht, daß jene in der Frauenpsychologie über die Erkenntnis la donna è mobile hinausgekommen sind. Und wagte es einer zu bestreiten, würde gewiß ein anderer entgegnen: e pur si muove!

*

Ich habe mich im Laufe der Jahre zum Streber nach gesellschaftlichen Nachteilen entwickelt. Ich lauere, spüre, jage, wo ich eine Bekanntschaft abstoßen, eine einflußreiche Verbindung verlieren könnte. Vielleicht bringe ichs doch noch zu einer Position.

*

Eine Notlüge ist immer verzeihlich. Wer aber ohne Zwang die Wahrheit sagt, verdient keine Nachsicht.

*

Der Ernst des Lebens ist das Spielzeug der Erwachsenen. Nur, daß er sich mit den sinnvollen Dingen, die eine Kinderstube füllen, nicht vergleichen läßt.

*

Der Journalismus dient nur scheinbar dem Tage. In Wahrheit zerstört er die geistige Empfänglichkeit der Nachwelt.

*

Persönlichkeiten sind übel daran. Die Menge sieht nur die Fläche, auf der sich die Widersprüche zeichnen. Aber diese sprechen für eine Höhe, in der ihr Treffpunkt liegt.

*

Man muß alle Schriftsteller zweimal lesen, die guten und die schlechten. Die einen wird man erkennen, die anderen entlarven.

*

Es beweist immerhin eine gesunde Konstitution, wenn sich unter der Einwirkung der Strahlen einer Persönlichkeit die Weltanschauung zu schälen beginnt.

*

Es gibt zweierlei Kunstgenießer. Die einen loben das Gute, weil es gut, und tadeln das Schlechte, weil es schlecht ist. Die anderen tadeln das Gute, weil es gut, und loben das Schlechte, weil es schlecht ist. Die Unterscheidung dieser Arten ist umso einfacher, als die erste nicht vorkommt. Man könnte sich also leicht auskennen, wenn nicht eine dritte Kategorie hinzuträte. Es sind solche, die das Gute loben, trotzdem es gut, und das Schlechte tadeln, trotzdem es schlecht ist. Diese gefährliche Art hat die ganze Unordnung in künstlerischen Dingen verschuldet. Ihr Instinkt weist sie an, das Unrichtige zu treffen, aber vorsätzlich treffen sie das Richtige. Sie haben Gründe, die außerhalb des künstlerischen Empfindens liegen. Ohne den Snobismus, der ihn erhebt, könnte der Künstler eher leben als ohne die Dummheit, die ihn herabsetzt.

*

Das Christentum hat die Zollschranken zwischen Geist und Geschlecht aufgehoben. Aber die Durchsetzung des Sexuallebens mit dem Gedanken ist eine dürftige Entschädigung für die Durchsetzung des Gedankenlebens mit dem Sexuellen.

*

Journalist heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommis vermöchte.

*

Sozialpolitik ist der verzweifelte Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen.

*

Wenn der Dachstuhl brennt, nützt es weder zu beten, noch den Fußboden zu scheuern. Immerhin ist das Beten praktischer.

*

Als die Sonne tagelang mit den Wolken balgte, war's wie der Kampf zwischen dem gelben Panther und dem schwarzen Stier. Der Spannung solchen Schauspiels können die Wahrheiten des Barometers nichts anhaben.

*

Wozu sollte ein Künstler den andern erfassen? Würdigt der Vesuv den Aetna? Es könnte sich höchstens eine feminine Beziehung eifersüchtigen Vergleichens ergeben: Wer speit besser?

*

Der Leser läßt es sich gern gefallen, daß der Autor ihn an Bildung beschämt. Es imponiert einem Jeden, daß er nicht gewußt hat, wie Korfu auf albanisch heißt. Denn von nun an weiß er es und kann sich vor den anderen, die es noch immer nicht wissen, auszeichnen. Bildung ist die einzige Prämisse, die das Publikum nicht übel nimmt, und der Ruhm des Tages ist jenem Autor sicher, der den Leser in diesem Punkte bloßstellt. Wehe dem Andern aber, der Fähigkeiten voraussetzt, die nicht nachgeholt werden können oder deren Verwendung mit Unbequemlichkeiten verbunden ist! Daß ein Autor mehr gewußt hat als ein Leser, ist in Ordnung. Aber daß er mehr gedacht hat, wird ihm so leicht nicht verziehen. Das Publikum darf nicht dümmer sein. Es ist sogar gescheiter als der gebildete Autor, denn es erfährt aus einer Zeitschrift, wie Korfu auf albanisch heißt, während jener erst ein Lexikon befragen mußte.

*

Das dramatische Kunstwerk hat auf der Bühne nichts zu suchen. Die theatralische Wirkung eines Dramas soll bis zum Wunsch reichen, es aufgeführt zu sehen: ein Mehr zerstört die künstlerische Wirkung. Die beste Vorstellung ist jene, die sich der Leser von der Welt des Dramas macht.

*

Es ist erlaubt, im Quell der deutschen Sprache ein Fußbad zu nehmen. So sollte ein Labetrunk verboten sein.

*

Was die Lues übriggelassen hat, wird von der Presse verwüstet werden. Bei den Gehirnerweichungen der Zukunft wird sich die Ursache nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

*

Der Philosoph L. St. aus Ungarn: Kein Führer, aber der Primas unter den Denkern. Er wird an den Tisch gerufen und geigt den Leuten die Philosophie ins Ohr.

*

Da ich die Nachrichten der Tagespresse nur so überfliege, geschah es mir, daß ich zwei benachbarte Überschriften durcheinanderwarf: »Besuch Iswolskis in Österreich« und »Raubversuch in einem Trödlerladen«.

*

Das deutschliberale Pathos ist eine Mischung aus voraussetzungsloser Forschung und freiwilliger Feuerwehr.

*

Es gibt Leute, die in öffentlichen Lokalen nur deshalb geduldet werden, weil sie nicht bezahlen. Man nennt sie Journalisten.

*

Privatbahnen gewähren keinen Vorteil. Wenn man einem Stationsvorstand der Südbahn Esel sagt, wird man auch wegen Amtsehrenbeleidigung angeklagt.

*

Gern käme ich um die Konzession zum Handbetrieb einer Guillotine ein. Aber die Erwerbsteuer!

*

Wenn mich Einer ansprechen will, hoffe ich noch bis zum letzten Augenblick, daß die Furcht, kompromittiert zu werden, ihn davon abhalten wird. Manche sind unerschrocken.

*

Der Spiegel dient bloß der Eitelkeit des Mannes; die Frau braucht ihn, um sich ihrer Persönlichkeit zu versichern.

*

Ist eine Frau im Zimmer, ehe Einer eintritt, der sie wahrnimmt? Gibt es das Weib an sich?

*

Mit Frauen führe ich gern einen Monolog. Aber die Zwiesprache mit mir selbst ist anregender.

*

Ein Weib ohne Spiegel und ein Mann ohne Selbstbewußtsein — wie sollten die sich durch die Welt schlagen?

*

Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.

Karl Kraus.

* * *

Der Germanist.

Heute ist das ehedem verachtete Handwerk des Totengräbers zu einem Ehrenamte geworden, weil es in einer demokratischen Weltordnung etwas anderes bedeutet als die wirkliche Leichenbestattung, vielmehr mit den geistig Toten, mit den symbolisch Verstorbenen, mit den Nichtumzubringenden zu schaffen hat, mit den sogenannten Unsterblichen, die auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens als mißliche Verkehrshindernisse die allgemeine Bewegung vordringlich stören, indem sie als monumentale Autoritäten im Wege liegen. Die Bestattung dieser vielseitig und vieldeutig Toten bringt ein Geschäft von erhöhter Tragweite mit sich, wozu auch tiefere Bildung verlangt wird. Solche fossile Trümmer aus dem verfügbaren Weltraume, den die gewaltig anwachsende Bewegung immer dringlicher benötigt, beiseite zu schaffen, auf abgelegene Friedhöfe zu bringen und unter Verwendung von Ruhm und Dankbarkeit beizusetzen, wird ein diplomatischer Beruf, zumal der Verkehr mit Toten besondere Manieren und Vorsichten verlangt. Die alten simpeln geringgeachteten sind heute

nur mehr die armseligen Verwandten der neuen, zu Ehren gekommenen Totengräber, welche als Wegmacher und Befreier eine einzige Bedeutung gewonnen haben.

Der Demokratie kommt es auf ein Ehrengrab, ein Denkmal, eine Gesamtausgabe, einen Nachruf, eine Straßentafel mehr oder weniger nicht an, Hauptsache ist, daß der amtlich eingesetzte Totengräber dem allgemeinen Bedürfnis nach Platz durch bereitwillige Unsterblicherklärung von Toten oder Todeserklärung von Unsterblichen möglichst genügetut, die Zahl seiner Opfer bestimmt sein Ansehen. Ich spreche hier nicht von den Psychiatern, sondern von den Germanisten. Ihre Funktion der Totenbeschau und Bestattung teilen sie mit manchen anderen Berufen, im Besonderen fällt ihnen das dichterische Verkehrshindernis zu, nicht nur die Sorge um das Begraben, sondern auch um die jeweils zu entscheidende Vorfrage, ob einer lebendig oder tot sei. Sie vereinigen auf diese Art das Amt des Richters, Nachrichters und Totengräbers. Denn die Demokratie hat durch die Errungenschaft der Stellvertretung, durch die Idee der unbedingten Vertretbarkeit, auf welcher ja auch das allgemeine Wahlrecht beruht, geistige Vereinigungen des bisher Unvereinbaren ermöglicht. Da niemand alles verstehen und keiner beurteilen kann, was der andere versteht, werden fallweise Leute namhaft gemacht, die nach ihrem Berufe für die einzelnen Zweige des öffentlichen Unverständnisses aufzukommen haben, sozusagen Stellvertreter des allgemeinen Irrtums und Statthalter des ewigen Unsinns. Jeder nimmt in seinem bescheidenen Wirkungskreise nach bestem Willen sein Teil von Unfähigkeit auf die Schultern und bewegt damit das Gemeinwesen vorwärts, wie sich eben der Fortschritt der Menschheit von Irrtum zu Irrtum unaufhaltsam vollzieht. Man nennt diese dauernde Bewegung nach der Richtung des jeweils Dümmsten auch Entwicklung. Den Germanisten ist die stetige Fürsorge um freie Bahn für den literarischen Verkehr überantwortet. Sie haben die Poesie, die lebendige und die tote, berühmte und unberühmte aus dem Weg zu räumen, spielt sich dieses Laster doch wie so manches andere Verkehrshindernis geradezu als Selbstzweck auf. Dichten ist bekanntlich eine besondere Form des menschlichen Sprechens, welches gelernt und gelehrt werden muß. Schon darum sind die Sprachlehrer die berufenen und einzigen Vorgesetzten der Dichter. Aber das Sprachlehren kann gelernt und gelehrt werden, das Dichten nicht. Hieraus ergibt sich

vom Standpunkte des öffentlichen Berechtigungswesens eine fühlbare und bedauerliche Lücke: die Sprachlehrer sind durch Zeugnisse zur Ausübung des Sprachlehrens befähigt, nicht aber die Dichter zur Ausübung des Dichtens. Während man also auf der einen Seite den Zuzug nicht akademisch Befugter fernhalten kann, drängt sich auf der andern ein Aufgebot nicht Berechtigter zu den vollen Schüsseln der Anerkennung. Da aber die Demokratie nur Ehre gönnt, wem sie gebührt, hat sie die vollen Schüsseln der Anerkennung den Sprachlehrern hingeschoben und diese mit der gerechten Ausspeisung der Dichter betraut, sofern noch von den Gerichten etwas übrig bleibt.

Man kann billig ermessen, wie wertvoll und wichtig in jedem Sinne durch die Ordnung der Dinge das Sprachlernen und -lehren geworden ist. Daher kommt es auch, daß die berühmtesten Sprachlehrer nicht sprechen, oder in Anbetracht der Schriftlichkeit des modernen Verfahrens, auch nicht schreiben können; werden sie doch vorerst durch das Sprachlernen, nachmals durch das Sprachlehren völlig in Anspruch genommen. Hingegen schwatzen die Dichter ungelehrt und ohne Zeugniszwang in allen Mundarten und vermehren die Verwirrung und Mannigfaltigkeit der Sprache in jeder Richtung auf das unleidlichste.

Die armen Sprachlehrer haben genug zu tun, ewig reinzumachen, was die Poesie allezeit verunreinigt. Die Dichter haben leicht schaffen: Die Sprachlehrer haben das Nachsehn! Ihnen obliegt dann das ganze ungeheure Material, alles was gesprochen, geschrieben, gelernt, gelehrt, verbessert, herausgegeben, aufgelegt, gesiebt, gelesen, gesprachlehrt, gelesartet werden kann, eine Vielseitigkeit, die ohne ausgebreitete Registratur nicht zu bewältigen wäre und eine Behandlung von so unzähligen Aktenstücken voraussetzt, wie sie kein Dichter je aufweisen könnte.

Der eingetragene, gebuchte, in das jeweilen maßgebende Fach gereihte Inhalt heißt von Stund ab: Dichtung. Somit fällt einerseits alles, was jemals dergestalt geordnet, unter diesen, anderseits alles, was noch nicht so behandelt worden, außer diesen Begriff. Nur durch so sinnreiche Vorkehrung läßt sich eine eigentliche Prüfung der Dichter ersetzen, indem ihre aktenmäßige Einreihung platzgreift. Für diese entscheidet wiederum natürlich die Priorität des Einlaufs.

Wer früh genug gedichtet, hat gut genug gedichtet und wer

es lang genug getrieben, dem braucht für seinen Ruhm nicht bange zu sein.

Die öffentliche Tätigkeit der Sprachlehrer besteht nun darin, von ihrer privaten Rechenschaft abzulegen, ungefragt, aber unverdrossen jedes Aktenstück zur Kenntnis zu bringen, das sie behandelt, jedes ihrerseits zu besprechen, das ein Fachgenosse produziert hat, die durch Fleiß und Eifer germanistischer Vorfahren, durch sinnreiche Druckfehler und irrige Abschriften entstandenen Lesarten zu vergleichen, festzustellen und so ein Material zusammenzutragen, das sich zur Literatur der Dichter so verhält, wie der Stefansdom zu einer Hundehütte. Schon durch ihren Fleiß erheben sich die Germanisten in sittlicher Würde turmhoch über die simple Frivolität der Dichter, die gar noch zu »arbeiten« vorgeben. Ja, man könnte von einem echten, ganzen Germanisten mit Fug sagen: sein Leben wird eine Interpolation, sein Charakter eine Lesart, die Dichter sprechen, die Germanisten aber — lehren Sprache. Was Wunder, daß die dankbaren Mitbürger ihnen gewisse, ihren Beruf angehende Ehrenämter, sozusagen geistige Armenratsstellen anvertrauen. Man ernennt die Germanisten zu Preisrichtern des dichterischen Wettbewerbs. Dies hängt zusammen mit dem eingangs erwähnten Verfahren der poetischen Todeserklärung und erfolgt in der Absicht, schon bei Lebzeiten gewisse Berühmtheiten zu schaffen und dadurch aus dem Wege zu räumen. Die Sprachlehrer unterziehen sich ihrer hohen Aufgabe nach festen sittlichen Normen: als das beste Werk gilt 1. das unschädlichste, das, worüber man am meisten spricht und das durch unanfechtbares demokratisches Weiheurteil der Majorität die erste Stelle erlangt hat; 2. das »berücksichtigenswerteste«, das heißt die Hervorbringung jenes Verfassers, der die meisten unversorgten Kinder, einflußreichen Gönner, journalistischen Beziehungen und sonstige hinlängliche Armutszeugnisse aufweisen kann.

So ist durch die amtliche und außeramtliche Stellung der Germanisten für das rechtzeitige Erkennen und Wegschaffen der Dichter, für deren zeitlich und räumlich geordnete Beisetzung in der Registratur — die mit vollem Recht das Gedächtnis ersetzen muß, da der Schwachsinn freie Bahn braucht —, so ist für die ehrbare und zweckmäßige Bestattung der Poesie auf abseitigen Friedhöfen nach allen Regeln der Volkswohlfahrt und Verkehrssicherheit gesorgt.

Auch die Dichter haben sich darein gefügt, freilich soll einmal einer dem Ehrenbegräbnis seiner Werke durch die Germanisten eine schlichte Verbrennung vorgezogen haben, doch entscheiden darüber souverän die Hinterbliebenen und die Sprachlehrer überleben immer die Literatur, sogar die Sprache.

Otto Stoessl.

* * *

Der neue Ruhm.

Die Zahl der Berühmtheiten unserer Tage nähert sich in den einzelnen Ländern immer mehr dem Resultate der Volkszählung. Es ist unserer Gegenwart endlich gelungen, den oft zitierten Dornenpfad des Ruhmes in einen bequemen Spazierweg für jedermann umzugestalten, und eine bunte Menge von Menschen wälzt sich die neue Chaussee entlang. Zum guten Tone der Zeit gehört es, in irgend einer Kunst Hervorragendes geleistet zu haben. Wer nicht literarische Lorbeeren pflücken kann, nennt eine persönliche Note im Denken sein eigen, oder eine zarte Nuance im Ton, oder eine unvergleichliche Feinheit im Ausdruck, oder er leistet wenigstens in der Art, das alles zu entbehren, höchst Beachtenswertes.

Beachtet zu werden, ist eine Anforderung, die mit naiver Selbstverständlichkeit vom kleinen Mann des Geistes an die Öffentlichkeit gestellt wird. Diese wird mit Gesuchen um »Kenntnisnahme« überlaufen. Die literarische und künstlerische Kritik wird immer mehr zum Vorschußverein, und Frau Fama ist bedeutend leistungsfähiger geworden, seitdem sie an Stelle der Posaune die Rotationsdruckerpresse benützt und statt hundert Zungen einige hunderttausend Stahlfedern im Dienst hat. Und so kam man in die Lage, den Ruhm, einen seltenen und kostbaren Artikel früherer Zeit, in großen Quantitäten herzustellen und Anteile von ihm für minimale Anzahlung auszugeben.

Dieses Verfahren hat Ähnlichkeit mit schwindelhaften Operationen schlechter Banken. Denn der Ruhm, wie ihn die Weltgeschichte bewahrt und zeigt, ist aus Arbeit entstanden, ist nichts anderes als umgesetzte Arbeit selbst. Wenn eine Zeit, wie die unsere, in unbegrenztem Maße Ruhmesnoten ausgibt, ohne im entferntesten für diese Anweisungen Deckung in reellen Arbeits-

werten zu haben, so werden diese Anweisungen bedeutungslose Zettel und jene tragen eben den Schaden, die die echte Anwartschaft auf das Kapital der öffentlichen Anerkennung besitzen.

Echter Ruhm war stets nur ein Schatten, den vollbrachte menschliche Handlungen in das Gedächtnis von Mit- und Nachwelt warfen. Unsere Zeit hat neben so vielen industriellen Gedanken auch den gehabt, diesen Schatten künstlich zu erzeugen, ohne die Leistungen und Mühen, die ihn hervorriefen. Verhieß doch die künstliche Herstellung von Ruhm ein glänzendes Geschäft zu werden, da eben dieser Schatten zu allen Zeiten sehr begehrt war und nicht etwa die oft recht anstrengende Tätigkeit, der er entsprang. Und man brachte in der Retorte der Journale wirklich etwas zustande, das dem Ruhm recht ähnlich sieht. Eine Art Homunkulus von Ruhm ist es, ein billiges Fabrikat; dieser neue Ruhm ist nicht eben dauerhaft, es mangelt ihm auch etwas am besonderen Aroma, aber zu einem recht angenehmen Rausche verhilft er doch und unser modernes Leben zeigt Unzählige, die diesem Genusse leidenschaftlich fröhnen.

Jeder liebevolle Vater ist in der Lage, seinem Söhnchen zum fünfzehnten Geburtstage einen netten, kleinen Knabenruhm zu kaufen. Die Gedichte des Jungen genügen meist vollkommen dazu, wenn das aber nicht der Fall sein sollte, so lassen sich die verbesserten Hausarbeiten zu einem gut aussehenden Bändchen zusammenfügen. Der Beitrag zu den Druckkosten ist selbst für kleinbürgerliche Verhältnisse leicht zu erschwingen. In Bekanntenkreisen wird das Büchlein viel besprochen, bei einer Tante liegt es im Salon, die andere muß es, der erwachsenen Tochter wegen, unter Schloß und Riegel halten. Es gibt zwar immer einzelne Schulkameraden, die boshafte Rezensionen schreiben, aber dafür loben andere, die nicht dieselbe Anstalt besuchen, umsomehr. Das ist immerhin noch harmloser als der nur zweideutige Mißerfolg einer durchaus reifen und ernst zu nehmenden Talentlosigkeit. Krüppel können sich heute kaum eine bessere Pflege wünschen, als jene durch die deutsche Kritik. Da wird sorgfältig untersucht und mit Jubel wird verkündet, daß ein oder das andere Glied nicht krumm ist. Da wird an Aufmunterung nicht gespart, mühselig wird mit Krücken auf die Beine gebracht, was von selbst nie stehen könnte. Die Atmosphäre in der deutschen Kritik hat heute Spitalstemperatur. Talente, die gerade gewachsen sind und

sich kräftig bewegen wollen, stoßen allerorten an. Was sollte man diesen gegenüber auch mit den ängstlich bereitgehaltenen Krücken tun, wenn man sie glücklicherweise nicht ebensogut zum Dreinschlagen benützen könnte?

Der Ruhm ist zum festgesetzten Normalpreis zu haben, und wer den Kurs nicht beachtet und zu viel bietet, der läuft Gefahr, nicht ernst genommen zu werden. So kommt es, daß auch die Wohlhabenden des Geistes nur kleine Münze in Verkehr bringen. Stimmungsmalerei und Detail florieren. Die Starken unter den Erzählern holt sich das deutsche Publikum lieber aus Rußland und Frankreich, die Phantasievollen aus England. Der deutsche Literat aber hat in erster Linie seine lyrischen Pflichten zu erfüllen und im Detail seine Kunst zu zeigen. Das ist das traditionelle Poetentum, das deutsche Gauen bevölkert. Ein Unglück ist es freilich nicht, »im Gegenteil, es wird auf diese Weise wirklich eine neue Seite der Welt erschlossen, in die sich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz seiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es wächst, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm ist nur, daß die Grenze leicht überschritten und das Maß verrückt wird, und das geschieht immer, früher oder später. Weil das Moos sich viel ansehnlicher ausnimmt, wenn der Maler sich um den Baum nicht bekümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verschwindet, so entsteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und sich auch instinktiv die Aufgabe nicht höher stellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz schon darum nicht schildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht sichtbar ist.« Diese Worte, mit denen im Jahre 1858 Friedrich Hebbel zu ähnlichen Verhältnissen Stellung nahm, gelten uneingeschränkt für unsere Tage.

Freilich nimmt die Nachwelt mit derben Strichen ihre Korrekturen vor und der Zensurstift der Kulturgeschichte ist erbarmungslos. Man lese einmal die literarischen Notizen, die in zurückliegenden Jahrgängen einer Revue enthalten sind. Welcher Lärm um Autoren und Werke, die prompt vergessen wurden! Herr N. ist ein Wunderkind für die Eltern, der große Mann für die Gattin gewesen, und das alles, weil er seinen Teil von der Überproduktion an Ruhm abbekam, und Herr N. ist zeitlebens

so stolz und zufrieden gewesen wie die Frau jenes Weisen, die glaubt, ihre Lampe sei Gold, und in diesem Glauben selig lebte und verschied. Wer wollte so grausam sein, diesen idyllischen Zustand zu stören?

Zwei Dinge sprechen für ein Einschränken des modernen Ruhmesvertriebes. Einmal: daß Herr N. jemand besseren den Platz fortnehmen könnte, und ferner: das gut begründete, durchaus unanfechtbare Recht des Publikums, von Herrn N. nichts zu hören. Das scheint mir ein angebornes Recht von höchster Wichtigkeit, von der Existenz des Herrn N. nichts, aber gar nichts zu wissen. Und doch ist nur verboten, in menschliches Fleisch Fremdkörper, etwa Messer oder Bleikugeln einzutreiben. In menschliche Gehirne mit Hammerschlägen die Keile der Reklame zu pressen, ist derzeit gestattet.

Otto Soyka.

* * *

Die Liebe zum Staate.

Ich bin als Mensch auf die Welt gekommen, jetzt bin ich Staatsbeamter. Ich fühle, daß ich zu einer Klasse von merkwürdigen Wesen gehöre, die von der großen und schönen Welt deutlich geschieden sind. Mir ist, als befände ich mich auf einer Insel der Seligen, die vom Drange jeglicher Leidenschaft befreit, einer selbstgewählten Gottheit dienen.

Diese Gottheit ist der Staat.

Der Mensch hat sich seit der Erfindung des Staates immer Gedanken gemacht, was der Staat eigentlich sei. Die Alten hatten eine hohe Auffassung vom Staate, sie konnte sich aber — wie alles Hohe — nicht behaupten. Der Begriff des mittelalterlichen Polizeistaates wurde geboren, machte Karriere und wurde eine moralische Person mit allerhand schrecklichen Befugnissen, die im Busen des Bürgers zunächst Angst, dann Ehrfurcht und schließlich den staatserhaltenden Bedientensinn erzeugen.

Ich besitze diesen Bedientensinn, weil ich durch mehrere Eide mündlich und schriftlich dazu verpflichtet bin. Da ich außerdem in der Schule gelernt habe, daß Eide zu halten sind, füge ich mich und glaube ohne Selbstüberhebung sagen zu können, daß ich ein guter, treuer Beamter bin, der seinen Herrn, den Staat liebt und für ihn nicht nur zu sterben, sondern auch zu leben

bereit ist. Der Offizier ist bloß bereit für den Staat zu sterben. Aber er kann alt wie Methusalem und sogar Oberleutuant werden, ohne jemals in die Lage zu kommen, von seiner Bereitwilligkeit Gebrauch zu machen. Das kränkt ihn natürlich sehr. Denn die Eisenbraut wird im Laufe der Jahre zu einer dürren, alten Jungfer, die, außer bei einer friedlichen Soldatenmißhandlung, ihr Lebtag keinen Mann erkannt hat. Der Zivilbeamte ist bereit für den Staat zu leben. Aber auch er kommt niemals in die Lage. Und auch ihn kränkt dies sehr.

Trotzdem bin ich ein guter Staatsbeamter. Ich liebe den Staat. Oder besser gesagt, ich möchte ihn lieben, wenn ich könnte. Ich kann es einzig und allein aus dem Grunde nicht, weil ich nicht weiß, was der Staat ist. Die alten und neuen Definitionen, die ich einst lernen mußte, habe ich längst vergessen. Es bleibt mir nichts übrig, als für meinen persönlichen Bedarf eine halbwegs anschauliche Vorstellung vom Staate zu gewinnen, eine Art begrifflichen Kleiderstockes, auf den ich dann all die schönen, warmen Gefühle aufhängen kann, die zu pflegen dem Bürger Pflicht und Freude ist.

Bei meinen redlichen Bestrebungen, meinen Brotherrn zu erkennen, bin ich von dem Satze Wilhem Busch's ausgegangen: »Eines weiß man stets hienieden, nämlich wenn man unzufrieden«.

Also ich bin unzufrieden. Warum? Ich bin in den besten Jahren. Ich bin kräftig und arbeitsfreudig. Ich habe die allgemeinen menschlichen und vermöge meiner Bildung noch einige private Bedürfnisse. Das Mittel zur Bedürfnisbefriedigung ist das sogenannte Geld. Dieses fließt aus der Arbeit. Ich arbeite. Aber der Staat entlohnt mich nur zu einem Viertel mit Geld. Drei Viertel sind Ehre, die sich an Nährwert mit der Haut einer Knackwurst nicht vergleichen kann. Ich kann meine Gläubiger nicht mit der Ehrfurcht bezahlen, die ich dem Staate schuldig bin. So muß ich an jedem Zwanzigsten meine Uhr versetzen. So muß ich meine zerrissenen Schuhe mit Englischpflaster verkleben. So muß ich Fleischselchergehilfen, Ofensetzer, Kellner und Hausmeister beneiden. Und ich fühle mit Ingrimm, wie die spitzen Stellen meines Skeletts sich gegen den lächerlichen Schwindel meiner weißgewaschenen Haut empören.

Ich führe also ein sogenanntes Hundeleben.

Nichts ist natürlicher, als nach den Ursachen dieser mein

persönliches Wohlbefinden störenden Erscheinung zu forschen. Zunächst prüfe ich mich selbst. Ich finde bei aller Bescheidenheit, daß ich tüchtig arbeite und dem Staat ein schönes Stück Geld verdiene.

Behutsam fasse ich den Gedanken: Vielleicht liegt es am Staate. Mir wäre geholfen, wenn er mich besser bezahlen wollte. Warum tut er es nicht? Ich will zu ihm gehen und ihn bitten. Jeder Handlanger geht zu seinem Arbeitgeber, der Ladenschwengel zum Prinzipal, der Comptoirist zum Chef, der Lehrling zum Meister: ich werde zum Staat gehen. Ich habe einmal gehört, daß sogar ein als gemeiner Ausbeuter verschrieener Chef namens Kohn seinen Bediensteten eine Aufbesserung gewährt hat.

Vertrauensvoll suche ich den Staat. Doch ich stoße auf ungeahnte Schwierigkeiten. Wo ist der Staat? Auf roten Lehnstühlen sitzen dicke Herren mit schwarzen Bärten. Sie heißen Hofräte und sind sehr mächtig. Aber sie sind nicht der Staat. Ihre Macht ist zu Ende, wenn es gilt, einem armen Teufel ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen.

Ich gehe von Hofrat zu Hofrat. Sie alle zucken die Achseln. Ich diene ja dem Staate, nicht den Hofräten. Zum Teufel also, zeigt mir den Staat! Man deutet schielend nach oben. Oben sitzen andere Gestalten, die wieder nach unten deuten. Ich stehe da und suche meinen Herrn wie ein verlaufener Hund.

Wo ist der Staat?

Ein gestaltloses, dunkles Riesengebilde, das mit winzigen, wackelnden Köpfen und wippenden Achseln besät ist. Wo ich sie anbohre, diese wesenlose Masse, dieses starre System, das nie ein Sturm zerreißt, ich stoße auf ein kaltes, lebloses Nichts, einen wackelnden Hofratsschädel. Der große Staat versteckt sich vor dem kleinen Bittenden. Das tat auch eine Zeit lang der obenerwähnte Kohn. Man nannte ihn einen schamlosen Ausbeuter.

Ich greife mir an den Kopf und denke nach, obwohl ich damit meine Kompetenz bedenklich überschreite. Ein geheimes Grauen erfaßt mich. Ich fühle mich einem unbekannten, unheimlichen Wesen ausgeliefert. Ich kann es nicht sehen, nicht fassen, nicht begreifen. Aber ich fühle, es ist da. Es saugt an meiner Lebenskraft. Es ist grausam und eiskalt. Es scheint mir Wahnsinn, zu hoffen, daß aus dieser toten Masse jemals ein Funke wohlwollender Menschlichkeit auf mich niederleuchten könnte. Ich

fange an mich zu fürchten, wie ein Kind, dem man vom schwarzen Mann erzählt hat. Der schwarze Mann, das ist der Staat. Er ist schwarz an Haupt und Gliedern. Ich möchte davonlaufen, bis an das Ende der Welt. Aber ich fühle, daß ich es nicht kann, daß ich gebunden bin.

Ich spinne mich ein in meine Grübeleien.

Es ist ein unbekannter Machthaber da, dem ich untertan bin. Viele andere sind ihm gleichfalls untertan. Warum lieben ihn alle? Warum lieben sie ein Gespenst, das uns haßt und uns weder leben noch sterben läßt? Sie beten an, sie tanzen wie Götzendiener um ihren Vitzliputzli und sie zeigen jeden bei der Polizei an, der nicht mittanzt.

Der Staat gleicht einem sehr sinnreichen, sehr komplizierten Mechanismus, vor dem ein Idiot steht. Wir sehen und betasten das, was uns zunächst liegt, aber wir sehen das Ganze nicht, das Ineinandergreifen der tausend Räder, Stangen und Zähne. Der Idiot hat keine Ahnung, daß man zugrunde geht, wenn man in die Maschine gerät. Es ist anderseits wieder gut, ein Idiot zu sein, dann fürchtet man die Gefahr nicht.

Der Vergleich ist gut, aber seine Umkehrung ist besser. Der Idiot ist der Staat, er ist ein Klumpen ohne jede Spur von Geist; und ihm ist der sinnreichste Organismus dieser Welt, der Mensch, in die plumpen Hände gegeben. Er weiß nicht, daß dies Spielzeug, welches er sinnlos zwischen den blöden Fäusten zermalmt, millionenmal mehr wiegt als sein lebloses Dasein.

Doch wie erkläre ich dann die hündische Ergebenheit der Menschen gegen den Staat?

Der Zufall ließ mich jüngst ein Symbol finden.

Das Volk feierte ein patriotisches Fest und gab seiner Begeisterung über das tausendjährige Bestehen des Staates durch Beleuchten der Fenster Ausdruck. Ich ging durch eine kleine Straße, wo nur arme Leute wohnten. Sie hatten ihre Fenster geschmückt, so gut es ging. Schwarz-gelbe Pyramiden trugen brennende Kerzen, die zitternd in die große Nacht hinausleuchteten. Ich betrachtete die Kerzen näher. Sie waren aus billigem Unschlitt und rochen übel. Die Pyramiden bestanden aus zwei Teilen. Als Umhüllung schwarzgelbes Papier. Darunter als fester Grund leere Bierflaschen, in deren Hals die Kerzen eingezwängt waren.

Dies schien mir das Wesen der bürgerlichen Liebe zu offen-

baren. Wenig und billiges Licht mit allerhand Nebengerüchen. Die schwarzgelbe Außenseite ist Papier, ein leicht entzündlicher Stoff. Dahinter aber als Grund und Zweck zugleich — Bier.

Bei noch näherer Betrachtung bemerkte ich außerdem, daß die Bierflaschen leer waren, leer wie die Köpfe und leer wie ihre Begeisterung.

Das Ergebnis meines Nachdenkens war also gleich Null. Wenn ich eigensinnig wäre, könnte ich behaupten, der Staat bestehe nicht. Und doch, er besteht. Die Schäbigkeit meiner Lebensführung läßt es mich täglich empfinden. Ich habe das dunkle Gefühl, daß mein Herr, der Staat, der Hüter der Moral, sich in seinen Handlungen einer bedenklichen Unmoralität schuldig macht.

Aber ich beherrsche dieses dunkle Gefühl, denn es ist nicht der Zweck dieser Betrachtung, der Liebe jener, die da lieben wollen. Eintrag zu tun. Mögen sie sterben, wenn sie lieben. Doch vom Herzen wünsche ich, sie mögen nie jenem verruchten Staatsdiener gleich werden, der von seinem Brotgeber sagte, wenn eine physische Person mit der Moral des Staates ausgestattet wäre, könnte mit diesem Individuum kein anständiger Mensch verkehren.

Ich verdamme diese Äußerung. Aber wenn ich ein König in unserem gesegneten Jahrhundert wäre, würde ich es nicht wagen zu behaupten: l'etat c'est moi. Denn mehr als die Unwahrheit dieser Worte würde mich das Bewußtsein schmerzen, mir selbst eine Ehrenkränkung zugefügt zu haben.

Bruno Wolfgang.

* * *

Glossen.

Das Abenteuer des deutschen Kaisers bringt jene Sommerepisode in Erinnerung, die zwar keine politische Sensation war, aber doch allenthalben peinlich berührte, und über welche unter der Spitzmarke »Kaiser Wilhelm und der Wiener« in der dem Wiener nahestehenden Presse berichtet wurde. Der Kaiser lernte auf seiner Sommerreise irrtümlich den Wiener kennen, er hatte ihn für den Sohn eines Generalkonsuls gehalten und sagte: »Nachdem ich dem Herrn schon einmal die Hand geschüttelt habe, müssen Sie mir ihn auch vorstellen«. Später war der Kaiser ausnahmsweise »äußerst gesprächig«. In welcher Sprache er mit dem Wiener sprach, wissen wir nicht. Die Wiener, die über die ganze

Welt zerstreut sind, sprechen alle Sprachen. Aber wenn man dem Wiener glauben darf, war es die Sprache des Wieners. Denn der Kaiser fragte ihn, wie sich Weingartner in der Hofoper eingeführt habe und wie er »sich dort mache«. Sonst war der Bericht so geschickt abgefaßt, daß er zugleich der Individualität des Wieners und der des Kaisers Rechnung trug. Da der Kaiser nämlich die Besichtigung seiner Jacht den Passagieren des Vergnügungsdampfers freigestellt hatte, so machte die ganze Gesellschaft »selbstredend« von dieser Erlaubnis Gebrauch. Nachdem er aber speziell den Wunsch geäußert hatte, den Wiener kennen zu lernen, so geschah dies »selbstredend« sofort. Später dinierte der Wiener an der Seite des Kaisers. Es war ein großes Glück, wie es noch keinem Wiener passiert ist und in der Erinnerung der Wiener Jours noch lange fortleben wird. Der Wiener hätte selbstredend beim Diner nicht zu sprechen gewagt, aber selbst redend half ihm der Kaiser über die Verlegenheit hinweg.

* * *

Herr M. G. Saphir, das geistige Rinnsal des alten Wien, der Quell jener journalistischen Witzigkeit, die vom Mangel an Charakter lebt und den Kommis vor der Persönlichkeit auszeichnet, jener Geistesart, die die Verheerungen einer tiefen Witzarmut ohne Hemmung zeigt, Herr Saphir also wurde im letzten Sommer von seinen dankbaren Nachkommen in der Wiener Presse umständlich gefeiert. Dabei entschlüpfte einem diese Erinnerung:

»... Sich gefürchtet machen und dadurch einen Zwang der Abhängigkeit üben, das sagte dem Zuge seines innersten Wesens sogar mehr zu — während Bäuerle die ihm passendere mildere Tonart gewählt hatte, um denselben Zielen mit denselben Mitteln, auch dem des Abhängigmachens zuzustreben — und am meisten bekamen das natürlich die Theaterdirektionen und die Leiter sonstiger Vergnügungs- und Genussesstätten zu verspüren, weil ja diese das einzige Terrain waren, wo die ‚öffentliche Meinung' des Vormärz etwas dreinzureden hatte. Die Direktoren des Theaters an der Wien und in der Leopoldstadt, der alte Pokorny und Carl, wußten ein Liedchen davon zu singen — jener gar. Denn ihm, der von einer naiven Generosität und Großzügigkeit in künstlerischen Dingen war — er richtete sich auch schließlich dadurch zu Grunde — hatte Saphir seine besondere Gunst in einigermaßen bedenklicher Weise zugewendet. Er gab seine Vorlesungen Jahre hindurch ausschließlich im Theater an der Wien. Dabei mußte ihm nicht nur das Theater unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden, ohne daß ihm selbst die Kosten der Tagesregie, wie Beleuchtung, Orchester, Billeteure usw., angerechnet werden durften; auch mit Anforderungen in anderer Weise ließ sich Pokorny von ihm in Anspruch nehmen und es bildete sich

daraus mit der Zeit, wie das schon zu geschehen pflegt, ein Gewohnheitsrecht, dessen geringste Außerachtlassung wie ein Vertragsbruch mit schwerer Ahndung bedroht war. So kam es dahin, daß Wien eines Tages von der Sensation überrascht wurde, Saphir halte seine nächste Vorlesung nicht mehr an der Wien, sondern in der Leopoldstadt. Und wie bis dahin das Theater an der Wien auf Kosten des Konkurrenten an der Donau über den grünen Klee gelobt worden war, so geschah jetzt das Umgekehrte, in so exzessiver, leidenschaftlich feindseliger und herausfordernder Weise, daß der gemißhandelte Direktor, eine stille, bis zum Übermaß friedfertige Natur, aus sich selbst herausfuhr und in einer öffentlichen Erklärung sein ganzes Verhältnis zu Saphir und die Ursachen der nunmehrigen, ihm an die persönliche Ehre greifenden Anfeindung unumwunden und rückhaltlos darlegte . . .«

Ähnliche Vorfälle sind heutigen Tages natürlich nicht mehr möglich. Denn kein Theaterdirektor würde es wagen, den ihm vor die Brust gehaltenen Revolver wegzustoßen und etwa der Residenz eine Geschichte zu erzählen, wie man Librettist wird. Die Reaktion des enthüllten Rezensenten wäre mindestens ebenso »leidenschaftlich« wie die des Herrn Saphir. Die Empörung der gekränkten Gewinnsucht, die in diesen Kreisen noch immer Leidenschaft genannt wird, böte sich aber in einer Weise dar, hinter der die kleinkalibrigen Verhältnisse der Saphir-Zeit weit zurückbleiben, und der Theaterdirektor hätte den Korpsgeist eines anerkannten Standes herausgefordert. Immerhin ist die Pietät der Nachkommen begreiflich. Herr Saphir war der Erfinder des Systems, das die Theaterwelt in Kontribution setzt. Er war der Urgroßparasit, von dem die Enkel bewundernd erzählen, daß es ihm gelungen sei, zur Mitwirkung an seinen schäbigen Deklamationsabenden eine Haizinger, eine Rettich, eine Louise Neumann zu pressen: heutzutag muß einer mit der Niese vorliebnehmen. Aber solche Erinnerungen sind sicherlich lesenswert. Wir erfahren wenigstens, wie verschweint das Geistesleben selbst dazumal schon dank dem journalistischen Einfluß war. Die Beliebtheit dieses Herrn Saphir, dessen Einfälle ein Aufstoßen und dessen Poesie Schnackerl waren, kannte keine Grenze. Wie ein loser Falter flatterte der Urschmock auf den Altwiener Festen von Blume zu Blume, ließ sein Farbenschmalz bewundern, Frauengunst hob ihn empor und Regierungen gaben ihm die Ehre, ihn fallen zu lassen. Er revolverte zwischen Wien, Berlin und München, bespie das Privatleben der Sängerinnen und bewahrte eine kritische Autorität gegen den stärksten Geist, den Österreich je erlebt hat, gegen einen Nestroy. Das Publikum schwankte nicht einen

Augenblick, welcher Art von Witz es den Vorzug geben sollte. Den Nestroy verstand es nur, als er einmal auf seinem Rock statt der Knöpfe die kleiner gewordenen Kaisersemmeln angebracht hatte. Herrn Saphir verstand es immer. Er legte dem Wiener Publikum keine Gedanken in den Weg und störte es durch keine Gesinnung.

* * *

Da der Festzug über die Ringstraße gehen sollte, war es eine der bangen Sorgen des Komitees, ob nicht der Kopf mit dem Ende karambolieren würde. Die Mittel, über welche das Komitee damals verfügte — Leichtsinn und Loyalität — gestatteten die Erwägung, durch eine Verlängerung der Ringstraße den räumlichen Ansprüchen des Festzuges gerecht zu werden. Unbegreiflicherweise ließ man dieses Projekt, das die Schulden des Komitees um ein Unbeträchtliches vermehrt hätte, wieder fallen und begnügte sich mit der Heranziehung schon vorhandener Straßenlinien. Aber jetzt erfährt die Öffentlichkeit, daß zu den Stationen, die der Festzug beziehen mußte, um nicht vor dem Abgang der letzten Gruppen ans Ziel zu gelangen, auch der Platz vor dem Justizpalast gehört hat. In der allgemeinen Begeisterung blieb dieser praktische Einfall des Komitees bis jetzt ungewürdigt. Aber in Wahrheit steht ein wesentlicher Teil des Festzugs noch heute vor dem Justizgebäude und wartet vergebens auf die Möglichkeit, von der Stelle zu rücken. Man benützt die Gelegenheit, um von der benachbarten Instanz den Wert der Waffen, der Kostüme und der Loyalität abschätzen zu lassen. Die Lieferanten bestehen darauf. Sind sie es doch, denen durch die Veranstaltung geholfen werden sollte und denen zuliebe sich der Kaiser schließlich die Geduld abtrotzen ließ, das Spektakel anzusehen. Bis zu welchen Differenzen zwischen Patriotismus und Zahlungsfähigkeit sich aber all der Glanz herabgelassen hat, beweist eine Anekdote, die durch die Zeitungen geht:

»... Zu den Verpflichtungen des Festzugskomitees gehört eine Schuldpost von 37 Kronen für Schabstroh, das ein Leopoldstädter Fouragehändler lieferte, der bis heute keine Zahlung erhielt. Die Geschichte dieses Strohkaufes ist bemerkenswert. Die für die Tiroler bestimmten Praterbaracken des Roten Kreuzes wurden im letzten Momente an die Frauen und Kinder des Festzuges vergeben. Am Vortag des Festzuges wurde nun dem Vorsitzenden des Andreas Hofer-Denkmalkomitees, Gemeinderat A., die Ankunft einer großen Zahl von Tirolern, auch Frauen, mitgeteilt. Alle diese Personen sollten in Zelten in der Krieau nächtigen. Herr A. eilte zum Bürgermeister und erzwang sich trotz des Widerstandes des Ratsdieners den Eintritt. Dr. Lueger gestattete, daß das alte

Leopoldstädter Gemeindehaus den Tirolern als Nachtquartier eingeräumt werde. In aller Eile fanden dort die Vorbereitungen statt. Inzwischen hatte man die Frauen der Gruppe in einem Stellwagen nach dem allgemeinen ‚Frauenlager‘ in die Baracken des Roten Kreuzes befördert. Um 9 Uhr abends kam der Stellwagen mit allen Frauen wieder zurück. Die Baracken waren bereits überfüllt und kein Platz für die Tirolerinnen mehr aufzutreiben gewesen. Um ¹/₄10 Uhr abends gelang es Herrn A., zur Unterbringung seiner Landsleute einen Restaurationssaal in der Leopoldstadt ausfindig zu machen. Vom Händler N. wurden 40 Schab Stroh geholt, und Herr A. legte in Gemeinschaft mit einem städtischen Straßenarbeiter selbst Hand an, um das Stroh mit Leintüchern zu überziehen. Um ¹/₂11 Uhr nachts konnten endlich die müden Tiroler Bäuerinnen den Saal beziehen, in dem sie auf dem Boden schliefen, der bloß mit Stroh bedeckt war. Das Stroh ist jedoch bis jetzt noch nicht bezahlt...«

Nun entsteht für die Patrioten die Frage, wie man die Kosten des Festzugs hereinbringen solle. Die Frage, wie man den Festzug veranstalte, war gewiß wichtiger. Aber da sie mit Erfolg gelöst wurde, erscheint es immerhin notwendig, auch der anderen näherzutreten. Das Komitee hat den Ausweg gefunden, Staat und Gemeinde mit der Bitte anzugehen, seine Schulden zu übernehmen. Fürwahr, kein übler Ausweg, und er mußte vor allem den Akteuren des Festzugs probabel scheinen, den millionenreichen Aristokraten, denen man doch nicht zumuten konnte, das Vergnügen, in der Rüstung ihrer Ahnherren an einem Sommertag auf der Ringstraße zu spazieren, extra zu bezahlen. Das hätte man ihnen früher sagen müssen. Es wurde aber nicht auf Teilung gehuldigt, und so kann auch keine Rede davon sein, daß sie das Defizit tragen. Darum wird nichts anderes übrig bleiben, als das Publikum zu bemühen. Ein Theater ist verkracht, weil keine Leute hineingegangen sind, und darum müssen diese zahlen. Hätten sie damals gezahlt, müßten sie es jetzt nicht tun. Es ist eine Form, die Wiener nachträglich zur Beteiligung am Festzug heranzuziehen. Freilich eine Form, die zwar die Schulden tilgt, aber die Schuldpost des Skandals offen läßt. Und wer geduldig seine Steuern an Staat und Gemeinde entrichten wird, wiewohl er weiß, daß er damit das Gelüste einiger Ordensstreber sühnen muß, wird zu einer fürchterlichen Entdeckung helfen: Das Schabstroh in den Gehirnen ist auch noch nicht bezahlt!

* * *

Nach einem Spielerprozeß: Die Könige lagen unten; die Buben sind obenauf.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Nummer 263, 26. Oktober: Prozeß Veith. Von Karl Kraus.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

MAXIMILIAN HARDE

Eine Erledigung	**Ein Nachr**
Preis 60 Pf. = 60 h	Preis 60 Pf. = 60 h

Hardens Antwort

Preis 60 Pf. = 60 h

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl K

Nr. 266. 30. November 1908. X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 266 | 30. NOVEMBER 1908 | X. JAHR

Rudolf Wilke.

Gestorben zu Braunschweig,
am Abend des 4. November 1908.

»Ich muß fort — das ist gemein . . .« Dies waren die letzten Worte des Menschen, der, sechsunddreißig Jahre alt, in seiner Geburtsstadt und bei seiner Mutter, zu welcher ihn eine letzte vornehme Laune des Schicksals als Sterbenden heimbrachte, in vollkommener Ruhe und Fassung des Geistes verschied.

Daß er so früh fort mußte, war eine Gemeinheit, wie sie diese von Grund aus verkehrte Welt, in der Kretins und mittelmäßige Staatsbürger siebzig, achtzig und hundert Jahre, zum Leidwesen der Besseren, vegetieren, so vielfach hervorbringt.

Nun hat freilich Rudolf Wilke selbst gut gemacht, was das Schicksal an ihm sündigte: er sah in dreißig Jahren, was Jene in hundert nicht sehen; was sie nicht einmal dann sahen, als er es ihnen, bei seinen Lebzeiten, mit klarster Deutlichkeit zeichnete und zeigte. Sie sahen es nicht, sie verstanden es nicht, und sie fühlten es nicht. So blieb ihm und seiner Kunst wenigstens jede widerliche Popularität erspart; diese genießt ja allemal nur, wer glatte und süße Geschmacklosigkeiten von sich gibt. Das korrumpierte Philistertum nahm also von Wilkes Tod nur flüchtige Notiz. Und unser erschüttertes Schweigen wurde nur von wenig unheiligen Lauten gestört...

Um unseren Herzen Luft zu machen, sei uns an dieser würdigen Stätte jetzt erlaubt, zu reden... Aber wir wissen nicht, welchen Vorzug des verstor-

Der Patriot.*)

Dies ist ein Bursch,
Der, einst gelobt um Gradheit, sich befleißt
Jetzt plumper Unverschämtheit und sein Wesen
Zu fremdem Schein zwängt: der kann nicht schmeicheln, der! —
Ein ehrlich, grad Gemüt — spricht nur die Wahrheit! —
Will man es sich gefallen lassen, gut; —
Wo nicht, so ist er grade. — Diese Art
Von Schelmen kenn' ich, die in solcher Gradheit
Mehr Arglist hüllen und verschmitzte Zwecke,
Als zwanzig fügsam untertän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten.

Shakespeare.

In den bangen Tagen, die jüngst das deutsche Vaterland durchlebt hat, weil die Lust zum Fabulieren die Fähigkeit zum Regieren ernstlich in Frage zu stellen schien, ist es doch einer

*) Herr Maximilian Harden hatte nach der Affäre des englischen Interviews in Berlin einen Vortrag gehalten, in welchem er nebenbei auch gegen den ‚Simplicissimus' auftrat und die Tendenzlüge von dessen »französischer Ausgabe« weitergab. Ludwig Thoma antwortete im ‚Berliner Tageblatt' und erbot sich, als Herr Harden dabei blieb, zu einem dokumentarischen Gegenbeweis. Die Berliner ‚Zeit am Montag' (23. November) schrieb: »In seinem Antwortartikel gegen Ludwig Thoma versichert Harden treuherzig, daß er ‚das Blatt nicht mehr ganz so gern wie früher sehe'. Woran mag das liegen? Man revidiert ein wenig den Zettelkasten des Gedächtnisses und entsinnt sich des Umstandes, daß der ‚Simplicissimus' seit geraumer Zeit einen Mann zum Mitarbeiter hat, den Max partout nicht leiden mag. Es ist dies der Österreicher Karl Kraus, der in Wien die ‚Fackel' herausgibt und in diesem Organ sowohl wie in einigen Sonderschriften die publizistische Persönlichkeit Herrn Hardens, den er sehr genau kennt, mit den Röntgenstrahlen eines scharfen Kritikergeistes nach jeder Richtung hin durchleuchtete. So kam es, daß Herr Harden vor weiteren Kreisen in erbarmungswürdiger Blöße erschien. Als nun Karl Kraus diese Kreise noch weiter zu ziehen begann, und Ludwig Thoma ihm den ‚Simplicissimus' und auch den ‚März' erschloß, da begann sich in Herrn Harden jener geheimnisvolle Prozeß vorzubereiten, den er in seiner Erwiderung an Thoma mit den treuherzigen Worten kennzeichnet, daß er das Blatt ‚nicht mehr ganz so gern sehe wie früher'. Man kanns begreifen!« Diese Deutung eines patriotischen Grolls ließ mich das Vergnügen eines Eintretens in die Sache als Pflicht empfinden und den hier folgenden Aufsatz entstehen, der soeben auch im zweiten Dezember-Hefte des ‚März' erschienen ist.

Beruhigung froh geworden: Fest steht und treu Herr Maximilian Harden. Denn wenn auch Deutschlands Gewissen nicht mehr zwischen den Wipfeln des Sachsenwaldes webt, so macht es dafür den Grunewald zur Sehenswürdigkeit, und wenn Deutschlands politische Weisheit nicht mehr einer Schöpferkraft entstammt, so ist sie eine jener Anlagen, die dem Schutze des Publikums empfohlen sind. Uns lebt ein eiserner Journalist. Das ist einer, der wie Lassalle ausspricht, was ist, und wie Bismarck, was sein sollte. Der Einfachheit halber aber läßt er gleich Bismarck selbst sprechen, und weil es keine Möglichkeit einer politischen Situation gibt, über welche sich dieser mit ihm nicht beraten hätte, so gewöhnen sich die Deutschen in einen Zustand, dank dem sie den Hingang des eisernen Kanzlers überhaupt nicht mehr spüren. Ob freilich Bismarck, als er die Flasche Steinberger Kabinet mit Herrn Harden teilte, mehr den Gast ehren oder den Spender kränken wollte, ist bis heute nicht festgestellt, und es ist nur sicher, daß er mit der Verabreichung der Tasse Vanilleeis eine demonstrative Auszeichnung der publizistischen Eigenart des Herrn Harden im Sinne hatte. Diese Gelegenheiten böten aber für die Fülle politischer Vertraulichkeit, die der Hausherr dem schüchternen Gast aufgenötigt hat, keinen Raum, und so bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß Fürst Bismarck nach dem Hausverbot, welches von Friedrichsruh an Herrn Harden ergangen war, ihn im Grunewald aufgesucht und ihm jene Bismarck-Worte zugetragen hat, deren Echtheit uns im Zeitalter der Surrogate immer aufs neue frappiert. Da aber Bismarck viel mehr gesprochen haben muß, als Herr Harden verrät, und die letzten Lebensjahre des Fürsten kaum ausgereicht hätten, auch nur so viel zu sagen, als Herr Harden gehört haben will, so muß man zu der Erklärung greifen, daß selbst der Tod den Kanzler nicht davon abgehalten hat, mit dem Altreichsjournalisten jene trauliche Zwie-

sprach zu pflegen, die ihm nun einmal zur Gepflogenheit geworden war. Und so erleben wir Deutschen, die Gott, aber sonst nichts in der Welt fürchten, das grausige Schauspiel, wie ein Toter die Ruhe eines Lebendigen stört, glauben zuweilen, daß der Tote im Grunewald sitzt und der Lebende im Sachsenwald liegt, und aus der Verwirrung der Sinne hilft uns nur die Anwendung eines weisen Spruches: Wenn ein Sarg und ein Zettelkasten zusammenstoßen, und es klingt hohl, so muß nicht immer der Sarg daran schuld sein.

Trotz alledem wird es dem Andenken Bismarcks, der bloß ein Mißvergnügter war, nicht gelingen, die Taten des Herrn Harden, der ein Patriot ist, zu kompromittieren. Denn es gibt gottseidank noch einen Fürsten, der der Lebensanschauung des Herausgebers der ‚Zukunft' näher steht als Bismarck, und das ist der Fürst Eulenburg. Man kann es ja heute sagen, daß die Kränklichkeit dieses Staatsmannes der Individualität des Herrn Maximilian Harden einen weit größeren Dienst erwiesen hat als der Tod des Fürsten Bismarck. Nur ein Jahr lang stand Herr Harden im Banne der Normwidrigkeit jenes Mannes, dem er bis dahin nichts weiter vorzuwerfen hatte, als daß er in den Zeiten politischer Not beinahe so schlechte Gedichte gemacht hat wie die lyrischen Mitarbeiter der ‚Zukunft'. Aber wir wissen, was dann weiter geschah, wie die Wahrheit nach fünfundzwanzig Jahren an den Tag kam, und wie die deutsche Nation sich freute, weil sie zwei solche Kerle wie den Riedel und den Ernst hatte. Durch alle diese Aktionen, zu deren geistiger Deckung die Inspiration eines Bismarck nicht ausgereicht hätte und deshalb vernünftigerweise ein Detektivbureau herangezogen wurde, zieht sich wie ein schwarz-weiß-roter Faden der Patriotismus des Herrn Maximilian Harden. Nicht um ein erotisches Privatvergnügen oder gar die Sensationslust unbeteiligter Abonnenten zu befriedigen, nein, für das Vaterland

hat er sich unter den Betten der Adlervillen und der Starnberger Hotels gewälzt. Ein Commis Voyeur ist durch Deutschland gezogen, aber er hat das Erlebte, Erlauschte, Erlogene mit staatsretterischer Gebärde offeriert. Wer sollte glauben, daß es ihm darauf ankam, dem Skandal zu opfern, ihm, der den Skandal nicht scheute, um dem Vaterland zu opfern, und der um der Ehre willen selbst einen Mehrgewinn seines Blattes nicht gescheut hat? Daß ihm der Skandal nicht Selbstzweck war, sondern bloß die notwendigsten Mittel zum Zweck hereinbrachte, beweist er gerade jetzt, da er der Politik der offenen Hosentüren endlich entsagt hat und den Fürsten Eulenburg einen lahmen Mann sein läßt. Und in der Tat, seit dem Augenblick, da dieser den Diener Dandl — Herr Harden verzichtet heute auf solche Alliterationen — an die Wade faßte, hat kein politisches Ereignis so sehr die Wachsamkeit des Vaterlandsfreundes herausgefordert und so dringend an die Pflicht auszusprechen, was ist, gemahnt als das kaiserliche Interview. Wenn man den Opfermut, mit dem er sich auf ein steuerloses Schiff stellt, unbefangen betrachtet, muß man sogar zu der Meinung neigen, daß für Herrn Harden heute die Frage, ob der Wille eines Monarchen auf die bekannten ministeriellen Bekleidungsstücke verzichten darf, eine wichtigere Sorge bedeutet als selbst die Frage, ob Graf Moltke mit Unterhosen sich ins Ehebett gelegt hat. Ja, hol mich der Teufel, Herr Harden scheint überzeugt zu sein, daß ein Eigenwille dem Reiche größeren Schaden zufügt als eine Willfährigkeit, die den Einfluß einer normwidrigen Hofgesellschaft duldet. Das ist nur konsequent. Herr Harden hat den Kaiser von seinem Umgang befreit, jetzt ist es an ihm, den Kaiser vor den Gefahren des Alleinseins zu warnen. Was immer er aber für das Wohl des Landes unternehmen mag, er ist mit der gleichen Ehrlichkeit eines Kent bei der Sache. Der kann nicht schmeicheln, der! Ob er nach Schranzen sticht oder königlichem Zorn die

Brust darbietet, ob er Männerstolz vor Königsthronen offeriert oder Königsstolz vor Männerliebe behütet, er handelt stets in Wahrnehmung berechtigter Interessen. Und nicht etwa solcher, wie sie das Reichsgericht in wiederholten Entscheidungen anerkannt hat: die einzig berechtigten Interessen eines Publizisten seien die seines geschäftlichen Vorteils.

Was aber ist ein Patriot? Wir wollen eine Entscheidung der allerhöchsten Instanz provozieren, des kulturellen Schamgefühls. Diese Instanz hatte mit Herrn Harden noch nichts zu schaffen, sie ist unbefangen. Sie sagt: So wie das religiöse Gefühl der meisten Frommen sich erst bekundet, wenn es verletzt wird, so liegt auch der Patriotismus der meisten Patrioten auf der Lauer der Gelegenheit, gekränkt zu sein. Der Sprachgebrauch, der davon spricht, daß einer, der leicht zu beleidigen ist, »gern« beleidigt ist, hat Recht. Das religiöse und das patriotische Gefühl lieben nichts so sehr wie ihre Kränkung. Will nun Herr Maximilian Harden als ein echter Patriot dastehen, von dem die schwarz-weiß-rote Farbe auch dann nicht heruntergeht, wenn man ihn in seine eigene schmutzige Wäsche nimmt, so muß er vor allem die Gelegenheit suchen, die Verletzung seines patriotischen Gefühls durch andere zu beklagen. Der wahre Patriot liebt zwar das Vaterland, aber er würde selbst das Vaterland opfern, um jene hassen zu dürfen, die das Vaterland nicht lieben oder nicht auf dieselbe Art lieben wie er. Der wahre Patriot ist immer ein Denunziant der Vaterlandslosen, sowie der wahre Christ ein Denunziant der Gottlosen ist. Den Hut vor der Monstranz zu ziehen, ist bei weitem kein so schönes Verdienst wie ihn jenen vom Kopfe zu schlagen, die kurzsichtig oder andersgläubig sind. Zwischen Monstranz und Demonstration liegt ein Spielraum für populäre Möglichkeiten, den kein Demagoge des Glaubens und kein Pfaffe der Politik je ungenützt ließ. Herr Harden hat das wirksamste Mittel gefunden, um seinen Patriotismus vor allen gläubigen Gemütern zu

legitimieren. Denn es waren Zweifel aufgetaucht. Die Normwidrigkeit deutscher Höflinge in Ehren, aber man hatte sich öfter gefragt, ob ein Patriotismus sich in der Wahl seiner Mittel nicht doch vergriffen habe, der dem Blick der schadenfrohen Nachbarn eine so abscheuliche Perspektive durch das Loch der Vogesen eröffnet hat. Da besteigt Herr Harden mit einem unwiderleglichen Argument zum Beweise seiner vaterlandsfreundlichen Gesinnung die Tribüne: Der ‚Simplicissimus', ruft er, hat eine französische Ausgabe! Und durch sie könnte der Erbfeind ein ungünstiges Bild von dem Geistesleben deutscher Offiziere bekommen. Das sei der bare Landesverrat. Denn so notwendig es war, Europa über die Geschlechtssitten der deutschen Armee reinen Wein einzuschenken, so indiskret ist es, über das Bildungsniveau des Reserveleutnants Mitteilungen ins Ausland gelangen zu lassen.

Als ich dieses Argument für die Echtheit eines Patriotismus, dem auch ich bis dahin mißtraut hatte, vernahm, war meine Freude groß. Schon deshalb, weil Herr Maximilian Harden, der der Rede mächtiger ist als der Schrift, es vorgezogen hatte, den Beweis seiner patriotischen Leistungsfähigkeit einem Auditorium statt einer Leserschar zuzumuten. Denn wäre dieser Beweis in der ‚Zukunft' geführt worden, so hätte ich die Mühe der Übersetzung in unsere Sprache gehabt, und von dieser Aufgabe könnte ich nur sagen, daß ich es mir immerhin leichter und dankbarer vorstelle, den Text des ‚Simplicissimus' ins Französische zu übersetzen. Geschähe es doch! Ich bin ein schlechter Verteidiger gegen den Vorwurf, daß einer Landesverrat begehe, wenn er Humor verbreitet oder wenn er eine künstlerische Sprachleistung Lesern zugänglich macht, deren Sprache für künstlerische Leistungen eigens erschaffen ist. Ich kann das Pathos nicht aufbringen, Herrn Harden einer Verleumdung zu beschuldigen, wenn er fälschlich behauptet hat, der ‚Simplicissimus'

veranstalte eine französische Ausgabe. Ich habe weder für die Ausfuhrverbote des Geistes noch für die Zollschranken der Kultur jenes Verständnis, das notwendig wäre, um die Behauptungen des Herrn Harden als ehrverletzend zu empfinden. Ich müßte seine Entrüstung teilen, um ihre Ursache mit Vehemenz zu bestreiten, und ich müßte einen vaterländischen Stolz begreifen, der seinen Manschettenknöpfen einen Siegeslauf um die Welt ersehnt, aber seinen Satiren das »made in Germany« verübelt. Sie sollen im Lande bleiben und sich redlich von den Übelständen der Heimat nähren. Aber das ist schließlich der Mahnruf aller kritischen Nachtwächter, die es noch nie verstanden haben, daß man von der Kunst auch etwas anderes beziehen könne als Tendenzen und stoffliche Reize. Und ich sehe nicht ein, warum ich einem eine Unwahrheit nachweisen soll, wenn ich ihn einer Unwahrhaftigkeit beschuldigen kann. Ich würde Herrn Maximilian Harden die kitschige Gemeinheit seines Arguments mit demselben Hochmut vor die Füße werfen, wenn die französische Ausgabe des ‚Simplicissimus' bestünde, wenn sie sich nicht auf die Übersetzung der paar Illustrationswitze reduzierte, mit der deutsche Satiriker ihren französischen Kunstgenossen gefällig sein wollten und die auf 650 Exemplaren einer angeklebten Schleife das deutsche Ansehen im Ausland gefährdet. Gäb's eine richtige französische Ausgabe, ich würde trotzdem die äußerste Geringschätzung für einen Agitator übrig haben, der den Blick der Weinreisenden von seiner eigenen politischen Schande abzulenken sucht, indem er vor ihnen die künstlerische Ehre des Andern in eine politische Schande verwandelt. In den Kehricht des deutschen Geistes mit ihm! Und daß er nie wieder mit vorgeschützten Kulturinteressen uns belästige, uns, denen vor Europa eine Produzierung zeichnerischer Kunstwerke wahrlich besser anstünde als die literarischen Offenbarungen sexueller Spionage. Hätten wir die Wahl, einer kultivierten Welt

die Satiren der Heine und Gulbransson oder den speckigen Ernst eines Leitartiklers zu unterbreiten, die Lumpenhülle der Kunst eines Rudolf Wilke oder den stilistischen Prunk, in dem die schäbigsten Wahrheiten unserer Publizistik einherstolzieren, einen Thönyschen Leutnant oder einen Harden'schen Flügeladjutanten —, ich wüßte bei solcher Wahl, welches Erzeugnis deutschen Geistes ich getrost ins Ausland schicken wollte, um dessen Achtung zu gewinnen, und ich wüßte, in welchem Falle ich ein Patriot wäre!

Beklagen wir es, daß solche Entscheidung nie ermöglicht wurde. Der ‚Simplicissimus' hat, wie wir durch die Aufklärung Ludwig Thomas gehört haben, die geschäftlich verlockendsten Anerbietungen abgelehnt, und so erfahren die Franzosen, die uns ihre Witzblätter in hunderttausenden Exemplaren herüberschicken, aus unserem Geistesleben leider nur dann etwas, wenn Herr Harden in einem seiner Sexualprozesse beweisen will, was er nicht behauptet hat, oder behauptet, was er nicht beweisen kann. So bleibt es ausschließlich Herrn Harden vergönnt, zu tun, was er dem ‚Simplicissimus' nachsagt: die Scham seines Volkes zu entblößen, um seine Einnahmsmöglichkeit zu vergrößern. So bleibt es Herrn Harden vorbehalten, seine Angriffe auf die hintere Linie der deutschen Schlachtordnung im Angesicht des Auslandes zu verüben und den Interviewern des ‚Matin' in spaltenlanger Rede zu versichern, daß er Material gehabt habe, Material habe und noch haben werde, bis der Termin des jüngsten Gerichtes anbricht. Er mag sich für einen deutschen Patrioten halten, weil die Franzosen bloß seine Reden und nicht auch seine Schriften zu übersetzen vermocht haben, und wir wiederum wüßten nichts von der unpatriotischen Gesinnung des ‚Simplicissimus', wenn Herr Harden es vorgezogen hätte, darüber zu schreiben, anstatt zu sprechen. Aber er wollte verstanden werden, er wollte jene Instinkte gewinnen,

zu denen man auf stilistischen Stelzen nicht gelangen kann. Nicht populär zu sein, dieses Schicksal teilt der Umworter aller Worte mit jenen, die die Menge mit Gedanken in Versuchung führen. Will Herr Harden lügen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann steigt er auf das Podium und heimst für den Verzicht auf die höhere Bildung und auf das Recht, den November Nebelmond und den König von England K'ng zu nennen, jene Lorbeern ein, die er seit den Tagen von Moabit so schwer entbehrt hat. Hätte er in seiner ‚Zukunft‘ etwa beteuert, daß der ‚Simplicissimus‘, Mariannens lüsternem Blick die Scham germanischen Wesens, des vom Dünkel der Gewaffneten mählich nur in die Zucht des Fritzenstaates gekirrten, mit flinkem Finger entblößt habe . . . ach, ich hätte mich erbarmen und wieder einmal aussprechen müssen, was ist. Ich freue mich also, daß Herr Harden es uns diesmal so leicht gemacht hat, die Schwäche seiner ethischen Hemmungen zu empfinden. Wenn er erweislich Wahres sagt, kommen wir ihm nur schwer darauf; wenn er lügt, gewinnt er uns sofort. Aber wer einmal lügt, glaubt einem andern nicht, und wenn der auch die Wahrheit spricht. Was Herr Harden vorgebracht hatte, wurde von Thoma glatt in Abrede gestellt, er selbst hätte also zugeben müssen, daß »der Stank schnell verflog«. Aber man müßte »seines Wesens Ruch« nicht kennen, wenn man es verwunderlich finden sollte, daß er nun erst mit der Festigkeit eines Galilei an seiner Entdeckung festzuhalten begann. Und es gibt doch eine französische Ausgabe! Er hat eine gesehen! Waren nicht hundert Lügen gegen eine Wahrheit zu wetten, daß Herr Harden sich auf die Friedensnummer, die unter dem Titel »Paix à la France« im Jahre 1905 erschien, berufen würde? Thoma war abgeführt; denn: »die Behauptung, es habe nie eine französischen Ausgabe des ‚Simplicissimus‘ gegeben, ist also unrichtig«. Ist sie's?, muß man sofort im feinpolemischen Fragestil des Herrn Harden hinzu-

setzen. Die Entblößung der deutschen Armee vor dem Ausland beweist er folgerichtig durch jene Publikation des ‚Simplicissimus', die eine Propaganda der Abrüstung bezweckt hat. Einer behauptet, daß ich meine Hausfrau verraten habe, weil ich meiner Nachbarin erzählte, daß sie Wanzen beherberge, und meint, es gehe nicht an, die eigene Hausfrau in den Augen der Nachbarin herabzusetzen. Ich antworte, daß ich dergleichen nie getan habe. So?, sagt er, zufällig kann ich beweisen, daß du einmal bei der Nachbarin warst. Und das stimmt wirklich, denn das war damals, als ich sie für eine gemeinsame Aktion gegen das Teppichklopfen gewinnen wollte . . . Herr Harden ist ein Ehrenmann mit logischen Unterbrechungen. Und er wird so lange bei seinem Argument bleiben, als dessen Billigkeit ihn mit dessen Nichtigkeit versöhnt und in den Augen deutscher Spießer zum ehrlichen Manne macht. Denn es muß ein verflucht angenehmes Gefühl sein, das Odium eines Polizeihundes, der auf homosexuelle Tiergartenabenteuer geht, mit dem Ruf eines Wächters am Rhein vertauschen zu dürfen, der anschlägt, wenn ein Satiriker vorbei will.

Zum heuchlerischen Alarm ist da und dort Gelegenheit; aber so sehr es der Bürger liebt, wenn ihm die Moral gerettet wird, noch mehr staunt er die Bravour des Tapferen an, der ihm das Vaterland rettet. Und das zweite Problem ist umso interessanter, als es neben der politischen Spannung auch wieder Gelegenheit für eine moralische Kunstfertigkeit bietet. Die ahnungslosen Deutschen sitzen in einem Biergarten, da steigt Herr Harden auf einen Sessel und wird seine Leistungsfähigkeit zeigen; vorerst aber bittet er die Herrschaften »um ein kleines Trinkgeld oder Douceur« ; — die französische Übersetzung ist bei der Ansprache der Trapezkünstler üblich, wird ihnen aber nicht weiter übelgenommen. Und Herr Harden versichert den angenehm überraschten Biertrinkern, daß ihn die »Tat« des ‚Simplicissimus', der den 650 Exem-

plaren eine Schleife mit fünf französischen Zeilen beigeheftet hat, »unverzeihlich dünkt, so unverzeihlich wie das Handeln eines, der eine schmähliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt... Süd oder Nord: die Deutschen sollen sich als einer Familie angehörig fühlen und die Darstellung der traurigen oder lächerlichen Mißstände, die im Familienhaus leider noch fühlbar sind, nicht selbst den Fremden zum Kauf anbieten«. Die Besucher sind entzückt, geben ein Trinkgeld und kein Douceur, und alle stehen im Bann einer erstklassigen akrobatischen Leistung, die den patriotischen Bauchaufschwung mit dem großen salto morale vereinigt. Nur einer im Hintergrund ruft: Eulenburg!.. Er will damit sagen, daß er den Artisten schon von früher her kennt und daß ihm die Methode, mit der Moral Politik zu machen, schon einmal Übelkeit erregt hat. Er will sein Mißbehagen ausdrücken, daß Herr Harden die Erinnerung an eine Produktion heraufbeschwört, die ihm beinahe den Hals gekostet hätte. Denn daß einer ein Jahr lang nichts anderes tat, als die Geheimnisse fremder Betten zu lüften und den Familienfrieden derer von Sokrates bis Lynar zu zerstören, war eine stärkere Gesinnungsprobe, als ein durchschnittlicher Moralheuchler eigentlich nötig hat. Aber daß er es dann als eine unverzeihliche Handlung brandmarkt, schmähliche oder lächerliche Familiengeschichten in die Zeitung zu bringen, ist bereits eine Fleißaufgabe der Scheinheiligkeit. Freilich wünscht er nicht, daß man die sittlichen Wirkungen seiner Aktion mit der Erschütterung des deutschen Ansehens durch die Übersetzung der Simplicissimus-Witze vergleiche. Hat Herr Harden »sein Beweismaterial in einer Weltverkehrssprache veröffentlicht«? Das hat er, wenn man von den Interviews in der französischen Presse absieht, weiß Gott nicht getan, und trotzdem ist »durch sein Reinigungswerk das deutsche Ansehen wesentlich gebessert« worden. Die

Welt hat also davon erfahren, es hat ihr imponiert, und es kommt offenbar auf den Kredit dessen an, der ein Reinigungswerk vornimmt. Der ‚Simplicissimus' kann sich gewiß nicht auf ein anerkennendes Schreiben des deutschen Botschafters in den Vereinigten Staaten, des Barons Speck v. Sternburg berufen. Herr Harden kann es. Denn der Baron Speck hat ihm bestätigt, daß alle führenden Männer in den Vereinigten Staaten des Lobes voll waren. Er ist tot, er starb bald, nachdem er Herrn Harden seine Anerkennung ausgesprochen hatte. Er teilte das Schicksal aller bedeutenden Männer, die sich auf ihre Vertraulichkeit mit Herrn Harden etwas zugute taten. Qui mange du pape, en meurt. Aber essen die Leser von diesem Speck? Möglich, daß der Tote Herrn Harden gelobt hat. Aber selbst wenn wir diesen Botschafter hörten, es fehlte uns der Glaube. Denn es kommt auch beim Ansehen des Herrn Harden im Ausland, wie in allen Lebensproblemen, weniger auf das erweislich Wahre, als auf die innere Wahrscheinlichkeit an.

Wie umständlich muß heute ein deutscher Patriot seine Ehrlichkeit beweisen, damit sie die Welt nicht glaubt! Man verdächtigt die Motive des Herrn Harden, die ihre Ursprünglichkeit an der Stirne tragen. Man ist nicht einmal vorweg davon überzeugt, daß er in die Volksversammlung kam, um den künstlerischen Wert des ‚Simplicissimus' zu loben, und daß ihm »erst während er sprach, einfiel, daß dieses Lob als ein auch der Geschäftspolitik des Blattes geltendes gedeutet werden könnte«. Weil ihm dies erst während er sprach, zufällig einfiel, deshalb, nur deshalb sagte er, »daß er das Blatt nicht mehr ganz so gern wie früher sehe«, und brachte auch die französische Ausgabe zur Sprache. Anstatt daß man nun der spontanen Natur des Herrn Harden, deren Unberechenbarkeit heute nur noch im Wesen einer einzigen Persönlichkeit in Deutschland ihresgleichen hat, Gerechtigkeit widerfahren läßt, anstatt daß man zugleich eine Besonnenheit anerkennt,

durch die sich auch ein Temperament im letzten Augenblick Zügel anzulegen vermag, behaupten die Feinde, der Tadel des ‚Simplicissimus‘ sei nicht von der Gerechtigkeit der Liebe, sondern das Lob sei von der Taktik des Hasses diktiert, und der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden sei nicht dem verletzten patriotischen Gefühl zuzuschreiben, sondern der verletzten Eitelkeit. Daß die Welt das Strahlende zu schwärzen liebt, ist bekannt, aber es ist besonders undankbar von der Welt, wenn sie diese Praxis gegenüber einem Manne betätigt, der sich so gern an die Welt wendet. Müssen solche Erlebnisse nicht schließlich zur Vereinsamung der Agitatoren führen? Mit ungerechter Rauhheit sehen wir da ein Berliner Blatt in ein naives Seelenleben greifen, wenn es dreist behauptet, der Wandel in der Ansicht des Herrn Harden über den ‚Simplicissimus‘ sei auf meine Mitarbeit am ‚Simplicissimus‘ zurückzuführen ... Wärs möglich? Wäre ich wirklich schuld? Aber da es behauptet wird, so fühlt mein Magen auch noch eine moralische Verpflichtung, sich bei der patriotischen Zubereitung einer Ranküne mit allen anderen deutschen Magen umzudrehen.

Wenn ich schuld bin, muß ichs auf mich nehmen, und tue es vor der ganzen Öffentlichkeit mit jener freudigen Bereitschaft, die Herr Harden an mir schon gewohnt ist. Daß ich bloß als Mitarbeiter des von ihm beschimpften ‚Simplicissimus‘ das Wort führe, mag er behaupten, wenn er sich seinerseits darauf verlegen will, die Motive einer Aussprache zu verdächtigen. Ich würde mich zu meiner Konsequenz so gut bekennen, wie zu jenem Widerspruch, dessen die aufrechten Männer mich damals beschuldigt haben, als ich nach einer Polemik gegen den ‚Simplicissimus‘ mich durch Mitarbeit zu ihm bekannte. Was ich einmal — mit höherer Achtung vor dessen künstlerischem Wert als Herr Harden — gegen den ‚Simplicissimus‘ einzuwenden hatte, das hat meine

Subjektivität eingewendet, die von Zugeständnissen an den Geschmack des Publikums nichts wissen will und deren luxuriöses Recht ich mir nur selbst zugestehen darf. Keinen besseren Beweis seines Verständnisses für solch unerbittliche Kunstauffassung konnte der ‚Simplicissimus‘ erbringen,als durch Einladung eines Autors, dessen Beiträge sicherlich kein Zugeständnis an den Geschmack des Publikums bedeuten, und in keinem ehrlicheren Krieg der Meinungen ist je ein ehrlicherer Friede geschlossen worden. Wenn er aber den unehrlichen Krieg des Herrn Maximilian Harden gegen den ‚Simplicissimus‘ eröffnet hat, so lasse ich es mir gefallen, daß man meinen Angriff auf den Angreifer als die Erfüllung einer Bündnispflicht deutet. Ich habe oft genug bewiesen, daß ich keines anderen Winks bedarf, um gegen diese publizistische Macht mobil zu sein, als einer Lektüre der ‚Zukunft‘, und wer mich kennt, wird mir glauben, daß ein patriotisches Bekenntnis des Herrn Maximilian Harden durchaus genügt hat, um mich in den alten Zustand der Feindseligkeit zu versetzen. Vollends im Angesicht des Versuchs, die Tribüne zu erobern und zum Paradeplatz für eine Gesinnung zu machen, deren populäres Verständnis die Sprache des Literaten so lange gehemmt hat. Daß Herr Harden die Zeit für solche Veränderung seiner Operationsbasis gekommen sieht und daß er so verpönte Hilfsmittel nicht verschmäht, ist ein Beweis, wie hoch er den Verlust an publizistischer Ehre einschätzt, den er erlitten, und wie sehr die Eulenburg-Kampagne sein Ansehen im Inland herabgesetzt hat. Wahrlich, groß ist der Schaden, der sich auf allen Seiten ergibt. Und wenn wir an Frankreich fünf Milliarden Simplicissimus-Witze bezahlten, die Niederlage könnte nicht größer sein. Deutschland steht vor der Welt als ein Staat da, dessen Mannschaft durch Selbstmord dezimiert und infolge gewisser Schwierigkeiten der Fortpflanzung nicht ergänzt wird. Dem Riedel, dem »aufrechten Milchmann«, haben die besseren Leute

die Milch abbestellt. Und einem aufrechten Publizisten bleibt nichts übrig, als ein Patriot zu werden.

Karl Kraus.



Kameraderie.

Gemeine Menschen machen selbst eine ausnahmsweise edle Handlung gemein, während der Hohe sogar Böses adelt, das er verüben muß. Den Maßstab für die sittliche Beurteilung gibt nicht die Tat, nur der Täter. Deshalb hält der vulgäre Irrtum sich gerade an die deutliche, in ihren Folgen scheinbar leicht zu messende Tat. Er stellt dem bestimmenden Wesen der handelnden Charaktere, das er nicht ohneweiters enträtseln will, noch kann, eine Mauer moralischer Majoritätsbeschlüsse gegenüber.

Dieses Mißtrauen der Gemeinheit belauert doppelt wachsam jeden Versuch einer freien geistigen Organisation und lügt dem unbekümmerten Trieb den niedrigsten Zweck an, weil es die natürliche Feindschaft höherer Menschenvereinigungen wittert und fürchtet. Ein typisches Beispiel hiefür möchte der gehässige Sinn der Formel »Kameraderie« abgeben. Das Wort ist die Verhöhnung eines an sich edlen Instinkts: der Freundschaft, der Hilfbereitschaft innerlich Verwandter, geistig Zugehöriger, eine so unvorsichtige Verdächtigung, daß man billig fragen könnte, warum nicht jede Sammlung von Menschen zu bestimmten Handlungen und Pflichten schon mit ihrem Namen ihren Spott, ihre sittliche Verneinung aussagt, warum sich nicht schon an weit umfassendere Bindungen von Anbeginn an die

gerechtere Gehässigkeit knüpft, etwa an den Staat, die Kirche, Armee, Gewerk- und Konsumvereine. Müßte dann von rechtswegen nicht jeder Beruf schon mit seinem Namen alles Üble anschuldigen, das er enthalten und gelegentlich ausbilden mag? Außer dem Wort »Pfaffe« bekommt nicht leicht eines den Geburtsfehler so üblen Nebensinnes mit, wie die »Kameraderie«. Die Sprache, welche immerhin ein tieferes Gewissen der schaffenden Menschlichkeit bedeutet und wahrt, versagt sich mit Recht solcher Verallgemeinerung, es widerstrebt ihr, das Wort »Freundschaft« durch eine schielende Verdächtigung zu entstellen, so muß ein fremdes erborgt werden, um für den Instinkt der Gemeinheit, der sein Ebenbild und Gleichnis in allem Tun wittert, einen Ausdruck herzugeben, worin alle Absichten engerer Verknüpfung von Menschen unter Einem als bösartig angezeigt werden. Was sich in Berufen zu bestimmten, sichtbaren Wirkungen, zu Machtorganisationen mit offenkundigen Zwecken verdichtet, entgeht dem Unglimpf, was seine wahren oder vorgeblichen Motive auf der Stirne geschrieben trägt, braucht ihre Mißdeutnng nicht zu fürchten, wenn es sie gleich hundertmal in aller Gelassenheit verkehrt. Sofort aber stürzt sich das Übelwollen der Masse und mit unfehlbarer Gewalt auf Verhältnisse, die, unabhängig von äußeren Gründen durch innere Notwendigkeit zustande gebracht, inneren Gesetzen, den Willensrichtungen und Gemütsforderungen gehorchen und nach verschiedenen Seiten gleichsam eine Ausstrahlung geistiger Kräfte entsenden, die nach der Art der Genossen fruchtbar oder verderblich, immer aber von äußeren Bedingungen halbwegs befreit, ihre Wirkung ausüben. Der geheimnisvollen Anziehung, Gewandtheit und Macht solcher Wahlgemeinschaften begegnet die große Masse, der das Argument nicht gehört, mit Hohn, einerlei, ob sie das beste Gewächs ausrottet, das ihr Boden trägt, oder das geile Unkraut. Dem angeblichen Urteil der

Menge setzt der Einzelne billig sein Vorurteil gegenüber, ihr Vorurteil kann er nur mit der Klarheit des Urteils erwidern.

Es ist die tiefste Weisheit der Natur, daß sie ihre Gebilde durch den Kampf, ihre Fruchtbarkeit durch das stete Widerspiel erhält, worin jede Bewegung ihren Gegensatz zugleich entfesselt und besiegt, erzeugt und braucht, sich in ihm auflöst und neu gebiert. So läßt sie dem Machtinstinkt des Ichs ein tiefes, seelisches Gemeinschaftsbedürfnis, den groben Zweckvereinigungen der Gesellschaft zarte, willkürliche Wahlgemeinschaften antworten: Freundschaft, Liebe.

Die subtilste Wahlgemeinschaft, die Freundschaft, wird in ihrem Gefühlswert ganz durch die Auslese des Genossen bestimmt, ihr Zweck bleibt verinnerlicht. Darum sind alle Handlungen, die der Freundschaft entspringen, so recht unmeßbar und fragwürdig. Jeder Selbstbetrug bringt zerstörende Folgen. Das Vertrauen wird allzuleicht enttäuscht, die Kraft des Gefühls erschwert die Dauer, seine Besonderheit und Willkür läßt keine allgemeine Glaubwürdigkeit zu. Gibt es eine zartere Harmonie, ein feineres Gleichgewicht?

Man wendet das Wort Kameraderie an, wo solche seelische Verbindungen über das engste Maß individueller Zugehörigkeit hinausgreifen, einen ganzen Ring von Gleichgesinnten erfassen und ihre Kräfte dem Ziele gegenseitiger Erhöhung dienstbar machen. Was dem Einzelnen gern zugestanden wird, daß er nach allem Vermögen schlecht und recht auf seinen Vorteil bedacht sei, bleibt der Kameradschaft verübelt. Sie bringt nämlich dieses mit sich: der Kreis ihrer Zugehörigen schätzt das Gemeinsame so inständig, daß er selbst die widersprechenden individuellen Hemmungen überwindet, er mißt jedem Einzelnen so viel Wert bei, daß er dessen Anerkennung wie seine eigene empfindet und zur eigenen Sache macht, jeder handelt in unbewußter oder ab-

sichtlicher Übereinstimmung mit den übrigen so, daß er jedem Genossen dieser Wahlgemeinschaft das beste Gelingen seiner persönlichen Bestrebungen mit allen Mitteln zu ermöglichen sucht, nicht ohne ein Gleiches von ihm vorauszusetzen, zu verlangen, zu erreichen. Jeder ist jedem in diesem Verhältnis zugleich unter- und übergeordnet.

Ein geheimnisvoller Zusammenhang scheinbar unabhängiger Menschen übt seine Macht spontan aus, er wirkt nach allen Richtungen, wirbt Teilnehmer selbst ohne es zu wissen, das Beispiel verlockt Unschlüssige, reizt zur Nachahmung, zusehends entwickelt sich eine bestimmende Bewegung.

Es ist das rechte Beispiel für die Gewalt des Persönlichen, das, Verwandtes an sich ziehend, die eigene Art potenziert. Die Gefahr der Verallgemeinerung solcher, ursprünglich individuell bedingter und gefärbter Zugehörigkeiten ist erheblich, denn mit der Verbreitung tritt eine Verflachung der Ideen, eine Vergröberung der Zwecke und Mittel ein, es entwickeln sich Meinungs-, Geschmackskonventionen, kurz die Masse schleicht sich in den Kreis ein, den sie vorerst geschmäht, sie löst ihn auf; indem sie ihm den Schafsgehorsam zollt, macht sie ihn selbst zum Leithammel. Die Nahrung, die sie solcher neuen schöpferischen Organisation dankt, verschlingt sie gierig, trotzdem sie sie durch Mißtrauen, Verleumdung und Hohn beschmutzt hat.

Aber um diese unvermeidliche Entwicklung braucht sich der ursprüngliche Trieb nicht zu kümmern, der sein höheres Recht wahren darf. Der Spott, der die Einzelnen treffen soll, fällt auf die Menge zurück, die von ihnen besiegt wird.

Es gilt, den Instinkt selbst zu erwägen und dienstbar zu machen, die Notwendigkeit zur Freiheit zu erheben und vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Masse, die sich der verächtlichen Kameraderie nicht erwehren kann, mag der gerechten ruhig unterworfen werden. Aber die Kameraderie sollte sich auf sich

selbst besinnen, sich zu sich selbst bekennen: es ist die vornehmste Eigenschaft des Geistes, allenthalben den Geist zu ahnen, das Bedeutende wie mit einer Springwurzel aus dem Versteck aufzuspüren und unter Tausenden sein Zeichen zu erkennen. Es ist Beruf und Pflicht des Geistes, dem Geist anzugehören und zu helfen und dabei sich selbst die höchste Rechtfertigung zu gewinnen. Es ist nahezu das einzige zuverläßige Zeugnis für eines Mannes Wert, wenn er mit dem Bewußtsein der eigenen auch das fremder Bedeutung vereinigt, wenn er neben dem einfachen Instinkt der Icherhaltung den feineren, selteneren einer gerechten Würdigung des fremden, edlen Selbst bewahrt. Es bleibt die einzige Aufgabe, die ein unabhängiger schöpferischer Mensch anerkennen mag, der gleichgiltigen Zwangsgesellschaft ringsum eine absichtsvolle, freie, aus unabhängiger Wahl aneinandergeschlossene, durchgeformte und bestimmte Vereinigung entgegenzubilden, die durch sich selbst eine höhere Art erwirkt, welche den Einzelnen über sein gegebenes Maß hinaushebt. Es ist die einzige Entwicklung, die ihren Mann verdient. Freilich gehört ein gewisser Mut dazu, soviel Zutrauen nicht bloß zu sich, sondern zu fremden Menschen, Ideen, Leistungen zu haben, nichts kann tiefer erschüttern, als ein Irrtum in dieser Grundfrage. Aber Geist ist eben Mut schlechthin.

Die Rechtfertigung des eigenen Wesens durch solche Wahlgemeinschaft bedeutet einen Gewinn, der selbst mit Enttäuschungen nicht zu teuer bezahlt wird. Überhaupt welche Angst vor bösen Erfahrungen! Als wären sie nicht die einzige Währung, mit der wir die Launen, Abenteuer, Zügellosigkeiten, Genüsse, all die Jahreszeitenwechsel, den Sternenhimmel unserer Geistigkeit bezahlen müssen!

Das Vertrauen zu Menschen, die Ehrerbietung vor solchen, die ich als groß erkenne, mein unbeirrtes Zeugnis für sie, erhebt mich selbst, dagegen schränkt mich die Unfähigkeit der Hingabe an fremde

Ideen und fremden Wert, die Feigheit, mich in mich selbst und zwar in die leerste, kümmerlichste Sekurität der ungestörten Existenz zu flüchten, aufs engste ein. Den Gemeinschaftsinstinkt zu einer Freiheit und Sicherheit der Wahl auszubilden, ist die einzige Pflicht eben des individuellen Geistes und das einzige gerechte Maß seiner Beurteilung. Das hat natürlich nichts mit der notwendigen und selbstgerechten Einsamkeit zu schaffen, in der jeder lebt, auch ohne sie erst bewußt zu erwirken, denn es gibt Zustände und Handlungen, Absichten und Äußerungen auch des geistigen Lebens, die schlechthin und notwendig sozial sind, Beziehungen verlangen und erzeugen, während nebenher, darüberhin der ganze ungeminderte Horizont der Einsamkeit sich wölbt.

Diese eigentümliche Notwendigkeit innerer Beziehungen, einer willkürlichen Sozialität befreit den Einzelnen selbst bei übernommener Bindung. Irgendwie ist seine Leistung der von ihm bejahten, aufgesuchten, geförderten, verwandt. Was einer draußen irgendwo entdeckt, an sich zieht, liebt, wird seine Ergänzung und sein Triumph.

Nichts Böses und Widerwärtiges liegt in der Natur solcher Gemeinschaftsbildungen und Äußerungen, die erst durch Einzelne und ihren Unwert verdächtig, schlecht werden können. Alle großen Menschen haben Verwandte vereinigt, mit unvergleichlicher Gabe der Anziehung festgehalten und jedem sein Äußerstes und Bestes entlockt, so daß jeder dem Genie zumindest mit einem Strahl des Genies erwiderte. Durch die Kameraderie Richard Wagners ist Nietzsches Geist entbunden worden, dessen Freiheit eben den Gemeinschaftsinstinkt heiligte, da er ihn überwand. Die Welt einfacherer Sitten hat solche Wahlorganisationen selbstverständlich gefunden und geachtet, nicht verleumdet. Man lese etwa die ehrerbietige Schilderung der germanischen Gefolgschaft bei Tacitus. Die Sage, die den geheimnisvollen Grundcharakter menschlicher Zu-

sammenhänge durch längstvergangene, vom Glanz der Ewigkeit umleuchtete Begebenheiten vergegenwärtigt, hat alle schöpferischen Gestalten der Geschichte in einen Kreis gleichgesinnter, hilfreicher Gefährten gestellt und die Einsamkeit jedes Großen erst recht vertieft, indem sie sein Maß an der Gemeinschaft der Besten zeigt.

Wir wollen den Mut haben, uns ebensowohl zu uns selbst, wie zu denen zu bekennen, die wir wie uns selbst bejahen, zu fördern, was wir dessen für würdig halten, wie auch ein gleiches anzunehmen.

Was die tägliche Gemeinheit in aller Unschuld und Schuld selbstverständlich verübt, ohne jegliche Skrupel, ja nicht einmal durch ein schlichtes Gefühl gerechtfertigt, aus niedrigstem Trieb, das unwürdigste, auch nur, was ihr gleicht und gemäß ist, durchzusetzen, wird dem strengen, unabhängigen Urteil, der gewissenhaften Einsicht, der Freiheit des Einzelnen zur Pflicht. Der Feindschaft, Rohheit und Unfähigkeit zu begegnen gewärtig, sollte er der immer bereiten Organisation der Dummheit nicht die naive und stolze Wahlgemeinschaft der Begabung, des reinsten Willens entgegensetzen? Er sollte nicht getrost seine Kameraderie mit dem Werte der Kameraden begründen? Unsere Handlungen sind genau soviel wert, wie wir selbst. Wir müssen ihnen vertrauen, denn der Maßstab für unser Tun liegt in uns. Wir dürfen ihn nicht aus der Hand geben.

Ihr sollt unsere Taten an uns erkennen.

Otto Stoessl.

* * *

Selbstbespiegelung.

Daß ich den Vorwurf der Selbstbespiegelung als die Feststellung eines mir bekannten Wesenszuges hinnehme und nicht mit Zerknirschung, sondern mit einer Fortsetzung des Ärgernisses erwidere,

daran sollten sich meine Leser nachgerade gewöhnt haben. Natürlich tue ichs nicht ihnen zu Trotz, und nicht einmal mir zu Liebe. Mit dem Abdruck der Urteile, die im Ausland über meine Bücher erscheinen, will ich keinen kränken und keinem gefällig sein, sondern nur als Vertreter des österreichischen Geisteslebens der Gefahr vorbeugen, daß es einmal heißen könnte, hierzulande habe überhaupt niemand über mein Wirken gesprochen. Dafür sollte mir die Wiener Geistigkeit dankbar sein, daß ich ihr eine Mühe abnehme und einen Ruf bewahre. Daß aber auch die Freude über ein anerkennendes Wort seiner Wiederholung zugrundeliegt, warum sollte ichs leugnen? Wer das Lob der Menge gern vermißt, wird sich die Gelegenheit, sein eigener Anhänger zu werden, nicht versagen. Die Phantasie hat ein Recht, im kärglichsten Schatten eines Baumes zu schwelgen, aus dem sie einen Wald macht, und es gibt keinen lächerlicheren Vorwurf als den der Eitelkeit, wenn sie sich ihrer selbst bewußt ist. Ich bin so frei, alles Glück der Koterien mir selbst zu bereiten. Der böswilligste Tropf wird nicht glauben, daß ich Wert darauf lege, ein Liebling der Wiener Kritik zu sein, und daß ich mich beklage, weil ichs nicht bin. Aber festzustellen, daß diese ihre täglich wachsende Achtung hinter einer feigen Konvention verbirgt und sich mundtot macht, wenn sie sprechen möchte, gehört zu den Aufgaben, die mir gerade dann obliegen, wenn man mich bloß für einen Aufseher über die korrupten Machenschaften einer Stadt hält. Was hätte ich denn von diesem Schweigen, wenn ichs nicht hörbar machte? Es wäre eine faule Retourkutsche, nichts darüber zu sprechen!

Aber die Zitierung ausländischer Urteile entspringt auch einer allgemein kunstkritischen Einsicht. Sie bezeichnen nämlich samt und sonders die Distanz, in der fernstehende Leser sich zu einer Produktion befinden, die von aktuellen oder zufälligen, fast immer unscheinbaren Anlässen zu perspektivischer Gestaltung empor-

dringt. In der Stadt, in der diese Arbeiten entstanden sind, kennt man die Anlässe zu gut, um die Gestaltung zu verstehen. Dieser Unterschied scheint dafür zu sprechen, daß auch hier von einer verminderten Aktualität ein erhöhtes Verständnis abhängen werde.

Zu einer ähnlichen Hoffnung berechtigt das Kopfschütteln, mit dem kürzlich meiner Publikation »Persönliches« selbst solche Leser begegnet sind, die einem Autor, der sein Tagebuch als Zeitschrift herausgibt, ein für allemal das Recht auf Überraschungen zubilligen. Von dem Durchschnittsleser, der nur den stofflichen Anstoß dieser aphoristischen Bemerkungen spürt, aber ihn nicht erfährt, von dem erwarte ich natürlich nichts anderes als die Frage, »gegen wen« sie sich richten. Ich antworte ihm: Gegen mich, ausschließlich gegen mich! Aber das Recht auf Selbstmord will er mir nur dann einräumen, wenn ich ihm auch das Motiv angebe. Sie lesen: Er . . ., und fragen: Wer? Lesern, die ein Liebesgedicht für die Empfehlung einer Adresse und die satirische Gestaltung eines Typus für einen Angriff halten, kann ichs und möchte ichs nicht recht machen. Andere wieder kennen den zufälligen Anlaß meiner Selbstzerfleischung: ihr stoffliches Interesse an dem Fall wird so sehr befriedigt, daß sie darüber die Perspektive vergessen, und wären sie auch sonst imstande, sie zu würdigen. Daß ein Dramatiker das Recht hat, die gleichgiltigste Lebensfigur zu überschätzen und zugleich ihre Besonderheiten zu verwerten, wenn sie ihm für die Herausarbeitung des Typischen dienlich scheinen, räumen solche Leser wohl im Prinzip ein. Aber gegebenenfalls benehmen sie sich wie vor einem Schlüsselstück: sie sehen nur das Porträt der ihnen bekannten Person, übersehen den Kunstwert, der die Erinnerung an ein gleichgiltiges Modell weit hinter sich läßt, und meinen, es sei diesem »zu viel Ehre« widerfahren. Nur jene werden dem Ausdruck eines Zornes oder einer Liebe gerecht,

die von dem Anlaß überhaupt keine Ahnung haben. Sie verlangen nicht, daß einer eine Königin besinge oder einen König verlache, sie würdigen das Gedicht, zu dem eine Närrin oder ein Narr hergehalten hat. Das Recht, sich vom kleinsten Anstoß erregen zu lassen, darf schließlich keinem empfindenden Menschen bestritten werden; aber den Anstoß zu prüfen, wenn die Erregung gut war, ist eine Methode, die jedem künstlerischen Tun den Garaus macht. Wer Aphorismen, deren Berechtigung um ihrer selbst willen schon die deutliche Variation desselben Gedankens erkennen läßt und deren Eigenwert nur erhöht scheint, wenn ihr Tempo noch vom Erlebnis beflügelt wird, für eine Polemik hält, mag jedes dramatische Werk, dessen Beziehungen ihm zufällig bekannt sind, für ein Schlüsselstück halten. Er hat die Prämisse und glaubt gerade deshalb, daß sie anderen fehlen werde. Aber in jenen Aphorismen war für die Fremden nichts vorausgesetzt, nur für die Eingeweihten. Und wo eine Zeile Polemik zu viel wäre, dort können vierzehn Seiten Satire wenig genug sein. Polemik setzt Notorietät des Übels voraus (Harden) oder sie wird als Verteidigungsmittel begreiflich. Polemik verlangt, daß die Gestalt mit der Person kongruent sei. Aber die Lust an der satirischen Gestaltung von Erlebnissen, die objektiv nur wenig bedeuten mögen, habe ich mir nie durch die Furcht benehmen lassen, das Objekt bekannt oder beliebt zu machen, und es bleibt meine Art, dem kleinsten Anstoß zu viel Ehre zu erweisen.

Wem so subjektive Willkür nicht beliebt, mag den Autor meiden; aber er hat nicht in jedem einzelnen Falle das Recht, ihn um seiner Konsequenz willen zu tadeln. Daß ich vollends Persönliches persönlich durchgestalte, sollte keinen überraschen, und mir zu verübeln, daß ich mich in den Mittelpunkt meiner eigenen Erlebnisse stelle, ist ein Ungebühr, die ich nicht verdient habe. Der langohrige treue Leser, der mir vorrechnet, wie oft »ich«

und »mein« in einer Publikation vorkommen, deren publizistische Berechtigung ich nicht Esel genug bin zu behaupten, hat ja von seinem Standpunkt ganz recht. Nur begreife ich nicht, daß er dann so indiskret ist, in das Tagebuch eines andern hineinzusehen. Daß ich so anmaßend bin, es drucken zu lassen, rechtfertigt solche Neugierde noch lange nicht. Betrachtungen über die »Lage« wird man darin nicht finden. Die Nutzarbeit des Putzens einer Reichsfassade kann man von mir auch nicht erwarten. An solchem Werk wäre freilich kein »Ich« beteiligt. Aber mir fernstehende und fernlebende Menschen messen den Wert literarischen Schaffens nicht an dem stofflichen Gehalt, der hierzulande meine einzige Daseinsberechtigung ausmacht, sondern erkennen jenen, weil dieser ihrem Verständnis entrückt ist.

Karl Kraus.

*

Über »Sittlichkeit und Kriminalität« sind in der letzten Zeit mehrere deutsche Urteile erschienen. Aus einem Artikel des Berliner Professors Bruno Meyer im Oktoberheft der Zeitschrift ‚Sexual-Probleme‘ seien die folgenden Stellen zitiert:

»Das Buch verlockt mehr zu einer Betrachtung unter dem ästhetischen oder stilistischen Gesichtspunkte, der an dieser Stelle der untergeordnete ist, als unter dem sachlichen, in dem an dieser Stelle wiederum ein wesentlicher Unterschied in der Anschanungsweise mit dem Verfasser nicht bestehen kann. Seine Darstellung ist im höchsten Grade originell und vielfach überaus anziehend. Es ist der Ton jener fast verzweifelten schwarzseherischen Polemik gegen die öffentlichen Zustände, die man in Österreich gewohnt ist, und die vielfältig an einen der feinsten Feuilletonisten, Ferdinand Kürnberger, erinnert . . .

Sein Grundgedanke, den er in diesem Sammelwerke in Anknüpfung an eine Reihe auffälliger Gerichtsverhandlungen durchführt, ist der, daß unsere Strafjustiz — in dieser Beziehung sind wir im Deutschen Reiche mit Österreich durchaus in derselben Verdammnis — sich unzulässigerweise um die ausschließlich sogenannte »Sittlichkeit«, d. h. die moralische Haltung in geschlechtlicher Beziehung nach der einmal für giltig angenommenen Moral, bekümmert und dadurch mehr Schaden als Nutzen stiftet. . . .

Es sind das entscheidende Grundgedanken, die an dieser Stelle als Leitsätze gelten können, und die in so schlagender und spitziger, durchaus geistreicher Weise an einer Fülle lehrreicher Einzelfälle durchgeführt zu sehen, für den noch nicht auf diesem Stundpunkte Stehenden

überaus lehrreich, für den schon von ihm Ausgehenden interessant und amüsant ist. Mehrere der hier besouders ausführlich behandelten Fälle haben ja weit über die Grenzen Österreichs Aufsehen erregt, und man sieht daher gern, wie diese Dinge von unabhängig Denkenden in ihrem Ursprungslande angesehen werden. . . .«

*

Aus der ‚Zeit am Montag' (Berlin, 2. November):

». . . Wenn Sie sich über die von Ihnen mit fassungslosem Entsetzen wahrgenommenen wunderlichen Beziehungen zwischen »Sittlichkeit und Kriminalität« gründlich orientieren wollen, so lesen Sie einmal das Buch, das der Wiener Schriftsteller Karl Kraus — der durch einen erheblichen Mangel an sentimentaler Gemütsschlamperei seine Wienerische Bodenständigkeit allerdings schnöde verleugnet — unter diesem Titel herausgegeben hat. Da werden Sie erkennen, mit welchem Eifer unsere Rechtspflege bei »Sittlichkeits«-fragen drauf und dran ist, die ganze Verlogenheit unserer »Kultur« in Verdikten wiederzuspiegeln, die einer späteren Periode wirklicher Kultur nicht weniger unfaßlich erscheinen werden, als uns die Greuel der Inquisition. Lesen Sie das Buch, aber hüten Sie sich — wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist — die Nutzanwendungen des Autors zu ziehen, den die Braven und Satten seiner Heimat wegen seiner unbequemen Unerschrockenheit nicht minder hassen, wie ihn die Schmöcke boykottieren, weil er ein Eigener ist.«

*

In den Anthropophyteia-Jahrbüchern 1908, p. 388/9 schreibt Alfred Kind (Berlin):

»Außer Karl Kraus wüßte ich keinen deutschen Journalisten, der für die sexuelle Frage als ernsthaft lesenswert in Betracht käme. Karl Kraus ist aber nicht bloß lesenswert; er muß unbedingt gelesen werden. Hier ist Versäumnis unmittelbarer Schaden.

Wonach streben wir denn mit unserer neumodischen Sexualforschung? Der Jesuitismus hat uns die unbefangene Sinnenfreudigkeit versiegelt, und Krafft-Ebing hat das Placet seiner Pseudowissenschaft darauf gesetzt. Der Pfiff ist so genial, daß schon jeder Sitzredakteur es gelernt hat, mit priapischer Entrüstung und Irrenhaus-Phrasen nach starken Äußerungen der menschlichen Liebe zu werfen. Die Anthropophyteia-Jahrbücher sammeln in aller Stille Material aus der ganzen Welt, um methodisch zu beweisen, daß die jesuitische Normalfigur eine faustdicke Lüge und nebenbei ein schlaues Geschäftchen ist, und daß Krafft-Ebing dem Bombastus Paracelsus zwar stark auf die Hacken getreten, im übrigen aber niemals einen gesunden Menschen nach seiner Erotik befragt hat.

Karl Kraus, dem Satiriker des Tages, steht es frei, das Ergebnis unserer Untersuchungen ohne gelehrte Beweise, allein aus kraftvollem

Instinkt, vorweg zu nehmen. Er wird damit zum aktuellen Wortführer einer kleinen Minorität, nicht von Deutschen, sondern von Kulturmenschen schlechthin. Diese Minorität findet das Wahlverwandte bei ihm künstlerisch zum Ausdruck gebracht; demonstriert an einer Auslese jener Affären, die den Zeitungen ein willkommener Anlaß zur Exhibition der eigenen Lüsternheit zu sein pflegen.

Im Vordergrunde der Geschlechtsethik findet man bei Karl Kraus eine unbedingte und minneritterliche Wertschätzung des Weibes; ein Hauch von Ovid und Sacher-Masoch umschwebt sie. Wer vom Weibe ebenso erfüllt ist, wie Karl Kraus, wird wissen, daß diese glückliche Mischung des Temperaments bedeutet: Anerkennung der erotischen Selbständigkeit des Weibes und ihres ebenbürtigen, weil freien, Wahlrechtes in der Liebe.«

* * *

Bücher.

In dem Buche »Karl Asenkofer, Geschichte einer Jugend«*) von Karl Borromäus Heinrich ist die Geschichte eines Menschen enthalten. Das ist zweierlei, eine Geschichte und ein Mensch, und kann sehr wenig sein oder sehr viel. Nichts Ungewöhnliches, Seltsames findet sich in den äußeren Begebenheiten dieser Jugend und sie sind auch nicht mehr als die Kulisse, vor der sich die Entwicklung eines Innenlebens abspielt. Dieses aber ist ungewöhnlich in seiner ergreifenden Intensität und dramatischen Bewegtheit; und fast seltsam wirkt daneben die alltägliche Dekoration, mit ihren Möglichkeiten, sich selber einzudenken und wiederzufinden.

Karl Asenkofer ist eines armen Mannes Sohn, drückende Not lastet auf dieser Jugend, sie ist das erste Erlebnis. Selbstgeschaffener religiöser Zwang ist das zweite. Zwischen diesen starren Uferwänden eingeengt nimmt der Strom dieses Lebens seinen Lauf. Es ist eine Hochflut des Lebensgefühls, die sich Bahn brechen möchte. Denn da ist einer, dem das Erleben ein so mächtiger Genuß ist, daß er mit unnennbarer Sehnsucht ins Unbekannte, Neue strebt, um ihn wieder und wieder zu kosten. Seltsam, fast beängstigend ist es, zu sehen, wie die gehemmte Strömung stärker und stärker wird, ihre inneren Energien sich ins Ungemessene erhöhen. Der Jüngling krankt an diesem Übermaß

*) Albert Langen, München 1907.

latenter Seelenkräfte, ihr Ausbruch führt ihn zu einer schweren Krise, fast zur Selbstvernichtung. Das ist der Inhalt der Geschichte, die in dem Buche steht. Sie ist in knappen, starken Worten, in einer Sprache von zwingender Anschaulichkeit erzählt.

Die Art des Menschen aber, der uns hier entgegentritt, die Art — im Guten und im Bösen — kann nicht mit wenigen Worten gekennzeichnet werden. Vielleicht, wenn der Name Mensch eine Substanz bedeutete, die den vernunftbegabten Wesen in verschiedenem Maße zugemessen wurde, könnte man ihn als Träger eines konzentrierteren Menschentums bezeichnen. Sicher aber wurde das Versprechen, das einmal ein anderer gab, »einen Menschen in seiner ganzen Natnrwahrheit zu zeichnen«, hier eingelöst, und es wurde diesmal kein Schriftsteller, kein Mitglied einer bestimmten Gesellschaft, sondern ein Mensch gezeichnet.

Mit rücksichtsloser Wahrheit ist das Wesen einer Menschenseele hier offenbart: in seiner ganzen Größe, in seiner ganzen Schwäche steht es da. Und man zweifelt an seinem Rechte, wahrzunehmen und zu folgen, wenn ein Mensch, wie es hier geschieht, sein Innerstes und Bestes dem Auge des andern preisgibt. Und doch ist nichts Keuscheres denkbar, als diese Nacktheit, nichts Stolzeres, als diese Preisgabe. Seltsam ist es dann, zu erkennen, daß auch dieses Buch, voll Güte und Liebe für alle anderen, daß es in letzter Linie ein Rechtfertigungsbuch ist und Sühne bringt für ungetilgte Schuld.

Karl Asenkofer hat nie nach sich selber, hat immer nur nach den anderen gesucht. Er selbst war sich gegeben vom ersten Augenblicke seines Bewußtseins an. Er sagte ja und nein zu Menschen und Dingen, und sah. Von einer Entwicklung im gewöhnlichen Sinne war nicht die Rede. Er nahm nur von neuen Teilen des Lebens für seine Liebe Besitz. An Liebe ist er überreich; er braucht auch Gegenstände für sie. Einmal tritt ein Lehrer in der Volksschule dem Knaben gütig entgegen: »von diesem Momente an flutete ein heißer Liebesstrom von meinem Pulte zum Katheder«, schreibt er. Ein heißer Liebesstrom flutet auch von ihm zu seinen Eltern, mit unaussprechlicher Kraft umfängt er die Gestalt der Mutter mit seiner Liebe. Eltern, Freunde, Geschwister, alle liebt er, und alle lieben ihn. Sie wissen es von einander und fügen sich Schmerz zu; aber in dem Buche steht nur, daß er es gewesen ist, der den anderen Schmerz zufügte.

Dem Knaben und dem Jüngling ist fast jeder Genuß versagt, als der, für andere zu empfinden. Und schrankenlos gibt er sich diesem hin. Was immer in den Bereich seines Lebens kommt, er nährt damit sein Gefühl. Er steigert stets seine Fähigkeit, zu lieben, er häuft gewaltige Kräfte der Leidenschaft an. Er weiß es dabei garnicht, daß sein Fühlen längst überstark geworden ist und daß es in den Wegen menschlichen Liebesverkehres eine arge Verwüstung anrichten muß. Maßlos scheint seine Eifersucht, sein Bedürfnis nach Neigung zu sein; aber es ist nur Schein, er hat ein Maß dafür: sich selber.

Es ist schwer, wohl unmöglich, die Geschichte, wie Karl Asenkofer lebte und fühlte, unpersönlich zu werten. Sie ist eine der stärksten Sympathiewerbungen, die unsere Literatur besitzt, und in Ton und Art vielleicht die vornehmste von allen.

Manches wäre noch über den Künstler, über seine stille Kraft in der Darbietung, über seine Art zu sehen, zu sagen. Aber das meiste davon ist in dem über den Menschen Gesagten schon vorweg genommen. Friedrich Hebbel spricht es einmal aus, daß der Dichter eine Voraussetzung habe: den Menschen. Hier hat der Mensch eine Folge: den Dichter.

•

»Oedipus«, Roman von Willi Speyer*) ist ein Buch vom Leben und vom Tode, das mit einem Siege des Lebens schließt. Also verlangt es nach einer Fortsetzung, oder nach mehreren.

Hier sind Bilder von schönen, hellen Menschen, die sich zwischen schönen Dingen bewegen, und Menschen sind das, die ein Feind umschleicht und belauert: das Denken an den Sinn des Lebens, das Denken an das Woher und Wohin.

In Wirklichkeit ist nur einer in dem Buche, einer, den die Schatten des Trübsinns »ruhelos jagen«, bis an das Heiligtum, über dessen Schwelle sie ihm nicht folgen können. Dieses Heiligtum ist ihm das mütterliche Weib.

Dieser eine ist ein schlanker feiner Knabe von fünfzehn Jahren, stolz und rein, der Erbe von Gedankenqualen der Väter. Er sucht nach sich selber. Die Menschen, die er trifft, sind schemengleich und oft scheinen sie nur Geschöpfe seiner Phantasie zu sein.

---

*) Bruno Cassirer, Berlin 1907.

Er liebt und haßt nicht, er durchkämpft seinen innern Kampf und macht dabei die Gebärden des Liebenden und Hassenden. Die Begebenheiten der Dichtung, denn eine solche ist es, sind traumhaft verschleiert. In manchen Szenen bricht dann das helle Licht des Tages durch den Nebel. Es ist kein Alltag, und die Szene wird nicht von gewöhnlichen Menschen gespielt. Aber sie setzt dennoch mit der vollen Kraft und dem vollen Reiz der Wirklichkeit ein. Knabentreiben ist es, das in seiner herben Frische hier die Wirklichkeit darstellt.

Mit den Worten des Oedipus hat Olfrieds Vater den Neugebornen begrüßt: »Weh', was ist ein Mensch! Wer über diesem brütet, stirbt.« Dann hat er nach dem ersten Zeichen der Vernunft bei seinem Knaben geforscht und sich den Tod gegeben, als dieses erste ein Zeichen des Wahnsinns war. Er floh vor der Verantwortung, gezeugt zu haben. Und der Knabe findet aus seinen Gedanken den Weg des Oedipus zur mütterlichen Frau.

Traumvoll ist das Leben zwischen Geburt und Wiedergeburt: »Ruhe nur gibt die Geliebte, zu der der Mann sich bittend wendet. Durch sie wird er von seinem Traumdasein zur Wirklichkeit geboren ...« Das ist Leitmotiv, Inhalt und Sinn.

Hier ist die Befreiung eines Gefesselten aus einer Gedankenschlinge, die ihn würgt. Und in großen Zügen steht hier geschrieben, wie einer sich die Tatsachenwelt zur Heimat gewann, ein Vornehmer aus anderen Reichen.

Fieberphantasien, Träume und plastische Wirklichkeiten in bunter Folge. Ob sie sich auch zum Ganzen einen? Der Dichter verfährt hier mit diesen Elementen, wie etwa ein Maler mit Licht und Schatten, er sucht nach der Wirkung, indem er sie nebeneinander stellt. Aber er bietet nichts Bedeutungsloses. In dem Momente, wo er den Boden der Wirklichkeit wiederfindet, stellt sich auch die Unbedrücktheit und Sicherheit des Künstlers ein. Hier ist selbstfrohe Gestaltungskraft am Werke.

Otto Soyka.

* * *

»Auf Erden, ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen« heißt ein Gedichtband von Alfons Paquet in Frankfurt, der bei Eugen Diederichs in Jena verlegt ist. Als ich ihn aufschlug, fiel mein Blick auf diese wunderschönen Zeilen:

Die begrabene Mutter.

Wir haben heute den Leib begraben, der uns einst geboren hat;
Wir haben heute die Mutter versenkt in den trockenen scholligen Boden
Und Schollen hinterher geschaufelt (sie schlugen auf wie Fäuste
Über dem seligen schmalen Frauenantlitz, über den geschlossenen Augen.
Über dem Frauenleibe, dem wir viele Maiblumen mitgaben).
Warum Tränen, ihr Schwestern? Warum den gebeugten Nacken, Vater?
Sind wir Sträflinge? Sind wir etwa durch ein Joch gegangen?
Ihr Besucher, wollet nicht weinen.
Und du, mein Geist, der du aus dem Bette aufstehst,
Unruhig umherzugehen im eklen Dunkel:
Laß uns schlafen, laß uns den Stachel aus der Seele reißen und schwören:
Nicht der Mutter zu rufen, die nun schreitet in der Morgenfrische;
Nicht das ferne Frohgespräch der Abgeschiedenen zu stören.



Von den fröhlichen Menschen.

Zum Teufel mit allen Forderungen, die von Menschen an den Menschen gestellt werden! Früher hieß es: sei tugendhaft, gerecht, mitleidig, weise; heute hört man wohl auch: sei stark, rücksichtslos, schön. Es ist aber noch nicht gelungen, auch nur für eine einzige dieser Forderungen eine Begründung zu finden, die allen Menschen einleuchten müßte, und die berühmten Lehrer der Menschheit, auf die man sich bei solchen Forderungen beruft, haben sich immer nur als sehr anmaßliche, von Einbildungen geplagte Leute entpuppt, die uns weder etwas erklären, noch uns helfen können, wenn wir uns nicht selber helfen.

Das Leben selbst fordert nur eines von uns: sei fröhlich! Und dies heißt nichts anderes als: grüble nicht über das Leben, sondern freue dich

desselben. Alles andere ist Wahn! Gerechtigkeit ist vielleicht nur Überhebung, Mitleid nur Schwäche, Weisheit nur Einbildung, Schönheit nur ein äußerer Firnis, Stärke nur grobes Wüten. An der Fröhlichkeit oder Traurigkeit aber kann nichts Falsches, Zweifelhaftes oder Schwankendes sein. Wenn ich fröhlich oder traurig bin, so bin ich es zweifelsohne. Und wie es auf Erden nichts Zwiespältigeres, nichts Zerrisseneres gibt, als den traurigen Menschen, so gibt es auch keine höhere Harmonie als den fröhlichen Menschen.

Wenn wir den Wert einer Zeit oder Umgebung danach bemessen, ob sie angetan sind, fröhliche Menschen zu erzeugen und zu begünstigen, oder ob sie angetan sind, die Fröhlichkeit zu beschränken und zu unterdrücken, dann ist jede Zeit, in der der sogenannte Ernst des Lebens vorherrscht, in der alles in praktische Zwecke eingespannt und vom Kampf um die bloße Existenz verdüstert ist, eine schlimme Zeit. Wenn wir Fröhlichkeit und Kultur als dasselbe, als die zwei untrennbaren Erscheinungsformen der Harmonie des Lebens betrachten, dann ist eine unfröhliche Zeit nur die Vorform oder die Verfallsform einer Kultur, ein Übergang oder ein Untergang. Nur darf man den Fröhlichkeitsgehalt einer Epoche nicht mit wehleidigem Herzen prüfen, aus geschichtlichen Tatsachen allein läßt sich überhaupt nicht auf die Vorherrschaft von Heiterkeit oder Ernst schließen. Und dem kurzsichtigen Blick eines Historikers mag oft eine Zeit besonders düster und von Schrecken erfüllt vorkommen, während der Sehende in den hinterlassenen Geistesspuren gerade dieser Epoche, deren ganze sogenannte Geschichte Krieg, Rache, Mord und Grausamkeit bilden, eine besonders strahlende Heiterkeit, eine unbändige, überquellende Lebenslust entdeckt. Die Grausamkeit des Griechentums war eine furchtbare, Homers Gesang besteht aus Schlachten, Morden und Foltern, aber welch eine kindliche, herzerquickende Fröhlichkeit leuchtet aus

diesem Gesang hervor! Welch späterer Ausfluß einer Volksseele kann sich damit vergleichen?

Die Fröhlichkeit hat ganz und gar nichts mit der sogenannten Humanität zu tun, diese ist vielmehr in vieler Beziehung recht eigentlich ihr Gegensatz. Humanität in unserem Sinne war ursprünglich ein Produkt der Not, ein ökonomisches Prinzip. Die Humanität beginnt, wenn der Mensch vor allem auf seinen Wert als Arbeitstier hin abgeschätzt wird, und sie verzärtelt nach und nach die lebendigsten, die lustauslösenden Triebe, sie verbindet sich mit einem Gefühl der Furcht vor jeder starken Lust (Gewissen), sie macht wehleidig und legt sich wie Reif über die naive Fröhlichkeit.

Mit der Humanität beginnt der leidige Ernst des Lebens, die Trübsal des Daseins. Mit der Humanität beginnen auch die Rechte auf Kosten des Rechts, der natürlichen Macht des Überlegenen. Recht ist von Hause aus natürliches Vorrecht, und alle Würde ist von Hause aus die Würde eines Vorrechtes. Mit Rechten und Würden aber, die sich auf alle verteilen, mit Menschenrecht und Menschenwürde müssen Recht und Würde faktisch zum Teufel gehen. Wo begegnen wir heute — da jeder auf seine Menschenwürde pocht — wahrhafter Würde? Würde ist natürlicher Wert, Würde setzt ein frohes Gemüt voraus oder wenigstens Sicherheit und Glauben an sich selbst. Es ist einer der stärksten Einwände gegen unsere Zeit, daß man heute allgemein die Würde — das Wertbewußtsein, den Ausdruck frohgemuter Sicherheit — mit dem Ernst verwechselt, der der Ausdruck der Furcht, der sinnenden Besorgtheit ist.

Die innere Möglichkeit der Fröhlichkeit ist jedem Menschen ohne Ausnahme gegeben. Erst das Verlassen der natürlichen sozialen Schichtung und die Verlockungen einer falschen Freiheit berauben den Menschen dieser Möglichkeit. Wer nicht an der Stelle steht, die seine Natur ihm anweist, wer frei sein will, ohne sich selbst beherr-

sehen zu können, der wird notwendigerweise zum unfröhlichen Menschen. Die Freuden, die ein solcher sucht, sind in Wirklichkeit Betäubungen seiner inneren Freudlosigkeit. Freudlosigkeit ist nach einem schönen Worte Nietzsches die Mutter der Ausschweifung. Fröhlichkeit ist Wohlsein von innen aus, ein Gefühl innerer und äußerer Harmonie.

Es gibt eine Fröhlichkeit der Bescheidenheit und Verehrung und es gibt eine Fröhlichkeit der Überlegenheit und des Wohlwollens. Die eine erwächst aus der Lust, eingereiht zu sein in eine feste, natürliche Ordnung, gelenkt zu werden von Führern, zu denen man mit gutem Vertrauen aufblicken kann, und benützt zu werden zum sichtbaren Wohl eines Ganzen. Die andere Fröhlichkeit erwächst aus der Lust, zu ordnen, zu lenken, zu schaffen. Der Glaube an die Führung und der Glaube an sich selbst finden in der Fröhlichkeit ihren Ausdruck. Es besteht eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Mensch, die Fröhlichkeit allein vermag sie zu überbrücken. Und daß es ein natürliches Oben und Unten gebe, ist wiederum ihre Voraussetzung. Die eine Art Mensch kann nur fröhlich sein, wenn sie sich begrenzt fühlt, wenn sie ihren guten Willen und ihre kleine Nützlichkeit geschützt und behütet weiß vor dem unzähmbaren Wilden, vor dem ewigen Barbaren in ihm selbst: dies ist der Zustand, den das Volk sich wünscht, um guter Dinge zu sein, — das Volk, solange es noch nicht von Demagogen verführt und verhetzt ist. Die höhere Art des Menschen, die schaffende, kann nur fröhlich sein, wenn sie sich unbegrenzt nach außen fühlt, denn sie hat ihre Grenzen in sich, sie repräsentiert den gebändigten Menschen, den Menschen der Selbstzucht.

Die Hauptquelle allgemeiner Unfröhlichkeit, allgemeinen seelischen Unbehagens ist Freiheit, mit der man nichts zu beginnen weiß. Die größte Last, die auf eine Seele gelegt werden kann, ist Selbstbestimmungsrecht. Und das größte Verbrechen der

Machthaber unserer Zeit besteht darin, daß sie, um ihre Macht, der sie innerlich nicht gewachsen sind, äußerlich zu behaupten, denen ein Selbstbestimmungsrecht geben, die diese Last nicht tragen können, weil sie nicht mündig, nicht geschult, nicht kultiviert genug sind: dem Volk, den Frauen, der Jugend.

Man wird einmal vom Wahn der demokratischen Prinzipien erwachen und mit verwunderten Augen erkennen, was man für Wahrheit und Vernunft gehalten hat. Denn mit dem gleichen Recht für alle wird das natürliche Gleichgewicht einer Gemeinschaft aufgehoben, und alles in dieser Gemeinschaft gerät ins Rollen. Niemand fühlt sich mehr fest und an seiner Stelle, niemand fühlt sich mehr eingegliedert in ein organisches System; alles wird unsicher, schwankend, ein Für-Sich ohne zwingenden Zusammenhang mit seiner Umgebung; nichts wird mehr von heilsamen Notwendigkeiten bewegt. Eine erkünstelte, steten Veränderungen unterworfene Ordnung (der sogenannte soziale Fortschritt) tritt an Stelle der natürlichen und unveränderlichen Ordnung der patriarchalischen Gemeinschaft. Es gibt kein wirkliches Über und Unter mehr, keinen Zusammenschluß zu organischen und daher lebensfähigen sozialen Gebilden, keine soziale Synthese.

Der Fortschritt der Demokratie ist für den von Gegenwartsphrasen nicht verdummten Beobachter ein Prozeß der Auflösung, des fortschreitenden Auseinanderfallens, der Atomisierung des sozialen Lebens: eine soziale Diathese. Die Anbetung des letzten Zerfallsproduktes, des Atoms oder Individuums, ist nicht etwa — wie man heute vielfach glaubt — eine Reaktion gegen die demokratische Nivellierung, sondern vielmehr deren logische und letzte Konsequenz. Im losgelösten, selbstherrlichen und unverantwortlichen Individuum des christlich-demokratischen End-Ideals ist jede Möglichkeit einer Kultur des Genius und jede Möglichkeit der Fröhlichkeit erstorben. Denn Genie und Fröhlichkeit sind im

tiefsten Grunde eines und dasselbe: der lebendige Zusammenhang des Einzelnen mit allem, was ihn umgibt. Fröhlichkeit ist Harmonie, Dreieinigkeit von Gemeinschaft, Individuum und Natur, Heiligkeit der Ordnung, Glaube an die Ordnung. Seelische Verdüsterung ist Disharmonie, Auseinanderstreben von Individuum und Gemeinschaft, von Leben und Natur, Unbeständigkeit der Ordnung, Neuerungssucht und Kritizismus. Dies alles sind aber Kennzeichen des modernen Lebens, und gerade die besten Menschen leiden am meisten unter der allgemeinen seelischen Verdüsterung, die heute wie ein giftiger Nebel über dem Leben lagert. Die Menschen, die mit der reichsten innerlichen Möglichkeit, fröhlich zu sein, ausgestattet sind, müssen heute die Verdüstertsten und Verbittertsten sein. Die Obersten und Untersten sind heute die Kränksten, nur das menschliche Mittelgut ist noch halbwegs verschont, aber von Oben und Unten wird das Krebsgeschwür der Zeit sich bis zur Mitte durchfressen: vielleicht ist es ein Gesundungsprozeß. Vielleicht kommt ein Anfang nach einem Ende!

Dem Volke Selbstbestimmungsrecht geben, heißt das Volk unfehlbar zum Gesindel machen, denn mit der Freiheit wächst die Begehrlichkeit ins Ungemessene. Ein Volk ist eine Masse von natürlichem Zusammenhang und natürlicher Struktur, eine Masse, in der Zufriedenheit und Fröhlichkeit herrschen kann; eine ungegliederte Masse aber, die bloß durch Begehrlichkeit und Unzufriedenheit zusammenhängt, eine Masse, in der die mit dem Selbstbestimmungsrecht Unreifer unausbleiblich verknüpfte materielle und seelische Verlotterung jeden Keim der Fröhlichkeit erstickt, eine solche Masse ist ein Gesindel. Das Merkzeichen des Gesindels ist, daß es nicht fröhlich sein kann. Was beim Gesindel Fröhlichkeit heißt, verdient diesen Namen nicht. Das Gesindel kennt kein Wohlgefühl aus sich heraus, es braucht stets einen äußern Anlaß oder

eine Betäubung, um sich wohl zu fühlen. Es kann sich »diebisch freuen«, wenn seine Begehrlichkeit für einen Augenblick gestillt wird, es kann sich »kannibalisch wohl fühlen«, wenn seine stets wache Schadenfreude sich ergötzen darf, und es kann »ausgelassen vergnügt« sein, wenn es gaffend eine Sensation mitmacht, oder wenn Trunkenheit es seine geheime Trauer vergessen läßt, wenn es von der Trauer einen Augenblick ausgelassen wird. Niemals aber kann das Gesindel innerlich fröhlich sein. Schon sein Blick zeigt dies, hinter dem stets der mißverstehende Neid hervorlugt. Es kann sich den Höherstehenden nur als den Genießenden vorstellen, als den Menschen, der das besitzt und genießt, was es begehrend entbehrt. Ein schauerlicher Irrtum des Gesindelgeistes! Und das heute in sehr hohe Regionen reichende Parvenutum gibt diesem schauerlichen Irrtum einen noch schauerlicheren Anschein von Wahrheit. Trotzdem gibt es kein härteres, kein entsagungsreicheres Leben als das eines von der Natur zum Lenker, zum Voranschreitenden bestimmten Menschen, als das Leben eines Sich-Verantwortlichen! Sein Glück beruht in nichts weniger als in materiellen Genüssen. Darin beruht gerade das Glück des kleinen Menschen, der frei von großer Verantwortung seine Arbeit leistet und dafür eine frohe Behaglichkeit genießen darf. Fluch dem gewissenlosen Demagogentum, das ihm diese Behaglichkeit vergällt und die Zufriedenheit raubt! Fluch denen, die ihm schon das Frühstück mit dem Morgenblatt vergiften, und die ihm den Feierabend durch eine politische Versammlung wegstehlen!

Ist die demagogische Verhetzung des Volkes das tragischeste Schauspiel der neuen Zeit, so ist die unter der Patronanz gehirnloser Männer sich breitmachende sogenannte Frauenbewegung das groteskeste Schauspiel dieser Tage. Die Frau war bisher für den Mann der vornehmste Quell der Fröhlichkeit, denn die Frau ist in höherem Grade als der Mann

ein Gefäß veredelter Natürlichkeit. Die Erhaltung und Veredelung der weiblichen Natürlichkeit ist eine der vornehmsten Aufgaben wirklicher Kultur, denn diese Natürlichkeit ist der Jungbrunnen der Menschheit. Und wenn der Geist des Mannes sich nicht mehr an der Natur des Weibes beleben und erholen kann, dann altert die Menschheit und wird greisenhaft und unfruchtbar.

Daß man nun die Frau, die so recht dazu bestimmt ist, durch Fröhlichsein froh zu machen, mit sozialen und politischen Rechten beglücken will, darin zeigt sich in grotesker Weise der ganze Jammer einer um alle Vernunft, um allen natürlichen Instinkt gekommenen Zeit. Aber die Fröhlichkeit der Frau wird schon vor dem Sieg der Frauenbewegung sterben, denn schon vor diesem Sieg wird es keine Männer mehr geben, für die und durch die die Frauen fröhlich sein könnten . . .

So bliebe noch die Kunst als Quelle der Fröhlichkeit. Damit aber die Kunst eine Quelle des Frohsinns sei, muß Frohsinn die Quelle der Kunst sein. Die Kunst, die in ihren großen Zeiten eine Folge, ein Ausfluß, eine Begleiterscheinung der Fröhlichkeit war, soll in unserer Zeit die wunderwirkende Bringerin, die Erzeugerin der Fröhlichkeit sein, die nicht von Natur aus in den Menschen ist. Wunderlichster Irrtum einer kranken Zeit! Daher wird heute soviel Kunst gemacht und als berauschendes Narkotikum konsumiert. Ehemals aber war viel ungemachte Kunst, viel ungesuchte Anmut und Größe, viel heiteres Linienspiel und viel Musik. Es war in den Dingen, in den Menschen und im Leben selbst! Einst war die Kunst ein zierender Rahmen der Lebensfröhlichkeit, heute ist sie eine vom Zusammenhang mit dem Leben losgetrennte Berauschungsmaschinerie . . .

Der fröhliche Mensch ist heute nicht nur kein Ziel der Bewunderung, er wird sogar mit Mißtrauen, ja mit Verachtung betrachtet. Er wird nicht ernst genommen, weil er über dem Ernste seiner Zeit steht.

Am meisten wird heute — wie im Rom der Verfallszeit oder wie bei den Indianern — der Mensch der starren Maske, der Mimiker seelischer Unbeweglichkeit, der stoische Mensch bewundert. Der Mensch der Ataraxia gilt heute als höchster Typus, dem heimlich oder offen, bewußt oder unbewußt alle nachstreben. Das moderne Leben untergräbt alle Wurzeln der Fröhlichkeit, denn es ist ein System der Verwüstung aller natürlichen Ordnung. Die Predigt der Demokratie, die Politisierung der Massen durch Demagogie von unten und Abwälzung der Verantwortung von oben, die Verödung des Geistes durch die Erzeugnisse der Schnellpressen und fortschreitende Machinalisierung des ganzen Lebens, Überproduktion und Industrialisierung der Kunst neben überhebendem Ästhetentum, Verbrauch der Kräfte durch ein wahnwitziges Zuviel an unnützer Arbeit, die von Männern geförderte Frauenemanzipation: dies alles sind ebensoviele Ertötungen von Möglichkeiten des Frohsinns. Was dieser Zeit am meisten abgeht, ist ein homerisches Gelächter über sie!

München. Karl Hauer.

* * *

Tagebuch.*)

Eine umfassende Bildung ist eine gut dotierte Apotheke; aber es besteht keine Sicherheit, daß nicht für Schnupfen Cyankali gereicht wird.

*

Im Anfang war das Rezensionsexemplar, und einer bekam es vom Verleger zugeschickt. Dann schrieb er eine Rezension. Schließlich schrieb er ein Buch, welches der Verleger annahm und als Rezensionsexemplar weitergab. Der nächste, der es bekam, tat desgleichen. So ist die moderne Literatur entstanden.

*

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Ein guter Schriftsteller erhält beiweitem nicht so viel anonyme Schmähbriefe, als man gemeinhin annimmt. Auf hundert Esel kommen nicht zehn, die es zugeben, und höchstens einer, ders niederschreibt.

*

Ein Snob ist unverläßlich. Denn das Werk, das er lobt, kann gut sein.

*

Die Zeitungen haben zum Leben annähernd dasselbe Verhältnis, wie die Kartenaufschlägerinnen zur Metaphysik.

*

Die verkommenste Existenz ist die eines Menschen, der nicht die Berechtigung hat, ein Schandfleck seiner Familie und ein Auswurf der Gesellschaft zu sein.

*

Man muß jedesmal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Male schriebe. So viel sagen, als obs ein Abschied wäre, und so gut, als bestände man ein Debüt.

*

Feuilletonisten und Friseure haben gleich viel mit den Köpfen zu schaffen.

*

Zuerst riecht der Hund, dann hebt er selbst das Bein. Gegen diesen Mangel an Originalität kann man füglich nichts einwenden. Aber daß der Literat zuerst liest, ehe er schreibt, ist trostlos.

*

Wenn man es nicht kann, dann ist ein Roman leichter zu schreiben als ein Aphorismus.

*

Heine hat das Höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist. Höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird.

*

Der Geist enttäuscht im persönlichen Verkehr, aber die Dummheit ist immer produktiv. Läßt

man sie auf den Geist einwirken, so kann sie eine vollständige Ermüdung erzeugen, während dieser auf die Dummheit keinerlei belebenden Einfluß hat. Wie man im Gespräch mit einem Schwachkopf körperlich verfällt, wie die Gesichtsfarbe fahl und die Haut schlaff wird, das sollte ein medizinisches Problem sein. Man hat vielleicht um ein Pfund abgenommen, und das ist, wie jede forcierte Abmagerungskur, bedenklich.

*

Die Einsamkeit wäre ein idealer Zustand, wenn man sich die Menschen aussuchen könnte, die man meidet.

*

Ein ganzer Kerl ist einer, der die Lumpereien nie begehen wird, die man ihm zutraut. Ein halber, dem man die Lumpereien nie zugetraut hätte, die er begeht.

*

Die anständigen Frauen empfinden es als die größte Dreistigkeit, wenn man ihnen unter das Bewußtsein greift.

*

Die bloße Mahnung an die Richter, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen, genügt nicht. Es müßten auch Vorschriften erlassen werden, wie klein das Wissen und wie groß das Gewissen sein darf.

*

Ein Bettler wurde verurteilt, weil er auf einer Bank gesessen und traurig dreingeschaut hatte. In dieser Weltordnung machen sich die Männer verdächtig, die traurig, und die Weiber, die lustig dreinschauen. Immerhin zieht sie die Bettler den Freudenmädchen vor. Denn die Freudenmädchen sind unehrliche Krüppel, die aus dem Körperfehler der Schönheit Gewinn ziehen.

*

Im Wörterbuch steht, daß »Aphrodite« entweder die Göttin der Liebe oder einen Wurm bedeutet.

*

Sodomie ist verboten, das Abschlachten von Tieren ist erlaubt. Aber hat man noch nicht bedacht, daß es ein sodomitischer Lustmord sein könnte?

*

Emanzipierte Weiber gleichen Fischen, die ans Land gekommen sind, um der Angelrute zu entgehen. Faule Fische fängt der faulste Fischer nicht.

*

Erfahrungen sind Ersparnisse, die ein Geizhals beiseite legt. Weisheit ist eine Erbschaft, mit der ein Verschwender nicht fertig wird.

*

Der Mensch denkt, aber der Nebenmensch lenkt. Er denkt nicht einmal so viel, daß er sich denken könnte, daß ein anderer denken könnte.

*

Der Klügere gibt nach, aber nur einer von jenen, die durch Schaden klug geworden sind.

*

Wenn wir einen Fehler längst abgelegt haben, werfen uns die Oberflächlichen den Fehler und die Gründlichen Inkonsequenz vor.

*

Man träumt oft, daß man fliegen könne. Jetzt träumt die Menschheit; aber sie spricht zu viel aus dem Schlafe.

*

Ein Leierkasten spielt zu jedem Schmerz die Melodie.

*

Tugend und Laster sind verwandt wie Kohle und Diamant.

*

Sie richten, damit sie nicht gerichtet werden.

*

Christlicher Umlaut.

Seit die Lust aus der Welt entschwand und die Last ihr beschieden,
Lebt sie am Tag mit der Last, flieht sie des Nachts zu der List.

*

Kurz vor dem Einschlafen kann man sich allerlei Fratzen in die Luft zeichnen. Das sind die hypnagogischen Gesichte. Wem die leibhaftigen Menschen als solche erscheinen, der ist nah daran, aus dem Leben zu scheiden.

Karl Kraus.

* *
*

Für das Kind.

Daß wir im Jahrhundert des Kindes leben, muß jeder merken, der eine Nase hat. Es riecht nach dem Kinde. Aus dem Treiben geschäftiger Agitatoren steigt ein Dunst von Kautschuk und nassen Windeln. Es ist nicht jedermanns Sache, diesen Kulturparfum mit der vorgeschriebenen Rührung einzuziehen. Man muß kein Menschenfeind sein, um diesen Geruch widerlich zu finden. Doch wenn schon jener Vater sonderbar wirkt, der in äffischer Liebe die Pfirsichrundung seines Kindes küßt, um wie viel merkwürdiger erscheint das Gebaren einer Gesellschaft, welche diesen Körperteil zur Sonne ihres ziellosen Daseins macht.

Sie meint den Weg zur Natur zurückgefunden zu haben, indem sie sich ausdauernd um das Kind bemüht. Während sie Kinderseelen wie Spargel zieht, betrachtet sie im Spiegel selbstgefällig ihr alterndes Gesicht und glaubt auf den Wangen das blühende Rot ihrer Jugend wiederzufinden. Aber in Wahrheit ist der von unendlichem Geschwätz begleitete Schutz der Schwachen eines der vielen Symptome der Schwäche und Kraftlosigkeit unserer Zeit. Es ist Täuschung, darin Gesundheit und Natürlichkeit zu erblicken. Ein kraftvolles Zeitalter durfte es wagen, seine mißratenen Kinder im Taygetus auszusetzen. Ein mürbes Greisengeschlecht päppelt elende Fleischklümpchen zu Jammerexistenzen auf, die ihren fluchenden Erzeugern fluchen. Es steckt viel von der Lüge, die alle Welt erfüllt, in dieser so gesunden, natürlichen und sittlich reinen Bewegung für das Kind.

Wenn die Freude, mit welcher der Eintritt eines Kindes in das Leben von den Eltern begrüßt wird, den einzigen Schutz seines Daseins bildete, würde die Zahl der Kindesmorde ins Ungemessene steigen. Daß der Kindesmord selbst von einem lebensfremden Strafgesetz dem gemeinen Morde an erwachsenen Personen nicht durchaus gleichgestellt werden konnte, spricht deutlich für

die Absurdität, die in einer übertrieben Wertschätzung des Kindes liegt. Es ist absurd, das Kind dem reifen Menschen gleichzuhalten; es aber höher zu bewerten, ist barer Unsinn. Für das Kind sorgen und den Erwachsenen verhungern lassen, heißt das Roß beim Schwanz aufzäumen. Und die medizinische Auskunft: »Das Leben der Mutter mußte geopfert werden, um das Kind zu erhalten«, ist das Bekenntnis eines Verbrechens, weit schwerer als Kindesmord; denn es ist gemeiner Mord, wenn weise Frauen und Männer zu Gunsten des Kindes über das Leben der Mutter verfügen.

Die Kinder, soweit sie sich nicht rechtzeitig kunstvoll vermeiden ließen, wachsen und blühen. Für die Eltern sind sie eine Quelle vieler Freuden und Leiden. Insbesondere bilden sie — das ist die Regel — ein Einigungsmoment von großer Stärke, wenn sich das Gesetz der gegenseitigen Abstossung, das allen Körpern innewohnt, in den Eltern geltend macht. Sie können aber auch — das ist häufige Ausnahme — zur unerträglichen Fessel werden, wenn die Gegensätze zwischen den Eltern mit unwiderstehlicher Macht zur Trennung drängen. Wenn die bürgerliche Moral auf dem Schein besteht, dessen Wahrung ihr Lebenszweck ist, wenn sie mit der Würde, die nur innerster Verlogenheit entstammt, darauf beharrt, daß die Eltern ihr Lebensglück den Kindern opfern, so ist dies unnatürlich, grausam und verbrecherisch, trotz allem Gackern besorgter Schwiegermütter, Onkel und Tanten.

Wenn ferner jene Enthusiasten, die es gelüstet, an des Jahrhunderts Neige die traditionellen Palmenzweige mit Windeln zu vertauschen, dadurch die gangbare Sittlichkeit zu kräftigen vermeinen, mögen sie bedenken, daß sie, bei Licht betrachtet, eine recht bedenkliche Sache unterstützen und ihrer eigenen Moral ins Gesicht schlagen. Für sie müßte das Kind das Produkt fluchwürdigen Beginnens sein, die fleischgewordene Sünde, der geborene Verbrecher, zum Leben durch den Nabelstrang verurteilt. Seine Hilflosigkeit der Protest der entrüsteten Natur gegen die unanständigen Dinge, die bei der Erzeugung vor sich gingen und die der Bürger nachher nur mit Schauder nennt. Vielleicht ersteht uns einmal der Prophet, welcher der Logik in diesem Punkte zum Siege verhilft, und die künftige Generation stopft ihre Kinder nach Urväter-Sitte wieder in den Flammenbauch des Moloch. Immerhin ist die Zeit größer, die ihre Kinder tötet, als jene, die sie zu Gemischtwarenhändlern, Amtsdienern und Hausmeistern erzieht.

Wer sind jene Übereifrigen, welche unserem Jahrhundert den Kautschukstempel des Kindes aufprägen wollen? Natürlich jene, welche Kinder haben? Weit gefehlt. Wenn sich Menschen recht emsig um etwas bekümmern, ist hundert gegen eins zu wetten, daß es sie nichts angeht. Für das Kind sind außer der Kirche, die bekanntlich einen guten Magen hat, allerlei müßige Damen, die mit den Kindern nichts als den Mangel eines Busens gemein haben. Sie wollen unser Jahrhundert kindlich machen und es wird bloß kindisch. Alte Jungfern, unfruchtbare Frauen, Varietäten der allgemein verbreiteten Wohltätigkeitshyänen. Sie wollen die Ammen der Zukunft sein und vergessen, daß die Ammen der Gegenwart sich an dem realen Leben hervorragend betätigt haben, ehe sie hingingen, die Kinder anderer zu säugen.

Bruno Wolfgang.

* * *

Glossen.

Ein Feuilletonist schreibt über das Buch des Tierhändlers Hagenbeck »Von Tieren und Menschen« und verherrlicht die Mission, wertvolle Engagements für Schaubuden und zoologische Gärten abzuschließen, als eine Spielart menschlichen Genies. Die delikate Art, mit der der alte Hagenbeck dieser Mission oblag, soll ihn bei den Tieren beliebt und den Menschen wohlgefällig gemacht haben, und die Feuilletonisten wiederum finden, er habe ein »liebes Buch« geschrieben. Aus solchem Lob seien hier ein paar Sätze zitiert:

» . . . Gewöhnlich fängt man aber die jungen Tiere. Die Hagenbeck-Jäger wissen, wann die Wurfzeiten der Tiere sind, und haben nun leichteres Spiel. Entweder werden die Eltern weggeschossen und die Waisen dann einfach in die Gefangenschaft geführt, oder die alten Tiere werden gehetzt, was man bei wilden Pferden, Zebras, Antilopen mit Erfolg veranstaltet. Die Herde nimmt Reißaus, aber die zarten Jungen können das rasende Tempo nicht lange halten, bleiben atemlos zurück und sind gleichsam mit Händen zu greifen. Die edle und vor Hagenbecks Wirken in Europa selten gesehene Elenantilope wird so gehetzt. Während die alten Tiere davonsprengen, bleiben die jungen stehen, »von einem klebrigen Angstschweiß vollkommen bedeckt und jämmerlich schreiend«. Jetzt werden sie von den nachstürmenden Reitern am Schwanz gepackt und zu Boden gerissen. Man fesselt ihre Hinterbeine und hüllt die vor Angst und Erschöpfung bebenden Tiere in warme Decken. Die meisten von ihnen sterben aber schon eine Viertelstunde nachher an Herzschlag infolge der ausgestandenen Aufregung . . . . Der beständige vertraute

Umgang mit den Tieren macht ihn (Hagenbeck) zu ihrem besten Versteher und damit auch zu ihrem besten Freund.«

* * *

Ein Wiener Kaffeehausstammgast, der auch mit vielen Künstlern persönlich bekannt war, feierte neulich seinen siebzigsten Geburtstag. Darüber wurde in den Wiener Zeitungen geschrieben, und in den Vornotizen wie in den Berichten war der Name des Jubilars nie ohne das Attribut angeführt: »Eine der bekanntesten Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts.« Als aber gar ein Kaffeesieder selbst seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, war der Aufregung kein Ende. Was bei dieser Feier, so versicherte ein Berichterstatter, »an Größe und Glanz der Versammlung und an herzlicher, überschwänglicher Begeisterung für das Geburtstagskind zu spüren war, das läßt sich wirklich nicht schildern«. Noch lange Zeit nach dem Festbankett »bildete der Verlauf desselben das Tagesgespräch in allen Kreisen unserer Stadt«. Freilich handelte es sich auch um einen der bedeutendsten Nachtcafetiers der Epoche, um eine Persönlichkeit, die nicht nur wegen ihrer Charaktereigenschaften für eine ganze Generation von Nachtcafetiers vorbildlich geworden ist, sondern die auch wegen der Einrichtung, daß die Huren erst um zwei Uhr das Lokal betreten dürfen, sich in bürgerlichen Kreisen des größten Ansehens erfreut, um einen Mann also, den man nicht so mir nichts dir nichts persönlich zum Tisch rufen kann, wenn man sich wegen einer schmutzigen Serviette beschweren wollte. Das ist alles wahr und muß von jedem objektiven Kulturhistoriker zugegeben werden. Immerhin bleibt die Frage offen, ob Beethoven annähernd so herzliche Anerkennung gefunden und ob sich dreihundert Vertreter des Wiener Bürgertums um die Ehre beworben haben, Grillparzer zu seinem Geburtstag zu gratulieren und ihre Namen bei diesem Anlasse in die Zeitung zu bringen. In unserem Fall haben sich Redakteure, Vertreter des Wiener Geisteslebens, verpflichtet gefühlt, selbst die Sache in die Hand zu nehmen und ein Komitee zu bilden, an dessen Spitze ein Graf und k. k. Bezirkshauptmann stand. Ein Oberst, ein k. k. Oberintendant, ein k. k. Intendant, ein Sektionsrat, drei Hauptleute, zwei Polizeioberkommissäre, drei Bezirksräte, drei kaiserliche Räte, Volkssänger, Präsidenten von Schriftstellergenossenschaften, Hoteliers, eine Abordnung des Nibelungenvereines »Bechelaren«, Vertreter aller anderen Stände und Berufe,

»darunter sehr viele Damen aus den besten Kreisen der Gesellschaft«, und ein Kirchenverwalter wetteiferten, die Verdienste des Nachtcafetiers in Bankettreden hervorzuheben. Hiebei kam, so hören wir, »das Gemüt auf seine Rechnung durch die alle Anwesenden rührende Szene, wie der Chef seinem ersten Markör Jean für alle Liebe und Treue dankte und ihn am Schlusse herzlich küßte«. Aber man war sich auch der politischen Bedeutung des Moments bewußt, als der Cafetier sich erhob und erklärte, daß er die ihm bereitete Ovation »als einen Beweis der Einigkeit im Wiener Bürgerstande betrachte«. Indem das Bürgertum seine Cafetiers ehrt, ehrt es sich selbst, und es ist erfreulich, daß von der Gewohnheit, die Verdienste bedeutender Männer erst nach ihrem Tode anzuerkennen, in besonders berücksichtigenswerten Fällen Abstand genommen wird. Der Kirchenverwalter speziell betonte, das Nachtcafé des Gefeierten sei »zum zweiten Wahrzeichen Wiens geworden«, und gratulierte deshalb namens des alten Steffel, »unter dessen Schutze« es dazu geworden sei ... Bis hieher hatte ich gelesen und beschlossen, einer Stadt mit so ausgesprochen katholischem Charakter der Rücken zu kehren. Da fiel mein Blick auf einen Zeitungsausschnitt, den ich mir bewahrt habe. In Berlin hatte ein Restaurateur den Erlös eines Tages den Opfern einer Grubenkatastrophe zugewendet und ein Interviewer beeilte sich, die Ansichten eines Wiener Gastwirts über diesen Fall zu publizieren. Dieser, ein Herr Hopfner, meinte, er könnte auf seine Tageseinnahme nicht verzichten, sie wäre überhaupt nur dann ergiebig, »wenn er einen Hopfner-Tag veranstalten würde«. Dieses Wort, so dunkel es ist — schon der Begriff einer »Hopfnercremetorte« wirkt verwirrend —, läßt mich dennoch das Wiener Leben von einer anderen Seite ansehen. Es zerfällt einfach in Hopfner-Tage und in Riedl-Nächte. Man kann sich's einteilen. Und solange wir noch Persönlichkeiten haben, die entweder wegen ihrer Popularität beliebt oder wegen ihrer Beliebtheit populär sind, und solang' der alte Steffel auf seine Nachbarschaft stolz ist und wenn's zwei Uhr wird, bloß »Ah, da schau i ja« sagt, ist kein Grund zur Traurigkeit absolut in keiner Beziehung nicht vorhanden.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Nummer 266, 30. November: Rudolf Wilke. Von Karl Borromäus Heinrich. — Von den Sehenswürdigkeiten. Von Karl Kraus. — Glossen. Von Karl Kraus. — Persönliches. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Nr. 269. 31. Dezember 1908. X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“ III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 269 — 31. DEZEMBER 1908 — X. JAHR

Mehr Läuse!

In einen hohlen Kopf geht viel Wissen. Der Wert der Bildung offenbart sich am deutlichsten, wenn die Gebildeten zu einem Problem, das außerhalb ihrer Bildungsdomäne liegt, das Wort ergreifen. Sie haben es nicht, also müssen sie es ergreifen. Herr Professor Franz v. Liszt ist wahrscheinlich ein tüchtiger Kriminalist, er dürfte auch ein tüchtiger Politiker sein. Aber es ist von Übel, daß er neuestens den Ehrgeiz hat, anderen Leuten zuzureden, daß sie auch Politiker werden sollen. Zu einer theoretischen Auseinandersetzung darüber langt's nicht. Herr v. Liszt erläßt in der ‚Neuen Freien Presse' eine Art Aufruf zur »Politisierung der Gebildeten«. Die Jugend vor allem, die sich offenbar noch nicht genug im Straßengraben gewälzt hat, soll »politisiert« werden. Achtung vor der Vereinsmeierei! ruft Herr v. Liszt; sie verdiene den »Spott der Ästheten« nicht, denn sie sei es, die die »politische Kleinarbeit« leiste. Zu welchem großen Zweck? Wenn Herr v. Liszt ahnte, daß es Lebenswünsche gibt, die erst in Erfüllung gehen können, wenn die Politiker und die Ästheten auf demselben Schindanger zusammenkommen, er würde so feine Unterscheidungen nicht machen. Bis dahin mag man die Forderung des Herrn v. Liszt für berechtigt halten. Politischer Indifferentismus ist unter allen Umständen beklagenswert. Es handelt sich ja im Sinne einer Desinfektion der Kultur darum, die Ansteckungskeime der Bildung und der Politik abzutöten, und da ist es wohl am praktischesten, wenn man die Gebildeten so schnell wie möglich politisiert... Welche der beiden Tendenzen, die der Demokratisierung innewohnen — fragte jüngst

ein anderer Gelehrter, Herr v. Gomperz, in der ‚Neuen Freien Presse‘ — wird obsiegen? Die fortschrittsfeindliche, nämlich die Unterdrückung der Persönlichkeit, oder die fortschrittsfreundliche, nämlich die Schaffung neuer Bildungszentren? Ich denke, beide. Wenn einer Läuse hat, so ist es klar, daß die Abnahme der Reinlichkeit mit der Zunahme der Läuse gleichen Schritt hält. Sollte aber dieser Prozeß unaufhaltsam sein, so finde ich den Ruf nach gründlicher Verlausung immerhin begreiflich.

Karl Kraus.

* * *

Jubel und Jammer.*)

Ein Wiener Brief.

Herr, erlöse uns von unserer Not und mach unserm Jubel ein Ende! rief der Österreicher am Ausgange des Jahres 1908 uud sank ermattet in das Faulbett der Geschichte. Arm am Beutel, krank am Herzen schleppt' er seine langen Tage, aber anders als dem Schatzgräber Goethes ward ihm ein Zauberwort: Frohe Feste — Saure Wochen! . .

Nun stehen wir da, die wir keinen Orden bekommen haben, und finden, es sei nicht der Mühe wert gewesen. Haben wir dazu einen Festzug veranstalten müssen? Es hat eine Zeit gegeben, wir alle haben sie erlebt, in der die Auszeichnung, keinen Orden zu bekommen, müheloser erreicht wurde als heute, wo sich einer schon durch ein besonderes Verdienst oder durch eine besondere Blamage hervortun muß, um ihrer teilhaft zu werden. Es ist hart. Und wer vermöchte sich in die Lage eines Kaiserjubiläumshuldigungsfestzugsexekutivkomiteepräsidenten zu versetzen, der mit diesem Titel vorlieb nehmen muß und der am 2. Dezember das Nachsehen hat, wiewohl er im Amtsblatt der kaiserlichen ‚Wiener Zeitung‘ nachgesehen hat? O Jahr der Träume, o Tag des Erwachens! Zu spät erkennt der Mensch, daß er geirrt hat, solang

*) Aus dem ‚Simplicissimus‘

er strebte. Denn am Ende seines Weges steht die Weisheit, daß viel eher noch als ein Festzug dessen Unterlassung zu jenen Verdiensten gehört, die einen Orden nach sich ziehen. Weil aber die Probe auf das Gegenteil nicht gemacht wurde, wird er ewig im Dunkeln tappen, nämlich aus jenen Regionen der Gunst, in die er vergebens hineingekrochen ist, nicht mehr herausfinden. Aber er hat dieses Los seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Denn zwischen einem Festzug und einem Orden ist kein Verhältnis. Einen Festzug kann man im äußersten Falle gegen den Willen eines Kaisers durchsetzen, nie und nimmer aber einen Orden. Das ist ein Unterschied, den jedes Kind kennt, und vor allem jene Kinder, welchen der Kaiser die Wohltätigkeit des Jubiläumsjahres zugewendet wissen wollte. Darum keine übertriebene Humanität für die Ärmsten der Armen, derer in diesem Jahre niemand gedacht hat, ich meine für die Mitglieder des Festzugskomitees. Die Gerechtigkeit nimmt ihren Lauf, für handelsrechtliche Delikte gibt es keine Amnestie, und warum mußten sie auch noch die Blumen vom Kaiserzelt schuldig bleiben?

Es ist ja grausam. Könnte man die Mengen von Schweiß, Loyalität und sonstigen Ausscheidungen, die dieses Jahr zwischen Preßburg und Passau ergeben hat, in einem einzigen Bückling aufwenden, der Himmel selbst müßte ein Einsehen haben und alle Dekorationen der Milchstraße verleihen! Aber so ward ein großer Aufwand unnütz vertan, und gerade die am meisten gerobotet hatten, kamen zu kurz. Was sind denn das für Zustände? Wer keinen Orden verdient hat, bekommt ihn nicht? Das ist vielleicht die alte österreichische Schlamperei; aber es ist ein neuer Ton in diesem Jahrmarkt der Menschenwürde.

Nur der Humorist ist für ihn dankbar. Denn er war längst einer Realität überdrüssig, in der just die abgebrauchteste Charge, der Titeljäger, den Spott am längsten überlebt hat. Die Lächerlichkeit eines Strebens, das sich sein Ziel nicht verdient, sondern verleihen

läßt, die Gemeinheit einer Ehre, die ins Himmelreich kommt, wenn sie durch ein Knopfloch geht, die Leere einer Eitelkeit, die nicht vom Wert, sondern vom Ansehen lebt: sie finden noch immer ihre Kunden, und wenn's einen Orden mit Nachsicht der Menschenrechte zu erlangen gälte, unsere Zeitgenossen liefen sich die Füße wund. Was sie zur Gesellschaft zusammenschließt, sind Bänder, und ihre Ausgeschlossenen sind Märtyrer, die kein Kreuz bekommen haben. Es ist das alte Lied der Dummheit, die sich noch sehen lassen möchte, wenn ihr in Anerkennung ihrer Verdienste um den Weltuntergang ein Stern auf den Kopf fiele. Darum dankt der Humor für den neuen Ton. Uns, die das Getriebe in einem Jubiläumsjahr nicht mehr zu Vergleichen anregen und die nicht einmal das Gedränge um einen Futtertrog zu patriotischen Erinnerungen stimmen könnte, hat diese Zeit eine neue Spielart beschert: den gefoppten Streber, jenen, der die Taxe der Menschenwürde im voraus erlegt und dennoch den Orden nicht bekommen hat; der sich für das Vaterland auf den Kopf spucken ließ und schließlich als Idealist aus der Affäre hervorgeht. Einer, der sich auf dem Altar der Vaterlandsliebe geopfert hat, dem es aber nichts nützte, weil der Altar nicht bezahlt war.

Gut und Blut! erscholl es ein Jahr lang in Österreich. Das Gut mußte vor dem Handelsgericht eingeklagt werden, und das Blut wurde auf der Ringstraße vergossen, als sie auf den Einfall kamen, die Nacht eines Landes durch Kerzen und Lampions zu erhellen. Das Schauspiel wird allen Betrachtern unvergeßlich bleiben. Denn um zu sehen, wie am Abend des 1. Dezember Wien seit zehn Jahren wieder einmal anständig beleuchtet war, rückten anderthalb Millionen Menschen aus. Bei ungenügender Straßenbeleuchtung bleiben ebensoviele in den Häusern, und infolgedessen geschieht auf der Straße kein Unglück. Aber die beste Beleuchtung kann ein Unglück nicht verhindern, wenn alle auf einmal neugierig sind, sie

zu sehen. Das Schicksal zeigte sich der wohltätigen Devise »Fürs Kind!« eingedenk; es wurden viel weniger Kindsköpfe zerquetscht, als man erwartet hatte, und die meisten, vom Säugling im Kinderwagen bis zum Gemeinderat, kamen mit dem Leben davon. Nur wenige starben. Die es taten, sagte die Polizei, hatten es sich selbst zuzuschreiben. Sie waren, wie die Obduktion ergab, von schwächlicher Gesundheit, und im Besitz einer solchen setzt man sich nicht den Gefahren der patriotischen Begeisterung aus! Verletzungen haben bloß 105 Leute davongetragen, und vermutlich solche, denen eine Inklination zu Rippenbrüchen polizeiärztlich nachgewiesen werden könnte. Daß sonst nichts geschah, beweist tatsächlich die Gesundheit einer Bevölkerung, die in vollster körperlicher Frische ihr Regierungsjubiläum beging. Und nichts geht über das Bild eines geordneten Familienlebens, das selbst noch in dem Chaos der drängenden Massen einen rührenden Zug heimischer Gemütsart offenbarte: Vater — tot, Mutter — Nervenchok, Tante — Quetschung des Kniegelenks, Tochter — Hautabschürfung. »Pfüat enk Gott, Kinder«, sprach ein lebensmüder Wiener zu den Seinen, »i geh jubilieren!« Das Motiv ist unbekannt. Der Polizeibericht aber gedachte nur der Bresthaften und verschwieg, daß unter den Toten dieses Jubeltages auch Selbstmörder waren... Und nachdem das Unglück geschehen war, »fanden sich zahlreiche Neugierige ein, um die Unglücksstätte zu besichtigen«, und da war das Unglück gegen die Provokationen der Neugierde bereits so abgestumpft, daß es sich mit der stillen Verachtung begnügte.

Ob in Wien oder in Prag gejubelt wird, immer gibt's Tote. Hier durch einen Freudengruß, dort durch eine Salve. Die Nationen raufen um den Vorrang bei einer Huldigung. Hier sind Pylonen aufgerichtet, dort ein Galgen. Die Zeitungen halten es mit der doppelten Buchführung: neben einer Liste der illuminierenden Firmen ein Verzeichnis der Verwundeten.

neben einem Verzeichnis der bei der Festvorstellung Anwesenden eine Liste der Toten. Die Politik sieht im Henker den kommenden Mann, und den Reigen der Feste schließt ein Ballabille der Inseratenagenten ab ... Der Humor aber ist im Gedränge ohnmächtig geworden. Dann wehrt er mit zitternden Fäusten die Schmach ab, die den Frieden eines Alters umbrüllt. Er wirft einen Rückblick in Österreichs Zukunft und fleht: Herr, mach unserm Jubel ein Ende!

Karl Kraus.



Missa Solemnis Tragica.*)

Von **Karl Borromäus Heinrich.**

Der junge Philosoph sperrte sich zehn Tage lang in sein Zimmer und schrieb den zweiten Teil seines Buches: »Der junge Mensch und die Institutionen der Gesellschaft.« Der Inhalt dieses zweiten Teiles stand seit langem unverrückbar in seinem Kopfe fest. Was er jetzt zu tun hatte, war also nur mehr eine technische Arbeit, die ihm leicht von der Hand ging. Er gab aber sein ganzes Wesen hinein. Alles was er an Erfahrungen hinter sich hatte, sprach er hier aus. Viele seiner Leiden schrieb er »der Gesellschaft« zu. Die Schrift spiegelte den ganzen Haß und den ganzen Hohn wieder, auf den er sich während des letzten Jahres so leidenschaftlich konzentriert hatte.

Dieses geistige Wiedererleben seiner Vergangenheit konnte nicht ohne Nachteil für ihn bleiben. Mit Entsetzen erkannte er dabei aufs neue, und in einer Form von grausiger Prägnanz, seine absolute Beziehungslosigkeit zu allem, was Mensch heißt. Lebte er nicht dahin wie einer, der sich im tiefsten Walde verirrt hat und

---

*) Unter dem Titel »Geschichte einer moralischen Krankheit« wird der Autor eine Fortsetzung des neulich besprochenen Romans »Karl Asenkofer, Geschichte einer Jugend« im Verlage von Albert Langen in München erscheinen lassen. Aus dem Manuskript des Werkes — aus dessen Schluß — wird hier ein Abschnitt veröffentlicht

dessen Wehschreie ungehört verhallten im verschwiegenen Dunkel der Tannen? War das noch ein Leben? mußte er sich erschüttert fragen.

So geriet er denn in eine Verdüsterung, wie er sie noch nie erlebt hatte. Es war ein Unglück, daß sein Gönner gerade jetzt verreist war. Vielleicht wollte das Schicksal, daß er allein mit sich fertig werde. Niemand stand ihm in so schweren Tagen bei.

In der Nacht des zehnten Tages schloß er, von tiefstem Gram erfüllt, sein Buch mit jenem berüchtigten Satze, den man füglich als Motto und Inhaltsangabe zugleich, als Leit- und Schlußmotiv des ganzen Werkes bezeichnen kann:

»... Ein junger Mensch von heute, der nicht mehr Offizier und Korpsstudent oder noch nicht Sozialist werden will, lebt, da die zweitausendjährige Kultur des Christentums nunmehr zusammenbricht und alle bürgerlichen Ideale verfault sind, in einer unerhörten Rat- und Führerlosigkeit dahin; von der Kultur der Vergangenheit genießt er im besten Falle eine rein intellektuelle mit systematischer Gedächtnisqual verbundene Erinnerung, dank der vollkommensten Unfähigkeit jener angeblichen Erzieher, der Philologen, die, mit geringen Ausnahmen, nicht mehr Vertreter der Humanität sind, sondern nur unterrichten, um zu leben und so der instinktiven Verachtung der Eltern immer mehr anheimfallen; die dem jungen Menschen also den Weg in die Vergangenheit zeigen sollen, wissen ihn selber nicht; Wegweiser in die Zukunft sucht er vergebens; in Ermangelung aller positiven Werte wird er dann zu dem Anarchisten wider Willen, als den ich ihn hier, nicht ohne Schmerz und mit wenig Aussicht auf Besserung, dargestellt habe.«

Karl Asenkofer fühlte sich selbst als den Typus dieses jungen Menschen von heute. Sein Schmerz ging daher über seine Person hinaus, in einer philosophischen Größe, und umfaßte in jener Nacht mit einer unendlichen Gebärde alle jene, die Gleiches mit ihm litten! Draußen begann es heftig zu regnen und ein wilder Sturm ging durch die Gassen.

Da trieb es Karl Asenkofer fort ins Freie. Er wanderte dem kleinen Berge zu, der sich nahe bei der Stadt erhob. Auf seinem Gipfel stand er stundenlang in Sturm und Regen, er, ein schmächtiger Mensch, preisgegeben dem Toben der Natur ...

»Muß ich mich also töten?« .. dies war die fürchterliche Frage, die er an das Schicksal stellte. Aber der Sturm überschrie

seine Selbstverwünschungen. Wehe ihm, in dieser Zeit des Rückfalls, wenn seine Seele jetzt nicht bald Rettung und Weg fand! . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Wetter schlug wieder um. Und Karl Asenkofer wanderte in diesen Tagen der großen letzten und entscheidenden Frage durch die Berge der Umgebung, um sich vorerst von der Spannung und Selbstkonzentration zu erholen, aus der heraus sein Werk geboren war.

Es war ein eigentümliches Gefühl für ihn, daß nun die Außenwelt allmählich wieder Macht über ihn gewann, daß er anfing, wieder etwas zu bemerken. Er verfiel in tiefe Rührung. Mit einer religiösen Zärtlichkeit sah er zur milden und gleichmäßigen Sonne dieses Spätsommers empor. . . .

Es schritten glatzköpfige Bürger, die diese letzten warmen Strahlen auf ihren viereckigen Häuptern sammelten, an ihm vorüber und grüßten ihn. Er dankte ihnen, ohne ihnen ihre Zutraulichkeit sonderlich übelzunehmen. Nur gegen den Wortschwall seiner Hauswirtin blieb er unerbittlich; er zählte jeweils bis dreißig, wenn sie sprach und verließ sie dann, ohne ein Wort zu sprechen.

Im Übrigen aber war Waffenstillstand in seiner Stimmung und er schwelgte in der Gewißheit, daß, wenn er jetzt ein Ende machen wolle, er nicht »hinsterben werde, wie ein Pilz, keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung«.

Einmal, als er in solch ungehemmter Zuversicht sechs Stunden durch die Wälder gezogen war und eben am Rande des Gehölzes stand, von wo aus er die Stadt, tief zu seinen Füßen sich baden sah in der langsam zerfließenden Abendsonne — da schaute er in einer ungeheuren Vision sein ganzes junges Dasein, wie es verflossen war, von der ersten bewußten Stunde bis heute. Und in die ganze dunkle Waghalsigkeit und Fragwürdigkeit dieses Menschenlebens schien ihm mit einem Male Licht und Wärme zu kommen, Versöhnung und Gläubigkeit. Er vermochte sich das Gefühl nicht zu deuten, aber es überfiel ihn mit einer ganz unwiderstehlichen Macht. Er streckte die Arme aus und murmelte unter Tränen: »Tod, Tod, wo ist dein Stachel!«

Er konnte sich dieser Tränen nicht erwehren: denn sie flossen aus der innerlichsten, verzweifelten Empörung seiner Seele, die er nun schon so lange und so sehr mit Leid überhäuft hatte, daß sie darunter ersticken mußte. Sie erstickte unter jener harten,

grausamen, unerbittlichen Selbstkritik, die — ohne ihn früher zum Manne zu machen — doch alles Jugendliche in ihm begrub; — unter der, im Vergleich zu seinen Jahren, unnatürlichen Größe der übernommenen Aufgabe . . ., unter der tiefen Feindschaft, die er zuerst zwischen sich und seine Familie, dann zwischen sich und die ganze Welt gelegt hatte . . . und endlich unter der ganzen Zusammensetzung seines Charakters, dieser erschrecklichen Mischung aus Stolz und Armut, Herrschsucht und Askese, die sein verfeinerter Geschmack als unedel empfand und die er mit Gewaltmitteln veredeln wollte.

All dies mußte einmal zu einer Explosion führen.

Ach, und es war ein Wunder, daß er nicht schon unterlegen war, daß ihn sein Wille zur Höhe mit einer rührenden Zähigkeit so lang in einem Kampfe aufrecht erhalten hatte, dessen wesentliches Ziel doch ihm selbst noch verborgen war!

Möchten es erlösende Tränen sein, die er jetzt weinte! Denn auch so erhob sich vor seiner Seele noch immer die große letzte und entscheidende Frage, ob sie ihn zum Leben oder zum Tode erlösten . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er an diesem heiligen Tage in seine Behausung zurückkam, fand er auf seinem Tisch einen Brief vor, der von einer feinen dünnen Feder, aber mit sehr großen, selbstbewußten Buchstaben geschrieben war, und der lautete wie folgt:

Sehr geehrter Herr!

Wie Sie vielleicht wissen, wohnen in diesem Hause lauter alte Damen und nur zwei männliche Wesen, nämlich Sie und ich. Wenn Sie's noch nicht wissen sollten — ich wohne ein Stockwerk über Ihnen.

Nun haben Sie gestern den Hausflur mit einer rauchenden Zigarette betreten. Dies ist natürlich Ihr gutes Recht. Ich aber kann den Tabakrauch nicht vertragen, so wenig, daß ich davon krank werde. Auch habe ich in diesem Haus nur Logis genommen, weil ich unter den alten Damen keine Raucher vermutete.

Ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, wenn ich Sie höflich bitte, während der paar Sekunden, die Sie brauchen, um den Hausflur zu durchschreiten, das Rauchen gütigst zu unterlassen.

Sollten Sie diese kleine Bitte nicht gewähren können, müßte ich hier ausziehen; dies wäre einerseits sehr unbequem und andererseits ist es sehr fraglich, ob es in dieser Stadt noch ein Nichtraucherhaus gibt.

Zwar könnte ich mich in mein väterliches Schloß zurückziehen; aber mein früherer Kammerdiener, der dort lebt, ist ebenfalls Raucher; ihn, der seit vierzig Jahren im Hause dient, zu entlassen, brächte ich aber nicht übers Herz. Ihm seinen Knaster zu verbieten, ebensowenig. Ich riskiere lieber, mit meiner Bitte lächerlich vor Ihnen zu erscheinen.

In Hochachtung

Theodor Freiherr von Rudlfing.

Vielleicht machen Sie mir im Laufe des morgigen Vormittags einen kleinen Besuch, damit Sie den Menschen kennen lernen, der so unbescheiden ist, Sie mit diesem Brief zu belästigen. —

Karl Asenkofer lächelte und war ohne Weiteres einverstanden mit dem Vorschlag des Herrn von Rudlfing. Auch den Besuch wollte er ihm machen; es war ihm jetzt ganz angenehm, durch eine neue Bekanntschaft etwas zerstreut zu werden, namentlich weil er Nachrichten von Baron Dossenheim voller Ungeduld erwartete. In dessen Haus hatte er ja schon vor acht Tagen sein Buch abgegeben.

Er klopfte also kurz vor Mittag an der Türe im ersten Stock. Eine zusammengeschrumpfte alte Frau öffnete ihm, sichtlich bemüht, jedes Geräusch dabei zu vermeiden, nahm ihm in vollkommener Schweigsamkeit Hut und Mantel ab und machte ihm, wiederum geräuschlos, die Tür zu einem Empfangszimmer auf. »Einen Augenblick!« flüsterte sie und verschwand.

Karl Asenkofer sah sich mit einiger Befangenheit im Zimmer um. Es war sehr geräumig und enthielt wenig Möbel; diese waren in einem ungemein ernsten empireartigen Stile gehalten. Plötzlich zuckte Karl Asenkofer erschreckt zusammen. Er glaubte, eine Vision der Häßlichkeit zu haben. Er strich sich über die Augen, wie um den Eindruck wegzuwischen, sah scharf hin und entdeckte zu seinem Abscheu, daß dort, am Kamin, zwei gräßliche Geschöpfe, ein Hund und ein Mensch, eng zusammengekauert und bewegungslos am Boden hockten.

Der Hund war ein grauschwarzer, struppiger und ganz unmöglicher Bastard, eine Mischung aus allen Rassen, mit unsagbar

kleinen verrunzelten Augen. Er klappte das Maul auf und zu, als ob er bellen wollte; offenbar war er stumm. Indessen sah das Tier im Vergleich zu dem Monstrum, das neben ihm kauerte, noch menschlich aus. Ein gelbbrauner Kropf hing diesem, in der Form einer gewaltigen Birne, tief auf die Brust herab. Sein Gesicht, überhaupt seine ganze Haut, schien aus Leder zu sein. Die Haare gingen fast auf die Nase herunter, er zog an ihnen mit ungeheuren, täpischen Händen. Er grinste Karl Asenkofer mit ekelerregender Freundlichkeit an und stieß dumpfe Laute aus.

Der also Überraschte wandte sich eben wieder zum Gehen, um diesem Anblick zu entkommen. Da trat Herr von Rudlfing ein.

»Ach, entschuldigen Sie!«, rief er, als er der zwei Geschöpfe am Kamin gewahr wurde. »Entschuldigen Sie vielmals, ich wußte nicht, daß sie sich gerade hierher verkrochen haben. Entschuldigen Sie!« Und er winkte dem seltsamen Paar, das mühselig, Hund und Mensch auf allen Vieren zur Tür hinauskroch.

Karl Asenkofer war noch immer sprachlos. Er betrachtete den Menschen, der vor ihm stand. Man konnte ihn für sechzehn und dann wieder für vierzig halten. Schlank und groß, aber sehr zart gebaut. Sein Gesicht war außerordentlich schön, jedoch fast blutleer. Beinahe weißblonde Haare, tiefliegende leidende Augen, eine typisch-aristokratische Nase und ein fein geschwungener Mund mit ungemein dünnen Lippen. So sah Herr von Rudlfing aus. Er reichte Karl Asenkofer die Hand, eine lange schmale Hand, und entschuldigte sich wiederholt.

Endlich fand Karl Asenkofer die Sprache wieder und entschuldigte sich nun seinerseits, daß er vor den sichtlich harmlosen Geschöpfen so viel Schrecken gezeigt habe. Der Herr von Rudlfing bat ihn, sich zu setzen. Er selbst ließ sich in einem der hohen Stühle nieder, schlug die Füße übereinander, neigte den Kopf etwas vor und wollte eben etwas sagen. Da platzte Karl Asenkofer — der ihn nicht aus den Augen verlor und fand, daß jede seiner Bewegungen wie gemeißelt aussah — mit der Frage heraus: »Wie alt sind Sie eigentlich, Herr von Rudlfing?«

Jener lächelte gewissermaßen verzeihend: »Ich bin ungefähr zwölfhundert Jahre alt«, sagte er, »geboren wurde ich allerdings vor sechzehn Jahren. Ich bin der letzte Nachkomme derer von Rudlfing. Der erste bekannte Rudlfinger war mit Karl dem Großen verwandt.«

Karl Asenkofer bereute seine Frage. »Wie kommen Sie eigentlich zu so merkwürdigen Haustieren?« forschte er.

»Der Kretin mit dem Kropf ist wahrscheinlich mein Stiefbruder. Wenigstens hat die Magd, die ihn geboren hat, meinen Vater als Erzeuger angegeben. Verifizieren ließ es sich nicht. Die Magd ist auch blöd, und mein Vater war drei Monate vor der Geburt gestorben. Der Hund ist ins Schloß zugelaufen und hat sich sofort mit dem Kretin befreundet. Als ich von zu Hause wegzog, rannten sie mir nach. Ich hatte nicht das Herz, sie davonzujagen.«

»Entschuldigen Sie!« stotterte Karl Asenkofer verwirrt. »Ich konnte nicht wissen . . .«

»Aber natürlich, nein —. Sie studieren wohl hier?«

»Ja. Darf ich fragen, was Sie treiben, Herr von Rudlfing.«

»Ich warte. Seit einigen Jahren warte ich, eigentlich schon mein ganzes Leben. Vielleicht könnte ich Offizier werden — aber ich rauche nicht und trinke nicht. Man würde wohl auch schwitzen. Ich kann aber den Schweiß nicht leiden. Es ist unreinlich. Also warte ich einfach.«

»Haben Sie zu gar nichts Neigung?«

»Ich habe alles in mir, von Geburt aus. Und zu erwerben habe ich auch nichts. Ich bin reich genug . . . So oder so, ich sehe, daß alle Neigung der anderen nach Dingen geht, die ich schon habe. Was soll man tun!« Er sah traurig in die Ecke.

»Aber Sie könnten doch Politik treiben, Sie könnten Diplomat werden!«

»Wozu! Meine Väter konnten das noch machen. Aber heute ist ja alles anders geworden; es handelt sich jetzt nur mehr um Industrie und Kolonialwaren. Ich verstehe und mag das nicht . . . Vielleicht wäre ich Arzt geworden oder Krankenpfleger. Aber die meisten Kranken sind doch unreinlich. Da laufe ich davon.«

»Aber wenn Sie gerne helfen, können Sie doch zu den Armen gehen, Liebeswerke tun!«

»Ja, ich helfe gern. Aber gerade das ist mein größtes Unglück. Schon so manchem wollte ich helfen. Aber die meisten Armen riechen ja aus dem Mund. Da werfe ich dann schnell ein Almosen hin und drücke mich. Ich kann also nicht einmal Wohltäter von Beruf werden.«

»Was für ein Leben!« murmelte Karl Asenkofer traurig, »Was für ein hartes Leben! — «

»Ja, gar kein Ziel. Ich muß einfach warten. Ich warte schon seit einigen Jahren.«

»Was für ein Leben! Und immer sollen Sie mit diesen beiden . . pardon, mit Ihrem Herrn Stiefbruder und seinem Hund zusammenleben!«

»Nun ja, nun ja . . . beide sind übrigens reinlich, der Kretin und der Hund. Die Magd war nicht reinlich. Der Kretin wird also seine Tugend von unserem Vater haben.«

»Wenn Sie gar kein Ziel haben«, fuhr es Karl Asenkofer heraus, »gar kein Ziel und nur immer warten . . . worauf warten Sie denn, um Gotteswillen, w o r a u f . . .«

»Auf das Ende . . .« antwortete der junge Baron mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Welches Schicksal! . . Welche Bosheit des Schicksals! . .« Und Karl Asenkofer dachte, daß die Existenz jenes Menschen wahrhaftig der gemeinste Witz sei, den sich die Vorsehung erlaubt habe. Es herrschte Stillschweigen zwischen den zwei jungen Menschen. Der junge Baron faßte sich zuerst und begann von den und jenen Kleinigkeiten zu sprechen. Aber Karl Asenkofer war in tiefste Betrübnis gesunken und setzte ihm Schweigen entgegen.

»Sie sind ja noch unglücklicher als ich?« begann er endlich.

Jener warf mit einem Male stolz den Kopf zurück und betrachtete Karl Asenkofer von oben herab — als ob in seiner Frage eine Frechheit liege.

»Verzeihung!«, rief er halblaut, »in Dingen des Unglücks hält niemand mit mir den Vergleich aus. Mein Unglück baut sich auf einer Tradition von zwölfhundert Jahren auf . . Ich bin das kultivierteste Unglück, das es gegenwärtig auf Erden gibt! . .«

Karl Asenkofer war so in Mitleid befangen, daß er diese Abweisung vollkommen überhörte.

»Auch ich habe kein Ziel« — fuhr er fort.

»— Oh!« rief Baron Rudlfing, »das ist doch stark. Sie können sich wirklich nicht mit mir vergleichen! Hören Sie, Sie haben noch kein Ziel, Herr Asenkofer, ich habe aber kein Ziel mehr. Verstehen Sie den Unterschied nicht?«

Karl Asenkofer schwieg verdutzt auf diesen heftigen Aus-

bruch des Baron Rudlfing. Langsam überlegte er, wie diese letzten Worte gemeint waren.

»Ihr Ziel!« fuhr der Baron fort, »Ihr Ziel, das ist sehr einfach. Ihr Ziel muß sein, die zwölf Jahrhunderte Kultur einzuholen, die ich vor Ihnen voraus habe. Sie haben eher zu viel Ziele als zu wenig . . .«

Allmählich begriff ihn Karl Asenkofer und errötete über und über. Am liebsten wäre er sofort weggegangen. Dieser Mensch war jünger als er; wie kam er dazu, ihm Lehren zu geben.

Als ob der Baron seinen Gedanken erraten hätte, begann er jetzt, ruhigeren Tones, Karl Asenkofer zu beschwichtigen: »Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meinetwegen nicht mehr im Hausflur rauchen wollen. Und Sie brauchen sich nicht zu schämen, ich bin doch um so viel älter als Sie! Seien Sie nicht beleidigt! . . . ich habe ja nur den Trost, daß mein Unglück aus der Tradition, aus der übergroßen Verfeinerung meines Geschlechtes fließt . . . Nein, verzeihen Sie mir, Ihre Jugend ist doch etwas, was Sie vor mir voraushaben . . . Sie brauchen noch nicht zu sterben, Sie sind noch so jung, so jung . . .«

Karl Asenkofer hatte ihm schon längst verziehen. Das Absonderliche des Erlebnisses hatte ihn aber in Verwirrung geworfen. Er schüttelte traurig den Kopf. Sie schwiegen eine lange Weile.

— —

»Herr, erbarme dich unser!« schluchzte der Baron von Rudlfing. Der Hund scharrte heulend an der Tür und der Kretin stieß dumpfe Laute aus.

Karl Asenkofer schüttelte traurig den Kopf und verließ das Gemach.

— —

Andern Tags stürzte seine Hauswirtin ins Zimmer: »Wissen's schon, Herr Dokter, der spinnerte Baron im ersten Stock hat sich vergift', mit samt sein Hund und sein Kropfeten!«

Karl Asenkofer, der am ganzen Leibe zitterte, wies sie schnell hinaus.

Dann aber sank er in die Knie und verhüllte sein Gesicht mit den Händen: »Was soll man tun, rang es sich aus ihm, was soll man tun? . . .«

». . . wenn es sogar für die Güte, für die Zucht des Menschen, wenn es auch für seinen Adel eine bestimmte Grenze

gibt, die nicht überschritten werden darf — wie das Leben und der Tod dieses Menschen zeigt . . . was soll man tun . . . er besaß doch alles. Vergangenheit. Tradition. Kultur und Reichtum . . ja, was soll man tun! . .«

Und in diesem Augenblicke überfiel ihn, gleichsam mit der Wucht eines epileptischen Anfalls, die tiefste und letzte Einsicht — seine Seele selbst begann durch ihn zu sprechen (halb klang es wie ein Fluch, halb wie ein Gebet):

»Gebt mir, oh Götter — schrie seine Seele — gebt einen Menschen, einen Zwang, eine Idee, gebt ein Evangelium und Credo, woran ich glauben kann! . .

. . . Nehmt mir den Intellekt, o Götter, schlagt mich mit Blindheit, werft mich in ein Gefängnis des Geistes und laßt mich an etwas glauben! . .

. . . Die Freiheit hat mich krank gemacht — nehmt sie, o Götter — denn ich sterbe sonst vor Freiheit! — — —«

— —

In dieser Stunde entschied sich, innerlich wenigstens, das Schicksal Karl Asenkofers.



Der Sexualkorrespondent.

Nun wird Herr Harden bald Ruhe von mir haben. Wenn es ihm nämlich ernst damit ist, die Kulturfeder hinzuwerfen und politischer Agitator zu werden (den Vortragsabend zu 3000 Mark). Ich überlasse ihn den Fachleuten; wenn ein schlechter Schriftsteller sich entschließt, Mechaniker zu werden, hat er von mir nichts zu fürchten. Zum Rohstoff der Politik soll man diesem Talent und diesem Charakter den Zutritt nicht wehren. Ihn literarisch zu gestalten, dazu hats auf die Dauer nicht gereicht. Der tiefgefühlte Mangel an Persönlichkeit schuf den Zustand einer geistigen Feuersnot. Die Ochsen rennen aus dem Stall in den Brand, der Publizist rannte aus dem Stoff in die

Bildung. Man hielt sich vor dem Qualm die Nase zu. Einer hat fünfzehn Jahre von dem Vorurteil gelebt, daß ein größeres literarisches Temperament dazu gehöre, einen König anzugreifen, als einen Kärrner. Das Gegenteil ist der Fall. Schließlich trat der geistige Bankerott ein. Aber auf der Tribüne kommt nicht nur die äußere Größe des Themas wieder zu Ehren, sondern verhilft auch der Mut, einen König anzugreifen, dessen Beleidigung auf Monate hinaus von einem Kanzler freigegeben ist, zu Ehre und Gewinn.

Nur dort, wo Herr Harden auf seine literarische Leistung, also auf seine Tätigkeit in den Fällen Moltke, Eulenburg, Hohenau, Lynar u. s. w. zurückgreift, wird er sich noch ein wenig Kontrolle gefallen lassen müssen. Und zu seinem unglücklichen Vergleich, der angeblichen französischen Ausgabe des ‚Simplicissimus' mit der Handlung eines Menschen, der »eine schmähliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt«, habe ich noch etwas nachzutragen. Herr Harden würde sich natürlich dagegen verwahren, daß er sich selbst mit diesem Vergleich habe treffen wollen. Und mit Recht. Er wehrt jedes Kompliment für seinen Eifer in der Eulenburg-Sache mit dem Einwand ab, er habe sich im Beweise der Sexualhandlungen des deutschen Adels nur »von Schritt zu Schritt drängen lassen«. Er habe sich — auch diesmal versichert er es wieder — gegen sein persönliches Interesse bemüht, »jedes laute Ärgernis zu meiden.« Nur den Gebrauch, »den die Stunde gebieterisch forderte«, habe er von dem Beweismaterial gemacht, das er, »wie jetzt ja auch dem Zweifler erwiesen ist«, längst hatte. Der Märtyrer ließ sich sogar, man denke, »ruhig nachsagen, er habe kein Material«. Wohl das Schimpflichste, was ihm für sein Gefühl nachgesagt werden konnte. Nein, fern sei es von uns, ihm den Wissensschatz zu bestreiten, aus dem er sein Köstlichstes bestritten hat! Und daß er persönlich von ihm nur den sparsamsten Gebrauch gemacht hat, daß er wirklich bemüht war, jedes laute Ärgernis zu mei-

den, ich weiß es heute besser denn je. Denn vor mir liegt ein blauer Zettel. Ein Exemplar jener »Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz«, aus der die Journale in den Eulenburg-Tagen ihre Informationen geschöpft haben und aus der sie noch heute alle die perfid beruhigenden Nachrichten über das Befinden des angeklagten Fürsten nehmen. Aber wie wenig haben sie genommen und wie viel wäre zu haben gewesen! Sie wollten schmähliche oder lächerliche Familiengeschichten vielleicht doch nicht allzu breit treten, auf die Gefahr hin, Herrn Harden zu kränken, der sie — als Stilsachverständiger beeide ichs vor jedem Forum — persönlich stilisiert hatte. So zimperlich wie jene war nun Herr Harden nicht; er hat manche seiner Sätze wieder an sich genommen, sie fast wörtlich in seine eigenen Publikationen eingereiht, und so bedürfte es vielleicht nicht einmal meines Gutachtens, um seine Urheberschaft zu beweisen. Hier eine interessante Probe. Herrn Hardens Art verleugnet sich in der schlichten Nutzarbeit, die er für die Sexualkorrespondenz leistet, durchaus nicht; nur trägt er nachher in der ‚Zukunft' etwas pastoser auf.

Neue Gesellschaftliche Korrespondenz

(Spezial-Nachrichtendienst.

Preis 3 Mark.

Berlin, 10. Juli 1908.)

Was ist bisher erwiesen? . . . Den städtischen Hausmeister Franz Dandl, der früher herrschaftlicher Diener war, hat Eulenburg um die Waden gefaßt, später ihm den Arm um die Schultern gelegt und ihn wegen seiner schlanken Schönheit gelobt. Den Matrosen (jetzt Bergmann) Trost hat Eulenburg als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Jahre 1898 in eins der Gespräche zu ziehen versucht, mit denen Homosexuelle ihre An-

‚Zukunft'

(25. Juli, 1. August 1908)

. . . Bewiesen, daß der Angeklagte den Diener Franz Dandl an die Waden gefaßt, ihm später den Arm um die Schulter gelegt und seine schlanke Schönheit gepriesen hat. Als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Sommer 1898 den Matrosen Trost in eins der Gespräche zu ziehen versuchte, mit denen Homosexuelle ihre Anbändelungen einzuleiten pflegen, und sich dem jungen Mann mit einer Frage näherte, deren unflätiger Wortlaut die öffentliche Wiedergabe nach unserem Strafgesetz unmöglich macht . . . . Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg dreimal versucht hat, Jakob Ernst zum Meineid zu verleiten: durch

näherungen zu beginnen pflegen, und ist dann mit einer Frage an ihn herangetreten, deren Unflätigkeit die Wiedergabe vor gesitteten Menschen unmöglich macht . , . . Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg selbst (durch einen Brief) und indirekt durch Vermittlung seines früheren Sekretärs Kistler, der sein Günstling geblieben und Hofrat geworden ist, versucht hat, den Fischer Ernst zum Meineid zu verleiten. —

(Eulenburgs Wahrhaftigkeit.) ... Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an Trost, morgens um 10 Uhr angetrunken gewesen sein und versuchte das mit der Behauptung zu rechtfertigen: »Auf Befehl Seiner Majestät gab es dort schon bei der Morgenmahlzeit starke Getränke«. Oberhofmarschall und Hausminister Graf August Eulenburg hat dann unter seinem Eid ausgesagt, morgens werde auf der »Hohenzollern« nur Thee und Kaffee gereicht und es sei »absolut ausgeschlossen«, daß morgens um 10 Uhr einer der Herren des Kaiserlichen Gefolges angetrunken sein könne ... Den Dandl will er an die Wade gefaßt haben, weil er »übel rieche«; doch ist festgestellt, daß er den Diener oft angefaßt, einmal beinahe umarmt und zärtlich angeredet hat, von üblem Geruche also nicht belästigt gewesen sein kann . . . .

einen Brief, den der Untersuchungsrichter in Starnberg fand; durch einen zweiten Brief, den Hofrat Kistler dem Fischer bringen mußte, aber nicht zurücklassen durfte; und durch eine Botschaft, die der von Philis Gnaden mit zwölf Orden geschmückte Hofrat auf seiner Lippe ins Fischerhaus trug. —

... Als er den Diener Dandl am Bein faßte, trieb ihn nicht etwa sinnliches Wohlgefallen, sondern der Wunsch, den schlecht riechenden Mann wegzuschieben; als er ihm später den Arm um die Schultern legte und Dandls schönen Wuchs rühmte, war der Geruch wohl verflogen. Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an den Matrosen Trost, morgens um 10 Uhr bezecht gewesen sein. »Auf Befehl Seiner Majestät gab es schon morgens an Bord eine kräftige Mahlzeit mit starken Getränken; da mein Magen mir Mäßigung im Essen gebot, hielt ich mich manchmal an die Getränke.« Oberhofmarschall Graf August Eulenburg beschwört, daß es morgens zwar, wie auf allen Schiffen, Fleisch und Fisch, an Getränken aber nur Tee und Kaffee gebe, und erklärt es für »absolut ausgeschlossen«, daß ein vom Kaiser eingeladener Herr der engsten Tafelrunde um zehn Uhr früh nicht mehr nüchtern gewesen sein könne. Genügts? . . .

Genügts? Wie man sieht, hat Herr Harden die Übersetzung aus seiner Sprache diesmal selbst und schon ein paar Wochen vorher besorgt. Immerhin vermag sich eine so markante sprachliche Individualität selbst dann nicht völlig aufzugeben, wenn sie bloß die Tatsachen serviert, auf die es ihr ankommt. Worte wie »der prächtige Starrkopf Dohna« (der Grobian Fürst Dohna) oder »die Lehmannkammer« (das Richterkollegium

unter dem Vorsitz des Herrn Lehmann) sind verräterisch. Vollends Sätze wie: »Er war sein Leben lang immer krank, wenn es ihm an den Kragen zu gehen drohte. Nach dem Tauschprozeß, nach Dohnas derb deutlichem Brief, als Herr von Holstein ihn brieflich einen verächtlichen Menschen genannt hatte, nach dem Berliner und dem Münchener Schöffengerichtsprozeß: immer. Aber er gilt auch jetzt nun einmal als krank; und hat schon erfahrenere Leute eingewickelt, als Gerichtsärzte zu sein brauchen.« Wenn das nicht schon einmal in der ‚Zukunft‘ gestanden ist, so könnte es ganz so in der ‚Zukunft‘ stehen. Es ist der Ton des sachten Warners, es sind die bedeutenden Wahrheiten des Herrn Harden, es ist selbst seine Interpunktion. Er hat für die Welt, die seine Feststellungen für Kulturarbeit hält, doppelt gearbeitet. Nur daß er nicht alles, was er für die Sexualkorrespondenz schrieb und was bloß zur stillen Belehrung der Tagespresse dienen sollte, in seine Revue übernommen hat. Denn auf dem blauen Zettel wird uns nicht nur keine Feststellung erspart, sondern es wird auch jede Möglichkeit einer neuen Denunziation, die zu neuer Anklage führen könnte, berücksichtigt. Der Hofrat Kistler in München ist noch nicht verhaftet: »will man wieder warten, bis die Bayern die Initiative ergreifen?« Die Fürstin Eulenburg ist in einer Moabiter Weinstube zwischen Anwälten gesehen worden: die Gefahr der Zeugenbeeinflußung liegt nahe. Der Fürst darf mit seinen Angehörigen sprechen: »Caveant consules!« Ein Kapitel über Eulenburgs Freunde: Herr Harden teilt mit, daß der bekannteste — er nennt den Namen — nicht nur ein Homosexueller, sondern sogar »nach Vieler Behauptung ein Zwitter« war. Dessen Neffe habe sich im seidenen Unterrock seiner Frau erhängt. Neue Details über Homosexuelle, die man schon kennt, neue Homosexuelle, von denen man noch nichts gewußt hat. Darunter der Graf Gobineau, mit dem verkehrt zu haben Herr Harden für besonders kompromittierend

hält. Zum Schlusse eine Mitteilung, von der die Zeitungen damals Gebrauch gemacht haben: »Denken Sie«, sagte der Kaiser zum König von Schweden über den Grafen W., »unser Edgar ist auch solches Schwein!«. »Wir geben diese so zutreffende wie drastische Äußerung wieder«, bemerkt die Korrespondenz des in allen Lebenslagen aufrechten Herrn Harden, »weil sie beweist, daß gesunde deutsche Männer noch den Mut haben, dieses ekelhafte, heute viel zu oft beschönigte Treiben der Männerjäger zu geißeln«. Kein Zweifel, Herr Harden hatte Material, die Korrespondenz beweist es. Kein Zweifel, er hat lautes Ärgernis gemieden, denn Korrespondenzen sind nur für den Gebrauch der Presse und nicht des Publikums bestimmt. Aber selbst wenn er alles ausgesprochen hätte, was ist, stünde sein Handeln noch immer über jenem, das er dem ‚Simplicissimus' zum Vorwurf macht, und er hätte recht, sich gegen einen Vergleich zu wehren. Denn wahrlich, er hat nicht die eigenen Familiengeheimnisse preisgegeben, sondern bloß die fremden!

Karl Kraus.

* * *

Glossen.

»Ein Nachmittagsschläfchen benötige ich nicht, wohl aber sitze ich durch einige Zeit ruhig im Sessel, wobei ich vermeide, die Beine hoch zu halten, weil dies nach einer Mahlzeit Kongestionen herbeiführen muß. Auch möchte ich noch bemerken, daß ich zu Mittag ausgiebig speise, abends aber nur sehr wenig zu mir nehme.« Wer hat den Mut zu solchem Subjektivismus? Wer darf so vor aller Öffentlichkeit über sein Innenleben Rechenschaft geben? Natürlich ein Schauspieler. Wagt es in Wien ein Schriftsteller, von seiner geistigen Verdauung zu sprechen, so wird dem Lesepublikum übel. Aber wenn unsere Tagespresse sich einen Feiertagsbauch anmästet, dann interessiert uns selbst die Frage, wie lange ein Wiener Theaterdirektor schlafen muß, »um geistig frisch zu sein«. Daß dieses Resultat bei manchen Wiener Persönlichkeiten tatsächlich erzielt wird, erfahren wir durch die Enquete, die

ein Weihnachtsreporter veranstaltet hat. Wenn Friede den Menschen auf Erden winkt, ist die journalistische Höllenbrut losgelassen. Die bekannten Persönlichkeiten sitzen beim Frühstück, da rennt ihnen einer die Tür mit den Fragen ein: »Wie lange schlafen Sie?« »Was ist fesch?« »Was halten Sie vom Theaterbesuch der Kinder?« Und mit jedem Jahr schwindet der Mut zum Hinauswurf. Der Feiertagsbauch, der außer Annoncen auch die gesamte Kultur der europäischen Gegenwart frißt, ist unersättlich. Daß sich ernste deutsche Schriftsteller dazu prostituieren, einer Horde von Wiener Sonntagskaffeehauslesern das geistige Futter zu liefern, und daß die zartesten Klänge deutscher Lyrik mit Vorliebe in dem Geschrei der entfesselten Leopoldstadt untergehen wollen, das ist nur ein Zeichen dieser Welt, deren Ton der Kommis angibt. Aber er verlangt mehr. Er will nicht nur, daß die Dichter Seil tanzen, er will auch, daß die Seiltänzer schreiben. Die Persönlichkeiten sollen sich auch in Branchen versuchen, die ihnen fremd sind. Der Bildungshunger der Masse ist unersättlich, und der Reporter tut, was er kann. Die bekannten Männer sollen zu Weihnachten nur ruhig erzählen, wie oft sie sich die Nägel putzen. Entziehe sich keiner der Frage! Er kann der beste Bürgermeister sein: er wird seinen Rüffel bekommen, wenn er nicht in der Weihnachtsnummer des Raubmörderblattes als Plauderer debütiert hat. Denn es ist unerläßlich, daß an den hohen Feiertagen ein Theaterdirektor sich darüber ausspreche, wie lange er schlafe, ein Bibelforscher darüber, was fesch sei, und ein Feldzeugmeister darüber, ob man Kinder ins Theater führen solle. Der Kommis muß das unbedingt wissen, und der Journalist ist dazu da, seinen Wissensdrang zu stillen... Nun werfe ich aber eine Bombe in die Gemütlichkeit, die auf Jahrzehnte Verwirrung stiften wird. Ich mache das Publikum darauf aufmerksam, daß an den authentischen Äußerungen der bekannten Persönlichkeiten bloß deren Unterschriften glaubhaft sein könnten und vielleicht nicht einmal in jedem Falle diese. Manchmal setzt der Belästigte seine Unterschrift unter das fertige Manuskript, das ihm der Reporter hinhält; gelesen hat er es nicht immer, geschrieben fast nie. Das Publikum hat nun ein einfaches Mittel, die Sache zu überprüfen. Wenn etwa Männer wie Bernhard Baumeister und Dr. Karl Lueger mit literarischen Arbeiten in der Wiener Presse vertreten sind und plötzlich versichern, daß sie »an« etwas vergessen haben, dann kann das

Publikum überzeugt sein, daß die literarischen Arbeiten in der Redaktion entstanden sind. Das ist ein untrügliches Mittel. Ich habe es in der letzten Zeit öfter und gerade gegenüber der Wiener Weihnachtsliteratur angewendet. Nur fürchte ich, daß das Publikum von der Presse so weit erzogen ist, selbst »daran zu vergessen«.

* * *

Wenn mir eines die Unzufriedenheit mit dem österreichischen Leben verleiden könnte, so ist es die Vorstellung, daß sie auch dem Herrn Hofrat Burckhard Freude macht. Und da muß ich bekennen, daß ich noch immer lieber einem alten Veteranen, der einen Säbel haben möchte, den Ernst kulturellen Strebens glaube, als solch einem Revoluzzer, der alles, was in ihm an einen österreichischen Hofrat erinnerte, dem Fortschritt preisgegeben hat und nichts davon zurückbehielt, als die Pension. Daß er jetzt auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters sexualfreiheitliche Erkenntnisse propagiert und den Familien der Börse zeigt, wie die österreichischen Komtessen vorschriftswidrig gebären, ist ganz im Stil jener intellektuellen Aufklärung, der ich aus tiefstem Herzen die Reaktion in ihrer lebensfeindlichsten Gestalt vorziehe. Im Sozialen wie im Sexuellen wird die Freiheit mit ihren Feinden fertig, ohne der Gemeinheit als einer Schiedsrichterin zu bedürfen; darum muß sie sich vor allem ihrer Freunde erwehren. Herr Burckhard ist einer von jenen, die sie mit Nachdruck ablehnt. Seine Geschicklichkeit, Probleme so zu verflachen, daß sie schließlich der Aufnahme in einen Volksbildungsverein würdig befunden werden, ist umso bedenklicher, weil hier die arische Assimilationsfähigkeit sich der Mittel bedient, über die sonst nur die angeborne Betriebsamkeit verfügt, und weil sie dabei auf den Schein naiver Herzhaftigkeit nicht verzichtet. Kein Typus des österreichischen Geisteslebens könnte weniger angenehm sein. Juristen, die bloß das Glück ihrer Ledernheit kennen, mag solche Verve begeistern. Bureaukraten mögen den Mann einen feschen Kerl nennen, Dirndeln mögen ihn ernst nehmen. Sonst aber ist ein thaufrischer Hofrat Varietégeschmack. Gegenüber dem Feuergeist von einem Studenten, der mit seinem Spazierstock Rolläden streift, ist ein Gewölbwächter eine ehrwürdige Figur. Ich denke, das Liebesleben unter den Aristokraten zu enthüllen, ist Herrn Burckhard nicht Herzensbedürfnis; er kann auch Einleitungen zu Buchhändlerkatalogen

schreiben. Er kann überhaupt viel mehr, als er ist. Man lese seine Revue des österreichischen Literaturlebens, und man wird sehen, daß immer noch mehr möglich ist, als man für möglich hält. Versteht sich, ich tat dem Manne unrecht, als ich kürzlich seine Entschuldigung, er habe auch ihm persönlich antipathische Autoren gewürdigt, auf mich bezog. Ich habe ihm durch diese Deutung vielleicht bei seiner Presse geschadet, und nichts liegt mir ferner, als einem gerade die Position zu untergraben, die er vermöge seines Naturells verdient. Ich muß ausdrücklich fesstellen, daß Herr Burckhard mir nicht die Schande angetan hat, mich neben den von ihm der Reihe nach aufgezählten österreichischen Analphabeten auch nur zu nennen. Ich bedaure, daß mir damals jener unvornehme Verdacht aus der Feder geflossen ist. Pfui! Aber damit Herr Burckhard hinter dieser ehrlichen Erklärung nicht am Ende doch ein verhaltenes Gefühl des Gekränktseins vermute, beeile ich mich, zu beweisen, wie töricht mein Verdacht war. Es gibt persönliche Antipathien, die dem gerechtesten Menschen und selbst einem Hofrat beim Verwaltungsgerichtshof eine unbefangene literarische Würdigung unmöglich machen. Ich hatte einfach vergessen, wie oft ich im Laufe der Jahre Herrn Burckhard bei der Kunst zu schaden versucht habe. Und jüngst fiel mir ein Blatt in die Hände, aus dem ich ersehe, daß ich schon vor elf Jahren, im Januar 1898, unfreundlich über Herrn Burckhards Theaterbefähigung dachte. In einer jener Chroniken, die ich damals für die ‚Wage' schrieb, finde ich diese Stellen:

». . . Wehmütig überblickt der Chronist noch einmal die sieben magern Burgtheaterjahre, die wir soeben überstanden haben. Rein, wie Herr Burckhard kam, geht er ein in den Staatsdienst, in ungetrübter theatralischer Ahnungslosigkeit verläßt er den Direktionssitz der ersten deutschen Bühne und wird dem Arme der Justiz überliefert, die ihn aber nicht etwa für das, was er dem Burgtheater angetan hat, strafen, vielmehr liebevoll aufnehmen will, nachdem sie ihn sieben schwere Jahre vermißt hat. Die Geschichte der Direktion Burckhard wäre als pikante Beilage zum Amtskalender zu schreiben, in welchem ja auch sonst gerne schnurrige Einfälle aller Art Aufnahme finden. Sieben Jahrgänge ließ er denselben Fehler unverbessert; »Max Burckhard — Direktor des k. k. Hofburgtheaters«; aber dieser Fehler war seltsamer Weise kein Druckfehler, und nicht die Hof- nnd Staatsdruckerei traf das Verschulden an dem Unsinn. Es ist die Geschichte einer Protektion.

Baron Bezecny ist seit etwa einem Jahrzehnt General-Intendant der beiden Hofbühnen, hat sich aber auch früher schon nie um Theaterangelegenheiten gekümmert. Da er außerdem Gouverneur der Bodenkreditanstalt ist, vereinigt Bezecny zwei gänzlich disparate Funktionen

in seiner Hand, und da er sich unermüdlich der Leitung des Finanzinstitutes enthält, kann er sich erst in zweiter Linie der Vernachlässigung der Hoftheater widmen. Da stand denn eines Tages Herr von Gautsch — er hegte schon damals heimliche Sympathien für die Czechen — im Zwiegespräche mit Baron Bezecny. Unser Ministerpräsident hat sich seit jeher so ausgiebiger Protektion erfreut, daß er bereits in jungen Jahren daran gehen konnte, selber zu protegieren. »Sie suchen einen tüchtigen jungen Menschen?« sagte Herr von Gautsch. »Nun, lieber Bezecny, da habe ich einen Schützling, den Sie sehr gut werden verwenden können.« Ach, Herr von Gautsch hatte sich das so schön gedacht. Sein Herzenswunsch, den Ministerial-Vizesekretär Max Burckhard in der Hypothekarabteilung der Bodenkreditanstalt untergebracht zu sehen, sollte nimmer in Erfüllung gehen. Burckhard kam zu Bezecny und wurde von ihm sogleich in ein künstlerisches Gespräch verwickelt. Der Ministerial-Vizesekretär, der sich die Aufnahmsprüfung viel rigoroser vorgestellt hatte, fand sich vor die Frage gestellt, ob er schon einmal im Burgtheater gewesen sei, und ob er die Klassiker kenne. Als er die zweite Frage bejahte, erhob sich Bezecny und erklärte, er sei aufgenommen, setzte ihm noch in Kürze seine Befugnisse auseinander, schärfte ihm ein, keine Neuengagements selbständig abzuschließen, und sprach von Tradition, Regiekollegium, Novitäten u. dgl. Der Ministerial-Vizesekretär kam nicht aus dem Staunen heraus, bedankte sich und erhielt am nächsten Tage den Kontrakt, der ihn an das Burgtheater berief. Man weiß, wie sich Burckhard, der als Direktionssekretär Proben einer so großen Unbeholfenheit lieferte, daß er bereits nach drei Monaten zum definitiven Direktor des ersten Kunstinstitutes ernannt werden konnte, in die neuen Verhältnisse hineingefunden hat. Nach etwa vier Jahren begegnete Gautsch dem Herrn von Bezecny und machte ihm bittere Vorwürfe. Dieser lehnte alle Verantwortung ab und beschuldigte den Minister, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, worauf wieder Gautsch ausrief: »Das soll einer ahnen, daß Sie auch Generalintendant der Hoftheater sind!« — Aber schließlich waren beide darüber einig, daß die Sache noch glimpflich abgelaufen sei, der Intendant versicherte, Burckhard habe ihn damals aus einer großen Verlegenheit befreit, und der Minister mußte zugeben, daß sein Protegé gut untergebracht sei, die Hauptsache bleibe ja doch, daß man überhaupt protegiert werde.

Der Fall stimmt aber auch zu ernsteren Betrachtungen. Es geht nicht länger an, daß Herr von Bezecny in seiner Hand zwei Stellungen vereinigt, weil dies zu fortwährenden Irrtümern führen muß. Wenn er die ihm unterstehenden Theater mit Juristen bevölkert, wie viele Bühnenmänner mögen unter seiner Leitung in der Allgemeinen österreichischen Bodenkreditanstalt verschwunden sein? Zur Zeit, als Burckhard den Direktionsstuhl bestieg, ist vielleicht ein dramaturgisches Talent ersten Ranges in die Hypothekarabteilung befördert worden, und jedenfalls hätte sich vor der Berufung des Ausländers Schlenther ans Burgtheater eine Revision in dem so naheliegenden Finanzinstitute empfohlen.

Herr Burckhard aber muß seinen Rücktritt als eine Erlösung empfinden. Er hatte sich keinen Moment wohl gefühlt, so sehr er auch

stets bemüht war, ein heiteres Gesicht zu machen. Anfänglich sehen wir ihn es mit einer Nachahmung Laubes versuchen. Weil nämlich auch Laube anfangs geirrt haben soll, nimmt er mit Eifer falsche Rollenbesetzungen vor und tut sich viel auf seine Mißgriffe zugute. Dann beginnt er den Geist des alten Burgtheaters anzurempeln, und legt sich eine Art zurecht, die durch die Abwechslung zwischen Hoftheaterwürde und Drahrertum verblüffen soll. Der alte Offenbach-Tric, der den Priester der Göttin »nur all'weil tanzen und singen und all'weil fidel« sein läßt, versagt seine Wirkung nicht, und Burckhard gewinnt sich durch sein originelles Auftreten viele Freunde. Mit dem Stößer möchte er durch die Wand der Tradition rennen, und er glaubt, die Klassiker aufzufrischen, wenn er Sonnenthal ermahnt: »Sie, auf d'Wochen missens den Kenig Lear spül'n — da gibts keine Würschteln!«, wenn er Herrn Robert bedeutet: »Sie, lieber Robert, net auf'n Oedipus vergessen — eh' scho' wissen!« oder Iphigenien-Wolter mitten im Parzenlied zuruft: »Tun S' Ihna nix an!« Seinen Schmerz, daß gerade er ausersehen war, die edelsten klassischen Kunstschätze zu hüten, sucht er im Tarockspiel zu betäuben, und aus Verzweiflung wird er schließlich Radfahrer. Weil er doch immer bemüht ist, mit dem Theater einigermaßen Fühlung zu bekommen, ermuntert er viele Tarockpartner, sich der Bühne zu widmen, und um den Nachwuchs besorgt, gewinnt er zahlreiche jüngere Radfahrer für das Burgtheater, das mit einem Mal in eine Bicycleremise verwandelt erscheint. Auf Touren, die er endlich auch mit sportkundigen Kritikern unternimmt, empfängt er Anregung zur dichterischem Schaffen. Aus dem Hofbeamten, der mit den Alluren der Ungeniertheit kokettiert, wird ein freiheitlicher Schriftsteller, der die Justiz geißelt; er läßt Stücke aufführen, die mit »Halt's Maul!« beginnen, und erhebt wuchtige Anklagen wider die herrschende Gesellschaft, die zumeist in die Worte ausklingen: »Ihr könnt's mi alle gern haben!« Am Ende hat ihm sein Liberalismus den Hals gekostet. Als er sich eben anschickte, ein ernster, vorurteilsloser und denkender Mensch zu werden, ereilte ihn die Kunde, er sei wieder dem Staatsdienste zugeteilt.«

Als aber Herr Burckhard dann in Pension ging, hatte er sich unter anderm den vollen Bezug der Vorurteilslosigkeit gesichert.

* * *

Noch gibt es Kämpfe, in denen die Geister aufeinanderplatzen. Man lese nur:

Im Verlaufe der gestrigen Sitzung des Abgeordnetenhauses ereignete sich folgender Zwischenfall: Abgeordneter Pergelt hatte auf einen Zwischenruf mit den Worten reagiert: »Wir sind auf die Juden nicht angewiesen, wir schenken euch die Juden!« Hofrat Kuranda, der während dieses Teiles der Rede nicht im Saale anwesend war, befand sich später unter jenen Abgeordneten, welche Dr. Pergelt am Schlusse seiner Rede beglückwünschten. Als Abgeordneter Kuranda nachträglich von dem erwähnten Ausspruche des Dr. Pergelt erfuhr, begab er sich in das Büfett und stellte dort den Abgeordneten Pergelt mit folgenden Worten zur Rede: »Ich habe dir gratuliert, in Unkenntnis der Worte,

die du über die Juden gebraucht hast. Ich nehme selbstverständlich diese Gratulation nicht nur zurück, sondern muß dir Folgendes sagen: Wenn Herr v. Stransky die schärfsten Angriffe gegen die Juden richtet, so lassen sie mich ebenso gleichgiltig, als wenn ein Mitglied einer Partei, welche den Judenpunkt im Programm hat, die Juden als Mitstreiter im nationalen Kampfe von sich weist; aber das hätte ich nicht erwartet, daß in einem fast solennen Momente der Generalredner der Deutschen und gerade der Deutschböhmen, ein Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei und ein so hochangesehener Mann wie du, in so wegwerfender Weise die Jahrzehntelange Mitstreiterschaft der deutschböhmischen Judenschaft verleugnet und auf ihre Mithilfe zu verzichten erklärt, in einer Rede, welche mit dem Appell an alle nichttschechischen Mitglieder des Hauses geschlossen hat, die Deutschen in Böhmen in ihrem Kampfe zu unterstützen. Wenn du die Namen auf den herabgerissenen Firmentafeln in Königinhof und in Laibach liest, so wirst du darauf fast keine anderen Namen finden als jüdische. Herabgerissen wurden diese Tafeln wegen des deutschen Bekenntnisses. Für das Deutschtum zu leiden ist uns erlaubt, der Rechtsschutz, der für die Deutschen gefordert wird, wird aber den für das Deutschtum leidenden Juden nicht gewährt. Ich kann nur auf das tiefste bedauern, daß gerade du es warst, der diese Worte gesprochen hat.« Dr. Pergelt erwiderte, es seien diese Worte in der Erregung gefallen. Seine Äußerung habe keine beleidigende Absicht gehabt. Man könne ihn nicht einer antisemitischen Gesinnung beschuldigen.

Ein ehrlicher Meinungswechsel zweier außerordentlicher Köpfe. Der eine hält das Deutschtum in Österreich, der andere außer diesem auch noch das Judentum in Österreich und das Deutschtum der Juden in Österreich hoch. Wenn es nun schon ein Kunststück ist, sich seit Jahren, wie Herr Pergelt tut, in der anstrengenden Lage der Deutschen in Österreich zu erhalten, ohne auf die Ministerbank zu fallen, so ist es noch viel anstrengender, als jüdischer Hofrat im Eisenbahnministerium, wie Herr Kuranda tut, für sein Deutschtum zu leiden und als deutscher Mann sein Herz auf dem gelben Fleck zu haben. Zwei bedeutende Männer. Der eine bewährt durch die ausdauernde Ruhe der deutschböhmischen Weltanschauung, der andere eines der aufgeregtesten Temperamente der Epoche. Es war ein fast solenner Moment, als der Redner, dem vermutlich auch ein Stenograph ins Büfett gefolgt war, auf die zerbrochenen Firmentafeln Mosis hinwies und in einem Tone sprach, als ob die saure Pflicht, für das Deutschtum zu leiden, mit dem bekannten Vergnügen, auf dem jüdischen Friedhof begraben zu werden, überzahlt wäre. Herr Pergelt entschuldigte sich und tat noch ein Übriges, indem er einem Interviewer seine Entrüstung über »eine derartige, die deutschen Juden in Böhmen verletzende Interpretation« bekundete. Herr Kuranda

ging befriedigt und aufgeregt von dannen. Die Lage der deutschen Juden in Österreich hat sich seit damals gebessert. Die Leute, deren Gewohnheit es ist, Firmentafeln ohne Unterschied der Konfession herunterzureißen, sehen ein, daß es noch einen höheren Beweis von Toleranz gibt: die Aussprache der Geister.

* * *

»Henkel hat, wenige Stunden, nachdem er den Mord verübt, den ‚Walzertraum' im Carltheater besucht! Dieser erst 22jährige Raubmörder muß ganz besondere Nerven haben . . .«

Gewiß, aber wenn er den Mord nachher verübt hätte könnte man dasselbe behaupten. Unter den vielen kaltblütigen Besuchern des »Walzertraums« muß schließlich und endlich einmal auch ein Mörder vorkommen. Das spricht nur für die Zugkraft einer Operette, und man mag es feststellen, auf die Gefahr hin, den Autoren der »Lustigen Witwe« damit nahezutreten, die vielleicht schon manchen Raubmörder entzückt hat, aber leider noch keinen, den man erwischt hat. Daß sich Diebe in Operettenvorstellungen einschleichen, ist ja bekannt. Und selbst die erwischt man erst, wenn die nächste Operette aufgeführt wird.

*

»Was Henkel den Tag über gemacht, weiß man im Hotel nicht. Er kam abermals gegen 2 Uhr nach Hause. Als ihn der Hotelier fragte, ob er ‚gedraht' habe, mußte er sich den Ausdruck erst erklären lassen und meinte dann: ‚nur ein bißchen'.«

Daß solche Details aus der Biographie der Mörder festgehalten werden, ist im vorliegenden Falle nicht unwichtig. Henkel ist bei der Frage des Hoteliers offenbar erschrocken und hat gemeint, jener wolle wissen, ob er gemordet habe. Wer »draht« — eines der sympathischesten Worte der Wiener Menschheit —, schlägt allerdings die Zeit tot oder reißt etwa noch der Welt eine Haxen aus. Oder er haut alles z'samm. Aber zu weiteren Gewalttätigkeiten kommt es nicht. Immerhin mußte die Frage einen norddeutschen Mörder in Verlegenheit bringen, und es wäre empfehlenswert, daß sich die Hoteliers im Interesse des Fremdenverkehrs eine mehr internationale Ausdrucksweise angewöhnen. Übrigens würde man fehlgehen, wenn man glaubte, daß ich mit dieser Bemängelung den Mord verteidigen will. Ich will nur sagen, daß ich die Vergnügungen des Wiener Nachtlebens noch mehr verdamme. Sie stehen sicher auf einem geistig niedrigeren Niveau, sind geräuschvoller und bereichern ihre Veranstalter auf eine weit

ordinärere Art. Wenn im Chorus der Volkssänger, Einjährigfreiwilligen und Wucherer die Bitte erklingt: »Weibi, Weibi, sei doch nicht so hart!«, wenn die Beißer und Schmeißer mit den Gläsern zu werfen beginnen und der gaunerische Prokurist eines Großhandlungshauses aufzustoßen beginnt: »Da hobbts — mein letztes Kranl«, in solchen Augenblicken begreife ich, daß man zum Mörder aus Geschmack werden kann. Man fühlt sich von einer dämonischen Macht getrieben, allen denen, die gröhlend versichern, daß das »Drahn« ihr Leben sei, dieses zu nehmen. Man hat einen Fremden zur Seite, den das vor Jahrzehnten ausgestreute Gerücht von einer graziösen Wiener Lasterhaftigkeit hiehergeführt hat, und man muß vor Scham in Grund und Boden sinken. Am Nebentisch erhebt sich einer mit den Worten: »Ah mais, au nom de chien, ca n'existe pas à Paris!« Nun, Herrn Henkel hat Wien wahrscheinlich nicht enttäuscht.

*

Der Chef des Wiener Sicherheitsbureaus, der im Gerichtssaal geweint hat, weil man ihn des Verkehrs mit einem tugendlosen Mädchen beschuldigte, der sich hiebei von Wucherern entlasten ließ und der später noch beweisen konnte, daß er auch den Verkehr mit Erpressern durchaus von der Gemütsseite auffasse, hat es notwendig gehabt, endlich auch wieder einmal von seiner Kaltblütigkeit reden zu machen. Zu diesem Zwecke sind sogar solche Raubmörder gut, die man nicht selbst erwischt. Verdienst bleibt Verdienst. Im gegebenen Falle, dessen prompte Erledigung man der Behörde eines befreundeten Staates verdankt, wird es einfach so formuliert: »Die für Wien ungewöhnliche Art des Mordes ließ den Chef des Sicherheitsbureaus, Regierungsrat .... (ich nenne den Namen nicht) vom Anfang an an der Überzeugung festhalten, daß das Verbrechen von einem Ausländer begangen worden sei ...« Und in drei Illustrationen hält das befreundete Blatt den Moment fest, wie er die Überzeugung festhält. Den Raubmörder selbst hielt leider der Chef eines ausländischen Sicherheitsbureaus fest. Man könnte weinen!

* * *

Ich habe eine fürchterliche Entdeckung gemacht: Das U[illegible]-Quartett lebt!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

DIE FACKEL

Herausgeber:

KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei	K 9.—
„ „ 18 „ „	„ 4.50
„ die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei	„ 12.—
„ „ „ „ „ 18 „ „	„ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

Verlagsgesellschaft München
G m b H
MÜNCHEN, Franz Josefstraße 9.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.



Maschinschreibarbeiten jeder

Vervielfältigungen liefert in nur erstklassiger
Marie Hoschna, Wien, VII. Mariahilferstraße

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange

---

Karl Borromäus Heinrich:

KARL ASENKOFER

Geschichte einer Jugend.

Zu beziehen durch den Verlag **Albert Langen,** München und durch
alle Buchhandlungen.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

KARL KRAUS:

Maximilian Harden

Eine Erledigung	**Ein Nachruf**	**Hardens**
Preis 60 h = 50 Pf.	Preis 60 h = 50 Pf.	Preis 60 h =

PROZESS VEITH

Preis 40 h = 40 Pf.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 270—271. 19. Jänner 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

In zweiter Auflage erschienen:

Sittlichkeit und Kriminalität

I. Band der Ausgewählten Schriften

von

KARL KRAUS

Broschiert — — K 7.20 = Mk. 6.—
Ganzleinen — — „ 8.70 = „ 7.25

Bestellungen auf das im Verlag der Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig, erschienene Werk nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der „Fackel", :: Wien, III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, entgegen. ::

Demnächst erscheint im unterzeichneten Verlag:

Die weltlichen Gesänge des Pfanzelter Gidi von Polykarpszell

-:- Herausgegeben von -:-

GEORG QUERI

Mit Umschlagszeichnung von **Karl Arnold** (München)

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.

Preis Mk. 1.50
eleg. kartonniert.

Verlagsgesellschaft München
G. m. b. H.
München, [illegible]

DIE FACKEL

NR. 275—71 19. JÄNNER 1909 X. JAHR

Grimassen über Kultur und Bühne.

Ein Feuilleton-Korrespondent, einer von jenen, die mit einer schweißigen Beobachtungsgabe aus dritter Hand unser Geistesleben im Ausland repräsentieren, beklagt in einer Münchner Zeitung den Wiener Komödiantenkultus. Nichts Neues habe ich zu solcher Armseligkeit zu bemerken. Es gibt Wahrheiten, durch deren Entdeckung man noch immer nicht mehr beweisen muß, als daß man keinen Geist hat. »Wohl dem Manne«, ruft er, »der (in Wien) Schauspieler-Histörchen zu erzählen weiß! Er wird rasch gesellschaftlich beliebt; kennt er aber sogar einen der Lieblinge persönlich, dann wird es ihm an Einladungen nie fehlen, und die Huld schöner Frauen ist ihm sicher«. Das wäre also ein ausgeleiertes Gedankenwerkel, wenn nicht die immerhin neue Auffassung mitspielte, wie man in Wien die Huld schöner Frauen erringt. Doch läßt sich über subjektive Vorurteile nicht streiten, und die Wahrheit, daß die verhätschelten Schauspieler »in den Grössenwahn hineingetrieben werden«, ist unbestreitbar. Bemerkenswert ist lediglich die Wahl des Beispiels, an dem die Erkenntnis demonstriert wird.

Welcher Wiener Komödiantentypus wäre wohl so recht bezeichnend für das Übel, auf das unsere Sozialkritiker ihr schärfstes Auge haben? Ich denke, es müßte einer sein, dessen Popularität ein Maß für den kulturellen Tiefstand der Gesellschaft wäre, die ihm übertriebene Ehren erweist, und Kunst und Begeisterung müßten zu einem Gesamtbilde des Ekels verschmelzen, das uns, wie aus dem Schaufenster

jeder Ansichtskartenhandlung, in höchster Vollkommenheit noch angrinste, wenn man einen Querschnitt durch die soziale Struktur machen könnte. Wir formen den Ausdruck unseres kulturellen Bewußtseins, und wir haben den Schauspieler, den wir lieben. Besehen wir die Figur, die beim Bleigießen unserer Lebenswünsche zustande kam. Bei Gott, wenn sie nicht einem Handlungsreisenden gleicht, dann gleicht sie dem Schauspieler, dem Dichter, dem Advokaten, dem Komponisten, dem Zeichner, den wir lieben. Aber es stellt sich heraus, daß sie alle, alle dem Handlungsreisenden gleichen. In Manufaktur oder Literatur, in Juristerei oder Musik, in der Medizin oder auf der Bühne — immer ist es der sieghafte Überkommis, der den »Platz« beherrscht. An dem unermeßlichen Wandel der Vorstellung etwa, die einst mit dem Namen Siegfried verknüpft war, mag man die Überlegenheit seines heutigen Trägers erkennen. Seine Haut hat auch nicht eine Stelle, die nicht hörnen wäre, und den Weg zum goldenen Hort kennt er besser als der andere, denn seine Platzkenntnis ist verblüffend. Mühelos hat er sogar den deutschen Leutnant verdrängt, der nach Sedan schlecht und recht den heroischen Ansprüchen des Publikums genügte, bis er in die Karikatur entartete, und es ist eine überholte Anschauung, die das deutsche Leben heute noch vom zweifarbigen Tuch verhängt glaubt. Nicht die es tragen, sondern die in dem Artikel reisen, sind nunmehr die Repräsentanten des Weltwarenhauses unserer Kultur. Der Offizier und der Beamte freilich haben noch etwas vorgestellt; der Kommis und der Redakteur empfehlen bloß. Gehört ihnen aber die Welt, so will es mich bedünken, daß ihnen auch die Bühne zu gehören habe. Wie hat sich das Leben verändert, seitdem »Gottes Segen bei Kohn« sich einstellte! Über unseren Tragödien senkt sich ein Vorhang, und schon erfahren wir, wo man die billigste Kunstbutter bekommt. Und dabei wird sie wahrscheinlich gar nicht erzeugt, sondern nur verkauft. Ehedem hatte

ein kleiner Schuster ein persönliches Verhältnis zu seinen Stiefeln; heute hat der Dichter keines zu seinen Erlebnissen. Es gibt keinen Erzeuger mehr, es gibt nur mehr Vertreter. Darum können wir ohne einen Girardi leben; aber wehe, wenn man uns den Herrn Treumann verhaften wollte!

Die erhabene Größe einer Natürlichkeit, die uns durch ein Augenzwinkern in eine Welt des Frohsinns versetzen konnte — nein, so tief hat sie nicht in ihrer Zeit gewurzelt, wie die Technik des tanzenden Kommis in der unseren wurzelt. Wir verzichten auf die erdgewachsene Kunst und schätzen, was am Platz begehrt ist. Jene geben wir an den Berliner Bazar ab, wo zwischen Hausrat und Schmückedeinheim gewiß zeitweise auch Leoparden verlangt werden. Girardi in Berlin — und uns begrüßt an allen Plakatsäulen das bedeutende Antlitz eines wiedereroberten Herrn Josephi. Das Mutteraug' hat ihn doch erkannt! Und wie würde es erst jenen flotten Geist entbehren, um den jetzt die Exekutionsbeamten mit den Enthusiasten raufen müssen? Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder! dürfte eine Girardische Betonung lauten. Hat dieser Götterliebling wirklich je so gut das Wiener Volkstum repräsentiert wie jener Ghettoliebling (wieder nur eine falsche Aussprache) die herrschende Engros-Kultur? Girardi hat nichts repräsentiert; er war. Aber die Engrossisten, für die heute Theater gespielt wird, wollen für ihr Geld auch etwas sehen, was einer nicht ist, aber was er eben kann. Der Kommis muß heute gesellschaftlichen Schliff haben, er muß perfekt Konversation führen, er muß tanzen können: sonst geht die Partie zurück. Die Töchter und die übrige Partieware an den Mann zu bringen, das ist Lebensinhalt. Das Theaterspiel, das immer nur eine Eskomptierung der Lebenswünsche bedeutet, hat an keine anderen Probleme zu rühren. Vor zwanzig Jahren noch saß eine Gesellschaft im Parkett, deren

Väter die Kaution in der Brust höher gehen fühlten, wenn der Leutnant, der Schwerenöter, auf der Szene erschien. Dann kam die Zeit der schweren Not, die Weber aßen Hundebraten und das Bürgertum rief: Die Kunst soll uns erheben, den Schmutz der Gasse habe ich zuhause! Endlich wird es wieder hell, verirrte Wünsche finden in den Hafen und zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Der tanzende Prokurist erobert sich lustige Witwen und Dollarprinzessinnen, er wird sich auch noch, der Schwerenöter, die Tochter der Firma Bachstelz & Bunzl erobern, die ohnedies schon nach einem Autogramm vom Fritz Werner fiebert, aber bisher mit einem Brief von Peter Altenberg vorliebnehmen mußte. (Dessen Pathos wahrlich seine eigene Unterschrift hat, wenn es sich auch öfter in der Adresse irrt, und dessen Humor zu dem Besten gehört, was wir heute nicht verstehen. Auch einer, den die Zeit in schlechte Gesellschaft gebracht hat; einer für sich und darum keiner für alle. Seine Trivialität wird gezüchtet, aber sein Unvergleichliches bleibt unbeachtet. Das Gesindel nimmt ihn nicht ernst, weil er heiter ist, und um ernst genommen zu werden, muß er mit dem Gesindel wetteifern. Bliebe er bei der Kunst, so würde sein Ton nicht gehört. Darum ist er gezwungen, unter die Abdominalpropheten zu gehen oder sich gar als Varieté-Messias zu verdingen.) Gott, wie fesch! rief Fräulein Isolde Bunzl, während der Dichter sie auf die adelige Seele hin untersuchte; Gott, wie fesch, rief sie, als die Devise aufkam: Der Zeit ihren Treumann!

Es war der Augenblick, da man das kolossale Defizit an Humor, das die moderne Salonoperette belastet, als einen Überschuß an Psychologie zu deuten begann. Unseren Feuilletonisten gelang es, den Viktor Leon für die Kultur zu retten. Sie waren nicht so ehrlich, zu bekennen: was sich da oben auf der Operettenszene abspielt, gefalle ihnen, weil es nach der Branche riecht. Nein, der Pofel, der es zu

Jubiläen brachte, weil die Volksseele jetzt der Hausiererfrechheit applaudiert, war ein Versuch zur Psychologisierung der Operette. Dem Dichter der »Lustigen Witwe«, dessen Einfluß auf das Geistesleben der Gegenwart ja unbestreitbar ist, wurde nachgesagt, seine biegsame Natur sei »halt von der Epoche langsam gemodelt worden«. Denn er habe den Stoff des »Attaché« nicht bloß genommen, sondern in eine exotische Sinnlichkeit getaucht und es sei ihm nicht so sehr um die Tantièmen, als um die »Enthüllung des Triebhaften« zu tun gewesen. In Herrn Treumann gar tanzte Dionysos selbst über die Bretter, die wieder eine lichtere Welt bedeuten sollten; wenn ich mich recht erinnere, wurde Nietzsche als Claquechef bemüht, und ich weiß nur, daß der Typus des Feintuchreisenden irgendwie als das Idealbild kommender Kulturen hingestellt wurde. Es war ganz die Meinung, die mich selbst erfüllt, wenn ich von unserem Theater auf unser Leben schließe; nur mit dem Unterschied, daß sie mich lebensüberdrüssig macht, während ein perfekter Feuilletonist alle Engel den dummen, dummen Reitersmann singen hörte. »Etwas so restlos Freies, Schwerloses, Schwebendes, das wie eine große Schönheit ist«, wurde damals an Herrn Treumann bemerkt, und die Fähigkeit, »einen erhöhten Zustand des Menschlichen zu geben«. Ohne Zweifel: um die Reste herunterzuholen, auf der Leiter zu schweben, und im nächsten Moment wieder unten zu sein und die Kundschaft zu bedienen, dazu ist schon eine gewisse Gelenkigkeit notwendig. Ob das aber gerade eine schauspielerische Fähigkeit bedeutet, mag zweifelhaft sein. »Vom Psychologischen läßt er nicht«, hieß es damals vom Herrn Treumann. Nein, das tut er nun einmal nicht. Weil er zum Beispiel eine eingelegte Ballade nicht singen kann, wie es die früheren Operettenhelden konnten, so wird er wohl oder übel zum »Menschendarsteller«: »er packt die ganze schöne Einlage, sprengt sie mit seiner Eifersucht aus-

einander, zerfetzt sie und wirft sie der Geliebten keuchend, stückweise, abgerissen ins Gesicht; er singt keine Ballade, er ist dazu im Augenblick nicht gelaunt . . .« Welch ein eigenwilliger Moderner! Er verschmäht die billigen Mittel einer angebornen Komik, mit der Andere arbeiten. Er hat keine Stimme, er hat Psychologie; er ist kein Sänger, er ist ein rasender Balladenschwengel. Auch findet seit langer Zeit bekanntlich ein Ausverkauf mit dem Worte »schlamperte Grazie« statt, und es schwebt mir dunkel vor, daß es zu den »abfallenden Schultern« jener gewissen müden Kulturen paßte und zu der »karessanten Sinnlichkeit«, die damals gleichfalls an Herrn Treumann beobachtet wurde. Es hieß, er sei »so lyrisch, daß sich alle Mädchen in ihn verlieben müssen«, und anderseits »so aus dem Geblüt geschmackvoll, daß er auch auf alle Männer wie eine Erquickung wirkt«, und ich erinnere mich, daß das Umkippen seiner Stimme in dem Ausruf »Njegus . . . Ge . . lieb . . ter, komm her« — beiläufig das Widerwärtigste, was ich je in einem Theater erlebt habe — in vielen Wiederholungen als ein Echo des Lebensrufes gepriesen wurde. »Und hat man's nur einmal von ihm gehört, dann sagt man's ihm tagelang alle Augenblicke unwillkürlich nach: Njegus... Ge . . lieb . . ter . .« Beneidenswert, wen die Gehirnqual dieser Lustigkeit, die das Wiener Publikum fünfhundertmal bestanden hat, zu einer neuen, rosigeren Weltbetrachtung stimmen konnte! Ich möchte mich aus solcher Gedankenwelt nach Hallstatt flüchten, um wieder Sprudelgeistern zu begegnen, und wenn ich dort einen Kretin fände, der Tag und Nacht seine Katze streichelt, ich fände den Glauben an die Menschheit wieder.

Aber diese wahrlich scheint den Lärm der Geistesarmut zu ihrem Glücke zu brauchen, und die tanzende Humorlosigkeit ist das, was sie heute auf der Bühne zu sehen verlangt. Hat schon einer einmal untersucht, welche Elemente es sind, die die unaussprechliche

Gemeinheit dieses neuen Operettenwesens zusammensetzen, und was im Grunde jene tobsüchtige Begeisterung in allen Kulturzentren bewirkt, auf welche die Erde mit einem Beben antwortet? Man bedenke, daß die charmante Pracht einer Offenbachschen Welt versunken ist, und daß sie einst mit allen ihren Wundern nicht entfernt das Entzücken verbreitet hat, das heute ein bosniakischer Gassenhauer findet, den ein Musikfeldwebel geschickt instrumentiert, oder die Erinnerung an den Tonfall, mit dem ein humorloser Komiker die Worte »Njegus, Geliebter, komm her!« spricht. Man bedenke, daß die Anmut Johann Strauß'scher Walzer nicht bühnenfremder war als die Kitschigkeit ihrer Nachahmungen. Man sage sich, daß die lieblichen Werke der Lecoque, Audran, Planquette, Sullivan heute durchfallen, wenn sie neu in Szene gehen; daß der echtesten Soubrettenleistung wie der der Zwerenz in einem Werk wie Suppés »Donna Juanita« der Schmarren einer »Försterchristel«, in dem die überschätzte Frau Niese ihre Varietétalente zeigt, hundertmal vorgezogen wird; daß kein Direktor es wagt, die guten Theaterstücke Millöckers, »Apajune«, »Gasparone«, »Vice-Admiral« auf dem Repertoire zu erhalten und alle die anderen, die schon durch einen gewissen Mehlzusatz dem musikalischen Geschmack des heutigen Wienertums entgegenkamen ... Kein Zweifel, diese Fülle von Wohlklang, Grazie und Humor hat sich überlebt. Wir mögen es glauben, daß die Zeit noch kommen wird, in der der Freudengenius eines Offenbach an die Seite Mozarts tritt: heute wünschen wir ihn von dem dürftigsten Walzerspekulanten verdrängt; und daß kein Ton jener Heiterkeit mehr aufkomme, die einst von den Namen Orpheus, Helena, Blaubart, Gerolstein und Trapezunt in unsere Herzen schlug, dafür sorgt der von der Mischpoche gemodelte Herr Viktor Leon. Man vergleiche nicht »Pariser Leben« mit der »Lustigen Witwe«; man höre nur ein paar Takte aus einer der unberühmten, stets verstoßenen

Operetten am Klavier, etwa das Lied vom heiligen Chrysostomus aus Offenbachs »Schönröschen«, und wenn man solchen Schimmer von den Reichtümern empfangen hat, die ehedem mit dem Tage verschüttet wurden, frage man sich, warum wir unsere Armut so hoch in Ehren halten . . . Der Grund von all dem: Die Welt wird vernünftiger mit jedem Tag. Wodurch naturgemäß ihre Blödsinnigkeit immer mehr zur Geltung kommt. Sie beschnuppert die Kunst auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt und wünscht ihn von allen Symbolen entkleidet. Darum hat sie das Märchen und die Operette in die ästhetische Rumpelkammer geworfen.

Die Funktion der Musik: den Krampf des Lebens zu lösen, dem Verstand Erholung zu schaffen und die gedankliche Tätigkeit entspannend wieder anzuregen. Diese Funktion mit der Bühnenwirkung verschmolzen, ergibt die Operette, und sie hat sich mit dem Theatralischen ausschließlich in dieser Kunstform vertragen. Denn die Operette setzt eine Welt voraus, in welcher die Ursächlichkeit aufgehoben ist, nach den Gesetzen des Chaos, aus dem die andere Welt erschaffen wurde, munter fortgelebt wird und der Gesang als Verständigungsmittel beglaubigt ist. Vereinigt sich die lösende Wirkung der Musik mit einer verantwortungslosen Heiterkeit, die in diesem Wirrsal ein Bild unserer realen Verkehrtheiten ahnen läßt, so erweist sich die Operette als die einzige dramatische Form, die den theatralischen Möglichkeiten vollkommen ebenmäßig ist. Das Schauspiel kann immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken seine Bühnenhaftigkeit durchsetzen, und die Oper führt durch die Inkongruenz eines menschenmöglichen Ernstes mit der wunderlichen Gewohnheit des Singens sich selbst ad absurdum. In der Operette ist die Absurdität vorweg gegeben. Hier klafft kein Abgrund, in dem der Verstand versinkt, die Bühnenwirkung deckt sich mit dem geistigen Inhalt. Im Schauspiel siegt das Schauspielerische auf Kosten des Dichteri-

schen, denn um uns zu Tränen zu rühren, ist es ganz gleichgiltig, ob Shakespeare oder Ohnet die Gelegenheit bietet; in der Oper spottet das Musikalische des Theatralischen, und die natürliche Parodie, die im Nebeneinander zweier Formen entsteht, macht auch den tatkräftigsten Vorsatz zu einem »Gesamtkunstwerk« lächerlich. Das Theater ist die Profanierung des unmittelbaren dichterischen Gedankens und des sich selbst bedeutenden musikalischen Ernstes; es ist der Hemmschuh jedes Wirkens, das eine »Sammlung« beansprucht, anstatt sie durch die sogenannte »Zerstreuung« erst herbeizuführen. Sophokles wird an dem Ausbreitungsbedürfnis des letzten Komödianten zu schanden, und die Andachtsübungen einer Wagneroper sind ein theatralischer Nonsens. Zu einem Gesamtkunstwerk im harmonischesten Geiste aber vermögen Aktion und Gesang in der Operette zu verschmelzen, die eine Welt als gegeben nimmt, in der sich der Unsinn von selbst versteht und in der er nie die Reaktion der Vernunft herausfordert. Offenbach hatte in seinen Reichen phantasiebelebender Unvernunft auch für die geistvollste Parodierung des Opernwesens Raum: die souveräne Planlosigkeit der Operette kehrte sich bewußt gegen die Lächerlichkeit einer Kunstform, die im Rahmen einer planvollen Handlung den Unsinn erst zu Ehren bringt. Daß Operettenverschwörer singen, ist selbstverständlich, aber die Opernverschwörer meinen es ernst und schädigen den Ernst ihres Vorhabens durch die Unmotiviertheit ihres Gesanges. Wenn nun der Gesang der Operettenverschwörer zugleich den Gesang der Opernverschwörer parodiert, so ergibt sich jene doppelwendige Vollkommenheit der Theaterwirkung, die den Werken Offenbachs ihren unvergänglichen Charme verleiht, weit über die Dauer jener politischen Anzüglichkeiten hinaus, auf welche die Nichtversteher seines Wesens den größten Wert legen. An der Regellosigkeit, mit der sich die Ereignisse in der Operette vollziehen, kann nur ein rationalisiertes Theaterpublikum

Anstoß nehmen. Der Gedanke der Operette ist Rausch, aus dem Gedanken geboren werden; die Nüchternheit geht leer aus. Dieses graziöse Wegspülen aller logischen Bedenken und dies Entrücken in eine Konvention übereinander purzelnder Vorgänge, in der das Schicksal des Einzelnen bei einem Chorus wildfremder Passanten die unwahrscheinlichste Teilnahme findet, dieses Aufheben aller sozialen Unterschiede zum Zwecke der musikalischen Eintracht, und diese Promptheit, mit der der Vorsatz eines Abenteuerlustigen: »Ich stürz' mich in den Strudel, Strudel hinein« von den Unbeteiligten bestätigt und neidlos unterstützt wird, so daß die Devise: »Er stürzt sich in den Strudel, Strudel hinein!« lauffeuerartig zu einem Bekenntnis der Allgemeinheit wird — diese Summe von heiterer Unmöglichkeit bedeutet jene reizvolle Gelegenheit, uns von den trostlosen Möglichkeiten des Lebens zu erholen. Indem aber die Grazie das künstlerische Maß dieser Narrheit ist, darf dem Operettenunsinn ein beträchtlicher erzieherischer Wert zugesprochen werden. Ich kann mir denken, daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu sehen bekommt, entscheidendere Eindrücke empfängt als von jenen Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antreibt. Vielleicht könnte ihm sogar das Zerrbild der Götter den wahren Olymp erschließen. Vielleicht wird seine Phantasie zu der Bewältigung jener Fleißaufgabe gespornt, sich aus der »Schönen Helena« das Bild jener Heroen zu formen, das ihm die Ilias noch vorenthält. Und er zieht aus der bukolischen Posse, die die Wunderwelt des »Blaubart« einleitet, mehr lyrische Stimmung, von dem spassigen Frauenmord mehr echtes Grauen und Romantik, als ihm Dichter bieten können, die es darauf abgesehen haben. Von dem Entrée eines Alcaden, den zwei Dorfschönen um seine Perücke herumdrehen, mag ihm das Bild der lächerlichen Hilflosigkeit in Erinnerung bleiben, wenn sich ihm einst die Kluft zwischen Gesetz und Leben öffnen sollte, und alle

Ungebühr in Verwaltung und Politik offenbart sich ihm schmerzlos in der Verwirrung, welche die Staatsaktionen der Operette zur Folge haben.

Eine Gesellschaft aber, die das Lachen geistig anstrengt und die gefunden hat, daß sich mit dem Ernst des Lebens mehr Geld verdienen läßt, hat den blühenden Unsinn der Operette zum Welken gebracht. Sie imponierte sich mit ihrer Pfiffigkeit, als sie die Unwahrscheinlichkeit einer Operettenhandlung entdeckte. Wie sollte es auch möglich sein, den im Verdienerleben unaufhörlich tätigen Verstand für einen ganzen Abend auszuschalten? Zudem ist der Feuilletonlektüre eine vordem nie geahnte Ausbreitung der Bildung gelungen, und diese läßt sich mit Schäferspielen und märchenblauen Unmöglichkeiten nicht mehr abspeisen. Der aufgeweckte Verstand hat den Unsinn entlarvt und seine Rationalisierung durchgesetzt. Was geschieht? Der Unsinn, der früher das Element war, aus dem Kunst geboren wurde, brüllt losgebunden auf der Szene. Unter dem Protektorat der Vernunft entfaltet sich eine Gehirnschande, welche die dankbaren Empfänger ärger prostituiert als die spekulativen Bereiter. Die alten Operettenformen, die an die Bedingung des Unsinns geknüpft bleiben, werden mit neuer Logik ausgestopft, und der Effekt läßt sich etwa so an, als ob jetzt die opernhafte Lächerlichkeit von einer Bande entfesselter Tollhäusler demonstriert würde. Die Forderung, daß die Operette vor der reinen Vernunft bestehe, ist die Urheberin des reinen Operettenblödsinns. Der Komiker, der keine Komik hat und sein Lied schlecht singt, muß freilich ein Menschenschicksal darstellen; wer aber ein Menschenschicksal darstellt, macht die Narrheit, dabei zu singen, erst komplett, und das Gedudel im Orchester setzt den Respekt vor einem Seelendrama wie der »Lustigen Witwe« beträchtlich herab. Doch die ernstgenommene Sinnlosigkeit auf der Bühne entspricht durchaus der Lebensauffassung einer Gesellschaft, die auf ihre alten Tage

Vernunft bekommen hat und dadurch ihren Schwachsinn erst bloßstellte. Und ihren Blößen die Stoffe zurechtzumachen, ist eine Legion talentloser Flickschneider am Werke. Der Drang, das Leben der musikalischen Burleske zu verifizieren, hat die Gräßlichkeiten der Salonoperette erschaffen, die von der Höhe der »Fledermaus« — des Übels Urquell — über die Mittelmäßigkeit des »Opernballs« in die geistige Niederung der »Lustigen Witwe« führen. Von der natürlichen Erkenntnis verlassen, daß ein phantastisches oder exotisches und jedenfalls ein der Kontrolle entrücktes Kostüm notwendig ist, um das Singen in allen Lebenslagen glaubhaft zu machen, und ahnungslos, daß ein singender Kommis im Smoking eine Gesellschaftsplage sei, wagt diese neue Industrie das Äußerste.

Aber sie darf es wagen. Denn ihrem Publikum dient die heutige Operette bloß als ein Vorwort zu den gröhlenden Freuden des Nachtlebens. Auf die weit aufgesperrten Mäuler der Volkssänger, die der Champagnerwurzen das Vergnügen durch den Trost »Es muaß ja net der letzte sein« erhöhen, will man durch den Theatergesang schonend vorbereitet sein. Vom Psychologischen lassen sie nicht. Und vielleicht erklärt uns ein Feuilletonist diesen protzigen Mangel an Genußfähigkeit als tiefere Bedeutung. Wir vermöchten sonst in dem Tasten nach einer rohen Gegenständlichkeit der musikalischen Genüsse nur jenen vollbusigen Geschmack wiederzuerkennen und jene Kolatschenweltanschauung, die jetzt mit dem Stolz der kulturellen Überlegenheit getragen werden. Die Wiener Operette hat sich mit dem Geist des Drahrertums verbündet und verzichtet auf das Opfer der Phantasie, das sie einmal ihren Genießern zugemutet hat. Ihre Entartung ins Volkssängerische, ihre neue Tendenz, dem niedrigsten Nachtlokalpatriotismus zu schmeicheln und die Welt als einen großen Guglhupf aufzufassen mit der Wienerstadt als dem einzigen Weinberl darin, ihre

Anbiederung an den Stefansturm, auf dessen Spitze Herr Gabor Steiner gedacht wird, wie er eine Schenkelparade der himmlischen Heerscharen inszeniert: diese ganze Entwicklung der Operette ins Walzerische und Drahrerische würde ihre Satire in einer musikalischen Burleske verdienen, wie sie Offenbach aus der Lächerlichkeit der opernhaften Gebärde geschaffen hat. Der Spott ergäbe sich umso müheloser, als die neue Operette auf der Höhe ihrer Verknödelung sich selbst des Operngestus bedient und einen Fünfkreuzertanz mit einem Posaunenfest der Instrumentation beschließt. Die Satire, die hier einzusetzen hätte, wäre eine vollkommene Rehabilitierung des wahren Kunstwertes der Operette. Nun kehrt sich die Parodie vom »Petroleumkönig«, die in einem Wiener Kabaret großen Zulauf findet, allerdings gegen die volkssängerhaften Allüren der modernen Ausstattungsoperette. Aber es ist hundert Vorstellungen gegen eine zu wetten, daß die Verfasser den Erfolg, den sie erzielen, nicht diesem Spott, der von geringer Dichtigkeit ist, sondern dem Interesse des Publikums an dem Objekt des Spottes verdanken. Da es zwei sind, die den Text dieser Parodieleistung zustandegebracht haben — jedem für sich wäre Witz nicht abzusprechen —, so wird das Publikum vielleicht in dem Glauben bestärkt, es handle sich um eine jener fürchterlich ernstgemeinten Operetten, denen es die Riesenerfolge bereitet hat, und es scheint entschlossen, auch dieser hier seine Ausdauer zu bewähren. Da sie besser ist als die anderen, wäre den Autoren ein solcher Lohn zu gönnen, und mindestens könnte, wer ihre Absicht durchschaut, den Librettisten und ihrem Komponisten raten, einmal Ernst zu machen und eine lustige Operette zu schreiben. Diesmal hatten sie den kunstwidrigen Einfall, die alten Operettenformen zu verhöhnen, um ihre modernen Mißbraucher lächerlich zu machen. Aber das Publikum freute sich sogar an jenen wieder und lachte über einen komischen

Diener, der im Hintergrund die Gebärden seines Herrn mitmacht, ohne zu merken, daß diese Komik tiefere Absicht sei, nämlich ein Spott auf die Komik. Das Publikum lachte unrichtig, und daraus können die Librettisten die Lehre ziehen, daß sie es das nächste Mal genau so machen sollen. Sie hatten den Vorsatz, den »Operettenblödsinn« zu geißeln. Was jedoch ausschließlich gegeißelt werden soll, ist das blödsinnige Streben der heutigen Operette, sich einen Sinn beizulegen, der den Blödsinn ins Unmittelbare rückt, ihre Tendenz, den Mangel an Komik durch Logik wettzumachen und die Stelle, auf der ein Sänger stehen sollte, mit einem Psychologen zu besetzen. Aber Konsequenz der Charaktere und Realität der Begebenheiten sind Vorzüge, zu denen nicht erst Musik gemacht werden muß. Daß ein schlafendes Liebespaar von einem Polizistenchor nicht geweckt wird, ist in der Welt der musikalischen Unberechenbarkeit durchaus möglich, und die Wahrscheinlichkeit, daß es im Leben geschieht, ist die wertlose Erkenntnis einer rationalistischen Satire, die sich nicht zu hoch über das Niveau jenes intellektuellen Publikums erhebt, dem die konkrete Albernheit der modernen Operette ihre spottwürdigen Triumphe verdankt. Ich fürchte, wenn dieses Publikum bei der fünfhundertsten Aufführung des »Petroleumkönig« erfährt, daß er eine Parodie sei, wird's bei dieser Aufführungsziffer sein Bewenden haben.

Was mich an dem Enthusiasmus für die Operettenschande am tiefsten berührt, ist die demokratisierende Wirkung, die von ihr auszugehen scheint. Man gewahrt eine förmliche Lust, sich mit Helden und Schicksalen der neuen Operettenwelt zu encanaillieren, und eine Gesellschaftsschicht, die gewiß ihrer Dienerschaft winkte, wenn befrackte Kommis mit roten Schweißtüchern in ihre Salons eindrängen, läßt sich von diesen ihre Liebesabenteuer und Eifersuchtsszenen keuchend, stückweise, abgerissen vor-

singen. Es herrscht eine Neugierde nach den Privatangelegenheiten der Kommis, die einen Menschen, der nach zwanzig Jahren wieder einmal in eine Operettenvorstellung kommt, geradezu peinlich berühren muß, und wenn so ein koscherer Schwerenöter mit den Worten des Meisters Leon versichert: »So eine Depesche ist oft fatal — o Elektrizität! — Es gibt Zeiten, wo man wünschte — daß man dich nicht erfunden hätt'!«, so ruft ein den besseren Ständen angehörendes Publikum nicht »Hinaus!«, sondern tobt vor Begeisterung. Es gibt keine gesellschaftlichen Vorurteile mehr. Das Interesse des Publikums für die Intimitäten der Operettengestalten wäre auch heute entschuldbar, wenn Stumpfsinn und Gemeinheit nicht ohne hinreichende musikalische Bedeckung sich hervorwagten und vor allem in der bizarren Tracht entfernter Länder oder Zeiten. Unbegreiflich ist, daß wir in der sozialen Nähe der Salonoperette den Insult ihrer Zumutungen nicht spüren. Und es ist dann nur natürlich, daß wir unser Interesse für die unvermummten Träger der Handlung auch auf ihr Leben außerhalb der Bühne erstrecken. Der Naturalismus des singenden Kommis erleichtert die Identifizierung mit der Privatperson des Darstellers, und unser Schauspielerkultus, der ehedem ein gerechter Lohn der künstlerischen Persönlichkeit war, ist bloß die Konsequenz einer einmal übernommenen gesellschaftlichen Verpflichtung. Ihr unterwerfen sich selbst jene Kreise des Publikums, von denen man annehmen müßte, daß sie in einem Bankbeamten, der tanzen kann, noch nicht den Gipfel der kulturellen Entwicklung erblicken. Daß aber jene Schichten, die heute die Theaterwerte kotieren, nicht anders denken, ist begreiflich. Die Popularität des Herrn Treumann unterliegt keinem Zweifel; seine Anhänger sind über die ganze Welt zerstreut. Überraschend ist freilich, daß das Pathos, mit dem sie sich zu ihm bekennen, bis zu revolutionären Stimmungen sich steigern kann. Das Schicksal eines Sängers, der so verzwickte Kontraktbrüche begeht, daß die

Jurisprudenz versagen muß, weil sie nicht genug Mathematik gelernt hat, und daß sie sich nur mit der einstweiligen Verhaftung helfen kann, mag die Theatertinterln und Freikartenschnorrer eines Kaffeehauses immerhin alterieren. Daß sich aber dieses Interesse bis zur Einmengung in eine Amtshandlung, Gewaltanwendung gegen die Schergen des Exekutionsgerichts und bis zu flammenden Reden der studentischen Jugend steigern kann, ist ein erfreulicher Beweis, daß in Wien der Kulissenklatsch die politische Begeisterung noch nicht ertötet hat und daß diese jederzeit mobil zu machen ist, wenn es den Kulissenklatsch gilt. Was wiegt die Erinnerung an den Einzug der Wache in das Parlament gegen dieses Erlebnis! Unvergeßlich bleibt der Augenblick, da ein Tarockspieler die Meldung brachte: »Das Kaffeehaus ist von Polizei besetzt!« Als aber gar einer der Anhänger des Herrn Treumann den Ruf ausstieß: »Es lebe die Freiheit!«, bezog diesen einer der Direktoren, denen der Mann die Treue hielt, auf den Eintritt in die Vorstellung und verteilte auf der Stelle siebzig Freikarten. Hätte er Messina aufgebaut, der Jubel einer Welt hätte den Tumult der Dankbarkeit nicht überbieten können, den solche Hochherzigkeit auf dem sicheren Wiener Boden errang. Aber warum duldet der schweigend? Warum stellt sich kein Erdstoß ein, der uns künftig eine Zeitungsnachricht ersparte wie die, ein Theateragent habe dem Volke zugerufen: »Hier ist er! In Freiheit vorgeführt!«. Warum wurde uns nicht durch ein rechtzeitiges Elementarereignis der Anblick jenes Konterfeis entzogen, das einen kaiserlichen Rat und Hoflieferanten darstellt, wie er eben damit beschäftigt ist, bei der versuchten Verhaftung des Herrn Treumann dabei zu sein? Für die versuchte Verhaftung wird sich die Polizei vor den Billardspielern zu verantworten haben. Aber warum erbarmt sich nicht die kleinste Pestilenz und verhindert uns, Bulletins über den Gesundheitszustand, über Lektüre, Wäschebeschaffung, Aufregungszustände des Häftlings

zu empfangen? Warum, warum! So sind wir den entfesselten Zeitungsgewalten hilflos preisgegeben. Was ist der Mensch! Und nichts erinnert an die gelinderen Schrecken der Natur als höchstens die Tatsache, daß bei solchen Gelegenheiten Weiber zu Hyänen werden. Mehrere Damen benützten nämlich das Gedränge, das bei der versuchten Verhaftung entstanden war, um die Tränen des Herrn Treumann zu trocknen und für ihn zu weinen, und eine Meldung besagt sogar, daß sie sich zwischen den Liebling und die Staatsgewalt geworfen haben. Das war das einzige Moment, welches über die Interessen einer Staatsaktion hinaus an das Walten der Naturmächte erinnerte. Aber sie sind blind; und ich möchte es bezweifeln, daß der Liebling für die Damen eingetreten wäre, wenn die Polizei sie wegen Einmischung in eine Amtshandlung verhaftet hätte . . .

Ohnmächtig stehen wir den Katastrophen der Kultur gegenüber und wenn uns der Schrecken des Überstandenen und die Angst vor der Wiederholung die Ruhe des Rückblicks gönnen, dann sehen wir, wie sich das Bild dieser Stadt verändert hat, seitdem sie sich den Zwischenhändlern des Geistes übergab. Sind dies die oft beklagten Exzesse des Schauspielerkultus? Sind es nicht vielmehr Ausbrüche jenes Selbstbewußtseins einer angelangten Kaste, die an ihrem Weltbesitz nicht rütteln läßt und selbst noch das Recht, das dem Einzelnen widerfährt, als ein Unrecht gegen ihre Gesamtheit abwehrt? Das Theaterinteresse mag dem Komiker zu Hilfe eilen, aber die Bedrängnis des Kommis ruft jene große Solidarität herbei, die vor einem Schuldturm so pathetisch wird wie vor einer Teufelsinsel. Das sind nicht mehr die Auswüchse eines Kultus, das sind die Zeichen einer Kultur. Wenn aber der tiefe Sozialkritiker, dessen Geist ich am Eingang dieser Betrachtung zitiert habe, in der Schauspielerverehrung unsern ganzen Jammer sieht, wohl ihm. Und wenn er behauptet, der Inbegriff dieses Jammers sei die Ver-

ehrung für — Alexander Girardi, so ist wahrlich der Jammer größer, der jedem Feuilletonkommis Druckerschwärze an die Hand gibt, um den Glanz eines Künstlernamens zu beschmieren. Er hat, man glaube es nur, er hat wirklich Girardi gemeint! »Es gab nur Girardi-Stücke mit Girardi-Rollen«, klagt dieser Theaterkenner und freudig stellt er fest, daß nach dem Abgang des seltenen Menschen, dem eine Stadt den Humor eines Vierteljahrhunderts verdankt, »die Operette befreit aufatmet«, daß sie »ohne und gegen Girardi ihre Welterfolge errang« ... Und das ist schließlich die Wahrheit. Girardi war ein großes Beispiel für die schöpferische Möglichkeit des Schauspielers, und sein bloßes Dasein vermochte von der Nichtigkeit der literarischen Produktion abzulenken, die ihm das Stichwort gab. Nun verlangt aber diese Nichtigkeit Beachtung. Die Leere möchte nicht mehr bloß Spielraum einer Persönlichkeit sein; die Gemeinheit will um ihrer selbst willen geliebt werden. Solchem Anspruch ordnen sich die Nullen des Operettentheaters unter. Dekorateure und Tänzer sorgen vorerst dafür, daß das Publikum den Ausfall an schauspielerischem Vermögen nicht merke. Dem Zug der Künstler zum Varieté entspricht die Verpflanzung boxender Känguruhs auf das Theater. Es gibt keine Girardi-Stücke mehr, aber es gibt Girardi-Stücke ohne Girardi, und da die Welt den Blödsinn ohne den Kommentar der Kunst verständlicher findet, so atmet der Blödsinn befreit auf und erringt seine Welterfolge. Die alte Theaterliebe verfolgte den Schauspieler ins Privatleben, aber der Mißbrauch, der die Person umlärmte, gehörte zum guten Brauch, die Persönlichkeit zu verehren. Und die Passion der Menge, dem Wagen eines Künstlers die Pferde auszuspannen, schien das natürliche Verhältnis der beiderseitigen Bestimmungen wiederherzustellen. Heute ist sie noch viel bescheidener geworden; sie wiehert schon begeistert, wenn ein Pferdehändler im Wagen sitzt.

Karl Kraus.

* * *

Girardi.*)

(»Mein Leopold«, Thalia-Theater.)

Du bist ein Sager, — kein Gestalter.
»Mein Leopold«, singst du, »mein Soooohn« ...
Bis in mein Wackel-Greisenalter
Denk' ich an diesen Menschenton ...

Das Publikum, vom Klang durchschauert,
Fühlt dennoch den Effekt nicht prompt;
Es bleibt erwartend, sitzt und lauert —
Und fragt sich, ob es balde kommt.

Zwei Akte durch gibst du dann, außer
Dem einen Klang, nicht allzuviel;
Du zeigst (im Wohlstand und als Hausherr)
Halb tonlos ein markiertes Spiel.

Das Geld zerrann. ... Du bist jetzunder
Flickschuster, greisend vor der Zeit ...
Ein lächelnd-stilles, weißes Wunder;
Armselig und gebenedeit.

Du hämmerst mit den alten Händen —
Und zwingst auch Den, der Manches kennt,
Von dir die Blicke wegzuwenden.
Das Haus ist totenstill ... und flennt.
— — — — — — — — — —

Magst keine Mätzchen, keine Schlager.
Ein Menschenmeister wandelt hier.
Bist ein Gestalter und ein Sager —
Dein Schuster war der König Lear.

Es ist ein Stück von unsrem Leben.
Ich fühl's, im Innersten gepackt.
Die großen Italiener geben
Nicht mehr als du in diesem Akt.

Alfred Kerr.

---

*) Diese feine und einprägsame Theaterkritik eines Berliner Schriftstellers, die schon vielfach zitiert wurde, verdient auch hier ihren Platz.



Schlafwandler.*)

Von **August Strindberg.**

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben im Schlaf gehen; weckt man sie, werden sie böse, drehen sich um und schlafen wieder ein. Sie leben wie Pflanzen und schlafen wie Pflanzen.

Um einen Versuch zu machen, will ich das Wort lügen gegen dichten austauschen; vielleicht ist die Gleichung auf diese schönere Art leichter zu lösen.

Sie haben sich eine Art Weltanschauung gedichtet, wie sie eine Libelle haben könnte; in Sonne und Luft schwebend, aber in einem Sumpf geboren, fliegen sie stoßweise dahin, bleiben niemals sitzen, halten aber zuweilen still, während sich die Flügel bewegen, vielleicht back gebraßt, da der Flug nicht vorwärtskommt; dann rücken sie wieder vor, halten wieder still. Sie suchen beständig etwas; das ist jedoch nicht Raub, vielleicht ein Vergnügen, eine Kleinigkeit, nichts. Unbeständig, ohne ein fernes Ziel, zufrieden nur, wenn die Sonne scheint; kommt aber eine Wolke und sprüht Regen, dann verbergen sie sich und hocken unter Blättern; die Lebenslust ist fort, alles wird dunkel, und wenn die Sonne untergeht, so sterben sie.

Sie stellen keine anderen Forderungen ans Leben als Speise und Trank und Vergnügen, denn »morgen werden wir sterben«. Schuld können sie nicht empfinden, denn alles Moralische ist ihnen gleichgültig wie der Fliege. Sie verstehen nicht, wenn sie Unrecht tun, und immer schieben sie die Schuld auf einen andern. Sie dichten sich einen Charakter an, der hell und freundlich erscheinen soll; aber im Innersten sind sie schwermütig; das zeigt sich, wenn sie allein sind, dann denken sie immer an Selbstmord.

Zuweilen, wenn es ihnen sehr gut geht, gebrauchen sie das Wort: der gute Gott. Geht es ihnen

*) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

schlecht, werden sie böse und glauben an böse Mächte, verstehen aber nicht Hilfe bei dem guten Gott zu suchen.

Alles, was sie wünschen, dichten sie in Wirklichkeit um; alles, was sie wollen, wird Wahrheit; alles, was unbequem oder unangenehm ist, ist nicht wahr. Sie können sich eine ganze Lebensgeschichte andichten; daß sie von Karl dem Großen oder August von Sachsen abstammen. Ich weiß von einer, die sich einbildete, sie sei Russin, obwohl sie Finländerin war; schließlich stammte sie von Matthias Corvinus, der polnisch gewesen sein soll. Ich kann nicht sagen, daß sie log, denn sie glaubte daran; hielt es für wahr, obgleich sie es gedichtet hatte.

Eine solche Dichterin über eine Tatsache aufklären, ist unmöglich, falls diese Tatsache im Geringsten unangenehm ist. Ihr eine richtige Ansicht über einen Tatbestand beibringen, ist ebenso unmöglich, falls nicht Leidenschaft oder Interesse zufällig dieselbe Richtung einschlagen.

Wenn einer von ihrem Hofkreis einen Bubenstreich begangen hat, so leugnet sie zuerst die Tatsache: »Es ist unmöglich!« Wenn es keine Hilfe mehr gibt, verteidigt sie ihn. »Er ist im Grunde ein guter Mensch, und ihr seid nicht ein Bischen besser!« Es endet damit, daß wir alle Schurken sind und dort sitzen müßten, wo er sitzt.

Sie ist dreißig Jahre alt, hat ein Kind, aber sie dichtet sich jung, spricht von ihrer Jugend; oft ist die allerdings geplündert vom Mann, der nichts zu plündern fand, als sie vierundzwanzig war.

Sie kann sogar noch jungfräulich sein, obgleich sie ein Kind bekommen hat; ja, sie weiß nicht, wie das Kind entstanden ist . . .

Sie vergißt eine vergangene Tatsache, die reichsbekannt ist; aber die hat sie ausgestrichen, die hat nie existiert, die ist ganz einfach Lüge oder weniger als Lüge.

Sie beschäftigt sich immer mit den Schicksalen

der Menschen; schlagen die Gekränkten aber zurück, so beklagt sie sich über deren Bosheit und Rachgier. Sie selber kann nicht dahinter kommen, daß sie unrecht getan hat.

Einmal weckte er sie, indem er das rechte Wort für ihren Charakter und ihr Betragen benutzte. Da erwachte sie, flog aus dem Zimmer wie ein wilder Vogel, ging davon. Er ließ sie gehen.

Sie dachte, er werde ihr nachkommen; das tat er aber nicht. Da kam sie selber, aber nicht wie eine Flehende, sondern wie eine Königin, um die Huldigung entgegen zu nehmen. Die Huldigung blieb aus. Da verlor sie den Verstand zwei Tage lang.

Er erbarmte sich über sie. Aber sie konnte nur wieder aufgerichtet werden, wenn er sich ihr reuevoll wieder näherte. Es war ein großes Opfer, aber er brachte es um des Kindes willen. Da bekam sie »ihren Verstand« wieder und verzieh ihm, nachdem sie die Bedingungen diktiert hatte: Er solle nett sein; das heißt, sie gewähren lassen, wie sie wollte; und er sollte nicht harte Worte gebrauchen.

Harte Worte fürchtete sie am meisten von allem, denn die weckten sie. Die wirkten wie Dynamit auf ihr versteinertes Herz und Gefühl. Und was sie »den Verstand verlieren« nannte, war gleichbedeutend mit: den Verstand wieder bekommen, zum Bewußtsein erwachen, sich im Spiegel sehen, sich selber erkennen.

Ihr Ich glich einem Ballon aus Seide, der beim geringsten Riß zu Boden fallen konnte. Daher ihre Furcht vor Ecken und Spitzen.

Sie liebte das Feine. Das bedeutete: laß mich gewähren, widersprich mir nicht, sonst zerstörst du mein Netz aus Spinngewebe, mit dem ich dich gefangen halte.

Dann schlief sie wieder ein, begann ihre Vorstellungen von ihrer Jungfräulichkeit, der geplünderten Jugend, der Geberin, die ihm alles gegeben (wo nichts zu geben war); der Gläubigerin, der ein-

gesperrten Sklavin (die frei ging und kam); dem unterdrückten Weib, das keine eigene Meinung haben durfte, dem er die Lebensfreude geraubt hatte.

Jedes fünfte Jahr weckte er sie mit einer Dynamitpatrone. Dann aber schlief sie wieder ein. Und dann begann sie wieder aus demselben Sprachvorrat zu fabulieren. Dreißig Jahre lang dichtete sie ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte, ihre Ansichten, ihren Geschmack, ihre Religion. Da war sie fünfzig geworden, hatte Hauer im Mund, Muskeln und Fett in Überfluß, graues aber gefärbtes Haar, das nach Talg roch. Sie war alt, und wußte es nicht.

Sieh meine Zähne, sagte sie. Ich habe noch alle. (Aber einer war künstlich, mindestens einer.)

Sie ging mit bloßen Armen auf die Hochzeit ihrer Tochter und machte selber den jungen Herren den Hof. Zeigte ihr schönes Haar, das jetzt weiß war unter dem Schönheitsmittel.

Bald darauf starb der Mann; ermordet, kann man sagen. Da fiel sie zusammen und ward ein altes Weib. Es war des Mannes »Lebensprana«, von dem sie gelebt hatte, ohne es zu wissen; und es war, als nehme er, der im Grabe lag, sein Eigentum zurück, um die Auflösung aufzuhalten.

Jetzt ist sie fünfundfünfzig, kokettiert aber noch immer (zeigt Zähne und Haar). Sie ist noch nicht erwacht, und scheint nicht eher erwachen zu können als im Tode.

Zuweilen, wenn sie traurig ist, besucht sie mich zur Mittagszeit, bleibt eine Stunde und lügt mir vor; dichtet, hatte ich zu sagen versprochen.

Sie spricht meistens davon, wie undankbar die Welt gegen sie sei, die einem schlechten Mann eine gute Gattin gewesen, eine vortreffliche Mutter, wohlgesinnt, aufopfernd, besonders gegen den, der »ihre Jugend geplündert«.

Balzac hat den Typus in »L'art d'être martyre (Petites misères de la vie conjugale)« geschildert, trotzdem er nicht verheiratet war.

Was ist denn das für ein menschenähnliches Wesen, von dem der Mann nach einem Zusammenleben von dreißig Jahren sagen konnte: »Da ist nicht ein menschlicher Zug zu finden!« Wenn sie Teilnahme zeigt, geschieht es, um etwas zu gewinnen; weint sie, will sie ein Kleid oder einen Ring haben; lacht sie, so benutzt sie die Gelegenheit, um die Zähne zu zeigen; ist sie wirklich einmal zugänglich für eine tatsächliche Auskunft, ist es aus Falschheit und Schöntuerei. Sie versöhnt sich nur, wenn man Besuch erwartet; sie liebt nur ihre Kinder, weil sie die Aussicht auf ein heiteres Alter hat, in dem sie nicht allein zu sein braucht; vom Mann wollte sie sich nicht scheiden lassen, weil sie eine Wohnung haben mußte, in der sie empfangen konnte; und sie hätte ihn längst gemordet, wenn sie nicht gefürchtet, die Pension zu verlieren.

Nichts war bei ihr ganz wirklich. Ihre Ergebenheit glich Ergebenheit, ihre Freude erinnerte an Freude, war aber böse; ihre Trauer besaß eine entfernte Ähnlichkeit mit Schmerz. Es waren nur Gleichnisse.

Sie verstand nie, was er meinte, sondern faßte es auf ihre verkehrte Art, nach ihrem Interesse. Ich verstand nie, was sie sagte, denn sie muß Antiphrase benutzt, das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie dachte. Sie gebrauchte niemals die reinen einfachen Worte ja und nein; sie wich ihnen aus wie einer Falle, denn sie glich dem Tier eines Jagdgrundes, das überall Fallen sieht. Sie selber aber knüpfte Schlingen mit Worten. Sie verwandelte einen freien Vorschlag in ein festes Versprechen, sie stahl Blicke als Beifall, verwandelte ein Nicken in einen Revers; bot ihre Dienste an, um später die Rechnung senden zu dürfen.

Der Mann sagte einmal: Wenn mich, ihren Gatten, nach dreißig Jahren jemand fragt, mit wem ich verheiratet gewesen bin, kann ich nur antworten: das weiß ich nicht! Ich habe dieses Weib nie ge-

kannt! Wenn ich manchmal nachts erwachte, mußte ich nachdenken, wen ich neben mir habe. Wenn sie schlief, existierte sie nicht! Aber ich war an sie gebunden; sie wuchs auf mir, nahm ihr »Prana« aus mir. Ich muß ihr einige Eingeweide von mir gegeben haben; wenn sie fortging, schmerzte es in mir, ich konnte nicht atmen oder verdauen, ehe sie nicht mit meinen Eingeweiden zurückkam. Sie gebrauchte wohl einen Spiegel, aber nur für das Äußere; und wenn ich zuweilen den anderen Spiegel vor ihr Inneres hielt, entsetzte sie sich; ihr Gesicht bekam Krämpfe wie das des Fuchses, wenn der Jäger ihn überrascht. Sie verdrehte die Augen, verwandelte ihre Züge, daß sich eine ganze Reihe Gesichter nacheinander zeigten; und statt ihrer Blicke sah ich die eines Dämonen oder eines Tieres.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe eben in einer theosophischen Zeitschrift gelesen, daß sich Tierdevas, Tierseelen, in den Körpern der Menschen inkarnieren können, sich durch Schönheit und natürlichen Reiz auszeichnen, wie die meisten Tiere. Ich fand die Theorie unheimlich und glaubte nicht daran, um nicht die Menschheit zu entehren. Jetzt aber erinnere ich mich, wie ich auf einer Reise die Gesellschaft eines Hundes erdulden mußte. Ich freute mich, ein lebendes Wesen bei mir zu haben, fütterte ihn und ließ ihn in meinem warmen Zimmer schlafen. Es war ein scheinbar gutmütiger Hühnerhund, naiv, zynisch, natürlich. Er nahm sein Essen, aber dankte nicht; ließ es sich schmecken, aber freute sich nicht; er duldete mich, liebte mich aber nicht. Wenn ich seinen Kopf nahm, sah er zur Seite; und wenn sich dann die Pupillen nach außen drehten, zeigte sich nur das Weiße, das jedoch böse blinde Blicke aussandte. Eines Abends, als ich im Bett lag und las, begann der Hund mir eine beunruhigende Aufmerksamkeit zu zeigen; als ich ihn abwies, änderte er plötzlich seinen Charakter; nahm Formen wie ein Mensch an, machte Gebärden und Bewegungen, so daß ich vor Schreck

außer mir geriet. Ein Kampf entstand, und ich mußte das Tier mit meinem Revolver töten, es zum Fenster hinauswerfen. Seine letzten Blicke waren nicht die eines Tieres, so viel will ich sagen.

Ich habe im Jardin des Plantes zu Paris mit Tieren »Bekanntschaft geschlossen« während meiner täglichen Besuche im Lauf eines Jahres. Der Grisly-Bär von Nordamerika, eines der stärksten und wildesten Tiere, die es gibt, lernte mich auf eine Art kennen, die ich erfand. Ich allein gab ihm nämlich Kirschen, während andere ihm nur Brotrinden gaben. Er setzte sich auf den Hintern und sperrte das Maul auf, wenn ich kam; ich konnte ihn aus seiner Höhle locken. Er wollte mir aber nie in die Augen sehen, sondern schloß seine, wenn er das Maul aufsperrte. Ich aber hatte Geduld und kam täglich wieder mit meinen Kirschen. Schließlich wollte er wohl sehen, wer ihm das höchste Gut in seiner Gefangenschaft gab; vielleicht eine Jugenderinnerung an die großen Berge im Westen weckte, wo er in Freiheit und Bergluft rote Beeren gepflückt hatte. Er versuchte zu mir hinaufzusehen; machte aber gleich darauf eine Miene, als habe er sein Geheimnis verraten. Und er wurde auf sich selber böse wegen dieser Schwäche, nicht auf mich. Er muß es aber gleich darauf bereut haben und beschloß, zu zeigen, wer er sei. Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Gefängnismauer, wie ein König auf seinen Thron, machte eine Gebärde mit den Armen, als wolle er sich in seinen Krönungsmantel hüllen; aber er sah mich nicht an, sondern zeigte sich und sein Geheimnis. Das war kein Tier mehr; das Skelett machte menschliche Bewegungen unter dem verkleideten Pelz. Es war ein Tierdeva, ein König der Berge, eine Metempsychose, vielleicht eine frühere menschliche Inkarnation in einen Tierkörper.

Die Neger sagen, daß die Affen sprechen können; daß sie das aber geheimhalten, denn sonst würden sie arbeiten müssen, und arbeiten ist die Hölle für

einen Neger. Daran habe ich nicht eher geglaubt, als bis ich ein Buch las, das die Leiter des Jardin des Plantes, Forscher von Linnés und Buffons großen Zeiten, herausgegeben haben. In diesem Buch, das ich bei einem Schiffbruch auf festem Land verloren, standen lange, geduldige Betrachtungen über die Affen. Ich erinnere mich dunkel, wie sich einer der Gelehrten im Affenhause verborgen hatte, um die Affen bei ihren Geheimnissen zu überraschen. Ein Weibchen hatte eben ein Junges bekommen. Nun wurde zuerst der offenkundige Vater hereingelassen. Er wurde ziemlich kühl und überlegen von der stolzen Mutter empfangen. Der verborgene Gelehrte sah, daß sich die Gatten erst umsahen, ob jemand sie beobachte. Als sie merkten, daß sie allein seien, begannen sie »einander in den Mund zu sprechen«. Das ist eine sonderbare Art, die nur Schauspieler kennen, und die wahrscheinlich in einer improvisierten triebhaften Labialmethode besteht. Es waren keine artikulierten Laute, sondern die Bewegungen der Lippen wurden von sprechenden Blicken begleitet. Dem Vater wurde erlaubt, den Neugeborenen zu liebkosen; er mußte aber vorsichtig dabei sein. Darauf wurden Verwandte und Freunde in die Wochenstube gelassen. Ein lautloses Schnattern, Komplimentieren, Bewundern entstand. Niemand aber durfte den Neugeborenen anrühren: wollte es doch einer, wurden die Zähne gezeigt, die zur Labialsprache gehören und nicht mißzuverstehen sind.

Meine eigenen Beobachtungen, die ich später als Epigone machte, veranlaßten mich zu dem Glauben, hier seien Geheimnisse vorhanden. Mit Teilnahme und Freundlichkeit hatte ich mit einem alten Orang Bekanntschaft geschlossen, der ja noch am meisten von allen Vierfüßlern den Menschen ähnlich ist. Es war das Gesicht und die Blicke eines eingetrockneten Greises. Etwas sehr Trauriges, nicht über die Gefangenschaft, denn er kannte nichts anderes, sondern aus Schmerz, daß er solch ein Vieh war. Er

schien sich an etwas erinnern zu wollen, konnte es aber nicht; und das quälte ihn. Vielleicht suchte er ein verlorenes Selbstbewußtsein wiederzufinden oder wollte sich aus einer Art quälenden Schlafes wecken. Ich habe diesen Ausdruck einmal in einem Irrenhaus gesehen, wo Menschen leben, welche die Erinnerung an sich selber verloren haben.

Gibt es einen anderen Beleg für die Annahme der Seelenwanderung, als die Theosophen uns jetzt aus der indischen Philosophie geben, die uns ja, streng genommen, nichts angehen dürfte? Ja, der göttliche Plato, dessen Weisheit auch von den christlichen Kirchenvätern als ein Vorchristentum oder offenbarte Philosophie angesehen wurde, hat ausführlich das wichtige Problem von dem früheren Dasein und der Seelenwanderung behandelt.

Im »Timaios« sagt er ohne Umschweife: seitdem die Männer enstanden, sind einige feige und unlauter geworden; die wurden bei der zweiten Geburt wahrscheinlich in Frauen verwandelt. Zur selben Zeit schufen die Götter die Liebe; von der Flüssigkeit des Lebens drang ein Teil vom Kopf hinunter durch das Rückgrat als Mark. »Dieses Mark ist beseelt« und weckt lebengebende Begierde. Darum sind die Organe der Liebe ungehorsam und eigenmächtig. In der Gebärmutter steckt ein »nach gebären verlangendes Wesen«, dem übel zu Mut wird, wenn es eine lange Zeit ohne Frucht bleibt. Es hemmt das Atmen, ruft Beklemmungen hervor und viele Krankheiten, muß deshalb befriedigt werden.

Aber wohlgemerkt: Der Trieb, Kinder zu gebären, soll befriedigt werden, nicht der andere Trieb (Astartetrieb), denn der kann nicht befriedigt werden, der ist unersättlich. Und der Trieb zur Leibesfrucht erzeugt das Bedürfnis nach einer Behausung, in der das Kind geboren wird, und verlangt einen Mann, der Essen schafft und das Haus beschützt! Das ist die heilige Ehe!

Bei der zweiten Geburt (Reinkarnation) wurden

einige zu Vögeln. Das sind leichtsinnige, aber nicht schlechte Männer gewesen, »die in ihrer Einfalt glaubten, die Erklärung überirdischer Dinge geschehe am sichersten durch die Beobachtungen des Auges« (Positivisten, Materialisten und ihresgleichen).

Die vierfüßigen Tiere entstanden aus solchen Menschen, die sich nicht mit Weisheit und Tugend befaßten, sondern mit der Nase auf der Erde herumkrochen.

Die Fische sind die unvernünftigsten und unwissendsten Menschen gewesen; darum dürfen sie nicht reine Luft atmen, sondern müssen schmutziges Wasser schlürfen.

Und so weiter.

Weise Männer aller Völker haben an eine zweite Geburt geglaubt, und das Christentum selber bezieht sich darauf wie auf eine axiomatische Tatsache. Priester und Leviten fragten ja, ob Johannes Elias sei; und Christus wurde oft für einen von den gewaltigen Propheten des Herrn gehalten, der sich wieder verkörpert habe. Wir Christen hätten Grund, dieses Axiom als christlich aufzunehmen, ohne darüber zu raisonieren. Dann würden wir aufhören, uns gegen ein mitleidloses, unerklärliches Schicksal zu empören; wir würden Welten hinter dem Grabe sehen, aber auch vor der Wiege. Wir würden das Leben als einen lehrreichen Traum hinnehmen, auf unsere Sorgen pusten, ohne sie fort zu blasen; ergeben unsere Seele und unser Leben in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen, denn er wird alles wohl machen. Und zwar ohne über die Rätsel zu grübeln, die wir nicht wissen dürfen, aber ahnen können.

— —

Nach einer langen Abschweifung komme ich jetzt zurück auf die Sache, die das Wesentliche war: Schlafwandler, die nicht zum Selbstbewußtsein erwachen können. Ich habe dieses Mal das häßliche Wort lügen vermieden und als Erklärung das Wort dichten eingesetzt. Sich selber belügen, hieße ja nie-

mals zur Wahrheit kommen; nie erfahren, wie sich etwas in Wirklichkeit verhält. Ich nehme an, der Wirklichkeit fehlt eigentlich volle Realität; sie ist eine Spiegelung, die durch eine rauhe materielle Fläche entstellt ist. Wie kann sie da erreichbar für die Auffassung sein, besonders eines unfixierten Wesens, das vielleicht aus Äthervibrationen zusammengesetzt ist, oder geschaffen ist wie eine Glasscheibe, die sowohl spiegelt wie die Strahlen durchläßt. Die Wirklichkeit wird ja von einem durchsichtigen Gegenstand nur zum Teil widergespiegelt; wer aber dahintersteht, sieht überhaupt keine Spiegelung; mit anderen Worten, es entsteht Totalreflexion, die zuweilen die Gegenstände unsichtbar macht.

Diese Schlafwandler, wie ich sie genannt habe, würden also andere Augen als wir besitzen, ein anderes Wesen als wir; deshalb könnten sie weder ein Bild auffassen, noch weniger sich selber sehen. Das käme entweder von einer feineren Konstitution, die keine Verbindung mit dem Materiellen eingehen kann, weil es außerhalb ihrer Sphäre liegt; oder von einem nicht entwickelten Auffassungsvermögen bei der materiellen Unterlage der seelischen Existenz.

Sollten sie denn höhere Wesen sein, und wäre meine erste Hypothese unrichtig? Nein, die der Pflanze gleichen, die lebt, atmet, sich ernährt, sich fortpflanzt, immer schlafend, ohne etwas wahrzunehmen, die können keine höhere Form des Daseins sein. Schön ist die Hyazinthe, vollendet, wenn man sie anschaut; lieblich ist ihr Duft beim Einatmen; vielleicht nimmt sie etwas wahr, das Schmerz oder Freude gleicht; aber ohne Vernunft, ohne Selbstbewußtsein, freien Willen kann ja kein Seelenleben entstehen; und ohne Seele sein, ist ja beinahe tot sein, wenigstens für uns lebendige Menschen.

Hier stocke ich, einsehend, daß das Problem ohne Sinn und deshalb unlösbar ist; während eine schöne Tatsache bestehen bleibt, die Freude und Duft verbreitet, unwillkürlich wie die Blume, die man nur

küssen kann, mit der man aber nicht sprechen kann; die man pflegt, umpflanzt; der man Sonne und Luft gibt.

Ich habe mit gutem Willen das Wort lügen mit dichten übersetzt, und ich bin damit dem großen Geheimnis ein wenig näher auf die Spur gekommen. Lügen soll Schwäche in Willen und Verstand andeuten; Schwäche ist hier wohl vorhanden; darum heißt es auch so richtig: Das schwache Geschlecht.

* * *

Tagebuch.*)

Die männliche Überlegenheit im Liebeshandel ist ein armseliger Vorteil, durch den man nichts gewinnt und nur der weiblichen Natur Gewalt antut. Man sollte sich von jeder Frau in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einführen lassen.

*

Nur ein Mann sollte sich unglückliche Liebe zu Herzen nehmen. Eine Frau sieht dabei so schlecht aus, daß ihr Unglück in der Liebe begreiflich wird.

*

An allen Geschäften des Lebens ist das Weib mit seinem Geschlecht beteiligt. Zuweilen selbst an der Liebe.

*

Die Ehre ist der Wurmfortsatz im seelischen Organismus. Ihre Funktion ist unbekannt, aber sie kann Entzündungen bewirken. Man soll sie getrost den Leuten abschneiden, die dazu inklinieren, sich beleidigt zu fühlen.

*

Eine gute volkstümliche Redensart spricht davon, daß einer »sich einen Kren gibt«. Die Würde

*) Aus dem ‚Simplicissimus'

macht den Mann schmackhaft, wie der Kren den Schinken.

*

Der Aphorismus deckt sich nie mit der Wahrheit; er ist entweder eine halbe Wahrheit oder anderthalb.

*

Ein guter Stilist muß bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden. Er muß sein Werk so objektivieren können, daß er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung daraufkommt, daß er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muß jene höchste Objektivität bewähren, die die Welt Eitelkeit nennt.

*

Geistige Arbeit gleicht so sehr dem Akt der Wollust, daß man darin unwillkürlich auch der Konvention des Geschlechtslebens gehorcht. Man ist diskret, und wenn eine Frau zu Besuch kommt, während man bei der Arbeit ist, läßt man sie nicht eintreten, um eine peinliche Begegnung zu vermeiden. Der Philister ist mit einer Frau beschäftigt, der Künstler huldigt einem Werk.

*

Die Sprache ist das Material des literarischen Künstlers; aber sie gehört ihm nicht allein, während die Farbe doch ausschließlich dem Maler gehört. Darum müßte den Menschen das Sprechen verboten werden. Die Zeichensprache reicht für die Gedanken, die sie einander mitzuteilen haben, ganz und gar aus. Ist es erlaubt, uns ununterbrochen mit Ölfarben die Kleider zu beschmieren?

*

Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister unfähig ist, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.

*

Ungewöhnliche Worte zu gebrauchen, ist eine literarische Unart. Man soll dem Publikum bloß gedankliche Schwierigkeiten in den Weg legen.

*

Witzigkeit ist manchmal Witzarmut, die ohne Hemmung sprudelt.

*

Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.

*

Das Merkmal eines schlechten Zeichners ist die Aussichtslosigkeit, daß eine Figur, die er in einem bestimmten Moment mit offenem Munde darstellt, diesen je wieder zumachen wird.

*

Eine merkwürdige Art Mensch ist der Beamte eines magistratischen Bezirksamtes. Erledige ich eine Angelegenheit schriftlich, so lädt er mich vor. Komme ich das andere Mal gleich selbst, so fordert er mich auf, eine Eingabe zu machen. Ich muß rein auf die Vermutung kommen, daß er das eine Mal mich kennen lernen und das andere Mal ein Autogramm von mir haben will.

*

Ich kenne eine Bureaukratie, die weniger auf Eingebungen als auf Eingaben hält.

*

Jeder Wiener ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Berliner ein Verkehrsmittel.

*

Ein Polizist nimmt es meistens übel, wenn man ihn in eine Amtshandlung einmengt.

*

Die Funktion der Milz muß ähnlich sein wie die der Notare im Staate: notwendig, aber überflüssig.

*

Am Chauvinismus ist nicht so sehr der Haß gegen die fremden Nationen als die Liebe zur eigenen unsympathisch.

*

Die Vorstellung, daß ein Kunstwerk Nahrung sei für den philiströsen Appetit, schreckt mich aus dem Schlafe. Vom Bürger verdaut zu werden, verschmähe ich. Aber ihm im Magen liegen zu bleiben, ist auch nicht verlockend. Darum ist es vielleicht am besten, sich ihm überhaupt nicht zu servieren.

*

Warum tadeln mich so viele? Weil sie mich loben und ich sie trotzdem tadle.

*

Die Moral ist ein so populäres Ding, daß man sie predigen kann. Aber der Unmoralprediger vergreift sich am Idealen.

*

Die Familie ist das, was unter allen Umständen überwunden werden muß. Familiengefühle zieht man nur bei besonderen Gelegenheiten an. Man liebe seine Verwandten, wenn sie etwas angestellt haben. Aber mit anständigen Leuten zu verkehren, wenn sie verwandt sind, ist kompromittierend.

*

Das Familienleben qualifiziert sich als Eingriff in das Privatleben.

*

Jede Erkenntnis sollte so erschütternd sein, wie die eines Bauern, der eines Tages erfährt, daß ein kaiserlicher Rat und ein Hoflieferant dem Kaiser nichts zu raten und dem Hof nichts zu liefern haben. Er wird mißtrauisch.

*

Was einen foltert, sind verlorene Möglichkeiten. Einer Unmöglichkeit sicher zu sein, ist eine wahre Wohltat.

*

Zu allem lasse man sich Zeit; nur nicht zu den ewigen Dingen.

*

So lange es innere Deckung gibt, können einem die Verluste des äußeren Lebens nichts anhaben.

*

Aus Lebensüberdruß zum Denken greifen: ein Selbstmord, durch den man sich das Leben gibt.

Karl Kraus.

* * *

Weihnacht.

Als ich am Weihnachtsabend mit einem Freunde reiste, um der Stimmung zu entgehen, zu der uns die Stimmung fehlte, erkannte ich, wie merkwürdig sich das Bild der Welt gestaltet hat, seitdem ihr jene vorgeschrieben ist. Drei Handlungsreisende, die in der dritten Wagenklasse nicht mehr Platz gefunden hatten, drangen in unser Coupé ein und begannen sofort von Geschäften zu sprechen. Sie sprachen aber in einem Ton, der etwa den Ernst jenes Lebens offenbarte, aus dem die Jargonschauspieler ihren Humor schöpfen. Wir andern räumten das Feld, und nachdem wir eine Weile von außen einem Kartenspiel hatten zusehen müssen, bekamen wir Plätze in der ersten Klasse zugewiesen. Dort sann ich über die tiefere Bedeutung dieses Abenteuers in dieser Nacht: Wer als Atheist den Zug bestiegen hat, wird ihn als guter Christ verlassen. Ihm, nur ihm wurden solch heilige drei Könige gesendet... So hätten auch wir unsere Weihnacht erlebt, wenn nicht die

Stimmung, der wir uns also ergeben mußten, durch eben jene wieder gestört worden wäre. Denn sie drangen nun auch in die erste Klasse und verlangten Genugtuung, weil sie vermuten zu können glaubten, daß wir uns über ihr morgenländisches Betragen beim Kondukteur beschwert hätten. Sie sagten stolz, sie seien Kaufleute. Wir aber beugten uns jetzt vor der Übermacht der Religion, für die sie reisten ... Wer vermöchte sich ihr zu entziehen? Sie drang aus der dritten empor in die zweite Klasse und sie übt Vergeltung bis in die erste Klasse. Im Diesseits und im Jenseits gewinnt sie um geringern Lohn den bessern Platz. Sie läßt das Leben nicht zur Ruhe kommen und in der Kunst erreicht sie es mühelos, daß man ihr die bequeme Geltung einräumt. Sie ist da, und man flüchtet auf den Korridor. Zieht man sich dann aber in die Unsterblichkeit zurück, so verschafft sie sich auch dort Einlaß. Sie ist da und dort. Vor der Allgewalt des Geschäftsreisenden gibt es in der Welt des heiligen Geistes kein Entrinnen.

Karl Kraus.



Glossen.

In einem Sexualprozeß hat das Wiener Landesgericht (Vorsitzender Herr Engelbrecht) wichtige Aufklärungen empfangen. Ein Gerichtspsychiater trat vor und sagte, daß »im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen: der Erhaltungs- und der Geschlechtstrieb. Letzterer, dessen Grenze sehr schwer zu bestimmen ist, kann eine solche Stärke erreichen, daß das Individuum ihm gegenüber nicht Widerstand zu leisten vermag, mit Ausnahme weniger Menschen von besonders hervorragender Willensstärke ...« Der Senat, der aus eben diesen paar

Menschen bestand, zog sich unter dem Eindrucke des Gutachtens zur Beratung zurück, und wiewohl er Grund hatte, sich geschmeichelt zu fühlen, konnte er doch nicht umhin, den homosexuellen Angeklagten dafür verantwortlich zu machen, daß es im Leben so häßlich eingerichtet ist. Die Sexualität dieses Angeklagten war an den Tag gekommen, als er dem Gerichte den Dienst erwies, ihm einen Menschen, der ihn hatte ermorden wollen, auszuliefern. Die Gerichtspsychiater hatten, belehrt von den politischen Ereignissen der letzten Zeit, ausdrücklich die Meinung bekundet, daß selbst die Strafdrohung nicht imstande sei, so veranlagte Menschen in eine andere Geschlechtsrichtung zu führen, und es kam zur Sprache, daß nicht einmal die Untersuchungshaft den Angeklagten auf andere Gedanken gebracht habe. Zum ersten Mal hatten Gerichtspsychiater die Unwiderstehlichkeit des sexuellen Zwanges behauptet. Nützte nichts. Es gibt bloß einen unwiderstehlichen Zwang: dem Gesetze zu gehorchen, und die Natur wird mit ihren Ansprüchen auf den Zivilrechtsweg verwiesen. Als strafmildernd komme wohl die Veranlagung des Angeklagten in Betracht, dagegen wieder als straferschwerend die Wiederholung der Tat. Er konnte nichts dafür, daß er es einmal tat, aber da er es öfter tat, hat er das Delikt der Willensschwäche begangen. Immerhin haben auch die ältesten Richter des Wiener Landesgerichtes bei dieser Gelegenheit erfahren, daß im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen, der Erhaltungstrieb und der Geschlechtstrieb . . . Der erste war ihnen bereits bekannt.

* * *

Wien:

»Am 8. d. M. gegen 7 Uhr abends fand in der Kärntnerstraße eine sittenpolizeiliche Streifung statt, bei der acht junge Mädchen als »verdächtig« arretiert wurden. Unter den beanstandeten Mädchen befand sich die 19jährige Viktoria Aloisia D., die gestern dem Bezirksgerichte Josefstadt (Bezirksrichter Dr. Kesseldorfer) vorgeführt wurde, um sich wegen unbefugter Ausübung der Prostitution zu verantworten. Als die Angeklagte, ein sehr hübsches Mädchen, auf dem Wege in den Verhandlungssaal ihren als Zeugen erschienenen Vater sah, rief sie ihm lachend zu: Guten Morgen, Vater! Den Gruß erwiderte der Vater mit den Worten: Verflucht seist du dein ganzes Leben, elender Hund! Auf den Vorhalt der Anklage erklärte die Beschuldigte, daß sie derzeit einen soliden Lebenswandel führe und ihren Lebensunterhalt auf

ehrliche Weise bestreite. — Richter: Wovon leben Sie? — Angekl.: Ich arbeite für ein Stickereigeschäft etwas und dann habe ich einen Freund, einen fünfzigjährigen Bahnbeamten, der mir alles gibt, was ich brauche. Der Polizeiagent hat mich in der Kärntnerstraße nur arretiert, weil ich, wie er sagte, auffallend gekleidet sei. — Der Vater der Beschuldigten erklärte, daß seine Tochter vor drei Jahren aus dem Elternhause entwichen sei. — Angekl.: Ich bin vor zwei Jahren vom Hause weggegangen, weil mein Vater zum zweitenmal heiratete, jetzt brauche ich niemanden mehr, da ich einen Freund habe. — Richter: Was für ein Lebenswandel ist dies? Als neunzehnjähriges Mädchen sollten Sie so viel Ehrgefühl noch haben, daß Sie sich nicht einfach aushalten lassen. Angekl.: Warum soll ich einen Freund, der von mir nichts verlangt, zurückstoßen? Ich finde dabei nichts Unanständiges. — Richter: Und ich erlaube es mir Ihnen öffentlich zu sagen, daß dies unanständig ist. — Der Polizeiagent Powolny erklärte als Zeuge, daß er die Angeklagte, die polizeilich wegen liederlichen Lebenswandels vorbestraft ist, nur arretierte, weil sie durch ihre auffallende Kleidung (karrierte Schoß und schwarze Samtjacke mit weißem Pelzkragen) verdächtig erschien. — Richter (zur Angeklagten): Gehen Sie halt nicht in so auffallender Kleidung in der Kärntnerstraße spazieren! Sie sehen, wohin das führt! — Der Richter sprach schließlich die Angeklagte mangels eines strafbaren Tatbestandes frei. Der Vater redete nun der Tochter zu, einer ordentlichen Arbeit nachzugehen, worauf letztere erwiderte: Was will man denn von mir; ich arbeite ja und dann habe ich einen anständigen Freund. — Richter: Bei einer solchen Moral ist wohl jede Mühe verloren!«

Messina!

* * *

Ein erschütternder Herzensschrei dringt aus der Redaktion der ‚Arbeiter-Zeitung'. Er war als Neujahrsgruß an den Leser gedacht und verdient als ein ehrliches Bekenntnis der journalistischen Unehrlichkeit gehört zu werden:

Du! Das ganze Jahr denken wir an dich, in jeder Nacht ist von dir die Rede! Wenn wir im besten Zuge sind und die Dinge denken und schreiben, die uns am Herzen liegen, fährt gewiß irgend ein grausamer Kollege in unsere besten Gedanken und brummt: »Ja, das interessiert Sie, aber nicht ihn!« Dieser andere, das bist du, der sogenannte liebe Leser. Du schwebst unsichtbar und doch absolut beherrschend in allen Redaktionszimmern; deinetwegen strengen wir uns ununterbrochen an, verständlich und allwissend und unterhaltend zu sein. Will einer von uns einmal ein Problem vom Grund aus lösen, sei es die Frage der Geschäftsordnungsreform oder die Ermordung des Malers Steinheil oder die Überschätzung Friedrich Hebbels oder die Revolution in Venezuela, sofort tönt ihm aus irgend einem autoritativen Munde die gebieterische Mahnung entgegen: »Sie glauben wohl, die Zeitung ist nur für Sie da und nicht für die Leser.« Tag und Nacht beherrschst du

uns, du verbindest uns das Maul mitten im besten Dreschen, du zwingst uns zu schreiben und zu reden, wenn wir uns am liebsten still aus deinem Dienst schleichen wollen! Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst. Wie oft möchten wir in unseren Aufsätzen (vergleichsweise) wütend auf den Tisch hauen, aber das würde zur Verwilderung deiner Sitten beitragen! Zuweilen wollen wir auch einen Feind, den ausnahmsweise eine bessere Regung überkam (vergleichsweise), freundlich anlächeln, aber du könntest das mißverstehen, es könnte deinem Charakter schaden. Immer und ewig denken wir an dich, nehmen Rücksicht auf dich, wählen die Worte für dich, plagen uns, um dir ein Lächeln oder einen ernsten Gedanken abzuringen. Selbstverständlich denken wir auch heute an dich, den Leser, selbstverständlich sind wir auch heute die ersten, die dir ein Prosit Neujahr! zurufen. Und nun, raff' dich auf, Leser, und — denk' einmal an uns! Vielleicht bist du nur ein Leser und kein Abonnent, vielleicht hast du einen Vetter, der nur ein Leser und kein Abonnent ist!! Jetzt rühr' du dich, einmal im Jahr, und denk' an deine Zeitung. Wir werben das ganze Jahr um dich. Jetzt wirb du einmal für uns! . . .

Nun weiß der Leser für das ganze Jahr, was er von der Selbständigkeit der Meinung und von der Unentwegtheit der Überzeugung, die man ihm servieren wird, zu halten habe. »Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst.« Von nun an ist jede Besorgnis überflüssig. Wenn die ‚Arbeiter-Zeitung' einen politischen Gegner beschimpfen wird, so weiß der Leser, daß sie es wider besseres Wissen und wider besseren Willen tut, daß sie ihn ursprünglich anlächeln wollte, aber aus Furcht, Abonnenten zu verlieren, das Gegenteil tun muß. Ein erschütternder Herzensschrei hat uns das verraten. Die korrupten Redakteure der bürgerlichen Meinung bewahrt größere Klugheit davor, ihre Prostitution so öffentlich zu beklagen. Sie markieren ein Freudenleben, während die ‚Arbeiter-Zeitung' das Tagebuch einer Verlorenen schreibt. Wenn sie aber im Jahre 1909 die Frechheit haben sollte, den anderen ihre Lebensführung vorzuwerfen, dann wird man sie rücksichtslos aus dem Bordell hinausjagen müssen, dem sie nicht nur durch ihre Sentimentalität, sondern auch durch ihre Heuchelei zur Schande gereicht.

Als ein drolliges Pendant zu dem Bekenntnis der ‚Arbeiter-Zeitung' mag hier die Stelle wirken, die ich in meinem Artikel »Bekenntnisse« (Oktober 1905) gefunden habe:

». . . Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers lieber Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst

zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn etwa ein Heft, das den Beitrag einer literarischen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschlusse bringen, lieber auf die Leser, als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der förmliche Eintritt in die Sklavenlegion.«

* * *

Unter dem Titel »Beglückwünschung des Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ durch Abgeordnete im türkischen Parlament« läßt sie sich aus Konstantinopel depeschieren:

»Halb 4 Uhr. Ein englischer Diplomat brachte in die Couloirs des Parlaments die Nachricht, der Ministerrat habe soeben den Vorschlag Österreich-Ungarns unverändert angenommen . . . . Arabische und albanesische Abgeordnete, welche die festesten Stützen des Kabinetts sind, beglückwünschten Ihren Korrespondenten in herzlichsten Worten zur Lösung . . .«

Das gehört sich auch. Und da die ‚Neue Freie Presse‘ vielleicht zu bescheiden ist, um es selbst mitzuteilen, so sei verraten, daß auch der österreichisch-ungarische Botschafter in die Angelegenheit verwickelt ist. Er hat nämlich offenbar während der Beglückwünschung des Korrespondenten die Depesche an die ‚Neue Freie Presse‘ abgeschickt.

K. K.

* * *

Der Fall des Max E.

Um Schuld oder Unschuld eines Knaben handelt es sich. Er hatte jenen vierzehnten Geburtstag erst um wenige Monate überschritten, an dem sich ein Wunder ohne gleichen im Gehirn des Menschen vollzieht: plötzlich, innerhalb von vierundzwanzig

Stunden, erwacht hierzulande das Verständnis für Recht und Unrecht, entwickeln sich sämtliche Voraussetzungen der Verantwortlichkeit einer Person, und es erblüht mit einer Schnelligkeit, die jedes tropische Wachstum weit hinter sich läßt, aus dem Kinde eine ethisch reife Persönlichkeit. Damit ist endlich jene kostbare Reife erreicht, die den jungen Menschen in den Stand setzt, von nun an durch einen Fehltritt seine bürgerliche Existenz vernichten zu können.

Ein Gerichtshof hat über den vierzehnjährigen Max Ehrmann sein Schuldig ausgesprochen. Der Vater und der Verteidiger des Verurteilten halten an der Überzeugung von seiner Unschuld fest. Neue Umstände und Details werden durch ihre Bemühungen zutage gefördert. Das Ansuchen um Wiederaufnahme des Strafverfahrens wird trotzdem zurückgewiesen. Beschwerden und ein zweites Gesuch um Wiederaufnahme bleiben erfolglos, obwohl ernstliche Zweifel an der Schuld des Verurteilten unabweisbar sind. Die Energie von entlastenden Tatsachen, die zweifellos genügt hätte, einer im Gange befindlichen Untersuchung eine durchaus andere Richtung zu geben und sie vermutlich zu einem andern Urteil zu führen, diese Energie reicht nicht aus, die ruhende Sache, die chose jugée, in Bewegung zu setzen. In der Judikatur kommt das Gesetz der Trägheit zur Geltung, und wir sehen mit Schrecken, daß auch hier zugeführte Kräfte scheinbar spurlos verschwinden, weil sie bei der Überwindung der inneren Widerstände des Apparates aufgebraucht werden. Der Verteidiger des Max, Doktor Markus Ettinger, führt einen schwierigen Kampf in Eingaben und Broschüren mit rücksichtsloser Schärfe. Anschuldigungen gegen einzelne Zeugen und Funktionäre werden erhoben. In Ehrenbeleidigungsprozessen setzt sich der Straffall fort. Eine gewaltige Menge von Haß ist auf beiden Seiten aufgespeichert, so daß es dem Beurteiler oft scheinen könnte, vom Rechtsstreite sei nur der Streit geblieben und es handle sich nicht so sehr um Schuld oder Unschuld als um Sieg oder Niederlage.

Der Verteidiger wird heute vielfach als Rechtsfanatiker angesehen und als solcher gelobt oder angegriffen. Wie sehr aber wird seine Bemühung um das Recht von den Leistungen der Gegenseite, z. B. der Frau Frieda A., in den Schatten gestellt! Er will jemandem Hilfe bringen, die Führung von Rechtssachen ist sein Beruf, er hat auch einen Eid abgelegt, seine Pflicht zu tun. Diese

Dame aber leitet offenbar kein anderes Motiv als die reine Liebe zum Recht. Sie kämpft für die Schuld des Knaben; sie hat ihr mitleidiges Gemüt, ihre weibliche Liebenswürdigkeit aufopferungsvoll überwunden. Sie wendet unsägliche Mühe auf, daß der Schuldspruch zu Recht bestehe, sie dient niemandem als der großen, starren Idee des Rechtes. Immer neue Zeugen bringt sie für die Schuld des Knaben, immer neue Erinnerungen erweckt sie in ihnen. Sie hat eine Lebensaufgabe. »Sie müssen etwas wissen, es wird Ihr Schade nicht sein«, mit dieser Formel wirbt sie die Gerechten für die Wahrheit. Nach einer Darstellung im Verhörsprotokoll. Ein einziges Mal weicht sie von dem erhabenen Gedanken der Sühne ab, der ihr Leben beherrscht. Da konnte es geschehen, daß ihr Anwalt in ihrem Namen das Versprechen gibt, ein Begnadigungsgesuch für den verurteilten Knaben zu befürworten. Aber schon zwei Tage später findet sie sich wieder, und derselbe Anwalt schreibt an den Vater des Verurteilten: »Gelegentlich der heute erfolgten Abrechnung mit meinen Klienten haben dieselben erklärt, daß sie ihre Zustimmung zur Befürwortung des Begnadigungsgesuches davon abhängig machen, daß ihnen diese K 82 von Ihnen rückvergütet werden. Andernfalls wären sie genötigt beim Strafgerichte die von mir abgegebene Befürwortungserklärung zurückzunehmen«. 82 Kronen! So geringfügig ist oft der Anlaß, der einen für eine große Sache wiedergewinnen kann!

Es ist hier unmöglich, den verschlungenen Wegen des Beweisverfahrens zu folgen. Aber es genügt ein kurzer Abriß der Vorgänge, die zur Verurteilung führten, um einen Schluß auf Schuld oder Unschuld zuzulassen. Die Dinge waren einmal so ganz einfach und unwichtig, ehe sie anfingen kompliziert, bedeutungsvoll, also juridisch zu werden.

Man war in einer Privatrealschule. Man ist ein junger Herr von elf Jahren, heißt Egon und ist der Sohn der früher erwähnten tatkräftigen Zeugin. Nun besuchte man die erste Klasse und hatte ungeheuren Respekt vor einigen Persönlichkeiten, Persönlichkeiten voll Männlichkeit und Kühnheit, die in der dritten oder gar vierten Klasse der Anstalt waren. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und der Wille des kleinen Egon, mit diesen imponierenden Wesen in Verkehr zu treten, war stark. In seinem Interesse dominiert zweifellos Rudolf S., Schüler der vierten Klasse. Ein schnei-

diger Kavalier! Er hat eine führende Rolle in der Anstalt, ist Weltmann und ein sehr freier Geist. Ferner mußte auch Max Ehrmanns Bekanntschaft ein heißersehntes Ziel für Egon sein. Max und Rudolf haben in seinen Augen das eine gemein, daß ihr Geist auf höhere Interessen gerichtet ist, die das Schulleben nicht befriedigen kann; sie führen, jeder in seiner Art, neben diesem Schulleben ein zweites, ein höheres Dasein. Und der kleine Egon möchte so gerne an diesem teilnehmen dürfen. Ist man doch augenblicklich zu einer höchst trübseligen Lebensführung verurteilt! Man sitzt den ganzen Tag auf Schulbänken, soll Französisch lernen und kann es nicht, wird von Tadelbriefen und ähnlichen Gemeinheiten des Schicksals bedroht. Das höhere Interesse Rudolfs ist auf die »Hermania« gerichtet. Das ist ein Verein, dem er angehört, der sich aus Schülern der vierten Klasse rekrutiert, Bänder und Kappen trägt, Kneipen abhält und Fecht- und Ehrenangelegenheiten auf seinem Programm hat. Dort gibt es Freiheit, Säbel, Stierköpfe und gar kein Französisch. Es ist offenbar, daß dieser Verein viel Ähnlichkeit mit dem Paradiese hat. Und auch Max Ehrmann hat hochfliegende Gedanken und ein berückendes Ziel: reiten! Seine ehrgeizigen Pläne befassen sich mit Sporen und Gamaschen, das Hippodrom im Prater übt eine unheimliche Anziehungskraft auf ihn aus. Der Vater hat nicht das richtige Verständnis für die Sache. Er läßt den Max, der einigemal unmotiviert von der Schule fortgeblieben war, fortan zum Unterricht und zurück begleiten.

In diesem Milieu spielt sich das Verbrechen ab, für das das Landesgericht eine Kerkerstrafe über Max verhängt hat. Zur Begnadigung wurde der Vierzehnjährige nicht empfohlen, weil er angeblich systematisch zum Diebstahl verleitet und verstockt geleugnet hatte.

Der kleine Egon A. wollte nämlich gerne für voll angesehen werden; wollte auch etwas abkriegen von der Atmosphäre der »Hermania« und jener des Hippodroms. Er nahm Portepees aus dem Geschäfte der Eltern und später auch Geld aus dem Wäschekasten der Mutter. Erstens, weil das eine Tat war und man durch Taten zum Manne wird, dann wohl auch, weil Geld und Geldeswert dem Besitzer Ansehen geben; und um dieses war es ihm zu tun. Herr Dr. Ettinger betont dieses Verbrechen und nennt den vollen Namen des Verbrechers. So rühmenswert die Konsequenz und

Entschlossenheit ist, mit der er für seine Überzeugung eintritt, so tut er hier ein wenig zuviel. Wenn der kleine Egon in einigen Jahren ein Mann geworden ist, möge man sich nicht mehr daran erinnern, daß er, als Elfjähriger, zwischen der Heiligkeit der »Hermania«, des Hippodroms und des mütterlichen Wäschekastens die richtige Wahl nicht zu treffen wußte.

Abgesehen von den Details, von dem starken Tatsachenmaterial, das Dr. Ettinger zur Führung des Unschuldsbeweises zustande brachte — ist es psychologisch möglich, daß in diesem Falle eine Verleitung zum Diebstahl durch Max Ehrmann stattgefunden hat? Neben Max verkehrte auch der ältere Rudolf S. mit Egon. Er mußte den weitaus stärkeren Eindruck auf den Elfjährigen machen. Er, der Führer in der »Hermania«, der fünfzehnjährige Student mit Kappe und Band, ist eine jener Personen, in deren Kreis nicht viel Raum für fremde Taten ist. Geschweige denn für eine Großtat, als welche er und Egon den Diebstahl auffaßten!

Für Egon war ferner der Verkehr mit den älteren Knaben höchst wertvoll, und er mußte bestrebt sein, für die eigene Jugend (das ist in diesem Falle: Minderwertigkeit) notwendig ein Äquivalent zu bieten. Das ist so selbstverständlich, daß die Annahme, es sei von ihm aus dunkeln, verbrecherischen Instinkten, aufs Geratewohl hin zuerst Geld gefordert worden, daneben völlig absurd erscheint. Die richterliche Psychologie sagt: Der ältere Knabe verkehrt mit dem jüngeren, weil er Geld haben will. Aber dieser Schluß ist aus einer Erfahrung an erwachsenen Verbrechern gezogen. Hier muß es heißen: Der Jüngere will dem Älteren Geld geben, um mit ihm verkehren zu dürfen.

Und endlich geht geradezu die Unmöglichkeit einer Verleitung aus den Charaktereigentümlichkeiten Egons hervor. Nicht weil er ihr zuviel Widerstand entgegensetzte, sondern weil selbst das Minimum von Widerstand, das sie erfordert, bei ihm nicht vorhanden war. Aus jeder seiner Aussagen geht die ungewöhnliche, vielleicht krankhafte Suggestibilität des Knaben hervor. Sein Anlehnungsbedürfnis, seine psychische Widerstandslosigkeit sind offenbar. Dieses Kind ist so wenig verleitbar, als Wasser schneidbar oder spaltbar ist. Wenn er als Zeuge beschuldigt, heißt es einfach: er hat mir gesagt, ich soll ihm Geld bringen, am nächsten Tag hab ich ihm das Geld gebracht.... Ohne Motivierung, ganz selbstverständlich, eins folgt für ihn mit Notwendigkeit aus dem andern: man hat

mir gesagt — ich habe gebracht. Und das nennt man Beeinflussung? Hier wurde übersehen, daß es für einen älteren Knaben, der mit Egon sprach, einfach unmöglich war, Egon nicht zu beeinflussen. Bloß weil er älter war, weil er in der »Hermania« war oder weil er reiten konnte.

Nur für die gekränkte Mutter ist es selbstverständlich, daß sie nach Verleitern fragt, daß sie nicht glauben kann, ihr Kind hätte das aus Eigenem getan. Ungeheuerlich aber ist es, daß ihre Ansicht und die unsichere Antwort des geängstigten Knaben sich weitere Geltung verschaffen, von Advokaten und Richter übernommen und festgehalten werden und schließlich als zureichende Zeugenaussagen zu einer Verurteilung führen.

Aus der einfachen Übersicht des Falles und ebenso aus dem eingehenden Studium der von Doktor Ettinger veröffentlichten Akten ergeben sich zwei unabweisbare Folgerungen: erstens, daß das Unterlassen der Empfehlung zur Begnadigung auf eine offenkundig irrtümliche Annahme des Gerichtes zurückzuführen ist und zweitens, daß schwerwiegende Gründe gegen die Richtigkeit das Urteils sprechen. Und mit diesem Resultate hat der Anwalt teilweise den Zweck, den er anstrebt, die Rehabilitierung des Knaben, erreicht. Nicht bei der großen Menge und nicht vor dem Gesetze; aber bei jedem, der sich ohne Voreingenommenheit mit dem Fall beschäftigt hat. Otto Soyka.

* * *

Erdbeben.

In einem sehr berechtigten Protest gegen die neueste Art von Parvenütum, die sich in der Satire auf die Komtessen befriedigt, zitiert ein Kritiker die Worte Montaignes:

... Warum schätzen wir einen Menschen nicht nach dem ab, was ihm selber zu eigen ist? Er hat ein großes Gefolge, einen schönen Palast, so viel Kredit, so viel Einkommen: alles das ist nur um ihn herum, nicht in ihm ... Wenn ihr nun einen Menschen abschätzet, weshalb schätzet ihr ihn dann ganz eingehüllt und eingepackt ab? ... Er lege seine Reichtümer und Würden beiseite; er erscheine im Hemde ... Auf die wahren Abstände zwischen den Menschen achten wir nicht, während wir hingegen, wenn wir einen Bauer und einen König, einen Leibeigenen und einen Edelmann, einen Privatmann und einen Beamten betrachten, die sich sozusagen nur durch die Beinkleider von einander unterscheiden, plötzlich den Eindruck einer außerordentlichen Verschiedenheit erhalten ...

Aber ein Erdbeben ist ein demokratischer Faktor. In derselben Zeitung, in der das Zitat steht, war der Brief einer Prinzessin an einen Grafen veröffentlicht:

». . . Die Schiffe kommen an, die Bahnzüge folgen einander und unaufhörlich und führen uns tausende und abertausende Verwundete zu, halbnackt, zitternd vor Schreck, vor Hunger, vor Elend. Die vereinten Bemühungen aller Gesellschaftsklassen vermögen nicht, diesen gebrochenen, ruinierten, hoffnungslosen Leuten, die die teuersten Familienmitglieder verloren haben, zu helfen, und sie befinden sich durchwegs in einem Zustande, der nicht einmal den Schluß gestattet, welcher Gesellschaftssphäre sie angehören. Sie wurden von der entsetzlichen Katastrophe im Schlafe überrascht und sind geflohen in einem Hemde . . Ich gehöre einem Damenkomitee an, das den Verwundeten hilft, Nahrung für alle die Halbverhungerten beschafft und sucht, ihre Blößen zu decken . . .«

•

Der Liberalismus spricht:

»In Palermo ziehen jetzt die Menschenmassen, Heiligenbilder tragend, durch die Straßen, und in Catania wurde die silberne Büste der heiligen Agathe aus dem Silberschrein geholt . . . . Die frommen Sizilianer rufen jetzt den Himmel an, er möge ihnen helfen und sie vor weiterem Unheil bewahren . . .«

Wir flüchten zur Wissenschaft. Wenn wir nämlich nicht gerade das Pech haben, in Sizilien eine liberale Zeitung herauszugeben.

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen . . ,«

Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaput gehen.

»Das, was Eduard Sueß so geistvoll den Pulsschlag des Erdballs genannt hat, wird mit wissenschaftlicher Genauigkeit bekannt sein . . .«

Das wird aber den Pulsschlag der Erde nicht weiter genieren. Und ihre Bonmots sind überraschender.

•

Die Sizilianer werden sich doch einmal darüber aufklären lassen, daß die Priester sie vor Erdbeben nicht bewahren können. Die frommen Redakteure der ‚Neuen Freien Presse‘ werden dem Glauben, daß die Geologen es imstande seien, nie abschwören.

•

Goethe habe geschrieben:

. . . In Messina waren alle Gebäude vom Erdboden zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt.

als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effekt auf sie gehabt.

»Mit diesen Worten«, beeilt sich die ‚Neue Freie Presse‘ hinzuzufügen, »wollte Goethe auf die vorzügliche Bauart der Kirche und des Klosters hinweisen«. Beileibe nicht auf eine übernatürliche Protektion. Goethe war ja aufgeklärt.

•

Apropos — was sagt denn der »Zivilingenieur Berdach«?

•

Eine tröstliche Nachricht aus Sizilien hat man dem Spezialkorrespondenten der ‚Neuen Freien Presse‘ zu verdanken. Er malt doch wenigstens nicht durchaus grau in grau:

»Palmi ist zerstört. Im Schutt seiner Häuser fanden 6000 Menschen ihren wer weiß wie schmerzhaften Tod. Bagnara ist ein Massengrab. Scilla und Cannitelli sind dem Boden gleichgemacht. . . . Südwestwärts von Bagnara ist das Geleise verschüttet, der Tunnel zwischen San Giovanni und Reggio zerstört . . . . Die dem Erdbeben nachfolgende Sturmflut hat das Ufergelände, auf welchem die Bahn gebaut ist, zerissen, zerklüftet und verwüstet. Drei Wegstunden von Reggio liegen seit Tagen dreißig Lastwagen mit Lebensmitteln und können nicht durch. Angesichts dieser Umstände ist es ein Glück, daß der Abgeordnete De Nava sich unser annimmt. Wir fahren mit ihm nach Neapel zurück. . .«

•

Generalleutnant Mazza zum Spezialkorrespondenten: »Fragen Sie nicht zu viel, wir werden tun, was Vernunft und Herz uns eingeben«.

•

Aus allen Berichten, so sehr sie auch sonst divergieren, scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß sich die Handlungsreisenden gerettet haben.

•

»Austria non se muove«, hatte ein italienisches Lügenblatt behauptet. Aber es wird nicht nur Geld gesammelt, sondern der Gastwirt vom Semmering hat auch dem Minister Tittoni seine Teilnahme ausgedrückt. Eppur si muove!

•

Die Erde will nicht mehr. Es war bloß ein nervöses Zucken, — und der Jammer ist unendlich. Wenn ihr aber wirklich einmal die Geduld reißt?

•

Die Erde macht mobil, seitdem die Menschen die »Eroberung der Luft« versuchen.

•

Es gewährt einige Beruhigung, dies Wüten der Natur gegen die Zivilisation als einen zahmen Protest gegen die Verheerungen aufzufassen, die diese in der Natur angerichtet hat. Was hat sie aus den Weibern gemacht! Durch eine grandiose Huldigung ließe sich die Natur versöhnen, durch ein Opferfest des Wohltuns zum wohltätigen Zweck. Christliche Liebe vergesse, christlich zu sein! Heran die Samariterinnen! Heran die Samariter! Alle, die heute bloß mit Unlust spenden, heran! Man kann an einem Tage Völker ersetzen. Man kann an einem Tage Reichtümer sammeln und Städte auferbauen. Ein Tag zur Feier des Lebens in der ganzen Welt, die eine Totenklage erfüllt!

Karl Kraus.

* * *

Vita nuova.

Von **Oskar Wilde.**

Das Meer war stürmisch, wo ich schweigend stand,
bis mir der Schaum um Haar und Wangen hing.
So traurig pfiff der Wind — zu Ende ging
des Abends Atem mit purpurnem Brand.

Der laute Schrei der Möwen brach ins Land —
und dann mein Ruf: »Wie schal ist dieses Ding,
das ‚Leben' heißt — in diesem engen Ring
voll Qual und Arbeit erntet keine Hand.« —

Noch einmal warfen meine müden Hände
zerrissne Netze aus von alten Küsten —
zum letzten Mal (war dies denn nicht ein Ende!)
trug meine tote Seele Hoffnungsschauer.
Als ach! aus dumpfem Traum und dunkler Trauer
aufstieg ein Glanz von siegreich weißen Brüsten.

Übersetzt von Felix Graf

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber:

KARL KRAUS

-scheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

-r Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei	. . . . K	9.—
„ „ 18 „ „	. . . . „	4.50
die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei	. . . . „	12.—
„ „ „ „ 18 „ „	. . . . . . „	6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

Verlagsgesellschaft München
G m b H
MÜNCHEN, Franz Josefstraße 9.

-m Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Inhalt der vorigen Nummer 269, 31. Dezember: Mehr Läuse! Von Karl Kraus. — Jubel und Jammer. Von Karl Kraus. — Missa Solemnis Tragica. Von Karl Borromäus Heinrich. — Der Sexualkorrespondent. Von Karl Kraus. — Glossen (Weihnachtsfragen. — Der thaufrische Hofrat. — Der Fall Kuranda-Pergelt. — Mord, Operette, Nachtleben und Polizei. — Eine Entdeckung.) Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: KARL KRAUS [illegible]

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
272—273. 15. Februar 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

DIE FACKEL

NR. 272—73 15. FEBRUAR 1909 X. JAHR

Messina.

Als Stiefmutter Erde ihren Kindern dort unten übel mitspielte, staunte man über nichts mehr als darüber, daß die Natur mit den Verbrechern gemeinsame Sache gegen die Gesellschaft machte. Die Nachricht, daß die Verbrecher aus den Gefängnissen ausgebrochen seien, schien unter jenen, die die Haare der Menschheit sträuben machten, die stärkste. Daß die Gelder der Wohltätigkeit gestohlen, daß bis dahin unbescholtene Gauner verlockt wurden, aus sich selbst auszubrechen, wirkte bei weitem nicht so beunruhigend wie die Tatsache, daß Verbrecher, die man schon so lange hatte, aus denGefängnissen entkommen waren. Die Sträflinge von Messina waren die einzigen Menschen, von denen man verlangen konnte, daß sie genügend Besinnung und genügend Respekt vor der staatlichen Autorität haben, um die destruktiven Tendenzen der Natur nicht zu unterstützen. Die Enttäuschung, die sie den europäischen Zeitungslesern bereitet haben, mag tief sitzen. In allen Kulturzentren regt sich die Besorgnis, daß man im Falle eines Erdbebens gegen Eigentumsdelikte nicht geschützt sei. Daraus spricht jener Heroismus, der bei der Wahl zwischen Leben und Börse sich zum Verzicht auf das Leben entschließt. Die Gesellschaft denkt das »fiat justitia, pereat mundus« mit äußerster Konsequenz zu Ende und bis zu dem Wunsche, daß die letzten Häuser, jene, die einem Erdbeben getrotzt haben, die Gefängnisse sein mögen. Und wenn dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte, dann ist's eine schmackhafte Vorstellung, daß

die Leichname der Verbrecher Ketten tragen ... So rührt ein Erdbeben die Gedankenwelt der Erwachsenen auf. Sie denken an die Verbrecher. Kinder denken an den Teufel und fürchten ihn nicht mehr. Die Größe des Unglücks befreit sie von der Angst, daß darüber hinaus noch etwas geschehen könnte. Die Erwachsenen halten sich die Taschen zu. Ein Kind findet vor der Größe der Vision Worte, wie sie ein Dichter spricht. »Der Teufel«, sagt es, »hat ein Erdbeben angerichtet, das war so groß, daß der Teufel selbst dabei zugrundegegangen ist!«

Karl Kraus.

* * *

Das Ehrenkreuz.

In Österreich gibt es für junge Mädchen, die sich dem Laster in die Arme werfen, eine Klimax der Strafbarkeit. Man unterscheidet Mädchen, die sich der unbefugten Ausübung der Prostitution schuldig machen, Mädchen, die fälschlich angeben, daß sie unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehen, und schließlich Mädchen, die zwar zur Ausübung der Prostitution, aber nicht zur Tragung eines Ehrenkreuzes befugt sind. Diese Einteilung wirkt auf den ersten Blick verwirrend, aber sie entspricht durchaus den tatsächlichen Verhältnissen. Ein Mädchen, das einem Detektiv bedenklich schien — nichts scheint in Wien einem Detektiv bedenklicher als ein Mädchen —, gab an, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Sie hatte sich einen Scherz erlaubt, aber man ging der Sache nach. Da sich ihre Angabe als unrichtig herausstellte, wurde sie wegen unbefugter Ausübung der Prostitution in polizeiliche Untersuchung gezogen. Da sich aber dieser Verdacht als ungerechtfertigt erwies und sich also herausstellte, daß das Mädchen überhaupt nicht Prostitution treibe, so erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Falschmeldung. Das Mädchen hatte sich, wie es in

der Anklage hieß, »gegenüber dem Detektiv eine soziale Stellung angemaßt, die ihr nicht zukam«. Sie trieb weder erlaubte noch unerlaubte Prostitution, sie war also eine Schwindlerin, und nur weil sie bei der Verhandlung auf die Frage des Richters, was sie sich dabei gedacht habe, die Antwort gab: »Nichts«, entging sie der Verurteilung. Um also zu rekapitulieren: Sie hatte behauptet, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Da das eine Unwahrheit war, wurde sie unter dem Verdachte des unsittlichen Lebenswandels in Untersuchung gezogen. Sie konnte nun zwar beweisen, daß sie nicht unsittlich genug sei, um einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, aber sie konnte doch wieder nicht beweisen, daß sie sittlich genug sei, um unter sittenpolizeilicher Kontrolle zu stehen. So blieb nichts übrig, als sie wegen Falschmeldung anzuklagen, wegen deren ja schließlich auch die Mörder in Österreich verurteilt werden, wenn man ihnen den Mord nicht nachweisen kann. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter. Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafter Weise vorgibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu berechtigt ist, sondern den sie führt, wiewohl sie dazu nicht berechtigt ist, während sie in Wahrheit bloß berechtigt ist, einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, den zu führen sie berechtigt ist. Solche Fälle kommen in der Praxis selten vor, und die Judikatur des Obersten Gerichtshofes ist schwankend. Am schwierigsten ist aber der Fall, der sich kürzlich in Wiener-Neustadt zugetragen hat. In einem dortigen Freudenhause lebt ein Mädchen, das zur Ausübung der Prostitution befugt ist und bisher noch keinen Anstand gehabt hat. Sie hat sich nie einen unsittlichen Lebenswandel angemaßt, den sie nicht führt, und es ist ihr noch nicht einmal nachgewiesen worden, daß sie fälschlich angegeben hat, eine Pro-

stitution nicht zu treiben, zu der sie befugt ist. Aber der Teufel reitet das bisher unbescholtene Mädchen, und sie geht eines Abends im Salon mit einem Militärjubiläumsehrenkreuz an der Brust herum. »Dadurch erregte sie bei den Gästen — —«, ja was glaubt man, hat sie dadurch bei den Gästen erregt? Nicht das, was man glaubt, sondern im Gegenteil: Ärgernis. Und wenn ein Freudenmädchen bei den Gästen eines Bordells Ärgernis erregt, dann ist es wirklich höchste Zeit, daß die Staatsanwaltschaft einschreitet. Tatsächlich wurde das Mädchen wegen einer Erregung, zu der sie nicht befugt war, angeklagt. Der erste Richter sprach sie frei. Er sagte, das Militärjubiläumsehrenkreuz sei kein Orden und das Ärgernis sei bloß ein solches Ärgernis, das von der Polizei zu ahnden sei. Damit gab er freilich zu, daß das Mädchen schuldig gewesen wäre, wenn sie etwa den Takowa-Orden getragen hätte. Es liegt zwar auf der Hand, daß das unbefugte Tragen eines Ordens immer nur einen Journalisten und kein Freudenmädchen strafbar machen kann, aber in Wiener-Neustadt scheint die Frauenbewegung bereits derartige Fortschritte gemacht zu haben, daß man dort beide Geschlechter in gleichem Maße der Ordensstreberei für fähig hält. Immerhin sagte der erste Richter, ein Jubiläumskreuz sei kein Orden. Aber der Staatsanwalt war anderer Ansicht, er berief und das Landesgericht verurteilte die Angeklagte zu zwanzig Kronen Geldstrafe. Ein Jubiläumskreuz, sagte das Landesgericht, sei als Ehrenzeichen jedem Orden gleichzustellen. Als besonders erschwerend nahm der Gerichtshof »das Tragen des Kreuzes im Freudenhause« an. Als die Angeklagte gefragt wurde, was sie sich dabei gedacht habe, gab sie zur Antwort: »Nichts«. Aber diesmal nützte die Antwort nichts. Denn eher noch dürfte sich ein anständiges Mädchen die Prostitution anmaßen als eine Prostituierte das Ehrenkreuz. Welche Entschuldigung hatte sie? Ein Zivilist, sagte sie, habe es ihr geschenkt. Er war nobel und gab

ihr das Ehrenzeichen als Schandlohn. Aber dann hätte sie es eben in den Strumpf stecken sollen. Das Tragen eines Ehrenzeichens im Freudenhause steht nur dessen Gästen zu, und wenn sie dadurch das Ärgernis der Mädchen erregen sollten, so würden sich die Mädchen einer strafbaren Handlung schuldig machen. Gibt aber ein Gast einem Mädchen statt zwanzig Kronen ein Ehrenkreuz, so darf sie das Ehrenkreuz nicht tragen und muß die zwanzig Kronen dem Gericht bezahlen. Denn die Justiz ist eine Hure, die sich nicht blitzen läßt und selbst von der Armut den Schandlohn einhebt.

Karl Kraus.



Kunst und Moral.

Briefe von Oskar Wilde.

Vorbemerkung des Übersetzers: Im letzten Drittel des Juni 1890 erschien Wildes »Dorian Gray« in ‚Lippincott's Magazine'; noch in demselben Monat brachten zahlreiche angesehene Tagesblätter und Zeitschriften Besprechungen des Werkes, und in seinem Briefe vom 13. August spricht Wilde bereits von zweihundertsechzehn Kritiken, die von seinem Schreibtisch in den Papierkorb gewandert seien. Nur wenige dieser Beurteiler wagten das Werk ohne starke Einschränkungen zu loben. Die übergroße Mehrzahl der Kritiker erhoben ihre Stimmen gegen den Autor in allen Tonstärken von würdevoller Mißbilligung bis zum wütenden Geschrei. Seine künstlerische Erwiderung auf diese Kritiken mag man in dem Vorwort zu der etwa ein Jahr später erschienenen Buchausgabe finden. Damals jedoch holte sich Wilde zwei der ärgsten Schreier, den der ‚St. James's Gazette' und den des ‚Daily Chronicle', heraus und erwies ihnen die Ehre, sie zu widerlegen.

»Ihr Kritiker«, schreibt er der ‚St. James's Gazette'*), »beginnt

*) Die Briefe an diese sind bereits in einer deutschen Zeitschrift erschienen. Alle anderen erscheinen hier zum erstenmale in deutscher Sprache.

damit, mich mit lächerlicher Heftigkeit anzugreifen, weil die Hauptpersonen meiner Geschichte Gecken seien. Jawohl, sie **sind** Gecken. Glaubt er, daß die Literatur auf den Hund gekommen ist*), als Thackeray über das Geckentum schrieb? Ich halte dafür, daß Gecken vom künstlerischen ebenso wie vom psychologischen Standpunkt höchst interessant sind. Sie scheinen mir für alle Fälle weit interessanter als Pedanten, und ich bin der Ansicht, daß Lord Henry Wotton ein vortreffliches Korrektiv für das hohle Ideal bildet, das in den halbtheologischen Romanen unserer Zeit dargestellt wird. — Ihr Kritiker macht ferner unbestimmte und drohende Anspielungen auf meine Grammatik und meine Gelehrsamkeit. Was die Grammatik betrifft, so bin ich der Meinung, daß, zum mindesten in der Prosa, die Korrektheit stets der künstlerischen Wirkung und der musikalischen Kadenz untergeordnet werden muß. Absonderlichkeiten des Syntax, die im ‚Dorian Gray' etwa vorkommen mögen, sind daher wohl beabsichtigt und dienen nur zur Betätigung dieser künstlerischen Theorie.« Weiterhin: »Ihr Kritiker, wenn ich ihm diesen ehrenvollen Titel zuerkennen darf behauptet, daß die Menschen meiner Erzählung kein Vorbild im Leben haben, daß sie, um mich seiner starken, wenn auch ziemlich plumpen Ausdrucksweise zu bedienen, ‚Schundliteratur und Darstellungen des Nichtexistierenden' sind. Ganz richtig. Wenn sie existierten, so wäre es nicht der Mühe wert, über sie zu schreiben. Die Aufgabe des Künstlers ist es, zu erfinden, und nicht, zu registrieren. Es gibt keine solche Menschen. Wenn es deren gäbe, würde ich nicht über sie schreiben. Das Leben verdirbt durch seinen Realismus stets der Kunst ihren Gegenstand. Der höchste Genuß des Dichters ist es, das Nichtexistierende zu gestalten«. Und ferner: »Es ist wohlgetan, der Tat Schranken zu setzen. Es ist nicht wohlgetan, der Kunst Schranken zu setzen. Der Kunst gehören alle Dinge, die sind, und alle Dinge, die nicht sind, und selbst der Herausgeber einer Londoner Tageszeitung hat nicht das Recht, die Freiheit der Kunst in der Wahl ihres Gegenstandes zu beschränken«.

Noch einem dritten Blatte erwiderte Wilde: dem ‚Scots Observer'. Dessen Kritik war allerdings, verglichen mit den andern, ziemlich maßvoll und durch Komplimente für den Autor gemildert;

*) Anspielung auf den Doppelsinn des hier für »Geck« gebrauchten Wortes »puppy«, das auch »junger Hund« bedeutet.

aber sie scheint Wilde besonders nahe gegangen zu sein, wohl deshalb, weil der Herausgeber der von ihm sehr geschätzte Dichter W. E. Henley war. In diesem Blatte setzt sich Wilde auch mit einigen jener Zuschriften aus dem Leserkreise auseinander, die die englischen Blätter — eine gute und nachahmenswerte Sitte — immer dann empfangen und abdrucken, wenn irgend eine Sache die öffentliche Meinung stärker erregt. Ich führe neben den Zunftkritiken auch diese Laienurteile hier an, zum besseren Verständnis der Erwiderungen Wildes, und weil ich glaube, daß sie einen interessanten Beitrag bilden zur Charakteristik des Engländers der Intelligenzklassen, seiner gesunden Lebensanschauung, seines prächtigen Humors und seiner Beschränktheit in gewisser Richtung.

Eines darf billigerweise nicht unbetont bleiben: Wenn wir Wildes Erwiderungen kennen, so danken wir dies der Ehrlichkeit eben der Zeitungen, gegen die sie sich wendeten, und die sie unverkürzt abdruckten. Die ‚St. James's Gazette' hat zum Beispiel selbst eine Stelle wie diese: »Zu sagen, daß ein Buch wie das meinige ‚ins Feuer geworfen werden sollte', ist einfältig. Das tut man mit Zeitungen«, nicht unterdrückt. Es gibt Länder, wo das anders gewesen wäre. — Und derselbe ‚Daily Chronicle', der den »Dorian Gray« am brutalsten angriff, war später das einzige Blatt, das dem aus dem Gefängnis entlassenen, geächteten Dichter Raum gab für jene Briefe über den »Fall Martin« und über die Gefängnisreform, die neben »De Profundis« als ein Denkmal des Menschen Wilde vor uns stehen.

Leo Ronig.

Kritik des ‚Daily Chronicle' vom 30. Juni 1890.

Langeweile und Schmutz sind die Hauptzüge der letzten Nummer von ‚Lippincott's Magazine'. Das unsaubere, allerdings unleugbar auch amüsante Element wird durch Oskar Wildes Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« beigesteuert. Es ist ein Werk, bei dem die Aussatzliteratur der französischen Décadence Pate gestanden hat, ein giftiges Buch, dessen Atmosphäre verpestet ist von den mephitischen Dünsten seelischer und moralischer Fäulnis, eine mit perversem Behagen ausgeführte Darstellung des körperlichen und geistigen Verfalles eines jungen, schönen und vornehmen Mannes — ein Buch, das furchtbar und faszinierend sein könnte, wären nicht seine weibische Frivolität, seine gesuchte Unaufrichtigkeit, sein theatralischer Zynismus, seine seichtgeschwätzige Philosophie, sein angeschminkter Mystizismus und jene klebrige Sauce preziös tuender Vulgarität, die über den ganzen ausgeklügelten Ästhetizismus des Herrn Wilde und über seine aufdringliche, billige Wissenschaftlichkeit gegossen ist. Herr Wilde sagt, sein Buch habe »eine Moral«. Soweit wir diese Moral heraus-

finden können, ist es die, daß es der vornehmste Daseinszweck des Menschen ist, seine Natur dadurch zur Vollendung zu entwickeln, daß er »stets nach neuen Sensationen sucht«, daß, wenn die Seele erkrankt, das Mittel zu ihrer Heilung darin besteht, »den Sinnen nichts zu verweigern« – denn nichts, sagt eine von Wildes Gestalten, Lord Henry Wotton, »nichts kann die Seele heilen, als die Sinne, ebenso wie nichts die Sinne heilen kann, als die Seele«. Der Mensch ist halb Engel, halb Affe, und Wildes Buch ist nutzlos, wenn es nicht dazu dient, die »Moral« einzuprägen, daß man, wenn man sich zu engelhaft fühlt, nichts besseres tun kann, als eiligst ein Tier aus sich zu machen. Es gibt nicht eine gute und reine Regung der menschlichen Natur, fast keine Veredelung des Gemütes oder des Instinktes, die im Laufe der Jahrhunderte durch Zivilisation, Kunst und Religion als Teil der Scheidewand zwischen Mensch und Tier in uns entwickelt worden, die nicht im »Dorian Gray« der Lächerlichkeit und der Verachtung preisgegeben würde – wenn anders solche starke Wirkungen der windigen Leichtfertigkeit und wortgewandten Anmaßung des Herrn Wilde überhaupt zugeschrieben werden können. Sein gewaltsamer Versuch, am Ende des Buches eine »Moral« zusammenzustoppeln, ist vom künstlerischen Standpunkt plump und roh, denn der Tod des Dorian Gray fällt aus dem Rahmen der ganzen Geschichte heraus. Dorians einziges Bedauern ist, daß zügelloses Schwelgen in jeder Art geheimen und unnennbaren Lasters, in allen Genüssen des Luxus uud der Kunst und — was die entnervten Modejünglinge, deren Leben der »Dorian Gray« zu beschreiben vorgibt, noch mehr reizt — in ekelhaftestem Schmutz und Unrat — sein Bedauern ist also, was? Daß alles dies Linien vorzeitigen Alters und abstoßender Verlebtheit in sein hübsches Gesicht zeichnen könnte, in das Gesicht, dessen rosige Schönheit von der Art ist, die Jünglinge seiner widerwärtigen Gattung den paralytischen Patriziern des byzantinischen Kaiserreiches teuer machte. Dorian Gray betet also, daß sein Porträt, gemalt von einem Künstler, der von ihm schwärmt, wie Männer von Mädchen schwärmen, die ihre Geliebten sind, daß dieses Porträt an Stelle des Originals alt werden möge. Dies geschieht denn auch durch die Einwirkung einer übernatürlichen Macht, deren Auftreten durchaus possenhaft ist; Dorian erfreut sich Jahr um Jahr unverwelklicher Jugend und könnte bis in die Ewigkeit fortfahren, straflos seine Sinne dazu zu gebrauchen, »seine Seele zu heilen« und die englische Gesellschaft mit der moralischen Verpestung zu besudeln, von der er durchdrungen ist, wenn nicht etwas dazwischen käme. Das ist sein plötzlicher Impuls, nicht nur den Maler zu ermorden — was künstlerisch damit verteidigt werden könnte, daß es nur eine Weiterentwicklung seines Lebensprinzipes ist, jede Art von Erlebnis auszukosten — sondern auch das Bild wütend mit dem Dolch zu durchbohren, weil es, obgleich er sich dazu herbeigelassen hatte eine gute Tat zu tun, von seiner Abscheulichkeit nichts verloren hatte. Dies ist aber ganz unvereinbar mit dem kalten, berechnenden, gewissenlosen Charakter des Dorian Gray, den Wilde ziemlich logisch in seinem »neuen Hedonismus« entwickelt hat. Der Autor beendigt dann seine Geschichte damit, daß er uns erzählt: »Die Dienerschaft eilte herbei, als sie einen schweren Fall

hörte, und fand das Bild an der Wand in voller Jugendlichkeit strahlend, während seine greisenhafte Häßlichkeit auf den Elenden übergegangen war, der mit durchbohrtem Herzen auf dem Fußboden lag». — Das ist eine Talmi-Moral, wie denn alles in dem Buche Talmi ist, bis auf das eine Element, daß jedes junge Gemüt, das mit ihm in Berührung kommt, unheilvoll beeinflussen muß. Dieses Element ist die mit einschmeichelnder Logik verfochtene Berechtigung des Appells an die Sinne, »die Seele zu heilen«, wenn diese Seele unter zu großer Reinheit und Selbstverleugnung leidet.

Wildes Erwiderung.

An den Herausgeber des ‚Daily Chronicle'.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir einige Irrtümer zu korrigieren, die Ihrem Kritiker in seiner Besprechung meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« unterlaufen sind.

Ihr Kritiker behauptet vorerst, daß ich einen gewaltsamen Versuch mache, am Schluß meiner Erzählung eine Moral »zusammenzustoppeln«. Ich muß gestehen, daß ich nicht ganz genau weiß, was unter »zusammenstoppeln« zu verstehen ist. Es ist jedoch nicht meine Absicht, hier in eine Untersuchung einzelner Ausdrücke des modernen Journalistenjargons einzugehen. Ich will lediglich folgendes sagen: Weit entfernt, irgend eine Moral in meiner Erzählung hervorheben zu wollen, war meine einzige Sorge bei ihrer Verfassung vielmehr nur, die sich von selbst aufdrängende Moral gegen die künstlerische und dramatische Wirkung zurückstehen zu lassen.

Als die Idee der Darstellung eines jungen Mannes, der seine Seele gegen ewige Jugend verkauft — eine Idee, die alt ist in der Literatur, der ich aber eine neue Form gegeben habe — in mir auftauchte, fühlte ich sofort, daß es schwer sein würde, die Moral so im Hintergrunde zu halten wie es vom ästhetischen Standpunkt aus nötig ist; und ich bin noch immer nicht gewiß, ob mir das auch zufriedenstellend gelungen ist. Ich halte die Moral für zu offenkundig. Wenn die Erzählung in Buchform erscheint, hoffe ich diesen Mangel beseitigen zu können.

Was nun die Frage betrifft, worin die Moral besteht, so behauptet Ihr Kritiker, sie bestehe darin, daß, wenn ein Mensch fühle, daß er zu engelhaft werde, er »eiligst ein Tier aus sich machen« solle. Ich kann nicht sagen, daß mir dies eine Moral zu sein scheint. Die Moral der Erzählung ist in Wahrheit die, daß jede Ausschreitung ebenso wie jede Selbstverleugnung ihre Strafe nach sich zieht. Diese Moral ist mit künstlerischer Absicht so verborgen, daß sie nirgends als Gesetz ausgesprochen erscheint, sondern sich nur in den Schicksalen der handelnden Personen ausdrückt und derart lediglich ein dramatisches Element in einem Kunstwerk darstellt, und nicht den Zweck dieses Kunstwerkes selbst.

Ihr Kritiker begeht ferner einen Irrtum, wenn er sagt, daß es »unvereinbar mit dem kalten, beberechnenden, gewissenlosen Charakter des Dorian Gray« sei, das Bild seiner Seele zu zerstören, bloß weil es nichts an seiner Häßlichkeit verlor, als er in seiner Eitelkeit sich schmeichelte, seine erste gute Tat getan zu haben. Dorian Gray ist keineswegs ein kalter, berechnender, gewissenloser Charakter. Er ist im Gegenteil ungemein impulsiv, töricht romantisch und wird sein ganzes Leben hindurch von einem überempfindlichen Gewissen gequält, das ihm seine Vergnügungen vergällt und ihn ermahnt, daß Jugend und Genuß nicht alles in der Welt sind. Und gerade um dieses Gewissen los zu werden, das ihm unablässig auf Schritt und Tritt nachgeht, zerstört er das Bild. Indem er also versucht, das Gewissen zu töten, tötet Dorian Gray sich selbst.

Ihr Kritiker spricht sodann von »aufdringlich billiger Wissenschaftlichkeit«. Nun, was immer ein wissenschaftlich gebildeter Mann schreiben möge, so wird er Wissenschaftlichkeit erkennen lassen in der Vornehmheit seines Stils und in der sorgfältigen Wahl seiner Worte. Aber meine Erzählung enthält keine gelehrten oder pseudo-gelehrten Gespräche, und die Bücher, deren darin Erwähnung geschieht, sind

nur solche, von denen vorausgesetzt werden kann, daß ein Mann von Bildung sie kennt, wie zum Beispiel das »Satiricon« des Petronius Arbiter oder Gautiers »Emaux et Camées«. Bücher wie Le Consos »Clericalis Disciplina« sind nicht Gegenstand der Wissenschaft, sondern der Liebhaberei. Es kann niemandem ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sie nicht kennt.

Zum Schlusse nur noch dies: Die ästhetische Bewegung hat gewisse eigenartige, zartduftige, durch ihren beinahe mystischen Ton faszinierende Farbenmischungen hervorgebracht. Sie waren und sind unsere Reaktion gegen die rohen Primärfarben einer zweifellos ehrbareren, aber sicherlich minder kultivierten Zeit. Meine Erzählung ist eine Studie dekorativer Kunst. Sie reagiert gegen die rohe Brutalität des deutlichen Realismus. Sie ist giftig, wenn Sie wollen, aber Sie können nicht leugnen, daß sie auch vollkommen ist, und Vollkommenheit ist es, was der Künstler anstrebt.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr hochachtungsvoll ergebener O. W.

16, Tite Street, 30. Juni 1890.

*

In seiner Nummer vom 5. Juli 1890 schreibt der »Scots Observer«:

Warum in Düngerhaufen wühlen? Die Welt ist schön, und die Majorität gesund gearteter Männer und ehrenhafter Frauen über die Angefaulten, Unnatürlichen und Gefallenen ist groß. Oskar Wilde hat wieder einmal ein Ding geschrieben, das besser ungeschrieben geblieben wäre. Wohl ist seine Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« originell, interessant, voll Geist und zweifellos das Werk eines begabten Schriftstellers; aber sie ist ein Werk falscher Kunst, denn ihr Held ist ein Teufel; und sie ist ein Werk falscher Moral, denn es geht nicht genügend klar daraus hervor, ob der Autor nicht ein Leben widernatürlichen Lasters einem Leben der Gesundheit, Reinheit und Kraft vorzieht. Die Erzählung — die Gegenstände behandelt, welche nur für die Kriminalgerichtsbarkeit oder für die Besprechung in camera geeignet sind — macht dem Autor eben so wenig Ehre wie dem Verleger. Herr Wilde hat Geist, Talent und Stil; aber wenn er nur für deklassierte Lebemänner und perverse Kellnerjungen schreiben kann, so wäre es, je eher er sich der

Schneiderei*) (oder einem anderen ehrenhaften Berufe) zuwendet, desto besser für seinen Ruf und für die allgemeine Sittlichkeit.

Wildes Erwiderung.

An den Herausgeber des ‚Scots Observer'.

Geehrter Herr!

In Ihrem Blatte erschien dieser Tage eine Kritik meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray«. Da diese Kritik mich als Künstler mit grober Ungerechtigkeit behandelt, bitte ich Sie, mir für mein Recht auf Erwiderung in Ihren Spalten freundlichst Raum zu geben.

Obgleich Ihr Kritiker zugesteht, daß die fragliche Erzählung »zweifellos das Werk eines begabten Schriftstellers« ist, »eines Mannes, der Geist, Talent und Stil besitzt«, so nimmt er doch an, und das offenbar in allem Ernste, daß ich es nur im Hinblick auf verbrecherische und ganz ungebildete Leser geschrieben habe. Nun glaube ich aber, daß Verbrecher und ungebildete Menschen überhaupt nichts anderes lesen als Zeitungen. Sicherlich kann von ihnen nicht vorausgesetzt werden, daß sie ein Buch wie das meinige verstehen. Lassen wir sie also beiseite, und gestatten Sie mir nur über die große Frage, warum ein Dichter überhaupt schreibt, einige wenige Worte zu sagen.

Das Vergnügen, das es gewährt, ein Kunstwerk zu schaffen, ist ein rein persönliches, und nur um dieses Vergnügens willen schafft der Künstler. Er arbeitet, alle seine geistigen Kräfte auf den Gegenstand konzentriert. Nichts anderes interessiert ihn. Was die Leute sagen werden, daran denkt er nicht einmal. Er ist fasziniert durch das Gebilde unter seinen Händen. Alles andere besteht für ihn nicht. Ich schreibe, weil es mir den denkbar größten künstlerischen Genuß gewährt, zu schreiben. Wenn mein Werk den Wenigen gefällt, bin ich erfreut. Wenn es ihnen nicht gefällt, bin ich nicht betrübt. Und was die

*) Anspielung auf Wildes Propaganda für eine Reform der Kleidung.
Anm. d. Übers.

Menge betrifft, so habe ich kein Verlangen, ein populärer Schriftsteller zu werden. Es ist viel zu leicht.

Ihr Kritiker begeht den ganz unverzeihlichen Fehler, den Künstler mit seinem Gegenstande zu vermengen. Für diesen Fehler gibt es überhaupt keine Entschuldigung. Von dem Manne, der die größte Erscheinung der Weltliteratur seit den Tagen der alten Griechen darstellt, sagt Keats, daß es ihm ebensoviel Freude machte, das Böse dichterisch zu gestalten, wie das Gute. Empfehlen Sie Ihrem Kritiker, Herr Redakteur, diesen schönen Satz Keats' recht wohl zu beherzigen. Denn dasselbe gilt von jedem Künstler. Dieser steht entfernt von seinem Gegenstande. Er schafft ihn und betrachtet ihn. Je weiter entfernt sein Subjekt von dem Objekt ist, desto freier schafft er. Ihr Kritiker meint, daß ich es dem Leser meines Buches nicht klar genug mache, ob ich die Tugend dem Laster oder das Laster der Tugend vorziehe. Er möge sich gesagt sein lassen, daß ein Künstler überhaupt keine ethischen Sympathien oder Antipathien hat. Laster und Tugenden sind ihm einfach das, was dem Maler die Farben auf seiner Palette sind. Nicht mehr und auch nicht weniger. Er findet, daß durch ihre Anwendung eine gewisse künstlerische Wirkung hervorgebracht werden kann, und er bringt sie hervor. Jago mag vom moralischen Standpunkt scheußlich sein, und Imogen fleckenlos rein. Shakespeare hatte, wie Keats sagt, ebensoviel Freude an der Schaffung des einen wie der andern.

Um der dramatischen Entwicklung meiner Geschichte willen war es nötig, Dorian Gray mit einer Atmosphäre sittlicher Fäulnis zu umgeben. Andernfalls hätte die Erzählung keinen Sinn und die Handlung keinen Ausgang gehabt. Diese Atmosphäre vag und unbestimmt und geheimnisvoll zu halten, war die künstlerische Absicht dessen, der die Geschichte schrieb. Ich nehme für ihn in Anspruch, daß ihm diese Absicht gelang. Jeder Mensch sieht seine eigenen Sünden in Dorian Gray. Welches die

Sünden Dorian Grays sind, weiß niemand. Der, der sie findet, hat sie mitgebracht.

Zum Schlusse lassen Sie mich Ihnen sagen, Herr Redakteur, wie tief ich es bedauere, daß Sie einer solchen Besprechung, wie die, zu deren Zurückweisung ich mich gedrängt fühle, Aufnahme in Ihr Blatt gewährt haben. Daß der Herausgeber der ‚St. James's Gazette' Caliban zum Kunstkritiker macht, ist vielleicht natürlich. Der Herausgeber des ‚Scots Observer' sollte nicht zugeben, daß Thersites in seinem Blatte Grimassen schneidet. Es ist eines so hervorragenden Schriftstellers unwürdig.

Empfangen Sie u. s. w. O. W.

London, 16, Tite Street, 9. Juli 1890.

*

Hiezu bemerkt das Blatt:

Es war nicht zu erwarten, daß Herr Wilde mit seinem Kritiker über den künstlerischen Wert seines Werkes derselben Meinung sein werde. Es sei ihm zugestanden, daß es ihm gelungen ist, seinen Helden mit jener Atmosphäre zu umgeben, die er beschreibt. Das ist sein Lohn. Der Kritiker ist nichtsdestoweniger berechtigt, der Ansicht zu sein und sie auszudrücken, daß keine noch so geschickte Behandlung diese Atmosphäre für den Leser erträglich machen kann. Das ist seine Strafe. Zweifellos ist es das Vorrecht des Künstlers, abscheulich zu sein; aber er muß dieses Vorrecht auf seine Gefahr ausüben.

*

Ein Herr Charles Whibley schreibt einige Tage darauf:

Der alte Streit, hier Objekt, hier Gestaltung, dürfte fortdauern, solange Künstler und Kritiker denselben Planeten bewohnen. Und da eine endgiltige Entscheidung dieser Frage die lebhafteste und interessanteste aller Diskussionen vorzeitig abschließen würde, so wollen wir hoffen, daß eine solche Entscheidung niemals eintreten wird.

(Es folgt eine längere theoretische Erörterung, in deren Verlauf der Schreiber Maupassants »Bel Ami« und Daudets »Sapho« scharf tadelt und ihnen Dostojewskis »Verbrechen und Sühne« und Flauberts »Madame Bovary« als Beispiele künstlerischer Behandlung eines abstoßenden Stoffes entgegenhält.)

. . Die Kunst ist also unmoralisch. Wenn diese Theorie irgendwie feststeht, so scheint mir Ihre Kritik des »Dorian Gray« zu wohlwollend in ihrem Lobe und zu ungerecht in ihrer Verurteilung zu sein. Sie finden in der Erzählung Kunst und keine Moral; ich finde darin Massen von Moral und keine Kunst. Vom Anfang bis zum Ende überließ Wilde seiner Liebe zu Paradoxen die Herrschaft über seinen Sinn für Proportion. Wenn ich den Gesprächston des Lords Wotton —

sicherlich eines der ermüdendsten Menschen der Literatur — parodieren darf: Es gibt nichts so Langweiliges wie ein Epigramm. Und ein Roman, der aus nichts anderem besteht als aus umgestülpten Gemeinplätzen und παρὰ προσδοκίαν gewendeten leeren Phrasen, hat nicht mehr Recht, künstlerisch genannt zu werden, als ein Gemälde, das nur aus farbigen Punkten bestünde.*) Unterbricht ein Künstler den Gang seiner Erzählung mit ermüdenden Abhandlungen über Juwelen und mit öden Möbelkatalogen? Und vermeidet er nicht, wenn er einen zugestandenermaßen delikaten Gegenstand behandelt, überflüssiges Detail und exotische Sentimentalität? Wilde hat bewiesen, daß ihm der Takt und die Selbstzucht fehlen, einen Helden künstlerisch zu gestalten, der halb Jack der Aufschlitzer, halb Gaveston**) ist. Die Aufnahme, die sein Buch gefunden hat, muß ihm übrigens besonders schmerzlich gewesen sein. Er erhebt Anspruch auf einen künstlerischen Triumph, und er wurde zum mindesten von einer religiösen Zeitschrift als Sittenreformator begrüßt. Hat es je eine unerwünschtere Apotheose gegeben?

*

Wildes zweite Erwiderung.

Geehrter Herr!

In einer Zuschrift, die vor einigen Tagen in Ihrem Blatte erschien und die das Verhältnis der Kunst zur Moral behandelt — eine Zuschrift, die mir in vieler Hinsicht vortrefflich zu sein scheint, insbesondere in ihrer Betonung der Freiheit des Künstlers, seinen Stoff nach Gefallen zu wählen —, sagt der Unterzeichner, Herr Charles Whibley, es müsse besonders schmerzlich für mich sein, zu sehen, daß die ethische Bedeutung des Dorian Gray von den hervorragendsten christlichen Blättern Englands und Amerikas so stark betont wird, und daß ich sogar von mehr als einem von ihnen als Sittenreformator begrüßt werde.

Gestatten Sie mir, nicht nur Herrn Charles Whibley selbst, sondern auch Ihre zweifellos besorgten Leser in dieser Hinsicht zu beruhigen. Ich zögere nicht im Geringsten zu erklären, daß ich eine solche Kritik als eine sehr willkommene Huldigung für mein Werk betrachte. Denn wenn ein Kunstwerk reich-

*) Herr Whibley wußte wohl noch nichts vom Pointillismus, der damals wohl schon erfunden, aber noch nicht Kunstmode geworden war. Anm. d. Übers.

**) Begabter und übermütiger Günstling Eduards II., der ihm in blinder Liebe zugetan war. Anm. d. Übers.

haltig, lebensvoll und vollendet ist, so werden die, die künstlerischen Sinn haben, seine Schönheit fühlen, während die, auf die das Ethische mehr wirkt als das Ästhetische, seine sittliche Lehre herausfinden werden. Es wird den Feigen mit Schrecken erfüllen, und der Unreine wird seine Schande darin sehen. Es wird jedem das sein, was er selber ist. In Wahrheit ist es der Beschauer und nicht das Leben, was sich in der Kunst spiegelt.

Und so hat denn auch im Falle des Dorian Gray der rein literarische Kritiker, wie zum Beispiel der des ‚Speaker', darin ein »ernstes und reizvolles Kunstwerk« gesehen; der Kritiker, der es in seiner Beziehung zur Moral betrachtet, wie zum Beispiel der des ‚Christlichen Führers' oder der der ‚Christlichen Welt', eine ethische Parabel; das ‚Licht', welches, wie man mir sagt, das Organ der englischen Mystiker ist, betrachtet es als »ein Werk von hoher spiritualistischer Bedeutung«; die ‚St. James's Gazette', die offenbar das Organ der Lüstlinge zu sein bestrebt ist, sieht darin alle möglichen schrecklichen Dinge und empfiehlt es der Aufmerksamkeit des Staatsanwaltes; und Ihr Herr Charles Whibley sagt launig, daß er darin »Massen von Moral« finde. Es ist freilich wahr, daß er hinzufügt, er könne keine Kunst darin entdecken; aber man kann billigerweise nicht von einem Kritiker verlangen, daß er ein Kunstwerk von allen Seiten sehe. Auch Gautier hatte seine Beschränkung, ebenso wie Diderot, und in dem heutigen England sind die Goethes selten. Ich kann Herrn Charles Whibley nur die Versicherung geben, daß keine Moral-Apotheose, — der er einen höchst bescheidenen Beitrag hinzufügt — eine Ursache des Harmes für einen Künstler sein kann.

Ich bin, geehrter Herr Redakteur, Ihr sehr ergebener O. W.

16, Tite Street, Chelsea, 30. Juli 1890.

*

Unterm 9. August 1890 erschien folgender Brief des Herrn Whibley:

Vor nicht viel länger als einem Monat tat Herr Oskar Wilde den Lesern des ‚St. James's Gazette' kund, daß er infolge seines Temperaments oder seines Geschmackes oder beider durchaus nicht zu begreifen vermöge, wie man ein Kunstwerk vom moralischen Gesichtspunkte aus beurteilen könne. »Das Gebiet der Kunst und das Gebiet der Ethik«, schrieb er, »sind vollkommen getrennt und verschieden«. Nun hat aber seine Erzählung den Beifall einiger berufsmäßig frommer Blätter gefunden, und er akzeptiert die Kritik seiner neuen Verbündeten als eine »sehr willkommene Huldigung« für sein Werk. Wenn seine Erklärung in der ‚St. James's Gazette, aufrichtig war, dann müßte er das Urteil eines Kritikers »der die Kunst in ihrem Verhältnis zur Tugend betrachtet« als eine sinnlose Anmaßung zurückweisen. Hat er nicht erklärt, daß »kein Kunstwerk vom moralischen Standpunkt aus kritisiert werden darf«? »Geschmack und Temperament« des »Künstlers« sind ja notorisch schwankend und unberechenbar, aber man sollte doch meinen, daß sie ein paar Wochen ohne Wechsel überdauern könnten. Aber die ‚Christliche Welt' läßt ihr salbungsvolles Lob auf Herrn Wilde herabträufeln, und stracks verleugnet er seine teuren Prinzipien und vermengt Ethik und Ästhetik mit einer Unbekümmertheit, die der Mrs. Grundy*) selber würdig wäre. Wenn es der höchste Ehrgeiz jedes Künstlers ist, Seite an Seite mit dem talentierten Autor von »Wir zwei« zur Bewunderung aller derer, die sittenverbessernde Literatur lieben, auf ein Piedestal gestellt zu werden, dann hat Herr Wilde sicherlich einen großen Triumph errungen. Aber sein Erfolg mag billigerweise von jenen angezweifelt werden, die nicht der Ansicht sind, daß aufdringliche Moral die unentbehrliche Eigenschaft jedes Kunstwerkes sei.

Es scheint, daß, um die Vorzüge des »Dorian Gray« vollkommen würdigen zu können, der »rein literarische Kritiker« mit dem verschmelzen muß, der »die Kunst in ihrem Verhältnis zur Tugend betrachtet«. Weder Gautier noch Diderot wären also im Stande, dieser Aufgabe zu genügen, ohne die Mithilfe des ‚Licht' und der ‚Christlichen Welt'. Und Goethe ist tot und hat den Dorian Gray nicht gekannt! Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern ist, der deutsche Kritiker oder der englische Moralist. Aber Herr Wilde hat den bedauernswerten Umstand in bestmöglicher Weise korrigiert: da kein Goethe da ist, um ihm Beifall zu spenden, ist er unermüdlich in der öffentlichen Belobung seines eigenen Werkes.

*

Ein Herr J. E. Brown untersucht, ob Wilde im »Dorian Gray« mit Rabelais oder mit Swift zu vergleichen sei, und verneint beides. Er findet ihn näher zu Zola in Bezug auf die Wahl eines abstoßenden Stoffes und in Bezug auf seine moralisierende Absicht, stellt aber Zola viel höher und führt insbesondere »La Terre« als Beispiel der kraftvollen Behandlung eines häßlichen Gegenstandes an. Er fährt dann fort:

..... Ich bin überzeugt, er meint es gut. Er ist ebenso

*) Etwa: Frau Klatschbase, Sinnbild der urteilslosen Menge.
Anm. d. Übers

moralisch wie Zola; einer Ihrer Korrespondenten hat ja, glaube ich, bereits hervorgehoben, daß die Moral die starke Seite Wildes ist, und ich stimme diesem Urteil vollkommen zu. Die Moral ist in der Tat seine starke Seite, aber ich glaube nicht, daß die Kunst es ist. Darin ragt Zola weit über ihn hinaus. Zola ist eine starke Natur, Wilde nicht. Zola meistert seinen Stoff — kann man das auch von Wilde sagen? Schriftsteller sollten sich in folgender Weise befragen oder sich befragen lassen: Bist du Rabelaisisch? Dann lache sein lautes, derbes Lachen über alles dies, und Gott befohlen! Bist du Swiftisch? Kannst du auf diesem furchtbar gefährlichen Seil tanzen, ohne zu stürzen? Bist du realistisch, Zolaisch? Ein Mann von dem Bau Zolas kann sich mit seinen Bauern in den Morast priapischer Scheußlichkeit legen und sich als ein Riese wieder daraus erheben. Nichts davon ist in ihn eingedrungen. Aber schwächere Menschen, welkere Menschen, weichere, durchlässigere Menschen – ist es geraten für sie, dasselbe zu wagen? Künstler müssen auf sich Acht haben: der Künstler hat ein moralisches Gefühl, und er muß es behüten, je ängstlicher, desto besser, wenn er nicht zu den wenigen Allergrößten zählt.

*

Ein mit »H.« unterschriebener Brief polemisiert gegen die von Charles Whibley in seiner Zuschrift aufgestellte Forderung, der Kritiker solle nur die künstlerische Gestaltung des Gegenstandes beurteilen und den Gegenstand selbst außer Acht lassen. »H.« erklärt dies für unmöglich, da der Gegenstand sich dem Kritiker ebenso aufdränge wie seine Behandlung. Dann kommt folgende Stelle:

Nehmen wir an, ein außerordentlich begabter Sänger trüge bei einem Konzert »God save Ireland« ungemein schön vor. Nach Herrn Whibley müßte die Kritik lauten: »Herr Jones sang eine Ballade, die seine herrliche Stimme und seinen wunderbaren Vortrag in schönstem Lichte zeigte. Sein hohes *f* ist von außerordentlicher Reinheit, und seine tiefen Töne klangen unendlich weich und sonor«.*) — Nach meiner Ansicht müßte ein richtiger Kritiker sagen: »Dann begann Herr Jones uns einige miserable Verse über drei feige Mörder vorzusingen. Jeder anständige Mensch im Publikum verließ sofort den Saal. Die Konzertleitung verdient schärfsten Tadel, daß sie zugab, daß das Auditorium durch diesen schändlichen und verräterischen Vortrag beleidigt werde.«

Zum Schlusse faßt »H.« seine Ansicht dahin zusammen, der Kritiker habe selbstverständlich zuvörderst die Aufgabe, auf Kunstfehler tadelnd hinzuweisen, aber das enthebe ihn nicht der Pflicht, »Verbrechen, Roheit, Radikalismus (sic!) und Obszönität« zu verdammen, wo er sie finde.

Ein Herr J. Mac Laren Cobban schreibt:

---

*) »God save Ireland« ist ein irisches Kampflied, das drei politische Mörder glorifiziert, und es ist auf den Durchschnittsengländer berechnete grimmigste Ironie von Seite »H.s«, eine solche Kritik für möglich zu halten. Zu erinnern ist auch, daß Wilde Irländer war.

Anm. d. Übers.

In der Kontroverse, die sich in den Spalten Ihres Blattes entwickelt hat, hat nur einer der Beteiligten den Versuch gemacht, schöpferisch zu sein. Dieser eine ist Herr Oskar Wilde, und sein Beitrag zu der Diskussion besteht nur aus einem unverschämten Paradoxon. Die verschiedenen Kritiker haben einander mit der Ochsenblase lustig und unermüdlich über den Kopf gehauen, daß es nur so knallte. Wozu der Lärm? muß man fragen. Denn es will mir scheinen, daß sie alle in ihrer Weise recht haben; der Unterschied zwischen ihnen beruht lediglich auf dem Unterschied der Gesichtspunkte, und der Streit wurzelt nur darin, daß jeder von ihnen darauf besteht, nur einen Gesichtspunkt gelten zu lassen. Das ist aber weder weise noch förderlich. Es gibt, hat immer gegeben und wird zweifellos immer geben, drei Gesichtspunkte, von denen aus ein Kunstwerk beurteilt wird: 1. Der des Künstlers. 2. Der des Kritikers. 3. Der des Publikums. Der Standpunkt des Künstlers und der des Publikums waren immer ziemlich stabil; der des Kritikers schwankt zwischen beiden und nähert sich zuweilen bis auf eine kaum merkbare Entfernung dem einen oder dem andern. Der Künstler hat stets das Recht gefordert, seinen Gegenstand zu nehmen, wo er ihn fand. Das ist sehr berechtigt von seinem Standpunkte aus, und je mehr er Künstler ist, desto mehr findet er, daß das Wichtigste in seiner Kunst und in der Kunst anderer nicht der Stoff sondern seine Gestaltung ist: diese ist es, die seine ganze Aufmerksamkeit und seine ganze Kraft in Anspruch nimmt. Das Publikum seinerseits beurteilt ein Kunstwerk vollkommen natürlicherweise nach dem einzigen Werte, den es schätzen kann, nämlich nach der Wirkung auf sich selbst. Wenn das Publikum von einem Buch, einem Stück, einem Bild getroffen, gepackt wird, wenn es zum Lachen oder Weinen, zum Mitleid oder zum Moralisieren gebracht, wenn es unterhalten oder erregt wird, dann nennt es das Buch, das Stück oder das Bild »gut«. Wie das Buch, das Stück, das Bild es angestellt haben, diese Wirkung hervorzubringen, das weiß es nicht, und danach fragt es nicht. »Stoff« und »Gestaltung«, alle die theoretischen Streitfragen der Kunst, sind ihm ebenso gleichgiltig, und mit vollem Recht; denn Kaufen und Verkaufen, Erfolg und Mißerfolg, Liebe und Heirat, das sind die Dinge, die es vor allem beschäftigen, und nicht die Kunst. Zwischen den beiden Extremen, Künstler und Publikum, bewegt sich dann der Berufskritiker und einige wenige Menschen aus dem Publikum, die ich Amateure nennen will. Diese, Kritiker und Amateure, haben nicht die intime oder esoterische Sachkenntnis des Künstlers, aber sie interessieren sich für die Kunst, und sie haben einen gewissen Geschmack und ein gewisses Urteil, mit deren Hilfe sie als Interpreten zwischen Künstler und Publikum auftreten. Aber es ist natürlich und unvermeidlich, daß auch sie ihre eigene Meinung haben. Auch sie haben noch andere Interessen im Leben als die Kunst, und ihnen wird nicht wie dem Künstler das Gefühl der überragenden Wichtigkeit der Gestaltung durch den täglichen Kampf mit ihren Schwierigkeiten aufgezwungen. Wenn ihnen also ein Kunstwerk gefällt oder mißfällt, so legen sie die Ursachen davon in einer Weise dar, wie es der Künstler nicht tun würde, und nähern sich dabei bald mehr dem Standpunkt des Künstlers, bald dem des Publikums, je nach ihrem

Temperament, Geschmack und Verständnis. Sie bringen Erwägungen vor, die, wir dürfen nicht sagen, der Kunst, aber der Anschauung des Künstlers von der Kunst fremd sind; sie erheben Anklagen wegen Unmoralität, und der Künstler ist erstaunt, wenn nicht erzürnt. Denn für den Künstler als Künstler gibt es nur eine Art der Unmoralität: schlechte Kunst, das heißt, schlechte Gestaltung des Stoffes.

. . . . . Ich will jedoch nicht mit dem Kritiker rechten, obgleich er, wie mir scheinen will, mit seinen Erörterungen über die Kunst einen großen Teil der Aufmerksamkeit absorbiert, die besser der Kunst selbst zugewendet werden sollte. Denn die Kunst ist lang, aber die Kritik ist länger.

Wildes dritte Erwiderung.

Geehrter Herr!

Ich bin zu meinem Bedauern nicht in der Lage, mich mit Herrn Whibley in eine Zeitungskontroverse über die Kunst einzulassen; schon deshalb nicht, weil ich nicht die Möglichkeit habe zu beurteilen, inwieweit Herr Whibley die Befähigung zur Diskussion eines so wichtigen Gegenstandes besitzt. Ich habe von seiner Zuschrift nur Notiz genommen, weil er — wie ich überzeugt bin, ohne jede Absicht — eine Vermutung über meine persönlichen Gefühle aussprach, die ganz unzutreffend war. Er sagte, es müsse peinlich für mich sein, zu sehen, daß ein gewisser Teil der Öffentlichkeit, bestehend aus ihm selbst und den Kritiken einiger religiöser Zeitschriften, durchaus das, was er »Massen von Moral« nennt, in meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« finden wollte.

Da mir natürlicherweise daran liegen mußte, Ihre Leser in einer für den Literarhistoriker so wichtigen Sache von der Wahrheit zu unterrichten, legte ich in Ihren Spalten dar, daß ich jede solche Kritik als eine sehr erfreuliche Anerkennung der ethischen Schönheit des Buches betrachtete; und ich fügte hinzu, ich sei vollkommen bereit zuzugeben, daß es unbillig wäre, von jedem gewöhnlichen Kritiker zu verlangen, daß er ein Kunstwerk von jedem Gesichtspunkte aus zu würdigen wisse. Ich bin nach wie vor dieser Ansicht. Wenn jemand die künstlerische Schönheit einer Sache sieht, wird er sich vermutlich wenig um ihre moralische Bedeutung kümmern; ist

aber seine Natur empfänglicher für die ethischen als für die ästhetischen Wirkungen, so wird er kein Interesse für Stil, Behandlung des Gegenstandes und dergleichen haben. Es bedarf eines Goethe, um ein Kunstwerk ganz, vollkommen und allseitig zu betrachten, und ich stimme Herrn Whibley durchaus zu, wenn er sagt, es sei schade, daß Goethe den Dorian Gray nicht gelesen hat. Ich bin ganz überzeugt, daß er davon entzückt gewesen wäre, und ich kann nur hoffen, daß ein schattenhafter Verleger eben jetzt eine Geisterausgabe davon in den Elysäischen Gefilden verteilt, und daß der Einband des Exemplares, das Gautier in die Hand bekommt, mit vergoldeten Affodilen überstreut ist.

Sie könnten die Frage stellen, warum mir daran liegen sollte, daß die ethische Schönheit meiner Erzählung anerkannt werde. Darauf erwidere ich: einfach deshalb, weil sie existiert, weil sie darin ist. Die hervorragendste Eigenschaft von »Madame Bovary« ist nicht die Morallehre, die darin zu finden ist, ebenso wenig wie die hervorragendste Eigenschaft des »Salammbo« die Altertumskunde ist, die es enthält. Aber Flaubert war vollkommen im Rechte, wenn er die Unwissenheit derjenigen bewies, die das eine Werk als unmoralisch, das andere als unrichtig bezeichneten. Und nicht nur war er im Rechte im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war künstlerisch im Rechte, was das Entscheidende ist. Der Kritiker hat das Publikum zu belehren; der Künstler hat den Kritiker zu belehren.

Gestatten Sie mir noch eine kleine Richtigstellung, und dann nehme ich Abschied von Herrn Whibley. Er schließt seine Zuschrift mit der Bemerkung, ich sei unermüdlich in der öffentlichen Belobung meines Werkes. Ich zweifle nicht, daß er mir damit eine Schmeichelei sagen wollte, aber er überschätzt wirklich meine Fähigkeit ebenso wie meine Lust zur Arbeit. Ich muß offen gestehen, daß ich durch Anlage ebensosehr wie durch Wahl außer-

ordentlich träge bin. Kultivierter Müßigang scheint mir die angemessenste Beschäftigung des Menschen. Zeitungskontroversen jeder Art sind mir zuwider, und unter den zweihundertundsechzehn Kritiken des »Dorian Gray«, die von meinem Schreibtisch in den Papierkorb gewandert sind, habe ich nur von dreien öffentlich Notiz genommen. Eine davon war die im ‚Scots Observer' erschienene. Ich reagierte darauf, weil sie dem Autor eine Absicht bei Verfassung des Buches unterschob, die berichtigt werden mußte. Die zweite war ein Artikel in der ‚St. James's Gazette'. Er war beleidigend und ungeschlacht und schien mir eine sofortige Zurechtweisung zu erheischen. Der Ton des Artikels war eine Unverschämtheit gegen jeden Schriftsteller. Die dritte war ein schwächlicher Angriff in einem Blatte, das ‚The Daily Chronicle' heißt. Ich glaube, daß ich an den ‚Daily Chronicle' schrieb, war eine Handlung puren Übermuts. Ja, ganz sicher war es das. Ich weiß absolut nicht mehr, was in der Kritik stand. Wenn ich nicht irre, hieß es dort, der Dorian Gray sei giftig, und ich glaube, ich hielt es für höflich, aus Gründen der Alliteration darauf hinzuweisen, daß er auf alle Fälle auch genial sei. Das war alles. Die übrigen zweihundertdreizehn Kritiken habe ich nicht beachtet. Ja, ich habe kaum die Hälfte davon gelesen. Es ist sehr betrüblich, aber man wird selbst des Lobes überdrüssig.

Was nun die Zuschrift des Herrn Brown betrifft, so ist sie nur insoferne interessant, als sie einen Beweis für die Wahrheit dessen bietet, was ich oben über die Stellung der beiden Hauptarten der Kritik zueinander gesagt habe. Herr Brown sagt offen, daß er die Moral die »starke Seite« meiner Erzählung finde. Herr Brown meint es gut und hat eine halbe Wahrheit gefunden, wenn er es aber dann unternimmt, das Buch vom künstlerischen Standpunkt zu behandeln, geht er natürlich weit in die Irre. Den »Dorian Gray« auf eine Linie mit Zolas »La Terre« zu stellen ist ebenso töricht, als ob man Mussets

»Fortunio« auf eine Linie mit den Melodramen des Adelphitheaters stellen wollte. Herr Brown sollte es bei der sittlichen Beurteilung bewenden lassen; da ist er unbesieglich.

Herr Cobban beginnt unglücklich, indem er meinen Brief, worin ich Herrn Whibley in Bezug auf eine Tatsache berichtigte, ein »unverschämtes Paradoxon« nennt. Der Ausdruck »unverschämt« ist nicht verständlich, und der Ausdruck »Paradoxon« ist unangebracht. Es will mir leider scheinen, als ob das Schreiben an Zeitungen einen zerstörenden Einfluß auf den Stil hätte. Die Leute werden heftig, geraten ins Schimpfen und verlieren alles Gefühl für Proportion, wenn sie die seltsame journalistische Arena betreten, in welcher stets der Lärmendste das Rennen gewinnt. »Unverschämtes Paradoxon« ist nun allerdings weder heftig, noch beschimpfend, aber es ist ein Ausdruck, der für meinen Brief nicht hätte gebraucht werden sollen. Herr Cobban tut jedoch alsbald Buße für das, was offenbar nur ein Mißgriff der Manieren war, indem er das unverschämte Paradoxon als sein eigen adoptiert und auseinandersetzt, daß, wie ich vorher gesagt hätte, der Künstler ein Werk stets nur vom Standpunkt der Schönheit und der Behandlung der Form betrachte, und daß die, die keinen Schönheitssinn hätten, oder deren Schönheitssinn durch ethische Anforderungen in den Hintergrund gedrängt werde, ihre Aufmerksamkeit vor allem dem Stoffe zuwendeten und die moralische Wirkung als den Prüfstein für den Wert des Gedichtes oder des Romanes oder des Bildes ansähen, das sie zu beurteilen hätten, während der Zeitungskritiker bald den einen und bald den andern Standpunkt einnehme, je nachdem er kultiviert oder unkultiviert sei. Kurz, Herr Cobban münzt mein unverschämtes Paradoxon in eine platte Wahrheit um, und ich glaube, er tut damit ein nützliches Werk. Das englische Publikum liebt die Plattheit und sieht es gern, wenn man ihm die Dinge in platter Weise erklärt. Herr Cobban be-

dauert, wie ich überzeugt bin, bereits den mißlungenen Ausdruck, mit dem er debutierte, ich will also nichts mehr darüber sagen. Soweit ich in Betracht komme, ist ihm vollkommen vergeben.

Und indem ich nun von dem ‚Scots Observer' Abschied nehme, fühle ich mich gedrängt Ihnen, Herr Redakteur, ein offenes Geständnis abzulegen. Ein guter Freund von mir, ein geistvoller und hervorragender Schriftsteller, der auch Ihnen persönlich nicht unbekannt ist, sprach die Vermutung aus, daß in dieser furchtbaren Polemik in Wirklichkeit nur zwei Personen einander gegenüber gestanden hätten, und daß diese zwei Personen der Herausgeber des ‚Scots Observer' und der Verfasser des »Dorian Gray« seien. Noch heute Abend beim Diner, während wir bei einer Flasche vortrefflichen Chiantis saßen, behauptete mein Freund ganz zuversichtlich, daß Sie unter angenommenen und geheimnisvollen Namen einfach nur den Ansichten der halbgebildeten Klassen unserer Stadt dramatischen Ausdruck gegeben hätten, und daß die mit »H« gezeichneten Briefe nur Ihre witzige, wenn auch etwas bittere Karikatur des Philisters darstellten, so, als ob er sie selbst gezeichnet hätte. Ich muß gestehen, daß ich selbst etwas Ähnliches gedacht habe, als ich »H«s ersten Brief las, — den, worin er dafür eintritt, daß der Maßstab für die Kunst durch die politische Überzeugung des Künstlers gegeben werden sollte, und daß, wenn man mit dem Künstler über die beste Art Irland schlecht zu regieren verschiedener Meinung sei, man verpflichtet sein solle, sein Werk schlecht zu finden. Es gibt jedoch so unzählig viele Abarten des Philisters, und Nordengland hat einen solchen festbegründeten Ruf der Ernsthaftigkeit, daß ich den Gedanken als einen des Herausgebers eines schottischen Blattes unwürdigen wieder verwarf. Ich fürchte aber nun fast, daß ich darin unrichtig urteilte, und daß Sie sich die ganze Zeit her damit unterhalten haben, kleine Puppen zu erfinden und sie zu lehren,

große Worte zu gebrauchen. Nun, geehrter Herr, wenn es so ist, — und mein Freund behauptet es steif und fest — so gestatten Sie mir, Sie zu der Geschicklichkeit zu beglückwünschen, mit der Sie sich jenen Mangel an künstlerischem Stil angeeignet haben, der, wie man mir sagt, unerläßlich ist für jede dramatische und lebenswahre Charakterisierung. Ich gestehe, daß ich vollständig getäuscht wurde; aber ich trage Ihnen nichts nach, und da Sie sich zweifellos weidlich ins Fäustchen gelacht haben, so gestatten Sie mir, nun laut in das Lachen mit einzustimmen, wenn es auch ein wenig auf meine Kosten geschieht. Eine Komödie ist zu Ende, wenn das Geheimnis verraten ist. Lassen Sie den Vorhang fallen und legen Sie Ihre Puppen zu Bett. Ich liebe den Don Quixote, aber ich habe kein Verlangen länger mit Marionetten zu kämpfen, wie geschickt auch die Meisterhand sei, die die Drähte regiert. Lassen Sie sie in die Schublade zurückkehren, wohin sie gehören. Zu einer künftigen Gelegenheit mögen Sie ihnen neue Etiketten aufkleben und sie zu unserer Unterhaltung wieder auftreten lassen. Sie bilden eine treffliche Truppe und machen ihre Kunststückchen vorzüglich, und wenn sie ein wenig unwirklich sind, so bin ich nicht derjenige, der gegen Unwirklichkeit in der Kunst etwas einzuwenden hat. Der Spaß war wirklich gut. Das einzige, was ich nicht verstehe, ist, warum Sie Ihren Marionetten solche außergewöhnliche und unwahrscheinliche Namen gegeben haben.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr sehr ergebener

O. W.

16, Tite Street, Chelsea, 13. August 1890.



Glossen.

Dreiviertel Stunden lang sah ich einen Mann auf der Straße in epileptischen Krämpfen sich winden, ehe der Wagen der telephonisch berufenen Freiwilligen Rettungsgesellschaft kam. Da die Humanität zu jeder Minute des Tages und der Nacht funktioniert, so ist es wahrscheinlich, daß sie damals mehrfach vergeben war. Wahrscheinlich ist aber auch, daß die Aussicht auf den Segen der Presse und des Papstes Samariterwerke zu beschleunigen vermag. Denn bis Catania ist immerhin weiter als bis zum Schwarzenbergplatz, und wiewohl der Transport auf den italienischen Bahnen gestört war, kam die Barmherzigkeit ans Ziel und wiewohl der telegraphische Verkehr erschwert war, haben wir überreichliche Kenntnis von den Wundern jener ausgekochten Nächstenliebe erhalten, die Herr Dr. Charas auf den Trümmern der sizilischen Städte verrichtet hat. Gewiß wäre diese Rettungsaktion auch unternommen worden, wenn ihre Veranstalter, vor allem jener Herr, von dem sich das Wort Charitas direkt herzuleiten scheint, rechtzeitig erfahren hätten, daß die telegraphische Verbindung zwischen Catania und Wien für alle Zeiten abgebrochen sei. Die Selbstlosigkeit hätte sich auch betätigt, wenn sie erst nach Wochen Gelegenheit gehabt hätte, in einem Vortragsabend von sich zu sprechen. Immerhin hätte uns ihr ausdrücklicher Verzicht auf den Segen des Papstes und auf jede Möglichkeit, auch nur in absehbarer Zeit mit einem Orden belohnt zu werden, noch mehr imponiert als ihr Werk. Die Freiwillige Rettungsgesellschaft ist eine Unternehmen, gegen das selbst vom Standpunkt der Inhumanität nicht das geringste einzuwenden ist. Nur beachte man den Unterschied zwischen ihr und einer Freiwilligen Feuerwehr. Der Rettungsgesellschaft gegenüber hat man sich so sehr ein- für allemal auf die Vorstellung des Samaritertums festgelegt, daß man das unaufhörliche und plötzliche Erscheinen ihres Chefarztes in der Lokalrubrik der Zeitungen für die Vorzüge ihres Betriebs hält. Der Rettungsbetrieb würde zwar in jedem Fall die öffentliche Anerkennung verdienen, aber er müßte mit dem Betrieb der Popularität annähernd gleichen Schritt halten, um sein Verdienst nicht zu kompromittieren. Allerhand Hochachtung vor den Samaritern, aber wenn ihre Eile den Eindruck macht, daß nicht sie dem Unglück, sondern das Unglück ihnen wie gerufen kommt, dann laufen sie Gefahr, daß man sie für Ästheten hält. Und die Peinlichkeit dieses Eindrucks wird vermehrt, wenn die Ansichten der Verunglückten

über den Wert der Hilfeleistung geteilt sind. Aus den divergierenden Darstellungen der italienischen Presse geht nicht ganz klar hervor, ob der politische Haß oder bloß die Abneigung gegen die Wiener Mehlspeisen die Begeisterung der Italiener für die Wohltat der Feldküchen gedämpft hat. Ich stelle es mir ja besonders gräulich vor, wenn ein Catanier Maccaroni verlangt – was er übrigens auch in erdbebenlosen Zeiten zu jeder Stunde des Tages und gegenüber jedermann tut —, und Herr Charas antwortet: Bedaure, kann nicht mehr dienen; oder wenn ein Catanier Wiener Maccaroni verschmäht und Herr Charas ihn trotzdem fragt: Schon bestellt, bitte? Immerhin, der Chefarzt der Rettungsgesellschaft mag recht haben, wenn er die Angriffe der italienischen Blätter als lügenhaft bezeichnet und den Interviewern versichert, die Leute hätten die Erzeugnisse der Feldküchen »geradezu verschlungen«. Aber die Ärzte, deren Kollege der Mann ist, sagen, der Erfolg, daß den Cataniern die Wiener Maccaroni nicht in der Kehle stecken geblieben sind, sei der Ruhm eines Kochs, vielleicht der eines Kellners, aber gewiß nicht der eines Arztes. Und sie nehmen es übel, daß in Sizilien die Wiener Speisesitten selbst bis zu jenem Punkt konsequent befolgt wurden, wo das unvermeidliche Trinkgeld die Mühe der Servierung lohnt.

* *
*

Herrn Dr. Charas gehts gut; aber schon seit mindestens zwei Wochen war in der Presse nicht von Herrn Professor Noorden die Rede. Darum sei wenigstens hier seines Werkes »Die Zuckerkrankeit und ihre Behandlung« (Berlin, 1907) gedacht, und auf die Seiten 206 und 207 verwiesen, wo »allgemeine prognostische Anhaltspunkte« verzeichnet werden. Da es sich um ein wissenschaftliches Werk handelt, so hat der Verfasser recht getan, unter den »günstigen« Anhaltspunkten als 11.: »gute äußere Lebensverhältnisse« anzuführen, während er ausdrücklich unter den ungünstigen Anhaltspunkten als 6.: »ungünstige äußere Lebensverhältnisse« bezeichnet. Leider hat Herr Noorden es verabsäumt, die besonderen Wirkungen eines schlechten Ultimo auf die Zuckerkrankheit anzuführen und die günstigen Folgen eines Konkurses. Es versteht sich von selbst, daß die Klienten des Herrn Noorden sich ausschließlich aus jenen Kreisen rekrutieren, in denen von ungünstigen prognostischen Anhaltspunkten nicht die Rede sein kann. Selbstredend! Das

Geschäft floriert an allen Enden, seitdem es sich mit der Wissenschaft assoziiert hat. Ein hoher Perzentsatz bei Zuckerkrankheit führt zu Stoffwechselprolongierungen, und wenns gut geht, zu jenen Finanzoperationen, die in den Sanatorien ausgeführt werden.

* * *

Ernst von Wildenbruch ist tot, und war gewiß ein ehrenwerter Mann. Aber aus einer Danksagung seiner Gattin ersehe ich, daß ihn »das deutsche Volk in Weimar neben unseren Dichterfürsten bestattet« hat. Die Rücksicht gegenüber Toten ist eine Forderung, die man schließlich auch den früher Verstorbenen gegenüber erfüllen soll. Herr von Wildenbruch hat die »Rabensteinerin« geschrieben. Das läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Aber seine Angehörigen sollten öffentlich Verwahrung dagegen einlegen, daß die ,Phonographische Zeitschrift' (Berlin) behauptet, Herr v. Wildenbruch habe einmal »in einer besonderen Dichtung« eine Walze besprochen, und daß sie deren Vervielfältigung anregt. Die Dichtung, die ihm unterschoben wird, endet nämlich mit den Versen:

Darum erscheint mir der Phonograph
Als der Seele wahrhafter Photograph,

Der das Verborg'ne zutage bringt
Und das Vergang'ne zu reden zwingt.
Vernehmt denn aus dem Klang von diesem Spruch
Die Seele von Ernst von Wildenbruch.

* * *

Im Blätterwald so für mich hinzugehen und nichts als Stilblüten zu suchen, ist längst nicht mein Pläsier. Ich möchte sagen, es ist eine Aufgabe, wie wenn man Wasser in ein — nun, wie sagte die ,Neue Freie Presse' kürzlich? »Wie wenn man Wasser in ein hohles Faß schöpfen wollte«.

* * *

Dagegen mag es noch hin und wieder interessant sein, die Unabhängigkeit der kritischen Meinung zu bewundern. Ein Varietédirektor beklagte sich beim Administrator des Blattes über die ungünstigen Referate. Die Antwort war: »Wozu laden Sie überhaupt den Burschen ein, der bei uns das Ressort hat? An mich wenden Sie sich das nächste Mal!« Jetzt hat der Direktor Ruhe, schreibt sein Referat und zahlt gern ein paar Gulden für die Erfahrung, wie sehr noch immer das Lob der ,Neuen Freien Presse' dem Publikum

imponiert. Die Redaktion würde ihren Kritikern gewiß keine Meinung vorschreiben. Sie bewahren ihre Unabhängigkeit, nur dürfen sie sie nicht betätigen. Sonst passiert zwischen Morgen- und Abendblatt, was kürzlich, am 20. Jänner, passiert ist. Es hatte eine Matinee für die Erdbebenopfer von Messina gegeben. Aber ein Unglück kommt selten allein. Der Musikkritiker schrieb das Urteil nieder, ein Pianist habe »auf einem von der Bühne herab schlecht klingenden Klavier mit feurigem Schwung zwei Stücke von Chopin und Liszt gespielt«. Das war im Morgenblatt. Wer beschreibt seine Überraschung, als er schon im Abendblatt die folgende Notiz las: »Bei dem gestern im Theater an der Wien veranstalteten Konzert des Wiener Tonkünstlerorchesters erregte der Ton des herrlichen Steinwayflügels, welcher von der Firma .... in uneigennützigster Weise kostenlos beigestellt wurde, allseitige Bewunderung«. Nicht alles wird freilich kostenlos beigestellt. Aber den Musikkritiker freute seine ganze schöne Unabhängigkeit nicht mehr. In ein paar Minuten war sie zerstört wie die Stadt, zu deren Gunsten er das Klavier getadelt hatte. Was ist der Mensch! Ich habe das tiefste Mitgefühl für diese armen Teufel von Kunstbürgern, die auf schwankem Grunde ihre Hütten bauen. Immer wieder nehmen sie den Kampf mit den Elementen auf, aber ein administrativer Ruck, und der feuerspeiende Benedikt macht allem organischen Leben ein Ende. Es gibt nämlich Erdbebeninteressenten.

* * *

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein. Eine Katastrophe kann auch wieder allen Beteiligten Gewinn bringen. Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn der Brand eines Teppichhauses diesem zum Ruhme und den Zeitungen zu Aufträgen verhilft. Brennts bei Schein, so ist der Schein des Brandes wochenlang sichtbar, die Presse ist die freie Tochter der Natur, wehe, wenn sie losgelassen, flackernd steigt die Feuerkolumne und im Textteil werden die schönsten Brandberichte veröffentlicht. Tief erschüttert las man und las, bis man allmählich merkte, daß das Feuer von den Inseratenagenten gelegt und von den Reportern gelöscht worden war. Man wunderte sich nun nicht mehr, daß es gelungen war, eine Ausbreitung des Brandes auf die benachbarten Geschäftshäuser zu verhüten: sie hatten nicht inseriert. Überraschend war immerhin eines. Daß durch ein Brandunglück reichlich hereingebracht werden kann, was durch

ein Brandunglück verloren wurde, verstand man. Daß aber nicht nur die Presse, sondern auch die Feuerwehr zur Löschung des Reklamedurstes herangezogen wird, ist verblüffend. »Die Wiener Feuerwehr besitzt von dem Teppichhaus S. Schein genaue Pläne, und die Funktionäre und Kommandanten der Wiener Feuerwehr, sämtliche langjährige Kunden dieser Firma, kennen sowohl durch ihre Amtstätigkeit als auch durch ihre häufigen Besuche als Kunden alle Räume des Teppich- und Möbelhauses in- und auswendig, Kenntnisse, die ihnen natürlich in diesem Falle sehr zu statten kamen.« Daran erkennt man die Vorteile eines Einkaufes bei Schein. Wenn man zufällig Feuerwehrmann ist und wenns einmal brennt, so hat man es nicht zu bereuen, daß man dort eingekauft hat. Die Leistungsfähigkeit der Feuerwehr läßt sich an der Menge der geretteten Waren messen. Was aber bedeutet sie gegenüber der Leistungsfähigkeit der Firma? Für diese sprechen »die großen vernichteten Rohmaterialmengen«. Nicht jede Firma kann von sich sagen, daß »6 Ballen Wolle für Steppdecken, billiger Qualität, enorme Quantitäten der feinsten Daunen für Plumeaux und Pölster, 16 Ballen Roßhaar für Matratzen und Polstermöbel, sehr große Quantitäten verkupferter bester Tapeziererstahlfedern für Polstermöbel und zahllose Sorten von Schleißfedern für billigere Bettwaren ein Raub der Flammen wurden«. War man nicht versichert? Und wie! »Der gerettete Teil wurde von der Feuerwehr auf die Straße geworfen und von den Versicherungsgesellschaften, die einer Firma von dem Renommee des Teppich- und Möbelhauses S. Schein die Verarbeitung selbst auch nur teilweise naß gewordener oder angerauchter Materialien gar nicht zumuten, in vielen Wagenladungen von der Straße weg in die Lagermagazine geführt, wo diese Materialien an Händler abgegeben wurden«. Nun handelt es sich nur noch um solche Waren, »die, ohne beschädigt zu sein, einen Geruch erhielten, der sich jedoch bereits nahezu verloren hat«. Da aber eine Firma von dem Renommee dieser Firma solche Waren regulär nicht verkauft, so bietet sich – nun, was bietet sich, wenn eine Stätte leergebrannt ist und wenn der Mensch fröhlich dann zur Annonzentabelle greift? Ein Anblick? Nein, etwas ganz anderes. Was Feuers Wut ihm auch geraubt, ein süßer Trost ist ihm geblieben: Es bietet sich eine nicht wiederkehrende Gelegenheit zum Einkauf.

* * *

Die Diskretion der bürgerlichen Presse berichtet über einen Skandal, den sie sich nicht entgehen lassen kann, etwa so: »Der Großindustrielle hatte eine verheiratete Frau kennen gelernt... Der Großindustrielle veranlaßte sie, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen... Sie tat es... Inzwischen war aber in dem Großindustriellen eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen ... Der Großindustrielle ließ die Dame sitzen ... Der Großindustrielle antwortete ausweichend ... Die Dame war lediglich das Opfer einer flüchtigen Laune des Großindustriellen geworden ... Da ging der Bruder der Dame, der Chemiker ist, hin und ohrfeigte den Großindustriellen ... Der Chemiker entschuldigte sich beim Kaffeesieder wegen des Vorfalls.« So typisch gefaßt, darf der Fall zum Nachdenken über das Seelenleben eines Großindustriellen, das einen sonst nichts angeht, wohl anregen. Die gute Gesellschaft erhofft inzwischen von einem Duell die Reparatur der Ehre des Großindustriellen. Das Duell findet statt. Der Großindustrielle erfreut sich wieder allgemeiner Hochachtung. Niemand kann dem Großindustriellen die Ohrfeige nachsagen. Und die Dame? Ach was, nach Jahren wird's schon einmal heißen, daß der Großindustrielle sich für die geschlagen hat!

• • •

In einer durchaus würdigen Besprechung von Thomas »Moral« hatte der Kritiker des ‚Neuen Wiener Tagblatts' die Sätze:

... Das unterscheidet ihn von unsern Parvenüs der Satire, die plötzlich in ihrem öden Hirn den Hang zur Weltverbesserung entdeckt haben. Es gibt keine Torheit, keine Verkehrtheit, keine Lächerlichkeit, keine Mode, in die sie selbst nicht eingeschlichen sind, keine närrische Clique, der sie sich nicht angebiedert haben — mit einemmal aber ein Ruck, und sie fühlen sich für gesellschaftliche Satire berufen. Ihre Schriften starren von Eitelkeit, und sie verhöhnen die kleinen Eitelkeiten andrer Menschen. Doch man fühlt, wie fremd ihnen diese Wege sind; man fühlt es an ihrer eigenen Überraschung, an der unnatürlichen Wucht, mit der sie auftreten, um die innere Unsicherheit zu verbergen; man merkt es an ihrem verdickten Humor, an der erzwungenen Lustigkeit, an den Schweißtropfen, die von ihren Witzen fallen ...

Hätte es der Kritiker deutlich gemacht, daß er mich mit dieser Meinung treffen wolle, so stünde meine bessere Meinung gegen seine, ich würde nur die Kritik der Eitelkeit unterschreiben und hätte im Übrigen nichts gegen eine ungerechte Absicht, wenn sie nur Absicht wäre. Was mich trifft, ist die fehlende Absicht. Der Kritiker hat die dramatischen Dilettanten gemeint, die uns

neuestens mit dem Nachweis belästigen, daß auch in gräflichen Familien nicht alles so ist, wie es in den Familien des Schottenrings sein sollte. Er hat allerdings den Fehler begangen, die Vorstellung, die heute ein Angriff auf einen nichtgenannten Wiener Satiriker in bösartigen Dummköpfen erzeugt, nicht rechtzeitig zu unterbinden, und so kam es, daß mir die Stelle vielfach ins Haus geschickt wurde. Daß ich keinen Humor habe, solche Versicherung entschädigt viele dafür, daß der Vorwurf der Cliquenanbiederung selbst sie von meiner Spur ablenkt. Aber schließlich muß man ihnen den guten Glauben zubilligen. Sie konnten es für die Art halten, einen Schriftsteller anzugreifen, der eben in der Wiener Presse nicht deutlicher bezeichnet werden darf. Nun ist nichts peinlicher als ein Angriff, der einem nicht gilt. Man fühlt natürlich nicht, daß man getroffen ist. Aber man fühlt immerhin, daß man nicht getroffen ist.

* * *

Über die Wiederaufführung von »Fatinitza« schreibt ein Theaterkritiker:

. . . Also eine veritable Suppée-Renaissance, die aus der Not der modernen Operette eine Tugend macht. Die unlogische Operette gewinnt in der Zeit der Versuche, das Genre zu »vertiefen«, und man stürzt sich in den Unsinn, den eine natürlich quellende Musik vergessen läßt, statt sich einem Sinn zu bequemen, dem wohl der größeren psychologischen Wahrhaftigkeit zuliebe alle Melodie abhanden gekommen ist. Die romantischen Unwahrscheinlichkeiten der »Fatinitza«, sie spielt im Krimkrieg, also gewiß ein illustrativ ergiebiges Milieu, stellen sozusagen die Reinkultur des Operettenunsinns dar. Unmotiviertes ereignet sich, man singt, ohne vorher zu sagen warum man singt, und es bleibt lediglich dem Temperament, dem Spielelan der Darsteller überlassen, den Umschwung aller Gefühle zu motivieren, die Folge gesprochener und gesungener Worte zu einer logischen zu machen. Keine Operettenpsychologie kann es deuten, warum jemand, der mit einer Dame soeben sehr angelegentlich über Privataffären gesprochen hat, ihr dieselben Angelegenheiten noch einmal in Gesangsform auseinandersetzt, keine Psychologie wird den Operettengeneral zu einer menschlichen Figur gestalten können, weil, wie der Mann nur zu singen anfängt, alle Wahrhaftigkeitsillusion verfliegt. In »Fatinitza« ist eine ganze Armee unwirklicher Soldaten bemüht, keine logischen Einwände aufkommen zu lassen. Und von einer heiteren, graziösen, originellen Musik bestrahlt, siegt der Unsinn mühelos . . .«

Das ist seit zehn Jahren ein eigenartiges Schauspiel, wie sich die Wiener Publizistik zu mir stellt. Der Heroismus, mit dem sie meinen Namen ablehnt, hat etwas Ergreifendes. Es wäre ja

gar keine Kunst, mich zu nennen. Und wie oft bietet sich nicht ein Anlaß! Jedes Heft der ‚Fackel' bringt neue Ideen, die sich für das Feuilleton, für Glossen und Notizen, für die Kritik von Kunst und Gesellschaft famos abplatten lassen. Es ist oft sehr schwer, meinen Namen nicht zu nennen, aber die Wiener Presse weiß sich zu beherrschen, und das macht ihre Größe aus. Da habe ich neulich etwas zur Ästhetik der Operette geschrieben — hastdunichtgeseh'n, steht es in einer Theaternotiz. Morgen vielleicht in einem Essay. Erscheint dieser dann in einem Buch, so wird die Originalität solcher Ideen gelobt werden, und von meinem eigenen Buch erfahren ja die Leser nichts. Die Presse ist in der Tat oft schon nahe daran, meinen Namen zu nennen, immer glaubt der Leser, jetzt, in der nächsten Zeile müsse er kommen. Aber eine eiserne Willenskraft bewahrt die spröde Schöne vor dem Äußersten, und sie knöpft mir bloß das Geld ab. Es ist, als ob Nachdruck ihr nur ohne Quellenangabe gestattet wäre. Ein Blatt aber, in dem meine moralsatirische Betrachtung tagtäglich den Glossenschreibern hilft, tut noch ein übriges. Es streicht sogar meinen Namen aus dem Inhalt einer deutschen Zeitschrift, den es abdruckt. Eigentlich behagt mir dieser Zustand. Es wäre ja scheußlich, wenn man mich wie alle anderen zeitgenössischen Schriftsteller mit Reklame dafür entschädigen müßte, daß man keine Gedanken von mir nehmen kann.

* * *

Wir glauben noch immer, das Unmögliche sei nicht möglich. Aber neulich lasen wir in einem Blatte, das allerdings erst erscheint, wenns schon finster wird, ein Referat über einen Vortrag, das die folgende Stelle enthielt:

»... Und nun entwickelte der Vortragende eine Historie des Tanzes; man vernahm erstaunt, daß diese fröhliche graziöse Kunst ebenso eine Geschichte habe, wie eine andere Kunst und daß sie ebenfalls Gegenstand ernsten Studiums sein könne. Der erste Tanz, der sogenannte Promenadentanz, entstand zu Florenz im 15. Jahrhundert; es tanzte ein Paar durch den Saal, während die übrige Gesellschaft bewundernd zusah.«

Und wann wurde das Schreiben erfunden? Man wird erstaunt vernehmen, daß auch diese fröhliche graziöse Kunst ihre Geschichte habe, aber bedauern, daß sie nicht ebenfalls Gegenstand ernsten Studiums sei. Denn der erste Artikel, das sogenannte Feuilleton, entstand zu Wien im 19. Jahrhundert; ein Schmock schrieb, während das Publikum bewundernd zusah.

* * *

Der folgende »Offene Brief an Herrn Ludwig Karpath«, der von der gesamten Wiener Presse unterdrückt worden ist, wird mir vom Verfasser zugesendet. Er ist an einen Wiener Musikreporter gerichtet, der kürzlich in einem Konzert demonstriert und bald darauf in einem Feuilleton Wildes »Salome« ohne die Musik des Herrn Richard Strauß »abstoßend« gefunden hat:

Sie schreiben in den ‚Signalen' vom 6. Jänner 1909:

»Noch wäre die Aufführung eines neuen Streichquartetts von Arnold Schönberg zu erwähnen. Ich beschränke mich auf die Konstatierung, daß es zu einem heillosen Skandale kam, wie ein solcher in einem Wiener Konzertsaale bisher noch nicht erlebt worden war. Mitten drin in den einzelnen Sätzen wurde anhaltend und stürmisch gelacht und mitten drin im letzten Satze schrie man aus Leibeskräften ‚Aufhören! Schluß! Wir lassen uns nicht narren!' Ich muß zu meinem Leidwesen konstatieren, daß ich mich zu ähnlichen Rufen hinreißen ließ. Zum ersten Male in meiner zwanzigjährigen Praxis. Gewiß, ein Kritiker hat im Konzertsaale kein Mißfallen zu äußern. Wenn ich aus meiner gewohnten Reserve trotzdem heraustrat, so will ich damit nur den Beweis liefern, daß ich physische Schmerzen ausstand, und wie ein arg Gepeinigter, trotz aller guten Absicht selbst das Schlimmste zu überwinden, nun doch aufschreien mußte. Indem ich hier öffentlich mich selber tadle, habe ich auch das Recht gewonnen, über meine Angreifer zu lächeln. Diese, ungefähr ein Dutzend an der Zahl, behaupten, daß das Quartett Schönbergs ein Kunstwerk sei, daß wir anderen es nicht verstehen, ja daß wir nicht einmal die Beschaffenheit der Sonatenform kennen. Nun, ich für mein Teil bin gern bereit, vor jedem Areopag die Prüfung aus der Harmonielehre, Formenlehre und allen anderen musikalischen Disziplinen abzulegen. Ich habe freilich noch nach dem Muster der ‚Alten' studiert und könnte mithin meine Prüfung nur bei den Befolgern des ‚alten Systems' bestehen. ‚Das gilt nicht!' — sagt das Dutzend. Auch gut.«

Ich gehöre nicht zu dem Dutzend, welches sagt: »Das gilt nicht« und will Ihnen das beweisen, indem ich jeden »Areopag« annehme, er möge nach dem »neuen« oder nach dem »alten System« zusammengesetzt sein. Im Gegenteil, ich schlage Ihnen für einen derartigen »Areopag« die folgenden Herren vor, die hoffentlich bereit sein werden, dieses Amt zu übernehmen: Herrn Professor Robert Fuchs, Herrn Prof. Dr. Eusebius Mandyczewsky, Herrn Professor Richard Heuberger, Herrn Professor Hermann Grädener, Herrn Professor Josef Labor. Ich fordere Sie nun auf Grund Ihrer Erklärung heraus, diese Prüfung »aus der Harmonielehre, Formenlehre und allen anderen musikalischen Disziplinen«, zu der Sie sich doch wohl unter der Voraussetzung bereit erklärt haben, daß man sie von Ihnen verlangen kann, vor diesem »Areopag« abzulegen. Wie Sie es wünschen — ich

überlasse Ihnen, wie Sie sehen werden, auch die Wahl der Waffen —, wird die Prüfung nur nach dem »alten System« geschehen, nach dem Sie ja studiert haben, und ich überlasse es Ihnen, die Theoretiker, die der Fragestellung zugrunde liegen sollen, selbst zu nennen. Ich stelle nur die folgenden Bedingungen: Die Prüfung findet öffentlich statt und die Fragen werde ich selbst an Sie richten. Ob Sie entsprochen haben, mögen die Herren vom »Areopag« beurteilen. Sie haben nun Gelegenheit, zu erweisen, was Sie behaupten. Entziehen Sie sich dieser Prüfung aus was immer für einem Grund, so bekräftigen Sie dadurch zur Evidenz, daß Sie sie zu scheuen haben.

Arnold Schönberg.

Dieser Offene Brief wurde von der Presse, an die er geschickt wurde, einstimmig verschwiegen. Aber der Kandidat hat die Prüfungsfrist noch nicht versäumt. Er sollte sich doch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das alte Mißtrauen zu zerstören und durch einen Durchfall endlich den Befähigungsnachweis für sein musikkritisches Amt zu erbringen.

* * *

Einige Kabaret-Pensionisten haben in Graz gastiert. Sie nennen sich »Elf Scharfrichter«. Und da begab es sich:

». . . Das Galeriepublikum scheint den Charakter dieser Künstlervereinigungen mißverstanden zu haben und erwartete insbesondere das Erscheinen wirklicher Scharfrichter auf der Bühne. Da es sich enttäuscht sah, begann es seinem Unwillen Ausdruck zu geben, zunächst durch Murren. Als aber Hugo Wolf-Lieder vorgetragen wurden, begann die Galerie laut ‚Pfui!' zu rufen. . . .«

Nun möchte ich ja gerne der Auffassung beipflichten, daß das Publikum empört war, weil Hugo Wolf-Lieder von Kabaretiers gesungen wurden, anstatt von Sängern. Aber sympathischer ist mir doch die andere Auffassung, daß nämlich das Publikum empört war, weil die Kabaretiers Hugo Wolf-Lieder sangen, anstatt eine Hinrichtung vorzunehmen. Man kann nicht genug Züge aus dem Leben des Publikums zusammentragen. Einst prügelte es den Schauspieler, der den Franz Moor spielte, jetzt prügelt es ihn, wenn er unter diesem Pseudonym Lieder singt. Als ich einmal mit meiner kleinen Nichte einer Vorstellung des Lustspiels »Goldfische« beiwohnte, hörte sie drei Akte lang mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis ihr endlich die Geduld riß und sie aus voller Kehle rief: »Wo sind die Goldfische?« Auf diesem Standpunkt steht heute das erwachsene Theaterpublikum. Seine Äußerungen gehören in die

Rubrik »Aus Kindermund«. Immer ist es in teilnahmsvoller Spannung, und es verträgt nur nicht, daß man ihm Rätsel zu lösen gibt. Wenn ein Dramatiker zum Beispiel im ersten Akt 100.000 Gulden verschenken läßt und den ganzen Abend hindurch von dieser großmütigen Handlung nicht mehr die Rede ist, so wird man im verzweifelten Ringen um die Garderobe die bange Frage hören: »Ich möcht' nur wissen, was mit den 100.000 Gulden geschehen ist!« Wie kann die Theaterästhetik so herzlos sein, von den Direktoren immer wieder zu verlangen, daß sie Ibsen spielen! »Tus nicht!« rief ein braver Mann von der Gallerie dem Tell zu, als er eben auf das Haupt des leiblichen Kindes anlegte. Als aber einmal auf der Bühne des Burgtheaters eine Person in einem französischen Sittenstück den Satz aussprach: »Es ist eine schöne Pflicht der großen Banken, notleidenden Kaufleuten beizustehen!«, rief eine Damenstimme aus einer Loge ein langgedehntes, inhaltsschweres »Bravo!«. Einen Kritiker, der gern in Bildern spricht, traf dieses Familienschicksal, das wie ein Operngucker ins Parkett fiel, direkt auf den Kopf.

* * *

Da in früheren Jahren der mir feindselige Kretinismus zu dem Argumente gegriffen hat, daß es meine Beschäftigung sei, die Druckfehler der Tagespresse zu korrigieren, so will ich diese Meinung einmal ins Recht setzen und mitteilen, daß ich bei der Lektüre eines Aufsatzes über Edgar Poe im ‚Fremdenblatt' den folgenden Satz gefunden habe: »Poe, der Instinktmensch, Poe, der ehrliche Phantast im ehrlichen Trance Kleipert, sein berühmtestes Gedicht mit handwerksmäßig kühler Berechnung«. Nach der Lektüre dieses Satzes hatte ich sofort eine grauenhafte Poe'sche Vision. Ich stellte mir den Bildungszuwachs vor, der beim Normalleser in solchem Falle eintritt. Dieser Kleipert beginnt ihn zu interessieren. Wer ist Kleipert? Ein Instinktmensch, ein ehrlicher Phantast im Stile Poes? Nein, sagt ein anderer, der Satz ist zwar unklar, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß Kleipert kein Autor ist, sondern bloß der Titel eben jenes Poe'schen Gedichtes. Aber er sucht, und findet es in den Werken Poes nicht. So muß es doch wohl der Name eines ollen ehrlichen Phantasten sein, den das Konversationslexikon aus irgend einem Grunde nicht nennt? Wer ist Kleipert? Man weiß es nicht; aber die Frage wird so oft gestellt werden, daß der Name bleibt. Europa wird sich an den Namen gewöhnen und gerade weil niemand weiß, wen er vor-

stellt, werden sich viele dadurch hervortun, daß sie es zu wissen behaupten. Und wenn man das Problem dieses neuen Ruhmes behorcht, so muß man sich fragen, wie viele Meinungen in der Welt durch Druckfehler entstanden sein mögen, und ob nicht die Druckfehler überhaupt der verläßlichere Teil dessen sind, was die Tagespresse bietet. Man sagt viel zu wenig, wenn man einen Autor, der sich der Druckpresse anvertraut, mit dem Troste beruhigt, das Publikum merke Druckfehler nicht. Das Publikum beachtet gerade sie und zieht aus ihnen den besten Gewinn an Bildung. Ich erinnere mich an meine erste kritische Arbeit. Sie erschien und enthielt den Satz: »Die Inhaltsangabe des ersten Aktes sollte etwas weniger dürftig sein«. Es war eine schlichte Bemerkung, die der Redakteur zu dem Zwecke ins Manuskript geschrieben hatte, um mir eine Ergänzung zu empfehlen. Das Manuskript wurde aber vorschnell gedruckt, und ich glaube, daß die Leser einen starken Eindruck von dieser kritischen Bemerkung empfangen haben. In derselben Zeitschrift, die sich damals infolge ihrer originellen Druckfehler ein Publikum erobert hatte, erschien einmal die Kritik einer Burgtheateraufführung, in der die Schauspielerin Stella Hohenfels nicht mit jener Anerkennung bedacht wurde, die sie verdiente. Das scheint auch der Redakteur empfunden zu haben. Denn an die Reihe kritischer Bemerkungen des Autors schloß sich der Satz: »Wäre mir unangenehm wegen meiner Verbindung mit Berger«. Ich bin davon überzeugt, daß gerade dieser Satz seine Wirkung auf die Leser nicht verfehlt hat. Die Druckfehler sind die Opposition des Setzers gegen Lüge und Unverstand, und der Setzer ist der erste Leser. Schon deshalb ist es töricht, sie zu korrigieren. Sie sind das, was von einem Artikel bleibt. Ich warf einem Moralisten einen »Salto morale« vor. Das gibts nicht, sagte der Setzer, der den Standpunkt der Intelligenz vertrat, und wollte einen Salto mortale daraus machen. Ich telegraphierte an die Druckerei, es solle nicht Salto mortale, sondern Salto morale heißen. Der Telegraphenbeamte, der der zweite intelligente Leser war, fragte mich, ob ich das nicht umgekehrt habe sagen wollen, und als ich dabei blieb, ergab er sich mit einem Kopfschütteln in seinen schweren Dienst. Der Leser hat immer recht, also auch der Setzer. Als ich einmal aus der Sprache des Herrn Harden die Wendung übersetzen wollte: »Innerer Hader, der sich an die Stelle des Festens drängt«, sagte der Setzer nein und behauptete, es

müsse heißen: Immer der Harden, der sich an die Stelle des Fechters drängt. Hat er nicht recht gehabt? Und als einer sich vermaß, zu sagen, daß Poe, der ehrliche Phantast, sein berühmtestes Gedicht mit Berechnung klempnert, half sich der Setzer und sagte: Kleipert. Denn es ist besser, daß sich bei den Lesern des ‚Fremdenblatts' der Glaube an diesen als ein Mißtrauen gegen Poe festsetzt.

*　*
*

In Charles Baudelaires »Tagebüchern« findet sich die folgende Stelle:

Jede Zeitung, von der ersten bis zur letzten Zeile, ist nichts als ein Gewebe von Schrecken. Kriege, Verbrechen, Diebstähle, Schamlosigkeiten, Martern, Verbrechen der Fürsten, Verbrechen der Nationen, Verbrechen der Einzelnen: ein Rausch von allgemeiner Scheußlichkeit. Ich begreife nicht, wie eine reine Hand das anrühren kann, ohne vor Ekel zu zucken!

»Es bedarf keines Hinweises«, bemerkt ein deutsches Blatt zu diesem Zitat, »daß sich Baudelaire auch hier in einer splendid isolation sondergleichen befindet«. Aber ich nicht!

*　*
*

Ultimatum: Wenn ich noch einmal in einem Blatte in der Besprechung eines Geschwornenurteils den Satz finde, es sei »das schöne Vorrecht der Richter aus dem Volke, auch dort noch Recht und Billigkeit zu üben, wo der starre Buchstabe des Gesetzes...«, haue ich die Zeitungslektüre definitiv hin. Seit Jahren nehme ich ängstlich ein Abendblatt zur Hand, in welchem unter der Spitzmarke »Ein Freispruch« immer dieselbe Betrachtung steht. Eine Abwechslung wird nur darin geboten, daß die Richter aus dem Volke für die Anwendung des schönen Vorrechts entweder gelobt oder daß sie ermahnt werden, sich darin zu mäßigen. Aber immer ist es der gewisse Buchstabe des Gesetzes, der mich anstarrt, so oft ich das Blatt aufschlage. Es ist eine fixe Idee des Liberalismus, der starrer ist als alles Gesetz. Das Leben selbst ist zum Buchstaben erstarrt, und was bedeutet neben solchem Zustand die Leichenstarre der Gesetzlichkeit!

Karl Kraus.



Abend.

»Nieder tauchte die Sonn' und schattiger wurden die
Pfade«,
Dies las ich heut, am Abend eines Sommertags
Und ließ das alte Buch Homer auf meine Kniee
Hinsinken, also sinnend: Allen Erdenkindern
Mißt diese heitre Sonn' ihr holdes Maß von Licht,
Ein Schicksal reifend nach verschwiegenem Gesetze
Vom Aufgang bis zum Schatten eines Menschenpfads.
Ich wuchs in Zeiten, trüber als die Nacht,
Ein Jüngling, feind mir selbst und im Gemüt bedrängt,
Nun endlich ruft auch mir die liebe Sonne:
Gibst du, erhellt, dein eignes Licht dem Lichte
wieder? —
Doch hinter jedem Strauch im Garten wachsen
Schatten,
Was war mein Maß an Tag gering! Ihr Götter wägts
Den Menschen, wollt mir diesen späten Strahl nicht
neiden,
Laßt mir den Abend, dem der Morgen war geweigert,
Gönnt mir den Blick der herbstlich tiefen, klaren
Stunden,
Den letzten Glanz, den ich mit fleh'nden Augen halte,
Laßt mir den Abend, seht, die Pfade dunkeln schon.

Otto Stoessl.

* * *

Zuschrift:

Weimar d. 21. Jan. 1909. Sehr geehrter Herr! Verbindlichen Dank für die liebenswürdige Erwähnung jenes Zitats. Ich möchte hinzufügen, daß in diesen Worten in der Tat meine bescheidene Stellung, die ich stets zu den Lehren meines Bruders eingenommen habe, ausgedrückt ist. Die Gegner haben hier, wie in hundert andern Fällen, diese einfache Wahrheit auf den Kopf gestellt. Ich habe mich immer alles Urteils über meinen Bruder enthalten. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihre

Elisabeth Förster-Nietzsche.

* * *

Sprüche und Widersprüche.*)

Ein Weib, dessen Sinnlichkeit nie aussetzt, und ein Mann, dem ununterbrochen Gedanken kommen: zwei Ideale der Menschlichkeit, die der Menschheit krankhaft erscheinen.

*

Die Begierde des Mannes ist nichts, was der Betrachtung lohnt. Wenn sie aber ohne Richtung läuft und das Ziel erst sucht, so ist sie wahrlich ein Greuel vor der Natur.

*

Den Vorzug der Frau, immer erhören zu können, hat ihr die Natur durch den Nachteil des Mannes verrammelt.

*

Für den Nachteil des Mannes, nicht immer erhören zu können, wurde er mit der Feinfühligkeit entschädigt, die Unvollkommenheit der Natur in jedem Falle als eine persönliche Schuld zu empfinden.

*

Als die Zugänglichkeit des Weibes noch eine Tugend war, wuchs dem männlichen Geiste die Kraft. Heute verzehrt er sich vor der Scheidemauer einer verbotenen Welt. Geist und Lust paaren sich wie ehedem. Aber das Weib hat den Geist an sich genommen, um dem Draufgänger Lust zu machen.

*

Wie schnell kam der Mann an sein Tagewerk, als er noch den bis auf Widerruf eröffneten Durchgang benützen durfte. Der neue Hausherr der Menschheit duldets nicht.

*

Griechische Denker nahmen mit Huren vor-

---

*) Unter diesem Titel wird demnächst mein Aphorismenbuch im Verlag Albert Langen, München erscheinen. Es hat neun Abteilungen. I. Weib, Phantasie. II. Moral, Christentum. III. Mensch und Nebenmensch. IV. Dummheit, Demokratie, Intellektualismus. V. Der Künstler. VI. Über Schreiben und Lesen. VII. Länder und Leute. VIII. Stimmungen, Worte. IX. Sprüche und Widersprüche.

lieb. Germanische Kommis können ohne Damen nicht leben.

•

Das vom Mann verstoßene Weibchen rächt sich. Es ist eine Dame geworden und hat ein Männchen im Haus.

•

Der christliche Tierpark: Eine gezähmte Löwin sitzt im Käfig. Viele Löwen stehen draußen und blicken mit Interesse hinein. Ihre Neugierde wächst an dem Widerstand der Gitterstäbe. Schließlich zerbrechen sie sie. Händeringend flüchten die Wärter.

•

Wenn der Geist der Weiber in Betracht kommen soll, dann werden wir anfangen, uns für die Sinnlichkeit der Männer zu interessieren. Welch eine Aussicht!

•

Die Frauenemanzipation macht rapide Fortschritte. Nur die Lustmörder gehen nicht mit der Entwicklung. Es gibt noch keinen Kopfaufschlitzer.

•

Eine, die mit viel Vitriol umgeht, wäre auch imstande zur Tinte zu greifen.

•

Es geht nichts über die Treue einer Frau, die in allen Lagen an der Überzeugung festhält, daß sie ihren Mann nicht betrüge.

•

Daß eine einen Buckel hat, dessen muß sie sich nicht bewußt sein. Aber daß sie einen Zwicker hat, sollte sie doch nicht leugnen.

•

Der Philister verachtet die Frau, die sich von ihm hat lieben lassen. Wie gerne möchte man ihm recht geben, wenn man der Frau Schuld geben könnte!

•

Die Unsittlichkeit der Maitresse besteht in der Treue gegen den Besitzer.

•

Keine Grenze verlockt mehr zum Schmuggeln als die Altersgrenze.

•

Die Moralheuchler sind nicht darum hassenswert, weil sie anders tun, als sie bekennen, sondern weil sie anders bekennen als sie tun. Wer die Moralheuchelei verdammt, muß peinlich darauf bedacht sein, daß man ihn nicht für einen Freund der Moral halte, die jene doch wenigstens insgeheim verraten. Nicht der Verrat an der Moral ist sträflich, sondern die Moral. Sie ist Heuchelei an und für sich. Nicht daß jene Wein trinken, sollte enthüllt werden, sondern daß sie Wasser predigen. Widersprüche zwischen Theorie und Praxis nachzuweisen ist immer mißlich. Was bedeutet die Tat aller gegen den Gedanken eines einzigen? Der Moralist könnte es ernst meinen mit dem Kampf gegen eine Unmoral, der er selbst zum Opfer gefallen ist. Und wenn einer Wein predigt, mag man ihm sogar verzeihen, daß er Wasser trinkt. Er ist mit sich im Widerspruch, aber er macht, daß mehr Wein getrunken wird in der Welt.

•

In Deutschland bilden zwei einen Verein. Stirbt der eine, so erhebt sich der andere noch zum Zeichen der Trauer von seinem Platze.

•

Die »Männer der Wissenschaft«! Man sagt ihr viele nach, aber die meisten mit Unrecht.

•

Die Religion wird die »gebundene Weltanschauung« genannt. Aber sie ist im Weltenraum gebunden, und der Liberalismus ist frei im Bezirk.

•

Die Vorsehung einer gottlosen Zeit ist die Presse, und sie hat sogar den Glauben an eine Allwissenheit und Allgegenwart zur Überzeugung erhoben.

•

Das größte Lokalereignis, das in allen Städten gleichzeitig und unaufhörlich sich begibt, wird am

wenigsten beachtet: Der Einbruch des Kommis in das Geistesleben.

*

Die Mission der Presse ist, Geist zu verbreiten und zugleich die Aufnahmsfähigkeit zu zerstören.

*

Die Medizin: Geld her und Leben!

*

Ein Agitator ergreift das Wort. Der Künstler wird vom Wort ergriffen.

*

Das individuelle Leben der Instrumente ist von übel. Ich kann mir denken, daß sie eine politische Überzeugung haben, aber daß sie atmen stört mich.

*

Das Publikum läßt sich nicht alles gefallen. Es weist eine unmoralische Schrift mit Empörung zurück, wenn es ihre kulturelle Absicht merkt.

*

Ein Hausknecht bei Nestroy wird mit der Last des Lebens fertig und wirft die Langeweile zur Tür hinaus. Er ist handfester als ein Professor der Philosophie.

*

Stimmung der Wiener: das ewige Stimmen eines Orchesters.

*

Wenn man nicht weiß, wovon einer lebt, so ist das noch der günstigere Fall. Auch die Volkswirtschaft hat ein wenig Phantasie notwendig.

*

Ein Blitzableiter auf einem Kirchturm ist das denkbar stärkste Mißtrauensvotum gegen den lieben Gott.

*

Nie ist größere Ruhe, als wenn ein schlechter Zeichner Bewegung darstellt. Ein guter kann einen Läufer ohne Beine zeichnen.

*

Ein armseliger Hohn, der sich in Interpunktionen austobt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Spieße verwendet!

*

Nicht immer darf ein Name genannt werden. Nicht, daß einer es getan hat, sondern daß es möglich war, soll gesagt sein.

*

Der Politiker steckt im Leben, unbekannt wo. Der Ästhet flieht aus dem Leben, unbekannt wohin.

*

Im Theater muß man so sitzen, daß man das Publikum als eine schwarze Masse sieht. Dann kann es einem so wenig anhaben wie dem Schauspieler. Nichts ist störender als die Individualitäten der Menge unterscheiden zu können.

*

Die einzige Kunst, über die das Publikum ein Urteil hat, ist die Theaterkunst. Der einzelne Zuschauer, also vor allem der Kritiker, spricht Unsinn, alle zusammen behalten sie recht. Vor der Literatur ist es umgekehrt.

*

Die wahren Schauspieler lassen sich vom Autor bloß das Stichwort bringen, nicht die Rede. Ihnen ist das Theaterstück keine Dichtung, sondern ein Spielraum.

*

Die Hausherrlichkeit des Schauspielers im Theater erweist sich darin, daß die Veränderungen, die er mit der dichterischen Gestalt vornimmt, dem Erfolg zum Vorteil gereichen. Die Tantiemen gebühren dem Schauspieler.

*

Wenn ein Väterspieler als Heinrich IV. in dem Satz: »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich« den Vater betont, kann er das Publikum zu Tränen rühren. Der andere, der sinngemäß den »Wunsch« betont, wird vom Publikum bloß nicht

verstanden. Dieses Beispiel zeigt, wie aussichtslos das Dichterische auf dem Theater gegen das Schauspielerische kämpft, um schließlich von dessen Siegen zu leben. Das Drama behauptet seine Bühnenhaftigkeit immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken. Auch am Witz schmeckt ein Theaterpublikum bloß den stofflichen Reiz. Je mehr Körperlichkeit der Witz hat, je mehr er dem Publikum etwas zum Anhalten bietet, um so leichter hat er es. Deshalb ist Nestroys gedanklicher Humor weniger wirksam als etwa die gleichgültige Situation, die ihm ein französisches Muster liefert. Das Wort, daß »in einem Luftschloß selbst die Hausmeisterwohnung eine paradiesische Aussicht hat«, versinkt. Wenn ihm nicht die vertraute Vorstellung des Hausmeisters zu einiger Heiterkeit verhilft.

*

Ich traue der Druckmaschine nicht, wenn ich ihr mein geschriebenes Wort überliefere. Wie kann ein Dramatiker sich auf den Mund eines Schauspielers verlassen!

*

Die Entfernung der schauspielerischen Persönlichkeit von der dichterischen zeigt sich am auffälligsten, wenn die Figur selbst ein Dichter ist. Man glaubt ihn dem Schauspieler nicht. Ihm gelingen Helden oder Bürger.

*

Ein Schauspieler, der sich für Literatur interessiert? Ein Literat gehört nicht einmal ins Parkett.

*

Die modernen Regisseure wissen nicht, daß man auf der Bühne die Finsternis sehen muß.

*

Der Naturalismus der Szene läßt wirkliche Uhren schlagen. Darum vergeht einem die Zeit so langsam.

*

Der Schauspieler hat Talent zur Maske. Die

Veränderlichkeit eines weiblichen Antlitzes ist das Talent. Schauspielerinnen, die Masken machen, sind keine Weiber, sondern Schauspieler.

*

Man gibt zu, die Kunst der Schauspielerin sei sublimierte Geschlechtlichkeit. Aber außerhalb der Bühne muß das Feuer den Dampf wieder in Körper verwandeln können.

*

Nur eine Frau, die sich im Leben ganz ausgibt, behält genug für die Bühne. Komödiantinnen des Lebens sind schlechte Schauspielerinnen.

*

Man kann eine Schauspielerin entdecken, wenn man sie die natürlichste Situation, in die ein Weib geraten kann, darstellen läßt.

*

Das Buch eines Weibes kann gut sein. Aber ist dann auch das Weib zu loben?

*

Es kommt gewiß nicht bloß auf das Äußere einer Frau an. Auch die Dessous sind wichtig.

*

Das eben ist der Unterschied der Geschlechter: die Männer fallen nicht immer auf einen kleinen Mund herein, aber die Weiber immer noch auf eine große Nase.

*

Ein Weib, das zur Liebe taugt, wird im Alter die Ehren einer Kupplerin genießen. Eine frigide Natur wird bloß Zimmer vermieten.

*

Hundert Männer werden ihrer Armut inne vor einem Weib, das reich wird durch Verschwendung.

*

Eine neue Erkenntnis muß so gesagt sein, daß man glaubt, die Spatzen auf dem Dach hätten nur durch einen Zufall versäumt, sie zu pfeifen.

*

Eine Antithese sieht bloß wie eine mechanische Umdrehung aus. Aber welch ein Inhalt von Erleben, Erleiden, Erkennen muß erworben sein, bis man ein Wort umdrehen darf!

*

Der Liberalismus kredenzt ein Abspülwasser als Lebenstrank.

*

Das ist kein rechtes Lumen, das dem Verstande nicht zum Irrlicht wird.

*

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß er mit einem Künstler bis zu einem bestimmten Punkt »noch mitgeht«. Der Künstler sollte auch bis dorthin die Begleitung ablehnen.

*

An einem Dichter kann man Symptome beobachten, die einen Kommerzienrat für die Internierung reif machen würden.

*

Der Philister möchte immer, daß ihm die Zeit vergeht. Dem Künstler besteht sie.

*

Witzblätter sind ein Beweis, daß der Philister humorlos ist. Sie gehören zum Ernst des Lebens, wie der Trank zur Speise. »Geben Sie mir sämtliche Witzblätter!« befiehlt ein sorgenschwerer Dummkopf dem Kellner, und plagt sich, daß ein Lächeln auf seinem Antlitz erscheine. Aus allen Winkeln des täglichen Lebens muß ihm der Humor zuströmen, den er nicht hat, und er würde selbst die Zündholzschachtel verschmähen, die nicht einen Witz auf ihrem Deckblatt führte. Ich las auf einem solchen: »Handwerksbursche (der sich eine zufällig in ein Gedicht eingewickelte Wurst gekauft hat): ‚Sehr gut! Nun ess' ich erst die Wurst für die körperliche und dann les' ich das Gedicht für die geistige Nahrung!'« Dergleichen freut den Philister, und er empfindet die Methode des Handwerksburschen nicht einmal als eine Anspielung.

*

Warum mutet man einem Musiker nicht zu, daß er gegen einen Übelstand eine Symphonie verfasse? Ich mache schon längst keine Programmmusik mehr.

* *

Gegen den Fluch des Gestaltenmüssens ist kein Kraut gewachsen.

*

Mein Geist regt sich an den Sinnen, meine Sinne regen sich an dem Geist der Frau. Ihr Körper gilt nicht.

*

Sinnlichkeit des Weibes lebt so wenig vom Stoff wie männliche Künstlerschaft. Je lumpiger der Anlaß, desto größer die Entfaltung. Der Geist ist an kein Standesvorurteil gebunden und die Wollust hat Perspektive.

*

Ich beherrsche die Sprache nicht; aber die Sprache beherrscht mich vollkommen. Sie ist mir nicht die Dienerin meiner Gedanken. Ich lebe in einer Verbindung mit ihr, aus der ich Gedanken empfange, und sie kann mit mir machen, was sie will. Ich pariere ihr aufs Wort. Denn aus dem Wort springt mir der junge Gedanke entgegen und formt rückwirkend die Sprache, die ihn schuf. Solche Gnade der Gedankenträchtigkeit zwingt auf die Knie und macht allen Aufwand zitternder Sorgfalt zur Pflicht. Die Sprache ist eine Herrin der Gedanken, und wer das Verhältnis umzukehren vermag, dem macht sie sich im Hause nützlich, aber sie sperrt ihm den Schoß.

*

O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse! Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens. Was bog dort um die Ecke? Noch nicht ersehen und schon geliebt! Ich stürze mich in dieses Abenteuer.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Mitteilung der ,Fackel'.

In der Nr. 239—40 (31. Dezember 1907) war der Aufsatz: »Eine Musik- und Theaterausstellung« enthalten. Darin war als der Leiter der Ausstellung Herr Korbuly, Herausgeber der »Matador«-Zeitung und Erfinder des Bausteins »Matador« genannt. Tatsächlich hat aber ein anderer Herr dieses Namens die Ausstellung geleitet. Nicht dieser nun, den die Kritik betraf, sondern der mit ihm verwechselte Herr klagte den Herausgeber der ,Fackel' wegen Ehrenbeleidigung. Mit einer Berichtigung des Irrtums wollte sich der Kläger nicht zufrieden geben. In der Schwurgerichtsverhandlung, die am 19. Jänner 1909 — vor einem Jahr — stattgefunden hat, wurde der Herausgeber der ,Fackel' freigesprochen. Da die Presse über den Prozeß wegen des günstigen Ausganges nicht berichtet hat, so ist der Kläger um sein Recht einer Richtigstellung des Sachverhalts gekommen. Deshalb wird sie hier aus freien Stücken vorgenommen.

274. 27. Februar 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

WIEN.

Verlag DIE FACKEL: III ... Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

NR. 274 | 27. FEBRUAR 1909 | X. JAHR

Peter Altenberg.

Zum 9. März.

Er feiert nun wirklich diesen oft versprochenen, oft verschobenen fünfzigsten Geburtstag. Aber mag das Datum schwankend sein wie das Urteil über den Mann, ja schwankend selbst wie das Urteil des Mannes, die Gelegenheit, ihn respektvoll zu grüßen, möchte sich einer nicht versagen, der dabei war, als jener seine Haare ließ, um einen Kopf zu bekommen. Und nichts steht heute fester in unserm Geistesleben als dies Schwanken, nichts ist klarer umrissen als diese knitterige Physiognomie, nichts bietet besseren Halt als diese Unverläßlichkeit. Unter den vielen, die hier etwas vorstellen, ist einer, der bedeutet, unter den manchen, die etwas können, ist einer, der ist. Unter den zahllosen, die ihre Stoffe aus der Literatur geholt haben und Migräne bekamen, als es an die Prüfung durchs Leben ging, ist einer, der im schmutzigsten Winkel des Lebens Literatur geschaffen hat, gleich unbekümmert um die Regeln der Literatur und des Lebens. Weiß der liebe Herrgott, wie die anderen ihren Tag führen, ehe sie zu ihren Büchern gelangen, die Nächte dieses einen waren allzeit der öffentlichen Besichtigung preisgegeben, und manch ein champagnertrinkender Pferdejude dürfte um die Zeugung dessen Bescheid wissen, was für alle Zeiten den Werten einer lyrischen Prosa zugerechnet bleibt. Dieses Künstlerleben hatte einen Zug, den in seiner Welt die Weiber verloren haben: Treue im Unbestand, rücksichtslose Selbstbewahrung im Wegwurf, Unverkäuflichkeit in der Prostitution.

Seitdem und so oft er vom Leben zum Schreiben kam, stand das Problem dieser elementaren Absichtslosigkeit, die heute leichtmütig eine Perle und morgen feierlich eine Schale bietet, in der Rätselecke des lesenden Philisters. Die bequemste Lösung war die Annahme, einer sei ein Poseur, der zeitlebens nichts anderes getan hat als die Konvention der Verstellung zu durchbrechen. Oder es sei ein echter Narr. Denn das Staunen des gesunden Verstandes, dessen niederträchtige Erhabenheit sich hier voll entfaltet, sieht bloß die gelockerte Schraube und fühlt die bewegende Kraft nicht, die den Schaden schuf, um an ihm zu wachsen. Aber wenn die Dichter heute zu nichts anderm taugen, als daß die Advokaten an ihnen ihrer Vollsinnigkeit inne werden, so haben sie ihren Zweck erfüllt, und die Advokaten sollten darauf verzichten, in das Verständnis der Dichter weiter eindringen zu wollen, als zum Beweise ihrer eigenen Daseinsberechtigung notwendig ist. Mag sein, daß der Altenbergsche Ernst diese Art mechanischer Betrachtung auf Kosten der lebendigen Persönlichkeit verschuldet hat. Im Altenbergschen Ernst kreischt die Schraube, und verlockt die Neugierde einer wertlosen Intelligenz, die man besser ihren Weg ziehen ließe. Es ist dieser künstlerischen Natur zu eigen, das Unscheinbare aus der Höhe anzurufen, und solche Aufmerksamkeit wird ihr unversehens zur Kunst, wenn die Kontraste sich im Humor verständigen. Er ist Lyriker, wenn er sich zur unmittelbaren Anschauung seiner kleinen Welt begibt, und er ist Humorist, wenn er sich über sie erhebt, um sie zu besprechen. Er ist persönlich und reizvoll in und über den Dingen, und wir haben ihm hier und dort Kunstwerke zu danken, die ihm keiner nachmachen kann, weil er selbst ohne Vorbild ist. Aus einer Grundstimmung zwischen Überlegenheit und lyrischem Befassen, aus einer umkippenden Weisheit, die vor einem Kanarienvogel ernster bleibt

als vor sich selbst, aus einer Bescheidenheit, die sich nur vorschiebt, um die Welt in einer Narrenglatze sich spiegeln zu lassen, könnte er uns eine »Empfindsame Reise« beschreiben, die er aus Ersparnisrücksichten im Kinematographentheater erlebt. Ich gebe für die paar Zeilen seiner »Maus« oder seines »Lift«, seines »Spazierstock« oder seines »Gesprächs mit dem Gutsherrn« sämtliche Romane einer Leihbibliothek her. Dazu aber auch jenen P. A., der die Distanz zu seiner Welt durch Lärm ausgleichen möchte. Ich kann es verstehen, daß einem Künstler die Geduld reißt und daß er eines Nachts dazu gelangt, das Leben im Vokativ anzusprechen. Er scheint mir in solchen Augenblicken ehrwürdig, aber nicht eben schöpferisch zu sein. Ich sehe ihn hoch, aber der Abstand, der Humor verlangt, schafft sich ihn von selbst, wenn der Betrachter pathetisch wird. In dieses Kapitel scheint mir die Altenbergsche Gastrologie zu gehören mit jenem Materialismus der Frauenseelen und jenem Spiritualismus der Materialwaren, mit der Unerbittlichkeit jenes »erstklassigen« akrobatischen Evolutionsgedankens, daß der Affe vom Menschen abstammt. P. A., der vor einer Almwiese zum Dichter wird, wird vor einer Preisjodlerin zum Propheten. Er ist ein Seher, wenn er sieht, aber er ist ein Rufer, wenn er ein Seher ist. Seine Schrullen sind schöpferische Hilfen, wenn sie sich selbst entlarven; sie sind Hindernisse, wenn sie auf sich bestehen. Die zarteste Künstlerhand beschwichtigt sie, und zu einer widrigen Unsprache lassen sie sich alarmieren. Und das ist der Humor davon. An ihn hält sich der Philistersinn, wenn diese Fülle sich selbst zu einer Sonderbarkeit verkleinert, die mit visionärer Verzückung Küchenrezepte verfertigt, tant de bruit pour une omelette macht und die Anweisung von sich gibt: O nähme man doch endlich drei Eier!!? Gewiß bildet diese ausfahrende Sucht, die eine alltägliche Sache bloß ver-

stärkt, ein Teil von jener Kraft, die eine alltägliche Sache zu erhöhen vermag, und ich möchte den Mißton in der Zigeunermusik dieses Geistes nicht entbehren. In der restlosen Ehrlicheit, die das Unsagbare sagt, ist er wohl liebenswerter als ein Preziösentum, das vom Sagbaren nur die Form enthüllt, und beschleunigte Herztätigkeit ist es, was den Menschenwert des Predigers über die Zweifel der Lehre erhebt. Aber ihr Lärm scheint mir von der Schwerhörigkeit des Philisters gefördert und er bedeutet jenen Trotz, welcher die Konzession des Künstlers ist, der keine Konzessionen macht. Und wie sollte die stärkste Stimme nicht heiser werden in einem Vaterlande, in dem der Prophet der Niemand ist, aber der Poet ein Journalist? Peter Altenbergs Ruhm ist aus dem sicheren Auslande noch nicht nach Wien gedrungen und das intellektuelle Gesindel dieser Stadt hat noch nicht geruht, ihn so ernst zu nehmen wie ihre Jourdichter und Journalisten. Dennoch sollte man diesen Reichtum der Mittel sich nicht auf Kosten des Inhalts entfalten lassen. Man müßte eine Zeitung, die diesem Temperament die Interpunktionen ihrer Druckerei zu schrankenloser Verfügung überläßt, boykottieren, man müßte vor Preisrichtern der Literatur, die eine Persönlichkeit von solchem Wuchs in der Varieté-Kritik exzedieren lassen und jahraus jahrein harmonische Plattköpfe dekorieren, auf der Straße ausspucken. Kurzum, man müßte alles das tun, wodurch man den Zorn P. A.'s auf sich laden könnte, den einzigen stadtbekannten Zorn, der um seiner selbst willen wertvoll ist und auch dort noch berechtigt, wo der Eigentümer fälschlich annimmt, man habe es auf seine Freiheit abgesehen. Denn man hat es in Wahrheit darauf abgesehen, ihn auf einen Stand zu bringen, auf dem er die wohlverdiente literarische Anerkennung endlich für die Ehre eintauscht, die Zielscheibe der Betrunkenheit zu sein. Oder gar das Merkziel jener vollsinnigen Betrachtung, welche die Kunst des

Mannes als eine Privatangelegenheit belächelt, aber vor seinem Nachtleben wie vor einer Praterbude steht, und die überglücklich ist, wenn sie eine Probe Altenbergscher Urteilswütigkeit kolportieren kann. Daß hier ein ewig junges Temperament bei der Sache ist, ob es nun für oder gegen die Sache ist oder beides zugleich, schätzt keiner. Aber auch die Ansichten der Natur sind geteilt, auf Schön folgt Regen und es ist derselbe Ackerboden, der den Vorteil von solchem Widerspruch hat. Dieser Dichter hatte Anhänger, die ihm abtrünnig wurden, weil sie den Zufällen seiner klimatischen Verhältnisse nicht gewachsen waren. Nun, wen es trifft, zwischen dem Einerseits einer höchsten Begeisterung und dem Anderseits einer tiefsten Verachtung zu leben, der bleibe zuhause, aber er preise die Allmacht des Schöpfers und rümpfe nicht die Nase über die Natur. Denn die Natur ist weise, sie nimmt ihre Donner nicht ernst und ihre Sonne lacht über die eigene Inkonsequenz. Ach, wir haben genug Dichter, die mit fünfzig Jahren dasselbe sichere Urteil bewähren werden wie mit zwanzig. Gott erhalte sie als ganze. Von Peter Altenberg genügen uns ein paar Zeilen.

Karl Kraus.

* * *

Einmal las ich in einem Buch von Peter Altenberg, ich glaube es war in »Wie ich es sehe«, eine Stelle, wo ein Nachen durch einen engen, mit Rosen und Ranken überhangenen Kanal fährt — seitdem liebe ich Peter Altenberg.

Detlev Baron Liliencron.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 19. 2. 9.



Leben.

Zwischen zwei Nächten ein Traum.
Im Dunkel ruht und wächst ans Licht
Ein Baum.
Hat ein wunderbar Gesicht
Von Sonne in Säften und Ästen,
Von Himmelsbläue und Wolkenwandern
Über dem Haupt
Und glaubt
Und lauscht den Vogelgästen,
Die von Herrlichkeiten sagen.
Alle seine Arme tragen
Von Wunsch und Weh die grüne Last
Und können den Schatz nicht wahren,
Ein Sturmwind kommt gefahren,
Da zuckt und stöhnt ein Baum,
Ein Halm am Saum
Der Unendlichkeiten.
Und in das Wehren und Spreiten
Fährt ein Blitz und loht,
Bleibt und starrt der Tod,
Bläst ein Ding fort wie einer Feder Flaum.
Ein wunderbar Gesicht:
Es löscht ein Licht
Zwischen zwei Nächten im Traum.

Otto Stoessl.

* * *

Spiel.

Von allem Satanswerk auf Erden hatte das Spiel das ärgste Schicksal, denn es wurde als Zerstreuung und Erholungsbeschäftigung in die bürgerliche Lebensordnung eingefügt. Auch die andern Sünden kamen um Purpurmantel und Höllenglanz, sie fristen ein armseliges Dasein als simple Gesetzesverletzung oder

als pathologische Erscheinung. In dieser Stellung aber haben sie Frieden und müssen nicht, wie das Spiel, dazu herhalten, den Feierabend eines bis sechs Uhr tätigen Lebens zu verschönen. Es ist ein klägliches Ding das erlaubte, das Kombinationsspiel. Man hat den Zufall in einer Schlinge gefangen, ihm die Krallen beschnitten und ihn in einen Käfig von Regeln gesetzt. Da macht er seine jämmerlichen Bewegungsversuche, seine Parodien auf Gunstbezeugungen, und ehrsame Leute erfreuen sich daran. Das reine Glücksspiel aber ist selbstverständlich untersagt. Hier entzieht sich der Erfolg jeder Berechnung, hier schaltet ein Unbekanntes mit menschlichen Wünschen und das darf nicht geduldet werden. Gibt es denn sonst unbefugte Einmengungen des Schicksals in das menschliche Leben? Gibt es sonst in der Welt Ereignisse, die sich der Kontrolle und der sozialen Ordnung entziehen? Erdbeben etwa, Feuersbrünste oder gar Todesfälle? Ein grobes Versehen, wenn es dergleichen gibt! Man hätte es natürlich längst verbieten sollen. Oder sind diese Unberechenbarkeiten vielleicht gar nicht so arg, als jene des Glücksspieles? Mag der Zufall über Tod und Leben entscheiden, sein keckes Hineinspielen in Geldverhältnisse wird man ihm untersagen müssen. Den Menschen selbst kann er nach Gutdünken vernichten, aber in seine Taschen hat er nicht zu greifen, denn hier empört sich die gesunde Vernunft gegen sein unsinniges Walten und gebietet ihm Halt. Und es ist merkwürdig anzusehen, wie man eifrig bestrebt ist, die kleinen und kleinsten Zufälligkeiten des Lebens in Mausefallen einzufangen, während die große Bestie Zufall die schlauen Fallensteller in ihrem Rachen trägt. Ein würdeloses Schauspiel ist diese hilflose Furcht vor dem Unbekannten, dieses Zappeln in der Gewalt des Stärkeren; das Unberechenbare beherrscht das Leben, es ist hoffnungslos, ihm Dämme zu bauen, die Flut ist stärker. Und Spielen — das

heißt, sich dieser Flut anvertrauen. Gewiß stellt das Hazardspiel eine der wirklich vornehmen Handlungen dar, zu welchen sich die Menschen aufzuschwingen vermochten; eine vollständige Hingabe an den Zufall, ein ehrliches Waffenstrecken vor dem Schicksal. Die Karte nimmt, die Karte schenkt. Geräuschlos, ohne das Gerassel des kommerziellen Apparates vollzieht sich der Wechsel. Hier ist das Walten des Schicksals mit den allereinfachsten Mitteln, es ist die Reduktion des Lebenskampfes auf die allereinfachste Form, Gewinnen oder Verlieren, der Rest von Mühsal und Arbeit, von Zuwarten und langwierigem Sorgen ist Beiwerk, und verschwindet. Das Glücksspiel ist ein Tête-à-Tête mit dem Schicksal, es ist der außergewöhnliche und direkte Verkehr mit einer hohen, dem Leben vorgesetzten Instanz. Das Zeitalter der Bureaukratie wehrt sich dagegen, es liebt die Menschen, die ihr Dasein führen wollen, und der Spieler ist ein Mensch, der sich von seinem Dasein führen läßt.

Man erhebt Vorwürfe gegen das Spiel. Es sei eine nichtige Beschäftigung, ohne wertvolles Resultat. Die Nichtigkeit dürfte das Spiel mit manchen anderen Dingen gemein haben, aber eine Tätigkeit, die den andern nicht nachsteht, ist es unbedingt. Repräsentiert es doch den einzigen bedeutenden Nervensport, den wir kennen. Die Übung von Arm- und Beinmuskulatur hat soviel begeisterte Aufmerksamkeit gefunden, da ist es nur Mangel an Konsequenz, den Sportwert des Spieles nicht anzuerkennen. Es ist eine Art seelischer Freiübungen im Ertragen der Wechselfälle, das Training der Nerven vor dem Zufall.

Ferner wird behauptet, daß im Spiel nicht die Würdigkeit über das Erlangen des Gewinnes entscheidet. Wenn dem so ist, so kann man es nur bedauern. Die Krönung des Verdienstes ist sehr wünschenswert. Aber solange die soziale Ordnung selber diesen Wunsch nicht berücksichtigt, solange die wohlerwogenen Vorschriften der Vernunft nicht

zu diesem Resultate führen, ist es unbillig, vom Zufall mehr zu verlangen. Eine blinde Absichtlichkeit darf keinen sehenden Zufall fordern. Es ist durchaus ungerecht, der Karte jenen Zahlungsauftrag für menschliche Werte zuzuweisen, den man selbst nicht honorierte.

Das Spiel sei ein gar zu müheloser, ein allzuleichter Erwerb. Dafür ist es auch der reinlichste von allen. Keine Art des Geschäftes gibt es unter Menschen, keinen Handel, wo Vorteil und Nachteil so streng abgewogen, so peinlich genau ins Gleichgewicht gebracht sind, wie beim Spiel. Hier das Risiko, dort die Chance. Nichts Unbekanntes, keine Möglichkeit der Täuschung gibt es. Kein Vorwurf kann entstehen, kein Gefühl des Übervorteiltseins sich regen. Der Mechanismus des Erwerbens funktioniert hüllenlos, freigelegt vor aller Augen. Die bunte Verkleidung des Handels mit Waren, des Tausches von Werten ist abgestreift, und in ihr allein kann sich ein ungerechtfertigtes Zuviel für einen der Teile verbergen.

Weiterhin hätte das Spiel Existenzen untergraben, Menschen zu Grunde gerichtet. Das hat seine Richtigkeit. Aber in dieser seiner Wirkung leistet das Spiel verhältnismäßig so Geringes, hat es so viele überlegene Konkurrenten, daß es füglich außer Betracht bleiben darf. Es sei daran erinnert, wie das Leben selbst mit seinen Menschen verfährt, wie viel Verluste ihnen zuzufügen, sein Ernst sich vorbehält. Ein Unterschied ist, daß es beim Spiele bis zur letzten Minute Erfolge gibt, das Leben aber noch niemand mit Gewinn verlassen hat.

Unsere Zeit sieht mit erklärter Feindschaft auf das Spiel. Sie hat so vieles vergeblich ausgerechnet, sie fährt noch unaufhörlich fort zu rechnen und wittert in allem Unberechenbaren eine feindliche Verhöhnung ihres Tuns. Sie möchte gerne das Spiel assimilieren, seinen Geist in Rechnungen er-

sticken. Mit seinem eigenen Sinn und Wesen weiß sie nichts anzufangen und hat es in ihrer Weise interpretiert. Sie faßt es als Geschäft auf, und gegen Geschäfte mit gleicher Chance hat sie ein tiefgehendes Mißtrauen. Daher die Verachtung. Sie weist dem Spiel als bloße Zerstreuung eine dienende Rolle unter den Beschäftigungen an, sie wacht strenge darüber, daß Maß gehalten wird in diesem Genusse. Eine schöne sittliche Entrüstung hat sie für die Spielhölle übrig, der gegenüber sie in den Fabriksräumen, die sie baute, ihren Arbeitshimmel geschaffen hat. Sie verweigert dem Rechte des Spielers ihren Schutz, sie erkennt die Spielschuld vor dem Gesetz nicht an. Sie begünstigt offen den unzweideutigen Betrug, der damit gegeben ist, daß jemand, der daran denkt, als Verlierer nicht zu zahlen, von der Möglichkeit zu gewinnen Nutzen zieht. Sie hat damit alles getan, um das Spiel auf ein tiefes Niveau zu drücken, sie hat für jede Art von Gesindel eine Lockung in dasselbe gelegt. Und es ist ein starkes Zeugnis für den inneren Gehalt des Spieles, wenn es trotz solcher Maßregeln immer wieder über die Zeit triumphiert und das bleibt, was sie niemals war: vornehm. Zur Arbeit konnte man Tiere erziehen, ja selbst Menschen dressieren. Niemals zum Spiel; das konnte nur frei gewählt werden. Mühsam mußte man und lange für jene Wahrheit Anerkennung erkämpfen, daß die Arbeit nicht schändet, vergeblich aber will man stets versuchen, die andere Wahrheit zu unterdrücken, daß das Spiel adelt.

Otto Soyka.



Glossen, Notizen, Aphorismen.

Der Liberalismus hatte gesprochen:

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen . . .«

Darauf habe ich geantwortet:

»Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaput gehen.«

Das Erdbeben hat das Wort:

»In Reggio und Messina haben gestern und vorgestern neue heftige Erschütterungen stattgefunden, welche zwar keinen Schaden verursachten, aber furchtbaren Schrecken erregten. Zwei Seismologen, welche in Reggio Beobachtungen anstellten, wurden von den Erschütterungen zu Boden geschleudert, ihre Instrumente zerbrachen. Die Gelehrten sind der Ansicht . . .«

Die Ansichten sind bis heute unbeschädigt.

*

Als ich letzthin der wohltätigen Bemühungen des Herrn Dr. Charas gedachte, der in Catania die Hungernden gespeist, sich dann in Rom aufgehalten und in Wien die Blinden sehend gemacht hat, ließ ich die Möglichkeit offen, daß die Angriffe der italienischen Presse auf chauvinistische und nicht auf kulinarische Vorurteile zurückzuführen seien. Ich dachte nämlich, daß die Leistung der Wiener Rettungsgesellschaft auf sizilischem Boden in der Verteilung von Makkaroni bestanden hätte. Nun werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich das Maß jener Wohltätigkeit unterschätzt und somit auch den Tadel der italienischen Presse mißverstanden habe. Gegen die Einfuhr von Makkaroni, die ja als Nudeln durchaus in das Ressort des goldenen Wiener Herzens fallen, hat man in Sizilien füglich nichts einzuwenden gehabt. Aber der Unmut der Bevölkerung, von dem die italienische Presse erzählt und von dem Herr Dr. Charas nichts wissen will, soll sich eben nicht gegen die Makkaroni, die in der Tat »geradezu verschlungen« wurden, sondern gegen ein wahrhaft fürchterliches Ansinnen gekehrt haben: gegen die Wiener Bohnen. Da mag man den Unwillen einer durch das Schicksal genug gereizten Bevölkerung begreifen, und es müßte einen nicht

wundern, wenn die Italiener in solcher Zumutung einen feindlichen Anschlag Österreichs gewittert hätten. Denn es gehört schon eine tüchtige Portion Größenwahn aus der Wiener Küche dazu, einem fremdländischen Magen jenen Mehlpapp, der hier Gemüse genannt wird, anzubieten. In der Stadt der Echtheit wird natürlich streng darauf gesehen, daß das Gemüse nur mit echtem Mehl zubereitet wird, und die Fremden, die etwa hieher kommen, fragen in unseren Restaurants vergebens nach jenem Grünzeug, das in der ganzen Welt als Surrogat für unser Mehl auf den Tisch kommt. Die ganze Welt versteht eben nichts von der Küche, und Wien ist in Wahrheit der Einbrennpunkt der kulinarischen Kultur. Wer hierzulande dennoch den Mut hat, den ihm vorgesetzten Kleister zurückzuweisen, und seine Ansprüche schließlich auf »kleine Gurken« reduziert, mag sich besorgt erkundigen, ob nicht auch die in der Geschwindigkeit »a wengerl eing'stäubt« werden. Ich kann die Wut der Catanier begreifen. Zuerst das Erdbeben, und dann die Hilfe! Wenn ich unter Trümmern läge und Herr Charas brächte mir eingebrannte Fisolen, ich schickte ihn damit unverzüglich in die Feldküche zurück. Manna in der Wüste, als ›Einbrenn‹ zubereitet, ist eine Provokation. Die Antwort könnte dann hundertmal lauten: »Aber es wird allgemein gelobt«, ich bliebe unerbittlich, und wenn der Papst mit den Köchen selbst die Mahlzeit gesegnet hätte, ich würde ostentativ verhungern.

*

Der Leser erliegt dem Zauber des gedruckten Wortes, aber er wird dieser Wirkung nicht inne. Sonst wäre es unerklärlich, daß er noch nicht auf die Idee verfallen ist, ein Blatt zu gründen. Der verbrecherischen Suggestion, die von der Privatmeinung eines beliebigen Dummkopfes ausgeht, sobald sie in Druck gelegt ist, ließe sich nur dadurch ein Ende machen, daß alle Leser sich in Redakteure verwandeln. Dann würden sie sich das Staunen abgewöhnen. Für ein paar Gulden kann jeder Kommis von jedem Drucker in jene höchste Macht eingesetzt werden, welche die Gesellschaft heute zu vergeben hat. Die Banken lassen es sich nicht nehmen, Inserate zu spenden, Theater und Bahnen gewähren Freikarten, Verleger schicken Rezensionsexemplare. Da in einer Großstadt jährlich nur fünfzig Sudler auf die gute Idee kommen, den

Kredit einer Buchdruckerei und den Glauben des Publikums in Anspruch zu nehmen, so floriert das Geschäft. Erstünden fünfhundert, so würden die Gebrandschatzten bald merken, daß der täuschende Schein ein Verdienst des Setzers ist. Vor allem merkwürdig ist, daß so wenige Druckereien selbst die Gelegenheit wahrnehmen, Zeitschriften herauszugeben. Die Lettern, auf die es ausschließlich ankommt, sind da, und der Vorwand, Freikarten und Annoncen zu bekommen, wäre in einer Stunde hergestellt. Geradezu grotesk ist es, daß ein Buchdrucker, der seine Familie ins Theater oder auf das Land schicken will, in jedem einzelnen Falle erst einen befreundeten Redakteur in Anspruch nehmen soll, da er doch viel rascher ein Blatt drucken und sich ein für allemal das Recht auf Benefizien sichern könnte. Mir ist weit und breit nur eine einzige Zeitschrift bekannt, die solcherart dem Haushalt eines Druckers dient. Früher hatte er sich auch einen Redakteur gehalten, der so lange im Wege stand, bis er zum Kaiserjubiläum ausgezeichnet wurde. Aber um Waschzettel und Vordrucke zu übernehmen, dazu braucht wahrlich keine Druckerei einen kaiserlichen Rat. Und jetzt erst wird der Leser sehen, was eine Zeitschrift zu leisten imstande ist. Wie ein Alpdruck lastete die Individualität jenes Mannes auf ihr. Das wird in einem Aufruf an das Volk durch die Versicherung angedeutet, das Blatt werde mit diesem Jahre ein »frischeres Aussehen« bekommen. Und dann heißt es wörtlich:

Wir haben vor, die von uns zur Schlichtung des österreichischen Völkerstreites stets verfochtene Idee der Autonomie auch in den redaktionellen Betrieb einziehen zu lassen. An Stelle einer »Zentralleitung« haben wir einigen unserer bewährten Mitarbeiter die selbständige Leitung der Ressorts: Politik, Volkswirtschaft, Schule, Naturwissenschaft und Philosophie, Literatur, Kunst und Musik übertragen und hoffen, durch ein wenn auch nur im kleinen gelungenes Beispiel die Richtigkeit unser politischen Ideen beweisen zu können. Wir stehen vor großen politischen Ereignissen und Kämpfen, die entscheidend auf die Gestaltung unseres Vaterlandes sein werden. Wir werden in diesen Kämpfen immer offen und entschieden . . .

Merks, Österreich, und kassiere dir deine Steuern autonomisch ein! Die Hauptsache ist, daß gedruckt wird. Auf die Zentralleitung wird gepfiffen.

»... Eine Zeitschrift aber verdient es, einmal an den Pranger gestellt zu werden, da sie aus dem verhältnismäßig anständigen Rahmen unserer literarischen periodischen Veröffentlichungen ganz herausfällt, und das ist Maximilian Hardens ‚Zukunft'. Nehmen Sie doch einmal ein Heft dieser Wochenschrift in die Hand. Es ist so ungefähr das Schlechteste, was Sie überhaupt finden können; an Minderwertigkeit nicht einmal übertroffen von den Indianer-Schmökern und Hintertreppen-Romanen.

Diese Kritik betrifft nicht etwa den Inhalt der ‚Zukunft', sondern bloß ihre Ausstattung. Sie steht im ‚Graphischen Centralblatt'.

Das Papier holzig, die Typen abgenutzt, der Druck so liederlich, daß eine Seite lichtgrau und die andere wieder so rußig schwarz erscheint, daß, wenn man mit dem Finger darüber hinstreicht, die Druckerschwärze in Kometenform über die Seite fliegt. Dann die unsagbar rohe Weise, das Heft zu beschneiden, so daß auf einer Seite der Text in einem Abstand von 2 *cm* vom oberen Rande einsetzt und auf der Gegenseite eventuell nur in einem solchen von 2 *mm*. Ja, beim Inseratenteil kann man es sogar häufig genug erleben, daß gleich eine halbe Zeile mit weggeschnitten ist!

Und nun meine Herren, lassen Sie uns doch einmal ein kleines Rechenexempel bezüglich der ‚Zukunft' anstellen: Diese Zeitschrift wird in einer durchschnittlichen Auflage von ungefähr 35.000 Exemplaren gedruckt. Das Heft kostet 50 Pfg. Wir nehmen an, daß es die Abonnenten billiger haben und rechnen deshalb nur einen Durchschnittspreis von 40 Pfg. pro Heft. Das würde einen Umsatz von mehr als 15.000 Mk. ergeben. Von diesem Betrage rechnen wir ab 5000 Mk. für den Buchhändlerverkehr: bleiben 10.000 Mk. Davon ziehen wir weiter ab 3000 Mk. für die Herstellung des Heftes. Rest: 7000 Mk. Von diesen wären dann weiterhin noch in Abzug zu bringen die Honorare. Sie wissen, Harden schreibt seine ‚Zukunft' zur Hälfte selbst; es ist also hoch genug gegriffen, wenn wir für jedes Heft 1000 Mk. ansetzen. Bleiben 6000 Mk. Hiervon rechnen wir dann noch einmal 1500 Mk. herunter für unverkaufte Exemplare; doch haben wir diese auf der anderen Seite wieder voll und ganz hinzuzuzählen für Inserate und Extrabeilagen. Es bleiben also in jedem Falle mindestens 6000 Mk. blanker Reingewinn für ein Heft; das heißt also jährlich 312.000 Mk.! Meine Herren! Für 312.000 Mk. jährlichen Reingewinn kann man, wenn man ein Kulturförderer sein will, etwas mehr für die Buchdruckerkunst tun; für die Kunst, der es Harden doch in erster Linie verdankt, daß er weit gekannt, weit gerühmt und weit gefürchtet ist. So, nun hat Herr Harden das Wort. Wie sagt er doch? ‚Ich hab's gewagt, bin unverzagt und will des Ends erwarten.'«

Daß jetzt auch schon der Guttenberg an der Ehrlichkeit des Hutten zu zweifeln beginnt, das könnte einem alle Freude an der historischen Bildung verderben. Wenn jener aber glaubt, es sei eine Lust zu leben, wenn man bloß 312.000 Mark jährlich

verdient, so irrt er. Die Geister werden erst wieder wach, wenn man für das Vaterland eine Konzerttournee unternimmt und für jeden Vortrag 3000 Mark bekommt. Dabei hat sich Herr Harden ursprünglich die Entbehrung auferlegt, bloß 1500 Mark zu verlangen, über die der Münchner Impresario bei den schlechten Zeiten nicht hinausgehen konnte. Erst als ein anderer Münchner Impresario von dem Plan erfuhr und beherzt depeschierte: ich biete 3000, war er bereit, sich an das teurere Vaterland anzuschließen und das deutsche Volk zu erhöhten Preisen vor dem Kaiser zu warnen. Aber auch das deutsche Volk kommt dabei nicht zu kurz. In Magdeburg zum Beispiel hat der reisende Patriot die vernünftige Einrichtung getroffen, daß vor dem Vortrag »ergebenste Einladungen« verschickt und jene Einwohner, die eine solche an der Abendkassa vorweisen, eines Rabatts von 25 Prozent teilhaftig werden. Eine Herrn Harden feindliche Zeitung meint, er habe sich vom ‚Simplicissimus' inspirieren lassen, den er zwar nicht mehr ganz so gern sieht wie früher, dessen Bild »Komm mit, Kleener — ick jebe Rabattmarken!« er aber unbedingt gesehen haben müsse. Mit Unrecht erinnert das Blatt an die Belagerung Magdeburgs durch Tilly; wir halten bei Hutten. In einem Punkte aber hat jenes andere Blatt, welches wieder die Erfindung der Buchdruckerkunst auf Kosten der Kultur überschätzt, deren entschiedenstem Bahnbrecher Unrecht getan. Es wäre ein lächerliches Mißverhältnis, wenn Schäbigkeit der Ausstattung mit einer Noblesse gepaart wäre, die 1000 Mark für jedes Heft der ‚Zukunft' an die Mitarbeiter zahlt. In welcher Welt lebt denn das ‚Graphische Centralblatt', und mit welchen Augen sieht es, daß es nur das holzige Papier wahrnimmt und nicht, womit es bedruckt ist? Wenn die kostenlosen Vordrucke aus soeben erscheinenden Werken und die Selbstanzeigen der Autoren noch Raum für einen Originalbeitrag lassen, so gehört die ganze Fachverlorenheit eines graphischen Blattes dazu, zu glauben, daß für ein Heft der ‚Zukunft' mehr als hundert Mark in Honoraren aufgehen. Es gibt kein zweites Beispiel in der Publizistik, das eine so praktikable Verbindung wirtschaftlicher Zurückhaltung und literarischen Entgegenkommens vorstellte. Und daß sich mit der Einrichtung der Selbstanzeigen auch noch andere Effekte herausschlagen lassen, hat Herr Harden kürzlich bewiesen, als er die Notiz eines

Mitarbeiters der ‚Fackel‘ brachte, der sie ihm lange vor den Sexual-Triumphen geschickt hatte. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Herausgeber der ‚Zukunft‘ heute für gute Namen selbst Honorar auszuwerfen bereit wäre. Die Auflage — mag auch die Schätzung jenes Fachblattes übertrieben sein — hat sich gewiß nicht verringert. Aber ein Erlebnis, das eine heroische Natur umwarf, ist die Erfahrung, daß Enthüllungen aus dem Leben hochgestellter Päderasten bloß dem Geschäft nützen, aber nicht zugleich auch der Ehre.

*

Daß die Seele der Schauspielerin ein Defekt ihrer Schönheit sei, diese Erkenntnis, die hier oft geformt wurde, fliegt jetzt der deutschen Theaterkritik aus dem Auslande zu. Der ‚Frankfurter Zeitung‘ wird aus Italien geschrieben:

›Frau Duse gehört der Vergangenheit an. Wenigstens in Italien, wo man wohl ihr ungewöhnliches Talent zu schätzen wußte, aber sich doch stets einen zu starken Sinn für die Form, die schöne Form bewahrt hat, um in dem Charakteristischen à tout prix je die Kunst zu erblicken. Die Vorzüge, die man hier von jeher am höchsten einschätzte und, wenn nicht alles täuscht in nicht allzu langer Zeit auch in Deutschland wieder zu sehen lernen wird, liegen in einer anderen Richtung als die ist, welche Eleonora Duses unerhörte Kunst notgedrungen einschlagen mußte. Eine sehr ernste Bühnenzeitschrift, die Maschera, hat vor kurzem eine Rundfrage erlassen, deren Resultat jetzt vorliegt. Eine Rundfrage ist nun nicht gerade eine einwandfreie Sache; aber die Antworten sind doch für den Kenner interessant genug. Die Leser hatten darüber abzustimmen, welche Schauspielerin Italiens ihrer Meinung nach die talentvollste, welche die schönste und welche die eleganteste sei. Schon die Fragestellung ist delikat genug. Das Resultat aber beweist eine überraschende Höhe des Geschmacks. Die talentvollste ist danach Teresa Mariani, die große Tragödin, die in gewisser Weise mit der Duse verwandt, weniger intensiv als diese, aber um vieles anmutiger und frauenhafter, nie vergißt, daß die Kunst, daß jede Kunst symbolischen Charakters ist. Den Preis der Schönheit trug Tina di Lorenzo davon, die auch in Deutschland Bewunderer besitzt. Die eleganteste ist nach dem Urteil der Leser der Maschera Lida Borelli.‹

Das ist natürlich Unsinn, denn die talentvollste ist immer auch die schönste und eleganteste und umgekehrt. Und so richtig es ist, daß die Kunst der Duse eine notgedrungene Kunst ist, so unmöglich ist es, daß unerhörte Kunst je notgedrungen sein kann und umgekehrt. Immerhin, es mehren sich die Zeichen, daß mit

der Seele aufgeräumt wird. Man ist irgendwie unbefriedigt. Aber man wird es bleiben. Denn wenn das heutige Leben den Frauen bloß eine Seele gestattet, wie sollte das heutige Theater ein Höheres bieten?

*

Die empfängliche Tageskritik, die einen geistigen Dukaten sofort in kleine Münze umwechselt und mit frischen Kreuzern so splendid herumwirft, daß man rein glaubt, es seien Dukaten, geht jetzt ernstlich daran, vom Theater eine andere Meinung zu bekommen. Daß eine Schauspielerin, die den Sinnen nichts gibt, von der Seele beweint wird, daß der Unsinn der Operette romantischer Abkunft sei und dem Gefühl zuspreche, wenn er dem Verstand widerstrebt, es räuspert sich und spuckt allerorten nach solcher Erkenntnis. Die Forderung aber, daß der Schauspieler wieder vom Theater Besitz ergreife und daß man ihn mit allen literarischen Weisungen ungeschoren lasse, finde ich in einem deutschen Tagesblatt wie folgt vertreten:

Kann Schauspielkunst sich dämonischer manifestieren, als wenn sie durch schlechte, unlebendige Stücke wie ein Strom braust, der von den Quellen des Lebens kommt, und totes Gestein mit Blüten segnet? Und können wir die Sehnsucht, die uns ins Theater treibt, in ihrer Wesenheit deutlicher erfüllen, als wenn uns eine schöpferische Kraft aus den engen Buchstabenzäunen und dumpfen Wortgebüschen mittelmäßiger Autoren plötzlich hinaushebt in reinere, sonnenhelle Lande? Dann wissen wir: daß wir dieses eine nur wünschen im letzten, für dies eine uns an den Kassen balgen, in unbequemen Stühlen klemmen, und unzählbare Abendstunden unseres Lebens hingeben, um dieses einzige Erlebnis zu erhaschen, dieses Hinausgehobenwerden . . . Und darum ist es gleichgiltig, wie die Stücke heißen, in denen sie auftritt, ob sie dumm sind oder erhaben, oder beides zusammen. Und wie wir dem amusischen Schauspieler den Vorwurf als größten entgegen werfen, daß er immer derselbe ist in allen Rollen, so haben wir einer Persönlichkeit wie der . . . . gegenüber den Wunsch, sie möge uns immer als die gleiche, frische, urtümliche Natur erscheinen, deren prachtvolle Selbstherrlichkeit wir nicht eingeengt sehen wollen.

Das unterschreibe ich ja alles, oder vielmehr, das alles unterschreibt mich, aber welchem weiblichen Girardi gilt die gute Anwendung?

Diese Frau revolutioniert für ihre Person gewissermaßen die Schulgesetze der Schauspielkunst als der proteischen, und schmeißt das dramaturgische Lehrgebäude pedantischer Perücken mit einem Anhauch ihres elementaren Lachens über den Haufen.

Welche künstlerische Macht ist es, die so alles Urteil über den Haufen wirft, daß von einem aufnahmsfähigen Kritiker nichts übrig bleibt als ein Schmock?

...Kann sein, dies war eine von den Halluzinationen, wie sie die Götter denen zuweilen senden, die ihre mechanistische Weltanschauung draußen in der Garderobe zu lassen pflegen und gläubigen Herzens im Parkett sitzen wie im Vorhof eines Mysteriums. Das aber will ich gegen zwanzig Professoren der Philosophie verteidigen, daß ich nachher gesehen habe, wie gegen das Finale des Stückes aus der Mitte des beglückten Saales etwas wie ein Gehäuse nach der Bühne sich hinbewegte und, einem gläsernen Sturz nicht unähnlich, sich um die lächelnde Frau schloß. Und sie saß darin und sang wie der Vogel im Märchen, der erlöst wurde aus quälenden Träumen . . .

Die Dame heißt Pepi Glöckner. Ich ziehe alles zurück.

*

In den Zeiten der lustigen Witwenpest war auch die Kindersterblichkeit groß. Einige Wiener Lehrer haben eine Statistik des Theaterbesuchs der Schuljugend ausgearbeitet. Die »Lustige Witwe« wurde zwar nicht so oft besucht, wie man vermuten sollte, aber auch ohne unmittelbare Berührung ist die ansteckende Wirkung nachweisbar. In der Statistik werden nämlich einige Titelverstümmelungen vermerkt, die sich die Schüler geleistet haben. Die traurigste, deren Ursprung die unkundigen Lehrer nicht ahnen, ist das Bekenntnis, die »Vilja Hospitalis« besucht zu haben. So peinlich nun die Tatsache berühren mag, daß ein junges Gemüt so verleitet wurde, noch gräßlicher ist die Vorstellung, daß ein junges Gehirn eine beliebige Filia in jene berüchtigte Vilja verwandelt, die als Waldmägdelein des Okkupationsgebietes uns Erwachsenen fünf Jahre lang den Aufenthalt in jedem Nachtcafé verleidet hat.

*

Es kann eine Bosheit sein, wenn ein Blatt dem Lokalredakteur eines andern, der nebenbei auch Vorträge über »Tausend und Eine Nacht« hält, das Lob nachsagt, er sei »ein Pfadfinder im Labyrinthe orientalischer Märchendichtung«.

*

Wenn es in einem Dampfbad hocharistokratisch zugeht, wendet die Presse eine eigene Terminologie an. Im Münchner Hofbade haben sich ein paar Herren auf ihre Weise vergnügt,

und ein Wiener Blatt sagt, daß ihnen »der Boden unter den Füßen zu heiß wurde« und daß sie es deshalb vorgezogen haben, »den Staub Münchens von ihren Schuhen zu schütteln«. Dampfbad, heißer Boden trotz Schuhen, Staub trotz Dampfbad . . . man sieht, wie toll es in der Heißluftkammer der journalistischen Gehirne zugeht. Aber auch besseren Schriftstellern kann Hitze zu Kopf steigen. Einer schreibt etwa gegen die »Nacktkultur«: »Eine merkwürdige Zeit, die unsrige. Sie schwitzt Kultur aus allen Poren, aber das erste dürftige Kleidungsstück, das der Wilde auzulegen pflegt, wenn er zum Bewußtsein seiner Nacktheit kommt, möchte sie abschaffen.« Ja, wie denn auch nicht? Wenn die Zeit schwitzt, ist es doch natürlich, daß sie die Kleidung ablegt.

* * *

Aus Milwaukee (Wiskonsin, U. S. A.) wird mir eine Zeitschrift ‚Der Einsame' geschickt, die unter allen in zehn Jahren entstandenen und vergangenen Nachahmungen der ‚Fackel' die weitaus sympathischeste vorstellt. Daß sie ganz so unpraktisch ist, wie das Original, beweist sie dadurch, daß sie selbst die zwanglose Folge und das Erscheinen in Doppelnummern nachahmt. Aber der Spiegel ihres Inhalts läßt mich nicht vor meinem Gesicht erschrecken, das mir durch die antikorruptionistische Fratze meines Wirkens hierzulande verleidet wurde. Es ist offenbar, daß das Vorbild keinen anderen Anteil an dem Werke hat, als daß es dem Bedürfnis, sich selbst zu regen, einen Stützpunkt gab, und es scheint, daß das deutsche Geistesleben Nordamerikas für solches Bedürfnis Platz hat. Zwischen mancherlei Beweisen eines angestrengten Wollens bricht Unmittelbarkeit, Frische und polemische Jugendlust durch. Über ein Interview einer Dame mit Häckel (welch eine Welt, in der dergleichen möglich ist!) wird ganz Zutreffendes gesagt. Mir ist diese Flachsinnsorgie entgangen und darum zitiere ich gern – mit kleinen Abschleifungen –, was die deutsch-amerikanische Zeitschrift darüber sagt. Einen Satz, der im Eingang steht, lasse ich stehen, wiewohl ich ihn selbst in diesem Heft geschrieben habe. Ich habe ihn natürlich früher geschrieben als gelesen, und vielleicht hatte ich ihn schon vor Jahren geschrieben.

Aber gerade dieser Satz und dieses Zusammentreffen sind für die Stilwirkung der ‚Fackel' bezeichnend:

In der Rätselecke des ‚Berliner Tageblattes' wurden am 12. Dezember des Vorjahres die letzten Probleme gelöst. »Im Häckel'schen Hause in Jena, Gespräche mit dem Meister«, nennt sich das Zwiegespräch, das eine geschäftige Dame, Fräulein Else Roth von Otto, mit dem Aufdecker der »Sieben Welträtsel« gepflogen hat und dessen triple extrait sie in fast vier Spalten verspritzt. Sie begnügt sich nicht mit der bescheidenen Wallfahrt zu Häckels Hause in der Bergstraße, sein Exzellenz muß erscheinen und über die letzten Dinge befriedigenden Aufschluß geben. Zwar konstatiert Frl. von Otto in selbstentsagendem Tone, daß sie sonst stillschweigend neben Häckel einhergeht und nur die Saale murmelt; aber heute sind die Rollen vertauscht: Elsa — ach nie sollst du mich befragen! — murmelt geheimnisvoll, Häckel antwortet und nur die Saale schweigt, hurtig die Wogen wegwälzend . . die freundlich-geschäftige Fragerin aber nennt das grausame Spiel »den Kultus des Wahren, Guten und Schönen«. Nachdem der Gelehrte höflich konstatiert hat, daß es zwar kein Paradies im Jenseits, aber ein solches in Jena gibt, geht sie sofort scharf ins Zeug und fragt ihn die Gewissensfrage, wie er es mit der Religion halte, indem sie ihn um einen kurzen Leitfaden über den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft bittet. Häckel — der, nebenbei gesagt, nie den Mut des konsequenten Atheismus gehabt hat und stets bemüht war, neuen Sprudel in alte Schläuche zu gießen — antwortet, daß »bei folgerichtiger Auffassung des Monismus tatsächlich die beiden Begriffe von Religion und Wissenschaft zu einem verschmelzen. Schon Spinoza und Goethe haben dieser klugen Weltanschauung Ausdruck gegeben . . . Schließlich wird sich niemand dem mehr verschließen können.« Aber Elsa Roth von Otto posiert den advocatus diaboli: »Sind Exzellenz davon wirklich so fest überzeugt? Meiner Ansicht nach gehen wohl die meisten Menschen deshalb in die Kirche, weil sie es von altersher so gewohnt sind, der Bureaukrat aber glaubt an den Kirchenregeln festhalten zu müssen, weil seine soziale Stellung es verlangt.« Mit elastischer Nachgiebigkeit vollzieht der Gelehrte den Sprung von den letzten Fragen der Philosophie zur ersten Gesellschaft Berlins, gibt mit hoher Befriedigung die tiefe Erkenntnis kund, daß die Dummen in der Mehrzahl sind und die Gescheidten in der Minderzahl, spricht aber doch schließlich seine Hochachtung aus für die heutige Menschheit, die sich durch eine einheitliche Weltanschauung auf eine höhere Stufe — der Erkenntnis, des Wissens? — nein, der Vollendung erheben wird. Hier kann Frl. von Otto es sich nicht verbeißen, einzuschalten, daß der eigentliche Reiz, den Häckel auf seine Umgebung ausübt, darin besteht, die verschiedensten Fragen geistreich zu behandeln, ohne langweilig zu werden. Aber eine Dame fragt mehr, als hundert Geistreiche beantworten können. »Glauben Sie nicht auch, Exzellenz, daß jedes einzelne Individuum mit seinem Gemütsleben der Religion anders gegenübersteht?« »Gewiß«, sagt Häckel ernst; und er setzt ihr auseinander, daß die verschiedenen

Religionen »den Menschen in die Poesie einer höheren idealen Welt versetzen sollen.« (In unserer Philisterwelt ist bekanntlich alles zu einem bestimmten Sollen da.) »Aber der wirklich moderne Mensch findet nur in der freien Natur das wirklich Gute, Wahre und Schöne.« Frl. von Otto nennt dies einen »bedeutenden geistigen Standpunkt« und konstatiert bedauernd, daß nicht alle Menschen auf demselben stehen. »Viele bedürfen der Kirche, sie ist das Rückgrat, das ihnen einen Halt gibt.« Darauf Häckel: »Das verstehe ich nicht!« (Das bezieht sich natürlich auf die Sache und nicht auf die kristallklaren, fein zugespitzten Aperçus der scharfen Dialektikerin.) Und er stellt fest, daß die Wahrheit nur von der Wissenschaft gelehrt wird, »Und wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat damit auch einen Ersatz für den streng orthodoxen Kirchenglauben gefunden.« — Was ist Wahrheit! sagt Pilatus, aber Frl. von Otto klappt behende das Hörrohr zu und das Sprachrohr auf; mit echt weiblicher Verdrehung des Streitgegenstandes sagt sie: »Aber die Kirche will doch keinerlei wissenschaftliche Aufklärung anerkennen«. Dies gibt Häckel zu und mit vereinigten Kräften wird in wenigen Zeilen der Widerspruch zwischen Kants reiner und praktischer Vernunft aufgedeckt und nochmals vernichtet, sozusagen mit zwei Tritten ins Leere; denn Häckel konstatiert selbst, »daß der offenkundige Gegensatz der beiden Vernünfte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts erkannt und widerlegt wurde.« Jetzt aber wird es fürchterlich, denn Frl. von Otto ist nicht mehr zu halten. Sie erzählt, daß der Deutsche Monistenbund eifrig bemüht ist, der neuen monistischen Ethik die größte Verbreitung zu sichern; fragt, ob man die christlichen und israelitischen Sagen nicht als Dichtungen lehren könnte; konstatiert, daß dies auch für die Kinder vorteilhaft wäre und das Substanzproblem noch nicht gelöst ist — was Häckel »lachend« zugibt — und fragt »gespannt«, wie eigentlich die Aktien des Vereines zur Zertrümmerung der alten Weltanschauung stehen .... Wer für Häckels Wirken jenen Respekt hat, den das Schaffen dieses auf naturwissenschaftlichem Gebiete Großen hervorrufen muß, der hat es wohl schon schmerzlich empfunden, daß er in pseudophilosophischen Werken am Schleier der Maja herumzupft, ohne ihn auch nur um Millimeterbreite zu lüften. Aber wer es lesen muß, wie dieser Gelehrte in Interviews mit geschäftigen Damen à la Suttner mit billigen Redensarten herumwirft, kaum gut genug, um in populären Vorträgen vorgebracht zu werden; und wer diese Brocken, halbverdaut, wiederfindet in deutschen Blättern, die vom intelligenteren Teil der Bevölkerung gelesen werden, der wird solchem billigen Zeugs gegenüber — und wäre er überzeugter Atheist — kaum die Meinung unterdrücken können: Wenn Gott nicht existierte, man müßte ihn erfinden!

*

In dem entzückenden Buche »Lichtenbergs Mädchen« (Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte'), das die Korrespondenz mit Hofrat Meister (herausgegeben von Erich Ebstein) und das

Faksimile eines Gedichtes bringt und das gewiß weniger Deutsche gelesen haben als den Briefwechsel von Moritz und Rina, finde ich einen Brief, dessen satirische Meinung von stärkstem Interesse für das heutige Wien sein müßte. Sie trifft die schnöden Umbaumeister unserer Stadt und befaßt sich mit jener Architektonik des Überflüssigen ganz und gar in dem Sinne, in welchem heute Adolf Loos dem herrschenden Geschmack die Indianerfreude an dem Ornament nachweist. Lichtenbergs Vorliebe für den englischen Stil des Lebens verleugnet sich hier nicht:

»Ew. Wohlgeb. sende ich hierbey die vorgestreckten Bücher mit gehorsamsten Dank wieder zurück. HE. Prof. Feder, der ein sehr vertrauter Freund des Ob(er) Commiss(äri) Maynberg ist, soll gelegentlich einmal meine Meinung über die Schönheit eines Stadtthors vernehmen, und ob ich gleich mehrere schöne Thore gesehen, auch selbst dem Bau zweyer beygewohnt habe, die ebenfalls mehr gegen die Feinde der Licent-Casse als des Vaterlands angelegt worden sind, so wolte ich doch gern meine dunckeln, oder höchstens klaren Ideen ein bisgen aus Büchern deutlich machen, und diesen Zweck habe ich durch Ihre Gütigkeit, so viel als nöthig erreicht. Nur Schade, ich hatte mich auf eine Rede geschickt, die ich, wies zum Knoten kam, nicht halten konnte. Nemlich die Göttingischen Thore, (auf diese nemlich war es angesehen), sollen keine Bogen und kein anderes Gewölbe haben, als den blauen Himmel. Bey solchen Vorschlägen weint freylich die architectonische Muse und überträgt die Sache dem Mauermeister. Alles, was ich bey der Sache gethan habe, war zu verhindern, daß keine Würfel auf die Spitze gestellt wurden, daß keine Ananas auf den Thorpfosten einer Stadt blühen mögten, wo die Cartoffeln kaum in der Erde gerathen. Auch den Artischocken habe ich mich widersezt und eben so den Urnen und Blumentöpfen, wo dagegen gerathen, daß man ja Blumentöpfe da haben wolte, man lieber gelben Lack und die Viola matronalis in Natura hinstellen mögte, als die Bildung derselben unsern Künstlern überlassen, die ihren Stil an den Fußbänken verdorben und sich daher selten über 6 Zolle über die Gosse erhöben. Es werden also wohl der Stadt Leu und der Lüneburgische Hengst und zwar von HE. Nahl in Cassel gearb(eitet) sich einander Wappen weisen und Gesichter schneiden, und jeder

Pfosten soll aus gekuppelten Dorischen Pfeilern bestehen, just stark genug, um den blauen Himmel zu tragen. Ich hatte einen Plan im Kopf, der würklich, recht wenig zu sagen, von der Art war, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich gewaschen hätten. Das Thor sollte einen Fronton erhalten, auf dessen scharfer Kante ich einen Globum coelestem und eine Punsch Bowle nach Art der Würfel balancieren wolte, um sie sollte ein Krantz aus Coquarden, Zwieback und Rosen nebst Citronen Schaale Bändern geschlungen seyn mit der Ueberschrift Omnibus idem. Zwischen die Triglyphen hatte ich in die Quadrate Mettwürste, ebenfalls Zwiebäcke in Pythagorischen Triangeln nebst Pottkuchen gestellt. In den Fronton nach dem Felde solte Kulenkamps Silhouette mit dem Matrikulwerk aufgeschlagen und der deutlichen Zahl 999 und der Unterschrift kommt her zu mir zu stehen kommen; nach der Stadt zu solten Stocks und Maynbergs Silhouette gestellt werden mit der Unterschrift Stocklo et Maynbergio in Philistaea Leinana conss. Im Schlußstein nach dem Feld hätte ich eine Fuchsfalle abgebildet, auf dem andern aber gegen die Stadt einen Fuchs im Taubenhaus, oder auch den Storch, wo er den Fuchs auf eine Flasche Milch invitiert, in die er mit seinem dicken Maul nicht hineinkann, oder so etwas. Sagen Sie selbst, liebster HE. Professor, ob es nicht schändlich ist, in diesen Tagen des dringenden Genies solche Sachen zu unterdrücken, ja ich habe sogar gedacht, ob man nicht selbst dem Gröner und Weender Thor Flügeln das Ansehen von einer Fuchsfalle hätte geben sollen, um einen zudringlichen Postwagen nicht sowohl auszuschließen, als vielmehr zu fernerer Behandlung einzuklemmen. Allein nun Schertz bey Seite, und (den Dank zu Anfang allein ausgenommen) zur eigentlichen Absicht meines Briefs ....«

*

Da in den nächsten Tagen mein Aphorismenbuch erscheinen wird, dessen Durcharbeitung und Komposition jene Plage war, deren Wohltat das Erscheinen leider ein Ende setzt, so fühle ich mich gedrängt, den Freunden zu danken, die mir als erste, wertvollste Leser und Hörer durch Urteil, Rat und vielfache

Unterstützung in den Korrekturen beigestanden sind: den — in alphabetischer Folge genannten — Herren Karl Hauer in München, Ludwig R. v. Janikowski und Otto Stoessl in Wien. Das Buch »Sprüche und Widersprüche« erscheint zunächst außerhalb der Reihe meiner Ausgewählten Schriften, in die ich es gemäß einer Vereinbarung mit dem Verleger erst nach fünf Jahren aufnehmen kann. Die Arbeit an dem Bande »Kultur und Presse« (I. Teil), die ich lange aussetzen mußte, wird hoffentlich in diesem Frühjahr beendet sein.

* * *

Das älteste Wort sei fremd in der Nähe, neugeboren und mache Zweifel, ob es lebe. Dann lebt es. Man hört das Herz der Sprache klopfen.

*

Ein Paradoxon entsteht, wenn eine frühreife Erkenntnis mit dem Blödsinn ihrer Zeit zusammenprallt.

*

Ei sieh, der Verwaltungsrat der Kretinose-Aktiengesellschaft und der Direktor der vereinigten Banalitätswerke!

*

Er starb, von der Äskulapschlange gebissen.

*

Bevor man das Leben über sich ergehen läßt, sollte man sich narkotisieren lassen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: KARL KRAUS.

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . .
" " 18 " " . . . .
" die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei . . . . .
" " " " 18 " " . . . . .

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße 9.

Inhalt der vorigen Doppel-Nummer 272–273, 15. Februar: Messina. Von Karl Kraus. — Das Ehrenkreuz. Von Karl Kraus. — Kunst und Moral. Briefe von Oskar Wilde. — Glossen. Von Karl Kraus. — Abend. Von Otto Stoessl. — Eine Zuschrift. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. — Sprüche und Widersprüche. Von Karl Kraus.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
275—276. 22. März 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 275—76 22. MÄRZ 1909 X. JAHR

Die Hundsgrotte.

›Ein Ort verborgen unter faulem Nebel,
Von Sümpfen, die herquellen vom Cocytus,
Aushaucht er lauter heiße gift'ge Dämpfe.
Es kann Autumnus keine goldnen Früchte
Hintragen, und der Frühling keine Blumen
Und keine blühnden Zweige voll von Sängern
Der süßen Liebe, keine Nachtigallen.
Hier wohnt das alte Chaos . . .‹

Petronius.

Es ist unmöglich, der Justiz Unrecht zu tun. Aus dem flüchtigsten und entstelltesten Gerichtssaalbericht gewinnt man das richtige Bild einer Verhandlung. Es mag der Fall sein, daß kein Wort so gesprochen wurde, wie es der Bericht wiedergibt: die Justiz würde den schärfsten Haß schon darum verdienen, weil sie selbst die Wahrheit hinter die Reklame stellt und ihr der Respekt vor der Tagespresse den Willen lähmt, falsche Tatsachen durch eine Berichtigung aus der Welt zu schaffen. Die polemische Betrachtung aber, die sich mit den Verbrechen der Justiz befaßt, stützt sich mit Recht auf das Material der Reportage, nicht nur weil die Unwidersprochenheit für die Wahrheit zeugt, sondern weil sie auch für eine Gesinnung zeugt, der noch schlimmere Wahrheit zuzutrauen wäre. Mein anklägerisches Gewissen bliebe ruhig, wenn sich herausstellte, daß das wahre Bild der Sexualjustiz sich nicht völlig mit jenem deckt, das ich mir aus den unwiderlegten Schändlichkeiten des Tages komponiert habe. Ich wüßte, daß es noch häßlicher ist. Bei diesem täglichen Konflikt zwischen dem Leben und der Borniertheit ist die Unfähigkeit der Berichterstattung eher ein versöhnendes Element. Ob sie will oder nicht, ob sie kann oder versagt, eine Hand-

voll Unmenschlichkeit holt sie aus diesem Inferno doch hervor. Wer nur mit halbem Ohr hinhört, hört genug, und wer mit einem Stockschnupfen in ein Gerichtszimmer tritt, kriegt dennoch eine Nase voll jener Gerüche, die ein lebensfeindlicher Geist an einen Ort gebannt hat, damit in dieser pflichtenvollen Welt wenigstens die Pflicht zu stinken erfüllt werde.

In der Nähe von Bajä ist eine Grotte, in der giftige Gase aufsteigen. Zur Ergötzung der Reisenden wurde dort gezeigt, wie weit ein Hund hineingeführt werden könne, bis er ohnmächtig wird; denn die deutschen Reisenden sind widerstandsfähig und opfern dem Genuß einer Sehenswürdigkeit gern die Gesundheit eines Hundes. Die grausame italienische Regierung aber entzog der heimischen Bevölkerung eine Einnahmsquelle und verbot das Tierexperiment. Die Einrichtungen der Staaten nun sind wie Sehenswürdigkeiten, die der Neugierde höherer Wesen dienen, und diesen überweltlichen Reisenden ist das Vergnügen bis heute nicht geschmälert worden, zu sehen, wie weit Menschen in die Hundsgrotte der Justiz geführt werden müssen, um nicht mehr atmen zu können.

Sagt mir nun einer, so und so hätte sich der Vorgang nicht abgespielt, so antworte ich, daß die Nachricht von einem Sterbefall noch so übertrieben sein könne, sie sei noch immer nicht übertrieben genug, solange sie vom Tod bestätigt wird. Die Lobredner unserer Justiz haben eine fatale Ähnlichkeit mit jenem Tröster, der auf die Klage einer Witwe, ihr Seliger habe an einer schweren Lungenentzündung gelitten, die beruhigenden Worte findet, es werde hoffentlich nicht so schlimm gewesen sein. Was die Gerichtssaalberichte melden, hat sich möglicherweise nicht immer so schlimm zugetragen, aber anders und schlimmer. Die Verkürzung, in der der Bericht ein Bild der Verhandlung gibt, ist sein Fehler und Vorzug. Sein Fehler, weil die Kürze von hundert Angriffen gegen Menschengefühl und Takt kaum fünf

berücksichtigt und an diesen möglicherweise durch Unterstreichung einbringt, was sie an der Fülle versäumt hat; weil sie den perspektivenlosen Leser nicht allein in den Glauben versetzt, dieser Text sei der Wortlaut, sondern er sei der Inhalt einer fünfstündigen Verhandlung. Die Verkürzung ist aber wieder ein Vorzug, indem die Unperspektive der Darstellung der passende Ausdruck der Unperspektive ist, in der die Justiz das verhandelte Stück Leben sieht. Für den Schall der Lebensfremdheit hat gerade die Dummheit das beste Ohr, und so unwahr sie sein mögen, so wahrscheinlich klingen diese lächerlichen Bemerkungen, die tagtäglich den überlegenen Verhandlungsleitern, den neugierigen Votanten und den achselzuckenden Anklägern in den Mund gelegt werden. Ich habe um zweifacher Kontrolle willen vielen Verhandlungen beigewohnt; und ich muß bekennen, daß mein allzuscharfes Gehör mir eine Fülle von Eindrücken gab, aber kein Bild sich entwickeln ließ, und daß ich dieses erst in den ungenauen Berichten fand, die ich am andern Tage zu Gesicht bekam. Kein besserer Abdruck einer geistlosen Willkür wäre herstellbar, und er reicht fast an die Wahrheit jenes Berichtes heran, den ich im Voraus über jede Verhandlung vor einem Sexualsenat verfassen könnte. Denn er gibt nicht bloß eine Vorstellung von der Gemütsbeschaffenheit der Menschen, die über Menschen richten, von einem Zustand, der Zweifel macht, ob diese Praxis schlechter sei oder diese Gesetzlichkeit. Er stellt auch wieder das Gleichgewicht her zwischen einem gegenwärtigen Jammer und der Aussichtslosigkeit aller Reformen. Denn er vermag in zehn abgerissenen Sätzen eines Zeugenverhörs das Bild einer menschlichen Gesellschaft zu zeichnen, zu deren Lumpenhülle eine geflickte Justiz ganz so gehört, wie zu dieser eine schleißige Presse. Wenn in einem Bericht von zehn Zeilen die gegenseitige Zufriedenheit, die diese Institutionen am Leben erhält, und weiter nichts

zum Ausdruck kommt, dann sagt er die Wahrheit. Der Bericht über die Verhandlung gegen die »Hochstaplerin Berta Hannemann« soll nicht zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf die Tat der Angeklagten passen, sondern er soll zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf eine Weltordnung passen, die ein schönes Weib unter der falschen Vorspiegelung des Paradieses durch die Syphilis in den Kerker lockt.

Daß sie sich in der Notwehr so weit vergißt, von der deutschen Botschaft 23 Kronen und von einem Oberleutnant 30 Kronen als Vorschuß für eine Reise zu verlangen, die sie nicht antritt, das bedeutet gegen den Schwindel, den ihr die Welt vorgemacht hat, nichts, weniger als nichts, aber immerhin sechs Monate Kerker. Sie war einst ein vielumgeiltes Theaterweib und zwischen Petersburg und Buenos-Ayres warteten viele Botschafter, Oberleutnants und Staatsanwälte auf den Schluß der Vorstellung. Will es der Zufall und ein Bankier steckt sie an. Sie verliert ihre Stimme, sie verliert ihr Engagement, und die Vertreter der sittlichen Ordnung warten jetzt nur mehr auf das Ende ihrer Schönheit. Sie können es gar nicht erwarten, und bald werden dieser aufgeregten Spannung die Gerichtssaalreporter gerecht. »Ihr feingeschnittenes Profil, die funkelnden schwarzen Augen«, meint der eine, »lassen trotz der Zerstörung, die Ausschweifung und Trunksucht in ihren Zügen angerichtet, die Spuren einstiger Schönheit erkennen«. Oh, frohlockt ein anderer, »in einem verwaschenen alten Kattunkleid, das Gesicht verblüht und gelb« steht sie heute vor dem Erkenntnisgericht. Spuren einstiger Schönheit?, beruhigt der Vertreter eines gewissen Lippowitz jenen Bankier, der den Grund zu ihrer zweiten Karriere gelegt und ihr eine Sinekure für ein solideres Leben verschafft hat: »die Angeklagte ist heute eine trotz ihrer fünfunddreißig Jahre schon sehr ältlich aussehende Frau«. »Jugend und Schönheit, mit denen sie bestach, sind dahin«, triumphiert der Vertreter

eines antikorruptionistischen Blattes, »und es ist nicht mehr die sieghafte Verve, mit der sie spielend leicht ihre Opfer fand«. Er würde sich am Ende getrauen, ähnliches auch jenem Bankier nachzusagen, wenn er wüßte, wo er wohnt. Immerhin ist es tröstlich, aus einem unabhängigen Blatte zu erfahren, daß »eine schwere, jahrealte Erkrankung des Blutes die Elastizität der Angeklagten vernichtet hat«. Da man aber noch immer nicht ganz sicher ist und auch Männer zu Falle kommen könnten, die den Spuren einstiger Schönheit errötend folgen, so erklärt der Staatsanwalt Budinsky, man müsse eine so gefährliche Person unschädlich machen, und beantragt die Abgabe an eine Zwangsarbeitsanstalt. Der Gerichtshof schließt sich der Ansicht der Reporter an, beruhigt sich dabei, daß sie ohnedies schon verwese, und läßt es beim Rade bewenden . . .

Nichts vermöchte das Verhältnis der Justiz zum Leben besser auszudrücken, als die Erstarrung des journalistischen Wortes zum Klischee. Paragraphe und Phrasen werden mit einer Materie fertig, an der Kunst und Psychologie stümpern. Das Handwerk schöpft einen Ozean aus, und es bleibt der »Sumpf der Großstadt«. Irgendwo haben Freude und Jammer zu laute Zwiesprache geführt: »Wieder eine Lasterhöhle ausgehoben.« Zwischen Strafregister und Spitzmarke fristen die Triebe ihr Dasein. »Dann begann sie ihre Laufbahn als Kurtisane und Betrügerin.« Als Vorsatz glaubt man es nicht einmal der Justiz oder der Presse, aber von einer Frau muß es unbedingt gelten. Denn sie rühmte sich hoher Bekanntschaften und »will sogar vorübergehend die Geliebte des serbischen Kronprinzen gewesen sein«. Man denke! Und selbst dem sozialdemokratischen Berichterstatter kommt die Sache nicht geheuer vor, da jener Kronprinz »jetzt mit anderen Dingen beschäftigt« sei. Man spürt deutlich, daß an dieser Stelle des Berichtes nur durch einen Zufall die Paranthese »Bewegung« ausgelassen wurde. Denn nichts

setzt die Kostgänger der Strafjustiz mehr in Erstaunen, als daß die geschlechtlichen Beziehungen weiblicher Angeklagten in Sphären reichen sollen, die ihrer Kontrolle entrückt sind. Daß die Delinquentin »den im hiesigen Landesgericht in Untersuchungshaft befindlichen Pfandscheinschwindler B. zur Heirat zu bewegen suchte«, scheint allen plausibel, aber ein außerehelicher Verkehr mit dem serbischen Kronprinzen — darüber kommt kein Votant hinweg. Man kann es als ein wahres Glück bezeichnen, daß nicht alle Frauenzimmer, die von den Obrenovitsch und Karageorgevitsch um den Schandlohn geprellt wurden, gezwungen waren, die deutsche Botschaft zu betrügen, es wäre sonst des Staunens in den Wiener Gerichtssälen kein Ende. Solch eine Abenteurerin richtet genug Schaden an, wenn sie in die bürgerliche Gesellschaft einbricht und für die Erregung eines flüchtigen Sinnenkitzels eine Vermögensleistung begehrt. Noch schlimmeren Schaden, wenn sie nicht einmal bietet, wofür sie im Voraus Geld empfangen hat. Ein Opfer meldet sich nach dem andern, sie alle haben annonciert, daß sie eine Maitresse brauchen, die Angeklagte hat Reisevorschuß bekommen und sich damit begnügt, aufregende Briefe zu schreiben. Die Angeklagte sagt zu ihrer Verantwortung, sie habe tatsächlich die Absicht gehabt, die Prostitutionsverträge zu erfüllen. Das Gericht aber weist ihr nach, daß sie auch dann sich eines Betruges schuldig gemacht hätte. Denn sie »gab an, sie besitze eine tadellose Vergangenheit, ein sehr gutes Herz, offenen und ehrlichen Charakter«. Ist das wahr, Berta Hannemann? In einem zweiten Brief schrieb sie wieder, »sie besitze nichts als ihre Jugend und Schönheit«. Herzeigen! Aber selbst wenn es wahr ist, über den Widerspruch der beiden Behauptungen kommt kein Votant hinweg. Es kamen auch Briefe aus der Liebeskorrespondenz der Angeklagten zur Verlesung, in denen sie angab, »daß sie noch kein Mann berührt habe«. Nun, der Gerichtshof nimmt die Un-

wahrheit dieser Behauptung als notorisch an. Man kennt diese Sorte von Schwindlerinnen; es ist die weitaus gefährlichste. Und es ist jener Betrug, den die Männer am schwersten verzeihen, und wenn der Staatsanwalt ihn auch nicht anklagen kann, als Illustrationsfaktum tut er seine Schuldigkeit. Der Gesetzgeber hat dieses Schulsbeispiel einer listigen Vorstellung, durch welche eine Person in Irrtum geführt und dadurch in ihren Rechten geschädigt wird, nicht berücksichtigt, und der Gerichtshof ist leider nicht einmal in der Lage, den Privatbeteiligten auf den Zivilrechtsweg zu verweisen. Aber die Unglücklichen, die das Opfer des Betruges geworden sind, spüren es, daß hier die Idealkonkurrenz zweier Tatbestände vorliegt: daß eine keine Jungfrau mehr ist (lucrum cessans) und daß sie behauptet hat, es zu sein, und sich das Gegenteil herausstellt (damnum emergens).

Eine Angeklagte, die mit solchen Mitteln gearbeitet hat, die sich durch Trotz dem körperlichen Verfall und durch List der sozialen Verachtung zu widersetzen versuchte, muß sich der Hoffnung begeben, daß ihr die irdische Justiz, die in jeder Lage die Wahrheit und nichts als die Wahrheit fordert, auch nur mildernde Umstände zubillige. Von welcher Verworfenheit zeugt es, einen annoncierenden reichsunmittelbaren Fürsten, schöne Männergestalt, der zehn Millionen Mark zu besitzen vorgibt und die Bekanntschaft einer Dame mit ebensolchem Vermögen sucht, derart hineinzulegen! Die Bertha Hannemann besaß keinen Knopf und da der Fürst Bortia ebensoviel besaß, mußte er die Täuschung doppelt schmerzlich empfinden. Als sie erfuhr, daß er mittellos sei, war sie herzlos genug, die Korrespondenz abzubrechen. Aber der Fürst war noch nicht enttäuscht, schrieb glühende Liebesbriefe »in Verzweiflung, daß ich mit Ihnen die Verbindung verliere«, und bat, ihm wenigstens noch einmal zu schreiben, »wenn Sie mir nicht mehr wünschen«. Was tat sie? Sie nützte diese

Korrespondenz aus, um von der deutschen Botschaft zuerst 23 Kronen und als ihr diese verweigert wurden, 3 Kronen zu erbetteln. Man erkundigte sich beim reichsunmittelbaren Fürsten. Dieser, von Bertha Hannemann zum Glauben verführt, er besitze zehn Millionen Mark, brachte eben noch so viel Geld auf, um zu depeschieren, er sei einer Schwindlerin zum Opfer gefallen. »Mir ist wirklich leid, daß die Geschichte so endet«, hatte er ihr kurz vorher geschrieben, »wir hätten sehr glücklich sein können«. Aber weil sie die zehn Millionen nicht hatte, die ihm gerade fehlten, erstattete er die Anzeige bei der Polizei. Der Oberleutnant hätte dies wegen der 30 Kronen allein noch nicht getan. Aber als ihm »die wirkliche Photographie der Angeklagten gezeigt wurde, war er so empört, daß er sich dem Strafverfahren anschloß«. Der Vorsitzende verliest diese und ähnliche Feststellungen etwa mit jener Zufriedenheit über eine harmonische Weltordnung, die einst das Schöpfungsprotokoll mit dem Eindruck besiegelte: Und er sahe, daß es gut war. Durch das Weib kam das Übel in die Welt. Aber die Männer sind ganz so, wie sie sein sollen. Solange der Mann noch nicht völlig vom Weibe enttäuscht ist, schreibt er einen Brief, der die Sätze enthält: »Liebe Freundin! ... Sie wechseln zu oft Ihre Pläne, und kurz vor Ihrer Abreise bekommen Sie ein prächtiges Bukett vom ‚Fürsten', sind gerührt, bleiben in Wien und ich blamiere mich und fahre umsonst nach Fiume! Ne! Scherz bei Seite, das ist nicht nach meinem Geschmack! Warum haben Sie sich denn die Haare schwarz gefärbt? Die waren doch ‚goldblond'. Nicht? Schade! Viele Männer haben ein Faible für blondes Haar, so auch ich. Eigentlich eine blöde Einbildung, was? Im allgemeinen sind aber die blonden Damen doch viel sanfter und etwas weniger launenhaft wie die schwarzen, nicht? In Ihrem vorigen Briefe sagten Sie, der ‚Fürst' möchte Sie gern nackt sehen. Schau, schau! Gar kein übler Geschmack, doch den Anblick gönnen Sie lieber einem Ihrer Freunde, nicht? . . .

Ich habe nämlich in Wien einige Feindinnen, wissen Sie; da dachte ich mir vielleicht, Sie haben irgend einen ‚Tratsch‘ gehört, nicht? Eine nannte mich ‚Tiger‘, ein hübsches Prädikat, was? Wahrscheinlich war ich ihr zu grausam!... Vielleicht fahren Sie zuerst nach Budapest, nicht? Eine hübsche Stadt, manche Teile sogar schöner als Wien! Und ein lustiges Nachtleben; so eine fesche Zigeunerkapelle, die lasse ich mir gefallen!... Viel Glück. Herzliche Grüsse und einen Abschiedskuß von Ihrem unglücklichen Jules.« Ein prächtiger Brief, was? Ein interessanter Mensch, nicht? Aber bald soll es anders kommen, und der Tiger erwacht. »Madame!« (Bei dieser Anrede kann sich der Vorsitzende, der ein Weltmann ist, einer Kritik nicht enthalten. »Wenn man ‚Madame‘ schreibt«, meint er, »ist es immer aus!« Heiterkeit. Die hoffentlich auch nicht ausblieb, als der Vorsitzende das reumütige Geständnis der Angeklagten, sie habe nicht mehr singen können, durch die Feststellung ergänzte: »Ihre Stimme war schon früher durch eine Krankheit beeinträchtigt.«) »Madame! Soeben erhalte ich Ihre flüchtigen Zeilen. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, mir einen ordentlichen Brief zu schreiben. Da bin ich ganz anders gewöhnt, ich könnte Ihnen 16 Seiten lange Briefe von sehr feinen Damen zeigen, welche sich um meine Gunst bemühten! Sie glauben mit einem Ihrer schweifwedelnden Freunde aus Wien zu tun zu haben. Bin kein Gigerl, das den Weibern nachlauft, wissen Sie; ich behandle diese Rasse im Gegenteil mit solenner Verachtung, wie sie es verdient. Ich brauche bei meiner Lebensweise überhaupt keine ‚Liebe‘, und wenn ich gerade einmal eine ‚Liebe‘ wollte, so habe ich hier genug Frauenzimmer, die sich ein Vergnügen draus machen, wenn ich sie überhaupt ansehe! Sie haben keine Nachricht! Ha! Ha! Sie hätten damals kommen sollen, als ich Sie haben wollte; jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen und will überhaupt nichts mehr von Ihnen wissen! Ich hab’

mich genug mit Ihnen früher geärgert und pfeif' auf so ein herz- und gefühlloses Geschöpf! Lesen Sie die Zeitung, dort steht, daß vor ein paar Tagen ein Offizier, den ich zufällig kenne, das Opfer einer Damenbekanntschaft wurde, indem eine ‚Freundin' 8000 K aus seiner Wohnung geraubt hat. So ein Gewürm sollte man zertreten, durch welches ein Ehrenmann durchs ganze Leben ruiniert wurde. Ich rate Ihnen, sich ehrliche Arbeit zu suchen und mich nicht mehr zu belästigen, sonst zeige ich Sie noch der Polizei an. Sie sind eine Komödiantin, nichts weiter! Hüten Sie sich, sonst könnte es Ihnen noch schlecht gehen. Sie Schwindlerin! Mit verachtungsvollem Gruß Jules.« Das ist der Tiger; aber er hat sie doch erst angezeigt, als er ihre Photographie sah. Denn sie war nicht mehr schön genug, um hinausgeworfene 30 Kronen verschmerzen zu lassen.

Ein Reigen beschädigter Männlichkeit zieht an uns vorüber, der sich trotz Spesenverlust und betrogener Erwartung noch sehen lassen kann. Solche Prozesse gegen Weiber, die sich die Haare färben, den Namen wechseln und das Alter nicht wahrheitsgetreu angeben, sind nützlich, weil im Zuge der Enthüllungen der wahre Stand der männlichen Ethik bekannt wird. Es ist ein untrügliches Zeichen einer Zeit, wie sie die Agenden zwischen den Geschlechtern verteilt hat: ob sich mehr Weiber dem Strafverfahren gegen einen Mann oder mehr Männer dem Strafverfahren gegen ein Weib anschließen. Unsere bietet das Schauspiel, wie ein Dutzend Inhaber eines sittlichen Bewußtseins, ein Dutzend Träger geistiger Verantwortung und ein Staatsanwalt hinter einem Geschöpf her sind, dessen ganze Wehrkraft gegenüber dem Leben in der Fähigkeit besteht, sich zur rechten Zeit die Röcke aufzuheben. Das Weib verletzt durch Gewährung die Ansprüche der Moral und durch Versagung die Ansprüche der Unmoral. Aber die Moral läßt mit sich reden, sie konzessioniert Freudenhäuser, sie erteilt »Erlaubnisscheine«. Die Unmoral ist

unerbittlich, ihre Forderungen sind vollstreckbar und aus jedem Gerichtszimmer geht sie mit erhobener Stirne. Was hätte unsere Angeklagte den Wartenden bieten können? Vielleicht hielt sie eine sittliche Überlegung davon zurück, jenes gefährliche Geheimnis an die Männer weiterzugeben, das ihr ein Mann bedenkenlos anvertraut hatte. Sie wollte sich ihre paar Gulden auch ohne diese Leistung verdienen, und konnte glauben, daß damit die Illusion, die zu geben sie sich begnügte, nicht überzahlt sei. Schließlich möchte man, solange die Männer ungestraft die Frauen anstecken dürfen, wenigstens für ein Gesetz stimmen, das es den Frauen erlaubt, einen Tribut von den Männern einzuheben, die durch sie vor Ansteckung bewahrt bleiben. Solche Entschädigung sollte rühmlich sein, und weitab von der Möglichkeit, unter die Strafsanktion des Betruges zu fallen, sollte jene Vorspiegelung liegen, die den Himmel auf Erden bloß verspricht, anstatt die Hölle zu gewähren. Es ist eine erbarmungslose Zeit, in der der Verfall des Frauenkörpers ein Ziel sozialer Wünsche bildet, und kein Reporter vermöchte an ihr Spuren einstiger Schönheit zu entdecken. Aber die namenlose Gemeinheit, die Wonne und Weh des Geschlechts zu einem Prozeßthema macht, sollte uns erspart bleiben. Die Humanität möge endlich zu den Menschenopfern sehen, die der Gerechtigkeit gebracht werden. Das Experiment der Hundsgrotte werde in allen Staaten verboten!

Karl Kraus.

Mittelschule.

Sehr viel liebevolles Interesse bringt die Gegenwart der geistigen Minderwertigkeit entgegen. Das öffentliche Mitleid ist bei der Not der Dummen angelangt, die moderne Hilfsbereitschaft

hat die Grenzen des Verstandes überschritten; jene Achtung vor dem Schwachen, die sich in der Ära der Humanität Ansehen verschaffte, macht längst vor den Geisteschwachen nicht mehr halt. Und als man zur Ansicht kam, daß Geistesarmut nicht schände, hörte sie auch auf, verschämt zu sein. Sie fordert heute bereits laut und herrisch Unterstützung. Die Reform der Schule macht sie zu ihrer Sache und ruft nach der Erleichterung im Studium, die ihr naturgemäß das Erstrebenswerteste ist. Und gegenwärtig ist der Geist der Zeit gerne bereit, sich nach den Wünschen der Geistlosigkeit der Zeit zu richten.

Der Schule und ihrem Leben gegenüber ist ein klagender Ton, voll Wehleidigkeit und Sentimentalität in Mode gekommen. Das Wort Schüler scheint förmlich nach der Zusammensetzung mit Selbstmord zu verlangen und die Kandidatur für diesen Selbstmord mit jener andern für die Matura aufs Innigste verknüpft zu sein. Der zartfühlende, liebenswürdige und ungemein sympatische Schwachkopf ist zum Repräsentanten unseres Schülertums ausersehen worden. Seine geduldige, erfolglose Arbeit wird uns immer wieder zur Würdigung entgegengehalten, auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Literatur seinem blassen, übernächtigen Antlitz mit dem stets leidenden und anklagenden Zug. Wird es nicht endlich gelingen, eine Mittelschultype zu finden, die seine Gefühle nicht verletzt? Die Zahl der Noten mußte um seinetwillen verringert werden; ein Teil jener Leistungsunterschiede, die stets zu seinen Ungunsten bestanden, wird in Hinkunft nicht mehr zum Ausdruck kommen. Wird man ihm zuliebe nicht bald ganz auf die Kritik »Klassifikation« verzichten? Solange sie besteht, sind »Elternliebe und Kunstinteresse« bei ihm vor Störungen nicht sicher, denn hier ist stets die Quelle der viel unzarteren Empfindungen des Ärgers und des Neides für ihn. Die Abstufung der Noten ist ein Behelf für den Lehrer und als solcher vielleicht entbehrlich, was bedeutet sie aber nicht alles für den Schüler! An diesen unbedeutenden Verschiedenheiten fand der Ehrgeiz seinen Halt, hier war Gelegenheit zum Wettstreit, es durften Siege und Niederlagen gefeiert werden. Was fand nicht alles Raum zwischen diesen wenigen Ziffern! Wieviel vom ernsten Glück und Schmerz des Lebens umspannten sie! Hier barg sich etwas von jenem schweren Ernst des Daseins, der ein heißes Glück empfindet, wenn er ein Knopfloch mit einem roten Bändchen schmücken darf, von dem

Schicksalsernst des Beamtenlebens, in welchem das Avancement über Existenzen entscheidet. Darf und kann die Schule auf diese Macht verzichten? Kann sie sich den Ehrgeiz weiterhin dienstbar machen, wenn sie ihm seine Ziele, sein rotes Bändchen entzieht? Das Opfer, es wird den Unfähigen gebracht und auf Kosten des Eifers des Fähigen. Vollständig hat man vergessen, daß die Hauptsorge der Schule die Ausbildung eben jenes Schülers zu sein hat, der ihr keine Sorgen macht. Ein Treibhaus für kümmerliche Geistespflänzchen, eine Wohltätigkeitsanstalt für die Bedürftigen an Verstand darf sie nicht werden. Es gibt nämlich auch Schüler, die das Lehrziel mühelos erreichen.

Mancherlei an der Schule bedarf der Änderung. Es ist gewiß nicht vorteilhaft, daß das Recht zu strafen neben der Pflicht zu unterrichten in der Hand des Lehrers liegt. Schon deshalb nicht, weil die Fähigkeiten der einzelnen Lehrer in der Ausübung dieses Rechtes allzu verschieden sind. Der eine stolpert unaufhörlich über seine Versuche, Disziplin zu halten, der andere ist ein Virtuose, ein Zauberkünstler des Strafwesens. Die Möglichkeiten von Klassenbuch, Karzer, Strafarbeit, er läßt sie nur so durcheinanderwirbeln, vereinigt sie zu den schönsten und seltensten Effekten, gewinnt ihnen nie geahnte Reize ab und wird dadurch in seiner Art, Schule zu halten, einseitig, wie jeder Künstler. Wenn das Disziplinarwesen an jeder Schule einem dazu eigens bestellten Pädagogen unterstünde, der es allein oder im Verein mit dem Direktor zu überwachen hätte, wäre vieles besser. Es würde vermieden, daß der Lehrer langwierige Strafuntersuchungen zu führen hat, und daß er in eigener Sache Richter ist; dem Unterricht wäre viel Zeit gewonnen und seine Würde besser gewahrt als jetzt.

Eine höchst überflüssige Sache ist die Sittennote. Ist sie ungünstig, so bedeutet das eine Unannehmlichkeit, wie jede deutliche Mißbilligung, die man erfährt, ist sie hingegen gut, so ist das geradezu beschämend. Ein taktvoller Lehrer wird es gewiß gerne vermeiden, einen begabten Schüler mit der besten Sittennote bloßzustellen. Der einzige Wert dieser Kritik des sittlichen Betragens liegt darin, daß ein Ventil für etwa vorhandene Gehässigkeiten des Lehrers geschaffen wird, die sich hier weit harmloser manifestieren, als wenn sie bei der Note im Gegenstand mitsprächen. Bloß der Name der Rubrik führt irre; die Schule maßt sich auch nur scheinbar eine Klassifikation über

einen Gegenstand an, den einer Prüfung auszusetzen, ihr nicht gestattet ist.

Gerade der Punkt aber, in welchem nichts erlassen werden kann, das ist die Arbeit des Schülers, sind die Ansprüche an seine Leistung. Hier stellt die Zeit ihre Forderungen, und sie treibt sie auch später im praktischen Leben ein, ohne nach der Zahl der Unterrichtsstunden von einst zu fragen. Das ist ein gehirnloses Mitleid, das gegen die Beschwerden der Vorübung eifert, die Aufgabe selbst aber nicht erleichtern kann. Es ist unnötig, die Schar der Geistesproletarier von heute noch um solche zu vermehren, die im Reich des Geistes den Rang von Proletariern haben. An welchem Lehrfach die Arbeitsfähigkeit des Schülers entwickelt wird, ob an alten oder neuen Sprachen, das ist von geringer Wichtigkeit; notwendig ist nur, daß sie geübt wird, und heute: daß sie mehr geübt wird, als je. Die Entwicklung will aber vor allem eine ernstere Lehrzeit, eine an Gefahren und Erlebnissen reichere. Diese wird deshalb weit eher auch eine angenehme sein. Die Forderungen, die für das tränenfeuchte Schülerideal der Gegenwart erhoben werden, widersprechen dieser Notwendigkeit. Der Lehrer kann nicht »der Freund des Schülers« sein; schon deshalb nicht, weil der begabtere Schüler sich eine Freundschaft nicht aufzwingen läßt. Der Lehrer kann nicht Individualitäten berücksichtigen; denn dem erwähnten Schüler gegenüber geht das möglicherweise über seine Kräfte, und man könnte es diesem auch nicht verdenken, wenn er sich energisch dagegen wehren sollte, zum Überfluß seine Individualität von ungeschickten Händen betasten zu lassen. Der Lehrer möge der Vertreter der Arbeit sein und das allein. Sein Gebiet bleibe Wissen und Verstand. Man braucht sich nicht darum zu sorgen, daß bei größerem Ernst und strengerer Sachlichkeit die Poesie der Jugend zu kurz komme. Die läßt sich künstlich nicht erzeugen, aber auch nicht verbannen. Die wohnt zwischen den Ereignissen und nur die Langeweile tötet sie. Man verschone den guten Schüler mit der Langeweile der Erleichterungen.

Daß man von den Reformen, deren Notwendigkeit fühlbar wird, gerade die Entbürdung zur Verwirklichung ausersehen hat, mutet seltsam an. Die anderen Erfordernisse, die Separierung des Disziplinarwesens, das Aufgeben der Sittenkontrolle, die größere Sachlichkeit, das sind Rechte, die die Zeit geltend macht; und an

ihrer Stelle wird nun ein Geschenk gegeben. Fast erscheint es wie eine Bestechung. Als hätte man für den kleinen Mann des Geistes, den stets Bedürftigen, etwas getan und sich dafür die Anhängerschaft und das Zuwarten seiner Freunde erkauft.

Otto Soyka.

* * *

Literatur.

In einer Zeitungsspalte fällt mein Blick auf die typische Bemerkung, daß die »zwei ersten« Akte gefallen haben, so daß ich glauben muß, der Rezensent sei gleichzeitig in zwei Theatern gewesen und er stelle nun fest, daß hier und dort der erste Akt gefallen hat. Das ist journalistischer Sprachgebrauch, aber da eine Zeitung auch das Richtige treffen kann, so fand ich schon in der benachbarten Spalte eine Nachricht über die »nächsten zwei« Veranstaltungen eines Vereines. Und hier eben zeigt sich, wie nichtig alle Form ist, wenn der Inhalt von übel. Denn mein splitterrichterisches Wohlgefallen wurde sogleich erledigt durch die Enthüllung, daß die erste der nächsten zwei Veranstaltungen ein »Servaes-Abend« sei. Um Himmelswillen, was ist das? fragte ich. Was haben die Leute mit uns vor? Servaes-Abend — es kann nicht sein! Gibts denn so etwas? Kann es so etwas geben?

Aber es stand schwarz auf weiß, ein Verein, der den guten Geschmack hat, sich einen Verein für Kultur zu nennen, versprach uns einen Servaes-Abend. Wenn man mir die Frage vorlegte, was denn überhaupt ein Verein sei, so würde ich antworten, ein Verein sei ein Verein gegen die Kultur. Dieser hier aber möchte mich durch die Angabe irreführen, er sei ein Verein für die Kultur. Das gelingt ihm nicht, denn die Rechnung geht schließlich doch glatt auf, indem ein Verein gegen die Kultur für die Kultur sich folgerichtig als ein Verein herausstellt. Da ich nun dem Vereinsleben durchaus fern stehe, da die bloße Vorstellung, daß es einen Männergesangverein gibt, mir den Schlaf raubt und noch kein Turnverein zur Erhöhung meines Lebensmutes beigetragen hat, so kann ich darüber nicht urteilen, ob der Verein, um den es sich hier handelt, seinen statutenmäßigen Verpflichtungen betreffs der Kultur gerecht wird. Aber ein boshaftes Luder, wie ich bin, habe ich natürlich keine Anerkennung dafür, daß sich in dieser Wüste allgemeiner Kulturlosigkeit eine Oase des Snobtums gebildet hat, daß sich endlich wenigstens ein

paar opfermutige Männer zusammenfinden, um die Kultur für eröffnet zu erklären, — vielmehr nähre ich meine teuflische Lust an dem Gedanken, daß alles verruinieret sein müsse. Es ist in der Tat schon nicht mehr mit mir auszuhalten. Jetzt hasse ich die Oasen in der Wüste, weil sie mir meine fata morgana zerstören. Publikum in jeder Form macht mir Verdruß, ich meide die Konzertsäle, und wenn sich in einem solchen wirklich einmal Leute drängen, denen man an der schwergebeugten Nase ansieht, daß sie den Hingang der Kultur betrauern, Männer, deren Bart noch die Linse von vorgestern trägt, deren Gilet aber aus Sammet und Sehnsuchten komponiert ist, Weiber, denen man das Haupt des Jochanaan unter der Bedingung geben möchte, daß sie nicht tanzen, — dann bin ichs auch nicht zufrieden! Ja, ich hasse die Häßlichkeit einer genießenden Menge, die nach dem Sonnenbrand des Arbeitstages die verschossenen Jalousien des Gemütes öffnet, um Kunstluft hereinzulassen. Aber der ästhetische Mißwachs, der sich an den Pforten der Kultur drängt, treibt mich in die Flucht. Wird mir schon totenübel, wenn ich um elf Uhr abends durch die Augustinerstraße gehe und die Nachklänge einer Wagneroper aus dem Wigelaweia des Ganges und der Hände einer zum Fraß strömenden Begeisterung heraushöre, was steht mir erst bevor, wenn dereinst Herr Richard Strauß seine Versteher findet? Man glaubt gar nicht, wie viel Häßlichkeit die angestrengte Beschäftigung mit der Schönheit erzeugt! Und ihre Art ist in allen Städten dieselbe. Überall, wo nur ein findiger Impresario einen Tempel der Schönheit errichtet, tauchen jetzt diese undefinierbaren Gestalten auf, die man in früheren Zeiten dann und wann im Fieber sah, aber nunmehr im Gehege des Herrn Reinhardt, in irgendeinem Café des Westens, in den Münchener Künstlerkneipen und in Wiener Kabarets rudelweise antreffen kann. Plötzlich steht ein Kerl neben dir, dem Kravatte und Barttracht zu einem seltsamen Ornament verwoben sind, das Motive aus Altwien und Ninive vereinigt. Er sieht Klänge, weil er sie nicht hören kann, er hört Farben, weil er sie nicht sehen kann, er spricht durch die Nase und riecht aus dem Mund, seine Seele ist ein Kammerspiel und man hat nur den Wunsch, daß ihn so bald als möglich ein Bierbrauer totschlage. Denn vor diesem kann sich die Kunst retten, vor jenem nicht! Das Aufgebot verquollener Scheußlichkeit, das seit Jahren hinter den programmatischen Mißverständnissen her ist, macht

ein Entrinnen unmöglich. Was sich da im Berliner Westen unter allen möglichen Marken als neue Gemeinschaft von Assyriern, Griechen, Europäern, Kulturmenschen oder Schmarotzern schlechtweg zusammengetan hat, dieses Gewimmel von einsamen Gemeinsamen, die nur Theaterreporter von Beruf und Baalspriester aus Neigung sind, bildet ein so unflätiges Hindernis im Kampf gegen den Philister, daß man das Ende aller Kunst und ein Verbot aller Freiheit ersehnt, um ein reines Terrain zu schaffen. Lieber allgemeine Blindheit als die Herrschaft eines Gesindels, das mit den Ohren blinzeln kann! Ein Wiener Greisler für zehn Berliner Satanisten! Das Udelquartett gegen einen Verein für Kultur! Selbst wenn er uns einen Servaes-Abend bringt.

Denn wir wissen ja nicht einmal, was das für ein Abend ist. Wir in Wien schätzen die Institution der Hopfnertage und der Riedlnächte, aber wir glauben nicht, daß sich die Servaes-Abende einbürgern werden. Was bedeutet das ungebräuchliche Wort Servaes? Ich erinnere mich dunkel, daß es einst ein Merkwort war, wenn man an ein drolliges Quiproquo eines Kunstkritikers der ‚Neuen Freien Presse' erinnern wollte. Da hatte einer in der Beschreibung des Guttenberg-Denkmals eine Buchdruckerpresse mit einem Fauteuil verwechselt oder umgekehrt, — das weiß ich nicht genau, da ich das Denkmal aus Antipathie gegen den dargestellten Mann und weil es eine Prostitutiertengasse verschandelt, nie angesehen habe. Aber ich weiß genau, daß der Kunstkritiker, der zu aufmerksamer Betrachtung verpflichtet war, irgend etwas verwechselt hat. Ein anderesmal hat er in der Beschreibung eines ausgestellten Bildes Wüstensand mit Schnee verwechselt, was doch so bald keinem Kamel passieren dürfte. Infolgedessen wurde der Mann nur mehr dazu verwendet, Berichte über Wohnungseinrichtungen zu stilisieren, die die Firmen der Administration bezahlten und in denen die Fauteuils genau bezeichnet waren. Da aber, wie erzählt wird, eine Verwechslung zwischen den Herren Portois und Fix vorkam, so sei nichts übrig geblieben, als dem Mann die Literaturkritik zu überantworten.

Hier kann einer machen, was er will, niemand wird daran Anstoß nehmen. In der Literatur ist jede Verwechslung von Wüstensand und Schnee, von Fauteuil und Presse, von Portois und Fix erlaubt. Hier kann ein Mensch, der keine blasse Ahnung von Stil hat, über Werke der Sprache in einem

impertinenten Ton aburteilen, für den man ihm in jeder besseren Gesellschaft auf den Mund schlüge. Hier dünkt sich ein Reporter, dem man keinen Gerichtssaalbericht anvertraute, einen Gott. Es soll vorkommen, daß solche Leute an auswärtige Revuen Beiträge schicken und wenn sie ihnen abgelehnt werden, mit den Waffen ihrer kritischen Hausmacht zu spielen beginnen. Daß sie dann in ihrem eigenen Gehege sich für alle Zurücksetzungen, die ihrer Talentlosigkeit widerfahren, für alle Enttäuschungen ihres Ehrgeizes, für alle Verbitterung schadlos halten, ist nur zu begreiflich. »Servaes«, das ist die Chiffre, die man überall dort findet, wo sich Mangel an Temperament austoben und Ledernheit sprudeln möchte. Da erscheint zum Beispiel ein Roman, zu dessen Empfehlung ich nicht mehr sagen kann, als daß ich ihn ausgelesen habe: »Sonjas letzter Name«, eine Schelmengeschichte von Otto Stoessl. Aber die besten kritischen Köpfe Deutschlands (S. Lublinski, Paul Ernst und andere) haben ihn nicht nur gelesen, sondern auch erhoben. Stünde ich der epischen Kunstform nicht wie einem mir Unfaßbaren gegenüber, ich fühlte mich wohl versucht, über die vielerlei seltenen Schönheiten in Sprache und Gestaltung, die ich mir dort angemerkt habe, zu sprechen; über einen ideenvollen Humor, der sich meinem Gefühl nur in den reflektierenden Pausen entrückt, in denen er sich nach sich selbst umsieht; und über jene herzhafte Entdeckung romantischer Gegenden in einer konventionellen Welt, von der dem kritischen Flegel das Problem der »Unwahrscheinlichkeit« in Händen bleibt. Darüber würde ich etwas sagen und nicht verschweigen, daß es ein Mitarbeiter der ,Fackel' ist, dem ich solche Freude verdanke. So aber obliegt mir bloß die traurige Pflicht, zu sagen, daß die Mitarbeit an der ,Fackel' einem Künstler bei der Beschränktheit geschadet hat. Es wäre ein beruhigender Gedanke, daß kritischer Unverstand keine Rankune braucht, um sich lästig zu machen. Einem Autor, der heute in Deutschland geachtet wird, kann es ohnedies leicht zustoßen, daß ihm in Wien ein Ziegelstein auf den Kopf fällt; denn in Wien ärgern sich die Ziegelsteine darüber, daß die Passanten ihren Weg gehen. Ich bin der einzige, dem es nicht geschehen kann, weil bekanntlich der Dachdecker den Auftrag gegeben hat, mich mit stiller Verachtung zu strafen. Aber es könnte immerhin möglich sein, daß es die Dummheit auf jene abgesehen hat, die mit mir gehen. Damit nun wenigstens der nächste nicht stolpert,

muß man solch einen Ziegelstein mit einem Fußtritt aus dem Wege räumen.

Und wieder habe ich an ihm das Zeichen »Servaes« gefunden. Was soll das bedeuten? Ich komme schließlich dahinter, daß es die Signatur einer Geistlosigkeit ist, die stets verneint. Dafür kann sie im allgemeinen nichts. Daß sie aber im besondern Falle die Schöpfung eines Autors als »Anregung« für die Sudler feilbietet, daß sie einem Schriftsteller, der jenseits der feuilletonistischen Gangbarkeit produziert, seine Werte entwinden möchte und die »leichte Hand« der Literaturdiebe herbeiwinkt, auf daß eine vorrätige Idee nach dem Geschmack des Gesindels zubereitet werde, ist beinahe dolos. Als ob man heutzutage die Diebe rufen müßte! Freilich, um diesem Verleiter zu folgen, dazu werden sie sich zu vornehm dünken. Kein Nachahmer hat es nötig, sich von solchem Geist beraten zu lassen, und ich wette hundert Schelmenromane gegen einen, daß zum Beispiel Rudolf Lothar es verschmähen wird, eine Quelle zu benützen, die ihm im Voraus nachgewiesen wurde. Immerhin ist diese Art öffentlicher Hehlerei ein Novum in der Literaturkritik, diese Manier, am lichten Sonntag, wo sich die jungen Literaten auf dem Marktplatz drängen, den Ruf auszustoßen: Haltet den Bestohlenen! Solche Gesinnung ist schlimmer als Unverstand, der nur die äußere Stofflichkeit benagt. Diesem kann man das Recht, lästig zu sein, so wenig absprechen wie jedem andern Zufall. Mein Gott, es gibt eben Literaturkritiker, die den Wert eines Kunstwerkes deshalb mit Vorliebe vom stofflichen Gesichtspunkt beurteilen, weil sie nach den harten Zeiten der Tapezierer-Reklame endlich freie Hand haben, die Echtheit von Stoffen anzuzweifeln. Ihre kunstkritische Herkunft verleugnen sie auch in der Literaturkritik nicht: sie prüfen die Leinwand, wenn sie über ein Gemälde urteilen sollen. Aber sie sind nicht einmal in diesem Punkte sachverständig.

Glaubt man nach all dem, daß unsere Kritik im Argen liegt? Dafür gedeiht unsere Produktion. Denn unter dem Namen Servaes wird nicht nur gerichtet, sondern auch bewiesen, daß man es selber besser machen könne. Nur so ist die Gründung von Vereinen für Kultur und die Institution der Servaes-Abende zu erklären, an denen ja nicht Inserate, sondern Dichtungen vorgelesen werden sollen. Wir haben einen Peter Altenberg, der

fünfzig Jahre alt wird, die deutsche Literaturkritik leistet allerorten den Salut, und unser Intelligenzblatt bringt Feuilletons und Romane eines schlechtgefärbten Blaustrumpfs und unser Kulturverein veranstaltet einen Servaes-Abend. Nein, es will mir nicht sttmmen, daß dieses wundervolle Wort »Abend«, das Zeitenende und Sonnenuntergang, Feste und Weihen einläutet und in dem ein Hauch aller deutschen Dichtung atmet, jene sonderbare Verbindung eingehen konnte. Ein schlechtes Beispiel mag einmal die guten Sitten des Wortes verdorben haben. Nun ja —

Eines Abends noch sehr späte
Gingen Wassermaus und Kröte
Einen steilen Berg hinan.

Karl Kraus.

* * *

Erotische Krisen.

Es handelt sich um »Ssanin«. Und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht sagen soll: es ist ein schlechtes Buch, einfach ein schlechtes Buch.

Freilich, es wurde konfisziert, hüben und drüben. Nun, auf die Gefahr hin, daß ich in den Verdacht komme, den Staatsanwälten gefallen zu wollen: ich lese prinzipiell keine konfiszierten Bücher. Es ist stets eine Enttäuschung. Die guten Bücher bleiben im großen Ganzen unkonfisziert. Diese billigste und wirksamste Reklame, die dennoch nicht die geringsten Garantien bietet, wird hoffentlich die Bedeutung jenes Buches nicht noch mehr aufbauschen, als es schon durch die unzähligen Kritiken geschehen ist.

Die moderne russische Literatur macht so gute Anläufe, und da kommt solch ein ordinäres Buch und diskreditiert jene, die eben daran sind, uns vor Europa ein bißchen zu rehabilitieren und etwas von unserem Sündenregister streichen zu helfen. Es ist ein ärgerlicher Zwischenfall.

Von bleibendem Kulturwert soll dieses Buch sein; alle Kritiker in Deutschland sind sich darüber einig. Tatsächlich stand es im Prospekt, und die Einleitung, die dieselben Qualitäten besitzt wie der Prospekt, bestätigt dieses Urteil. Aber ein schlechtes Buch kann kein Dokument einer schlechten Zeit sein; ein verfehltes Kunstwerk nicht ein Denkmal einer fehlerhaften Kulturepoche; ein im ethischen Sinne (nicht im »moralischen«) stumpf-

sinniges Literaturprodukt — kein Zeugnis ablegen. Zur Not könnte dies noch beim Mangel an literarischen Qualitäten der Fall sein, wäre das Buch naiv — oder überlegen.

Die Kritik hat ferner einen noch größeren Unsinn festgestellt, der freilich auch im Prospekt stand: jener so versöhnend und doch so sinnlos proklamierte erotische Hexensabbath, den die russische kampfesüberdrüssige, ideenenttäuschte Jugend auf dem frischen Grabe der unter Bombengeknatter und »Hände hoch!«-Rufen eingescharrten Revolution aufführte, jener erotische Hexensabbath sei durch Artzybaschews »Ssanin« hervorgerufen. Und das wird ganz ernsthaft wiederholt. Genau mit demselben Rechte könnte ich fragen: Welches literarische Werk hat es bewirkt, daß beispielsweise die Berliner Schuljugend, die Knaben mit den sporttendenziösen Gesichtern und die Mädels mit den unschuldig-kurzen Röckchen und den reifen Waden hinter das große Geheimnis gekommen sind? Als »Ssanin« erschien, war schon das Fest der russischen Jugend im vollen Gange, man war mitten drin, und man empfing jenen als willkommenen Gast. Sorgte er doch für die geistige Unterhaltung und machte er doch als überlegener Erwachsener verstohlen gern mit, was höchst spaßhaft und pikant war. Seine Gedanken und seine Sprache waren grob genug, um bei dem lärmenden Durcheinander der erotischen tabula rasa für wahr und originell zu gelten. Als man aber am folgenden Tage mit einem schwachen, doch freudigen Katzenjammer und mit dem Vorgefühl vom Ernst der nun bevorstehenden Arbeit und der Zukunft des Vaterlandes erwachte, da sagte man sich — nicht einmal ärgerlich, soweit war man schon wieder weg —: der Ssanin von gestern, das war doch ein ekelhafter Kerl; ein Protz, ein Parvenu. Eigentlich ein Spießer und dann: Leute, die bei solchen Gelegenheiten sich hervortun und sich Gehör verschaffen, denen soll man aus dem Wege gehen. Und wenn man ihm dann nun begegnete, tat man kühl und wollte sich kaum erinnern.

Dies der wahre Sachverhalt.

Es ist klar, daß der Held Ssanin nicht als russischer Typus gelten darf, weil er absolut unrussisch ist. Dieser im bösesten Sinne romanhafte Held, der immer obenauf ist, stets überlegen, stets recht behält, keine Zweifelsqualen, keine Sehnsuchtslähmung kennt, mag vielleicht anderswo als Repräsentant starker Männ-

lichkeit Geltung haben; als Ausdruck russischer Seele und russischen Geistes (auch zu Zeiten politisch-sozialer und erotischer Revolutionen) darf er nie und nimmer sich einschleichen. Die russischen »Helden«, die sind nicht fertige Männer, die propagandieren; sie ringen, geben sich Blößen, machen sich lächerlich und ringen. Sie haben einen Knacks; nicht den Individualitätsknacks Ibsenscher Menschen, sondern den allgemein-russischen Knacks derer von Dostojewski bis auf Tschechow.

So kommt es auch, daß Ssanin gerade das repräsentiert, was den russischen Hamletnaturen fernliegt: Protzentum und Spießbürgertum. Merkmal des Geldes- oder des Geistesparvenu ist ewige Furcht: vielleicht werden die andern an seinen Reichtum nicht glauben – wie er selber im Grunde seines Herzens noch nicht recht daran glauben will —; und er reibt es einem immer unter die Nase. Also Ssanin mit seinen erotisch-anarchistischen Überzeugungen und freiheitlichen Forderungen.

Merkmal des Spießers: die Feigheit, das zu tun, was ihm im Innern imponiert, verlockend erscheint; seine Gespenster: der Ruf, die Verantwortung, die Folgen. Ssanin hat eine Schwester. Im Umkreise ist sie die Schönste, die Klügste, die Stolzeste – die Begehrenswerteste. Und das ist sie auch dem »freien« Bruder. Er zerrt an den als unantastbar geltenden erotischen Fäden, die sich so wundersam zwischen Bruder und Schwester spinnen und sich zu einem verhängnisvollen Strick verweben, schon wenn sie bloßgelegt werden und man ihrer gewahr wird . . . Die Voraussetzung des inneren Blutzusammenhanges und die unheimliche Heimlichkeit der sündhaften Liebe verleihen dem erotischen Verhältnis zwischen Bruder und Schwester jene Stärke und Tragik, denen alle die verfallen, welche diesem Problem in der Kunst oder im Leben nähergetreten sind. Ssanin hat nun die – ich glaube, wohltuende Idee, all diese fatalen »Irrungen« der Instinkte als etwas einfaches, natürliches hinzustellen und alle fatalen Bedenken beiseite zu schieben. Ähnlich wie Fjodor Sollogub in einer kleinen mißglückten Komödie einen lebenslustigen, kraftbewußten Vater seine Tochter verführen läßt, nachdem er den Bräutigam schwankartig an die Luft gesetzt hat; da ist die Charakteristik, der Aufbau, die Intrige auf das Primitivste reduziert. Das Problem: »Ach was, es ist ja nichts dabei.« So denkt auch Ssanin und hat doch nicht die Courage, die Konsequenzen zu ziehen. Voller Neugierde

und Geilheit umschleicht er seine Schwester, er geht um sie herum wie die Katze um den Brei. In einer Sommernacht belauscht er sie, während sie sich bei offenem Fenster entkleidet (er ist überhaupt für das Lauschen mit den Augen und den Ohren). Und als sie im Hemde dasteht und er das Schauspiel beendet sieht, ruft er sie an und tritt ans Fenster; sie beugt sich zu ihm hinüber und er wird berauscht beim Anblick ihrer Reize, und stottert Worte mit heiserer Stimme. Die Schwester wird durch des Bruders Brunst aufmerksam, dann fühlt sie sich abgestoßen und zuletzt wird sie nachdenklich. Sie wird zum Weibe, sobald sie sich als Weib angesehen fühlt. In einer schwachen Stunde läßt sie sich vom Bruder an sich reißen, endlos küssen, drücken bis zur Besinnungslosigkeit. Es bedurfte vielleicht nur einer Arie, wie sie dieser räsonierende Mann der Tat für alle Lebenslagen bereit hält, und die Schwester hätte sich ihm hingegeben. Aber der Maulheld, der die Liebesfreuden propagandiert, ohne die Liebe zu kennen, zieht nicht die Konsequenz aus seinen Lehren und aus seiner Begierde, sondern sorgt für eine Partie. Die Schwester heiratet, nachdem sie mit einem schneidigen Leutnant böse Erfahrungen gemacht, einen zwar ungeliebten, aber anständigen Menschen. Was ist eigentlich die Moral davon? Mich dünkt, daß dieses ganze Getändel gerade dadurch, daß sich der Bruder zu guterletzt an die Schwester nicht heranwagt, zu einer Frivolität herabsinkt. — — —

Es handelt sich natürlich nicht um Ssanin. Ein Reisender in der Ideen-Branche ist mit rechter Krämer-Intimtuerei und Ungeniertheit in unser Haus gedrungen, da die Tür gerade angelehnt war, hat seine Musterkarten gelassen und uns einige Artikel aufgeschwatzt. Da wir uns endlich gesammelt, ihn an die Luft gesetzt und die Fenster geöffnet haben, werden wir nachdenklich: Leute von diesem Schlag wissen, was sie tun; sie haben einen feinen »Riecher«. Wenn er sich hier mit solcher Ungebundenheit breit machte, so muß er herausgeschnüffelt haben, daß er hinter der angelehnten Tür ein psychologisches Interregnum vorfinden würde.

Es gibt erotische Krisen. Ein jeder hat sie zu absolvieren. Die erste Krise, wenn die erste Vorreife die Ahnungen durchbricht; die andere, wenn die Vollreife den ersten Knacks verspürt; eine fernere dann, wenn die Überreife einen verknackst hat. Eine jede Krise hat ihre Merkmale. Je stärker die Krise, je erschreckender die Merkmale, desto reicher die Mittel. Nicht jeder ist ver-

pflichtet sie durchzumachen, geschweige denn, sie bewußt durchzumachen. Aber die erotisch und, im Zusammenhange damit, sonstwie Begnadeten kennen sie.

Just solche Krisen hat auch die Menschheit, hat auch eine Rasse durchzumachen. Und Rußland macht jetzt eine solche durch. »Ssanin« und der Wohlgefallen daran tragen alle Merkmale jener der ersten Vorreife. Aber Rußland wird sich schon heraushelfen. Dieses Land, das manchmal solche beängstigende Sprünge zu machen beliebt und hie und da die besten Nationen zu überholen droht, wird vielleicht sehr bald eine weitere Krise erreichen; und man wird staunen, wie verzwickt sie sein wird. Westen, laß dich begraben, zu solchen Verzwicktheiten hast du viel zu viel Vernunft!

St. Petersburg. Paul Barchan.

* * *

Glossen.

Eine Tatsache, deren Erfindung mehr für ihre Möglichkeit beweist als ihre zufällige Wahrheit bewiese, wurde jüngst in einer Zeitung gemeldet. Es seien 48 Passagiere des am 1. März von Wien abgelassenen Luxuszuges Wien- Nizza bis zum 6. in Pontafel eingeschneit gewesen, ohne daß sie Nachricht von ihrem Verbleiben geben konnten, da auch die Telegraphenlinien nach Norden und Süden zerstört waren. »Erst Samstag kam eine militärische Skipatrouille mit Zeitungen an, in denen zur größten Verwunderung der Passagiere vom Schicksal ihres Zuges noch keine Meldung enthalten war. Auch wollte man nicht begreifen, daß die 25 Kilometer lange Strecke binnen einer Woche nicht ausgeschaufelt werden konnte.« Zu solchen Meldungen pflegen die Redaktionen, die sie übernehmen, zu bemerken: »Die Nachricht klingt ganz unglaublich. Ihre Bestätigung bleibt wohl abzuwarten«. Am nächsten Tag erfolgt das Dementi der Bahndirektion. Ob die Meldung trotzdem unwahr ist, ist gleichgültig. Das Seelenleben der Achtundvierzig ist in einem Satze so gut erfaßt, daß man unbedingt an die Beobachtung eines realen Vorfalles glauben muß. So und nicht anders würden sie sich geberden, wenn sie die Teufelei der Natur auf einem Schienenstrang aus dem Verkehrsleben ausgeschaltet hätte. Sechs Tage schon von der Welt abgeschnitten, die Vorräte des Speisewagens sind zu Ende, weit und breit keine Rettung. Da, endlich, naht eine militärische Skipatrouille. Was bringt sie? Zeitungen! Mit gierigen Händen langen die Achtund-

vierzig danach. Aber als ob die Rettungsgesellschaft den hungernden Opfern eines Erdbebens Maccaroni aus Papiermaché böte, — die Zeitungen enthalten nichts über die Katastrophe! Man sucht seinen Namen und findet ihn nicht. Und dafür liegt man sechs Tage auf der Strecke! Wozu die ganze Schneeverwehung? Wenn man schon von der Außenwelt abgeschnitten ist, so soll sie es doch wenigstens erfahren! Die Achtundvierzig werden an der journalistischen Vorsehung irre; sie sterben ohne Trost. Haben diese Helden in keinem Augenblick an ihre leibliche Rettung gedacht? Nur mit jener Wehmut, die nach tieferer Enttäuschung kaum ein Achselzucken für die Dinge des Lebens hat. Die ‚Neue Freie Presse' bringt nichts. Was kann da noch Schlimmeres kommen? Nun ja, »auch wollte man nicht begreifen«, daß die Strecke nach einer Woche noch nicht ausgeschaufelt war.

*

Ein Leser der Wiener Tagespresse wollte eine Vorstellung des »Tasso« besuchen. Um sich aber schon vorher ein Urteil zu bilden, hat er sämtliche Kritiken gelesen. Nun flüchtet er zu mir, will durchaus Antwort auf die Frage des Pilatus und unterbreitet mir die folgende Zusammenstellung:

‚Fremdenblatt'.
»Herr Gerasch ist kein Tasso für Wien«.

‚Neues Wiener Journal'.
»Uninteressant in der äußeren Erscheinung«.

‚Fremdenblatt'.
»Herr Gerasch ist nicht warm«.

‚Neues Wiener Journal'.
»Er überlud sie (die Rolle) mit allem Gepränge komödiantischer Äußerlichkeiten«.

‚Fremdenblatt'.
»Sein kaltes gellendes Organ«.

‚Extrablatt'.
»Die Steigerung im vierten Akte gelang überraschend«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Nicht so hinreißend und phosphoreszierend wie Herr Kainz«.

‚Arbeiterzeitung'.
»Die ewige Ariensucht der Hohenfels«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Herr Gerasch hat gestern sehr gefallen«.

‚Zeit'.
»Er sieht sehr gut aus«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Er gibt ihn warm im Ton«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Er gibt ihn (Tasso) mit edler Verzichtleistung auf alles schauspielerische Zuviel«.

‚Deutsches Volksblatt'.
»Sein wunderbares Organ«.

‚Österr. Volkszeitung'.
»Der vierte Akt gelingt Herrn Gerasch nicht«.

‚Deutsches Volksblatt'.
»Die Rolle, die Herr Kainz mit seinen Mätzchen und seiner Unnatur verdarb«.

‚Österr. Volkszeitung'.
»Frau Hohenfels und Herr Hartmann waren Olympier, die sich bei Sterblichen zu Gaste luden«.

Eine schöne Bescherung! Ich habe dazu nur zu bemerken, daß ich Meinungsverschiedenheit bei gleichem Mangel an Individualität in der Tat empörend finde.

K.

Sprüche und Widersprüche.*)

Der Mann hat den Wildstrom weiblicher Sinnlichkeit kanalisiert. Nun überschwemmt er nicht mehr das Land. Aber er befruchtet es auch nicht mehr.

*

Wenn die Natur vor Verfolgung sicher sein will, rettet sie sich in die Schweinerei.

*

Im Orient haben die Frauen größere Freiheit. Sie dürfen geliebt werden.

*

Es gibt einen dunklen Weltteil, der Entdecker aussendet.

*

Es ist ganz ausgeschlossen, daß, wie die Dinge heute liegen, ein wiederkehrender Goethe nicht wegen unerlaubter Reversion ausgewiesen würde.

*

Auf einem Kostümfest hofft jeder der Auffallendste zu sein; aber es fällt nur der auf, der nicht kostümiert ist. Sollte das nicht einen Vergleich geben?

*

Die Persönlichkeit hat ein Recht zu irren. Der Philister kann irrtümlich recht haben.

*

Bei gleicher Geistlosigkeit kommt es auf den Unterschied der Körperfülle an. Ein Dummkopf sollte nicht zu viel Raum einnehmen.

*

An dem deutschen Kaffee habe ich eine übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber der Milch beob-

---

*) Diese Aphorismen, zuerst im ‚Simplicissimus' erschienen, sind in verschiedenen Abteilungen des Buches »Sprüche und Widersprüche« (Verlag Albert Langen, München) enthalten.

achtet. Er erbleicht, wenn sie nur in seine Nähe kommt. Das könnte auch ein Bild von der Beziehung der Geschlechter in diesem Lande sein.

*

Der Friseur erzählt Neuigkeiten, wenn er bloß frisieren soll. Der Journalist ist geistreich, wenn er bloß Neuigkeiten erzählen soll. Das sind zwei, die höher hinaus wollen.

*

Nicht auf alle Grüße muß man antworten. Vor allem nicht auf solche, die bloß eine Bitte um Gunst ausdrücken. Der Gruß an einen Kritiker ist der Gruß der Furcht, er ist nicht höher zu werten als der Fiakergruß, der ein Gruß der Hoffnung ist: die Grüßenden wünschen sich selbst einen guten Tag. Man soll die Gesinnung, die eine Freundlichkeit zu gewinnsüchtigen Zwecken mißbraucht, nicht auch noch mit einer körperlichen Unbequemlichkeit belohnen.

*

Gesellschaft: Es war alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist.

*

Es ist ein Unglück, daß in der Welt mehr Dummheit ist, als die Schlechtigkeit braucht, und mehr Schlechtigkeit, als die Dummheit erzeugt.

*

Das ist der Triumph der Sittlichkeit: Ein Dieb, der in ein Schlafzimmer gedrungen ist, behauptet, sein Schamgefühl sei verletzt worden, und erpreßt die Unterlassung der Anzeige.

*

Jedes Gespräch über das Geschlecht ist eine geschlechtliche Handlung. Den Vater, der seinen Sohn aufklärt, dieses Ideal der Aufklärung, umgibt eine Aura von Blutschande.

*

Daß eine Kokotte nach sozialen Ehren strebt, ist eine traurige Erniedrigung; aber sie entschädigt sich wenigstens durch heimliche Freuden. Viel verwerflicher ist die Praxis jener Frauen, die durch den

Schein eines Freudenlebens über ihre heimliche Ehrbarkeit zu täuschen wissen. Sie schmarotzen an einer sozialen Verachtung, die sie sich nicht verdient haben; und das ist die schlimmste Art von Streberei.

*

Wie wenig Verlaß ist auf eine Frau, die sich auf einer Treue ertappen läßt! Sie ist heute dir, morgen einem andern treu.

*

Mancher rächt an einer Frau durch Gemeinheit, was er durch Torheit an ihr gesündigt hat.

*

Man kann eine Frau wohl in flagranti ertappen, aber sie wird noch immer Zeit genug haben, es in Abrede zu stellen.

*

Perversität ist entweder eine Schuld der Zeugung oder ein Recht der Überzeugung.

*

Wohltätige Weiber: solche, denen es nicht mehr gegeben ist, wohlzutun.

*

Man tut ein gutes Werk, wenn man dem Luxus des Nebenmenschen zu Hilfe kommt. Es ist eine üble Anwendung der Wohltätigkeit, die Bestrebungen der Pauvreté zu unterstützen.

*

Es gibt Menschen, welchen es gelingt, die Vorteile der Welt mit den Benefizien des Verfolgtseins zu vereinigen.

*

Die stärkste Kraft reicht nicht an die Energie heran, mit der manch einer seine Schwäche verteidigt.

*

Die wahre Treue gibt eher einen Freund preis als einen Feind.

*

Ich kann mich so bald nicht von dem Eindruck befreien, den ich auf eine Frau gemacht habe.

*

Das ist noch immer nicht die richtige Einsamkeit, in der man mit sich beschäftigt ist.

*

An einem Ideal sollte nichts erreichbar sein als ein Martyrium.

*

Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden.

*

Das Geheimnis des Agitators ist, sich so dumm zu machen, wie seine Zuhörer sind, damit sie glauben, sie seien so gescheit wie er.

*

Ein guter Autor wird immer fürchten, daß das Publikum am Ende merke, welche Gedanken ihm zu spät eingefallen sind. Aber das Publikum ist darin viel nachsichtiger als man glaubt, und merkt auch die Gedanken nicht, die da sind.

*

Einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es kann, ist oft schwer. Viel leichter ist es, einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es nicht kann.

*

Es gibt Schriftsteller, die schon in zwanzig Seiten ausdrücken können, wozu ich manchmal sogar zwei Zeilen brauche.

*

Man darf auf dem Theater die Natur einer Persönlichkeit nicht mit der Natürlichkeit einer Person verwechseln.

*

Nicht alles, was totgeschwiegen wird, lebt.

*

Die Kritik beweist nicht immer ihren gewohnten Scharfblick; sie ignoriert oft die wertlosesten Erscheinungen.

*

In der Literatur gibt es zwei verschiedene Ähnlichkeiten. Wenn man findet, daß ein Autor einen

andern zum Verwandten, und wenn man entdeckt, daß er ihn bloß zum Bekannten hat.

*

Ein schöpferischer Kopf sagt auch das aus eigenem, was ein anderer vor ihm gesagt hat. Dafür kann ein anderer Gedanken nachahmen, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden.

*

Eigene Gedanken müssen nicht immer neu sein. Aber wer einen neuen Gedanken hat, kann ihn leicht von einem andern haben.

*

Die Wissenschaft überbrückt nicht die Abgründe des Denkens, sie steht bloß als Warnungstafel davor. Die Dawiderhandelnden haben es sich selbst zuzuschreiben.

*

Wahnverpflichtet durchs Leben wanken — das könnte immer noch ein aufrechterer Gang sein als der eines Wissenden, der sich an den Abgründen entlang tastet.

*

Die Unsterblichkeit ist das einzige, was keinen Aufschub verträgt.

*

Hüte dich vor den Frauen! Du kannst dir eine Weltanschauung holen, die dir das Mark zerfressen wird.

*

Qual des Lebens — Lust des Denkens.

*

Wenns nur endlich finster wäre in der Natur! Dies elende Zwielicht wird uns noch allen die Augen verderben.

Karl Kraus.

* * *

Pascin.

Ich würde es dem Zeichner Pascin von Herzen gönnen, daß das, was ich hier über ihn schreibe, für nicht gar so wenig Menschen Interesse hätte. Indessen würde es mich selbst am

Geschmack des Publikums irre machen, wenn dieses für einen so erstaunlich tiefen, kühnen und durchaus singulären Künstler auch nur eine leise Sympathie bezeugte ... In der Tat ist es recht unanständig, zu sagen, daß man in der Kunst Pascins Genuß findet; denn hier wie immer wird man unserm künstlerischen Entzücken ein stoffliches unterschieben.

Nun hat freilich bei Pascin auch das Stoffliche an und für sich schon psychologische Bedeutung; und seine Kunst wird vollkommen unzugänglich bleiben für alle, die entweder nicht reich oder nicht ehrlich genug sind, um — wenigstens in sogenannten dunklen Augenblicken — auf dem untersten Grunde ihrer Seele schlummernde Möglichkeiten des Tierischen, oder auch nur die leisen Schatten solcher Möglichkeiten herumkriechen zu sehen.

*

Ein besonderer Grund, warum es Pascin gar nicht gelingt, das sonst den erotischen Darstellungen heimlich nicht abgeneigte Publikum für sich zu entzünden, scheint mir darin zu liegen, daß ihm das keuchende Pathos im Erotischen gänzlich fremd ist. Ach, »er geht nirgends aufs Ganze«! In der Gebärde, überhaupt in der ganzen Erfindung seiner Figuren und Situationen liegt nirgends etwas Entschlossenes und Definitives — überall nur jener andeutende, letzte feine Rest psychologischer Regung; nirgends heftige Bewegung, sondern höchstens ein leiser Wille dazu.

*

Pascin ist der Darsteller psychologisch-erotischer Grenzgebiete. Von den meisten erotischen Künstlern unterscheidet er sich dadurch, daß er nie illustriert. Er ist ein viel zu guter Psychologe, um Vorgänge illustrieren zu müssen. In einer matt herabhängenden langen mageren Hand vermag er das Erschauern aller Perversitäten auf einmal auszudrücken. Er zeichnet nur irgend ein schiefgezogenes Auge, und läßt uns so schon einen tieferen Blick in Abgründe tun als ein anderer, der diese Abgründe selbst darstellt.

*

Ich protestiere daher nachdrücklich gegen eine Meinung, die, soviel ich weiß, sehr verbreitet ist — nämlich dagegen, daß Pascin einem »schauerlichen Realismus« huldige. Diese Meinung des Publikums hängt natürlich wieder mit seiner öden Verwechslung des Dargestellten und der Darstellung zusammen. Ich empfinde im Gegenteil die Kunst Pascins als durchaus mystisch.

An jeder Figur oder Situation führt Pascin nur soviel aus, als unbedingt nötig ist, die Idee der Figur oder Situation wiederzugeben. Vieles liegt bei ihm überhaupt schon auf der Grenze zwischen Mensch und reinem Symbol eines Triebes, zwischen animal und dem reinen Ausdruck, der Idee des animal. Ich erinnere mich an jenes zwischengeschlechtliche nackte Riesen-Monstrum im Kinderwagen, das nur glotzt . . . glotzt wie tausend eklige Tiere aus einem tausend Jahre lang versumpften Brunnen. Die Häßlichkeit dieses Monstrums übertrifft weitaus alle Wirklichkeit; sie ist realistisch unmöglich, auch bei den Hallstättern, und muß als das abstrahierte Symbol irgend eines grausigen Sexualtriebes aufgefaßt werden.

•

Ebenso fremd wie Pascin das stoffliche Pathos in der Erotik bleibt, ist ihm das Pathos auch in der künstlerischen Ausführung. Alles ist leicht, zart und nachlässig hingeworfen, oft nur spärlich skizziert. Pascin hat unendlich viel Sinn für Nuancen. Das bedingt an und für sich eine zarte Technik.

•

Reine Komik, befreiendes Lachen finden wir nie bei Pascin. Auch hier wehrt er sich gegen das Pathos — ich meine gegen das Pathos der Heiterkeit. Komische Linien haben bei ihm stets eine Richtung ins Grausige oder in eine degenerierte Müdigkeit. Die reine Komik würde eine derbere Technik verlangen, als er anwenden will. Wenn er eine rumänische Kupplerin zeichnet, wie sie ihrer Tochter das Haar bindet, läßt er aus dem vergrößerten Weiß ihrer Augen, aus der Spannung

ihrer knöcherigen Hand die sexuelle Wollust der Kupplerin fiebern. Seine Kunst erlaubt ihm, realistischeren Vorgängen aus dem Wege zu gehen.

*

Pascin ist Meister in der Erregung des Grauens. Mein tiefstes Grauen hat er mit einigen Zeichnungen geweckt, auf denen die dargestellten Menschen in unendlicher Müdigkeit und Apathie nur dasitzen und warten, immer nur warten ... Er hat Typen gezeichnet, die auch zum Sterben zu müd sind. Ein kleiner, knochiger, verrunzelter Hund, der auf diesen Zeichnungen nie fehlt, verstärkt noch, durch die tierische Perversität seines Blickes, den ungeheuren Eindruck vollkommenster Verlassenheit.

Auch zu solchen Darstellungen würde eine kräftige Technik nicht passen; nur die feinsten Striche und die abgetöntesten Farben vermögen die Idee zu retten.

*

Manchmal hat Pascin mitten unter viehisch wüste und verwüstete Balkanweiber irgend ein Mädchen mit ausnehmend hübschem Gesicht gezeichnet, das in naiver und unschuldiger Miene eine kindlich fromme Perversität zum Ausdruck bringt. Diese künstlerische Laune Pascins hat mir von jeher gefallen. Ich glaube nämlich, daß er sich damit über das Publikum moquierte, indem er ihm lächelnd sagte: »Seht, ich könnte sogar etwas Süßes zeichnen!«

Zur Ehre des Publikums sei festgestellt, daß es sich von diesen sporadischen Launen Pascins nicht hinreißen ließ. Diese Launen waren zu selten, als daß eine dauernde Neigung darauf hätte basieren können.

München. Karl Borromaeus Heinrich.

* * *

Der Fortschritt.*)

Ich habe mir eine Zeitungsphrase einfallen lassen, die eine lebendige Vorstellung gibt. Sie

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

lautet: Wir stehen im Zeichen des Fortschritts. Jetzt erst erkenne ich den Fortschritt als das, was er ist, — als eine Wandeldekoration. Wir bleiben vorwärts und schreiten auf demselben Fleck. Der Fortschritt ist ein Standpunkt und sieht wie eine Bewegung aus. Nur manchmal krümmt sich wirklich etwas vor meinen Augen: das ist ein Drache, der einen goldenen Hort bewacht. Oder es bewegt sich nachts durch die Straßen: das ist die Kehrichtwalze, die den Staub des Tages aufwirbelt, damit er sich an anderer Stelle wieder senke. Wo immer ich ging, ich mußte ihr begegnen. Ging ich zurück, so kam sie mir von der anderen Seite entgegen, und ich erkannte, daß eine Politik gegen den Fortschritt nutzlos sei, denn er ist die unentrinnbare Entwicklung des Staubes. Das Schicksal schwebt in einer Wolke, und der Fortschritt, der dich einholt, wenn du ihm auszuweichen hoffst, kommt als Gott aus der Maschine daher. Er schleicht und erreicht den flüchtigen Fuß und nimmt dabei so viel Staub von deinem Weg, als zu seiner Verbreitung notwendig ist, auf daß alle Lungen seiner teilhaft werden, denn die Maschine dient der großen fortschrittlichen Idee der Verbreitung des Staubes. Vollends aber ging mir der Sinn des Fortschritts auf, als es regnete. Es regnete unaufhörlich und die Menschheit dürstete nach Staub. Es gab keinen und die Walze konnte ihn nicht aufwirbeln. Aber hinter ihr ging ein radikaler Spritzwagen einher, der sich durch den Regen nicht abhalten ließ, den Staub zu verhindern, der sich nicht entwickeln konnte. Das war der Fortschritt.

Wie enthüllt er sich dem Tageslicht? In welcher Gestalt zeigt er sich, wenn wir ihn uns als einen flinkeren Diener der Zeit denken? Denn wir haben uns zu solcher Vorstellung verpflichtet, wir möchten des Fortschritts inne werden, und es fehlt uns bloß die Wahrnehmung von etwas, wovon wir überzeugt sind. Wir sehen von allem, was da geht und läuft und fährt, nur Füße, Hufe, Räder. Die Spuren verwischen

sich. Hier lief ein Börsengalopin, dort jagte ein apokalyptischer Reiter. Vergebens ... Wir können von Schmockwitz nach Schweifwedel telephonisch sprechen, und wissen noch nicht, wie der Fortschritt aussieht! Wir wissen bloß, daß er auf die Qualität der Ferngespräche keinen Einfluß genommen hat, und wenn wir einmal so weit halten werden, daß man zwischen Wien und Berlin Gedanken übertragen wird, so wird es nur an den Gedanken liegen, wenn wir diese Einrichtung nicht in ihrer Vollkommenheit bewundern können. Die Menschheit wirtschaftet drauf los; sie braucht ihr geistiges Kapital für ihre Erfindungen auf und behält nichts für deren Betrieb. Der Fortschritt aber ist schon deshalb eine der sinnreichsten Erfindungen, die ihr gelungen sind, weil zu seinem Betrieb nur der Glaube notwendig ist, und so haben jene Vertreter des Fortschritts gewonnenes Spiel, die einen unbeschränkten Kredit in Anspruch nehmen.

Besehen wir das Weltbild im Spiegel der Zeitung, so erweist sich der Fortschritt als die Methode, uns auf raschestem Wege alle Rückständigkeiten erfahren zu lassen, die in der weiten Welt vor sich gehen. Was mir aber den größten Respekt abnötigt, ist die Möglichkeit, bedeutende zeitgeschichtliche Tatsachen auf photographischem Wege dem Gedächtnis jener Nachwelt zu überliefern, die am Morgen des folgenden Tages beginnt und am Abend zu Ende ist. Der Fortschritt ist ein Momentphotograph. Ohne ihn wäre jener Augenblick unwiederbringlich verloren, in dem der König von Sachsen vom Besuche einer Sodawasserfabrik sich zu seinem Wagen begab. Wie sieht das aus? fragte man sich. Wie macht er das? Wie geht der König? Er setzt einen Fuß vor den andern, und der Momentphotograph hat es festgehalten. Aber dieser vermag vom Schreiten nur einen Schritt zu erhaschen, darum wird das Gehen zum Gehversuch, und der Adjutant, der auf die Füße des Königs sieht, scheint die Schritte zu zählen, damit keiner ausgelassen wird: Eins, zwei; eins, zwei ... So weiß man immerhin, wie

die Sohle des Königs von Sachsen beschaffen ist; aber auch das mag dem deutschen Volke genügen. Mehr bietet die Momentphotographie, wenn sie sich »in den Dienst des Sports stellt«, und ohne sie wäre der Sport am Ende gar kein Vergnügen. Eine Schlittenfahrt — hei, das macht Spaß! »Prinz Eitel Friedrich bremst«. Und was tut Prinz August Wilhelm? »Prinz August Wilhelm hilft als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten.« Ist das Bild das offizielle Dementi eines Gerüchtes, daß Prinz August Wilhelm ungalant sei und bei Schlittenfahrten seine Gemahlin allein aussteigen lasse? Hat sich solcher Argwohn im Gefühlsleben des deutschen Volkes eingenistet? Nein, das deutsche Volk liebt es zu hören, daß Prinz August Wilhelm als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten helfe, auch wenn es nie daran gezweifelt hat und das Gegenteil nicht behauptet wurde. Wäre das Gegenteil behauptet worden, so könnte man sagen, es sei kleinlich, solche Gerüchte zu widerlegen. Das deutsche Volk glaubt sie ohnedies nicht. Es glaubt nur, was es sieht. Darum glaubt es an die Galanterie des Prinzen August Wilhelm, wenn es eine Probe zu sehen bekommt. Es will sehen, wie sich dieser Prinz benimmt, wenn er mit seiner Gemahlin aus dem Schlitten steigt. Da es nun unmöglich ist, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zur Besichtigung des Vorgangs zuzulassen und die Versicherung der Berichterstatter nicht genügt, so stellt sich die Momentphotographie in den Dienst des Sports. Quälend wäre aber auch die Ungewißheit, ob der Badische Finanzminister anders geht, wenn er das Reichsschatzamt verläßt, als der Hessische Minister der Finanzen, oder ob Taft, die Grüße der Volksmenge erwidernd, den Mund weiter öffnet, als Roosevelt in diesem Falle gewohnt war. Das eben ist der Fortschritt, daß solches Interesse heute schnellere Befriedigung findet als ehedem, ja daß sogar die schnellere Befriedigung solches Interesse heute erzeugen kann. Einst war der Geist auf Bücher

angewiesen und der Atem auf Wälder. Wo sollen wir heute in Ruhe unsere Zeitung lesen? Die Papierindustrie blüht, aber sie gibt keinen Schatten. Und die Rotationsmaschine schleicht nachts durch die Straßen, wirbelt den Staub des Tages auf und setzt ihn für den kommenden Tag wieder ab.

Als ich ein Knabe war, sah ich den Fortschritt in der Gestalt eines deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten. Er vertrat die Freiheit, er vertrat die böhmischen Landgemeinden, er vertrat die Stiefelabsätze. Was wollte ich mehr? Ich hörte zum erstenmal, die Deutschen in Österreich seien von den Tschechen »vergewaltigt« worden. Ich verstand kein Wort davon, aber ich weinte vor Erregung. Es war eine Phrase, die mir einen Lebensinhalt offenbarte. Später, als die Vergewaltigung in eine Keilerei ausartete, sah ich selbst in dieser keine Äußerung natürlicher Kräfte, sondern die Folge einer Phrase. Da die Politik nicht mehr mein Gefühl ansprach, erkannte ich, daß sie nicht zu meinem Verstande spreche. Politik ist Teilnahme, ohne zu wissen wofür. Wenn sie aber nicht einmal mehr das ist, so kann es leicht geschehen, daß sich uns der Fortschritt als die Weltanschauung des Obmannes der freiwilligen Feuerwehr von Pardubitz enthüllt. Aus solcher Enttäuschung gewöhnte ich mich, das Prinzip der kulturellen Entwicklung nur mehr in jenen Regionen des Lebens zu suchen, die dem Sprachenstreit entrückt sind. Ich fand den Fortschritt in allen, ohne in einer einzigen seine Physiognomie zu finden. Ich glaubte, ich sei in eine Maskenleihanstalt geraten. Jetzt war er ein Ausgleicher im sozialen Bankrott, jetzt ein Schaffner an jenem Zug des Herzens, der Hoheiten talwärts führt; hier Wahlagitator, dort Kuppler; bald Nervenarzt, bald Kolporteur. Rechts von mir sagte einer, der keine gerade Nase hatte: Ich sitze mit vier Reichsrittern, drei Markgrafen, zwei Fürsten und einem Herzog im Verwaltungsrat der Konservenfabrik... Das war der Fortschritt. Links von mir sagte

eine Dame, die Boutons trug: Man kann die Neunte Symphonie am billigsten im Arbeiterkonzert hören, aber man muß sich dazu schäbig anziehen ... Das war der Fortschritt.

Dann sah ich ihn als Ingenieur am Werke. Wir verdanken ihm, daß wir schnell vorwärts kommen. Aber wohin kommen wir? Ich selbst begnügte mich, es als das dringendste Bedürfnis zu empfinden, zu mir zu kommen. Darum lobte ich den Fortschritt und wollte in einer Stadt nicht fürder leben, in der mir Hindernisse und Sehenswürdigkeiten den Weg zum Innenleben verstellen. Eines Tages begann ich aber neuen Mut zu schöpfen, weil das Gerücht zu mir drang, in Wien sei eine Automobildroschke zu sehen gewesen. Die wird wohl schwer zu haben sein, dachte ich, aber wenn ich sie doch einmal erwische, so wird es ein anderes Leben werden! Im Sausewind an den Individualitäten vorbei, die mich an jeder Straßenecke belästigen, — das allein ist schon ein anregendes Erlebnis. Ich machte mich auf, den Fortschritt zu suchen, und fand ihn auf seinem Standplatz. Die Automobildroschke stand da als eine Verlockung zu einem Leben ohne Hindernisse, der jeder Wiener aus dem Wege ging. Aber wenn er geahnt hätte, daß auch sie ihm all den Reiz des Umständlichen bieten konnte, den zu entbehren ihm so schwer fällt, er hätte eine Fahrt riskiert, umso mehr als der Chauffeur durch die Frage »Fahr'n m'r Euer Gnaden« das sympathische Bestreben verriet, an die Tradition anzuknüpfen und über den Mangel an Pferden taktvoll hinwegzutäuschen. Ich, ein Freund des Fortschritts, ließ mich nicht lange bitten, und ich kann heute sagen, daß jeder Wiener es bedauern kann, meinem Beispiel nicht gefolgt zu sein. Alle Befürchtungen, es könnte am Ende glatt gehen, sind überflüssig und getrost darf man sich dem neuen Fahrzeug anvertrauen. Vor allem gab es vieles zu sehen. Denn zehn unbeschäftigte Kutscher halfen dem Chauffeur, den Wagen flott zu machen, und hier zeigte es sich, daß unser Fortschritt nicht durch

die Feindschaft des Alten gehemmt wird, sondern im Gegenteil durch dessen Unterstützung. Ein Wasserer eilt herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Er will nach alter Gewohnheit den Wagen waschen, ehe man fährt. Aber als er dann auch den Pferden den Futtersack reichen wollte, stellte es sich heraus, daß keine da waren. Man konnte sie also nicht einmal abdecken und, schlimmer als das, man hatte nichts bei der Hand, um den Taxameter zuzudecken. Nachdem sich der Wasserer, der die Welt nicht mehr verstand, kopfschüttelnd entfernt hatte, setzte sich trotzalledem wie durch ein Wunder das Automobil in Bewegung, nicht ohne daß es mir aufgefallen wäre, wie der Chauffeur mit einem fremden Mann geheimnisvoll einige Worte wechselte. Als ich am Ziel ausstieg, sah ich denselben Mann wieder mit dem Chauffeur sprechen. Er war vorausgegangen und hatte das Automobil erwartet. Ich beruhigte mich bei dem Gedanken, daß es ein Vertreter der Firma sein könnte, die es erzeugt hatte, und fand sogar Gefallen an der Vorstellung, daß ich — als Vertreter des Fortschritts — ausersehen war, die Probefahrt zu bestehen. Den Ovationen der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte, entzog ich mich, indem ich zu dem benachbarten Standplatz ging, um die Rückfahrt in einem Einspänner anzutreten. Der Standplatz war aber leer, weil sämtliche Kutscher zu dem Automobil geeilt waren. Nur einer war auf seinem Bock, der aber schlief und als ihm ein Polizist, den ich schon aufgeweckt hatte, dieses Benehmen verwies, murmelte er aus dem Schlaf die Worte: »Jetzt könnts mi alle mitananda —« Er meinte hauptsächlich den Fortschritt.

Nun erst war ich begierig ihn kennen zu lernen. Ich reiste, und wirklich, ich habe ihn oft genug in jener Tätigkeit gesehen, zu der er sich hierzulande nun einmal nicht schicken wollte, als Förderer des Fremdenverkehrs. Ich kam schnell vorwärts, aber zumeist auf falschem Wege, und so wurde ich in der Vermutung bestärkt, der Fortschritt sei

ein Hotelportier. Und überall schien um seines Ehrgeizes willen jedes bessere Streben der Menschheit zu stocken. Es war, als ob nicht ein Ziel die Eile der Welt geboten, sondern die Eile das Ziel bedeutet hätte. Die Füße waren weit voran, doch der Kopf blieb zurück und das Herz ermattete. Weil aber so der Fortschritt vor sich selbst anlangte und schließlich auf Erden nicht mehr ein und aus wußte, legte er sich eine neue Dimension bei. Er begann Luftschiffe zu bauen, aber an Garantien der Festigkeit konnte er es mit jenen, die bloß Luftschlösser bauen, nicht aufnehmen. Denn diese haben die Phantasie, mit der sie selbst dann noch wirtschaften können, wenn alles schief geht. Was immer aber der Fortschritt weiter beginnen mag, ich glaube, er wird sich bei den Katastrophen des Menschengeistes nicht anstelliger zeigen, als ein Seismolog bei einem Erdbeben. Er wird uns, wie hoch er sich auch versteige, keine Himmelsleiter errichten. Wenn er jedoch als Roter Radler Briefe befördert, könnte er immerhin von den Dienstmännern als Satan verschrien werden. Auch mag er dazu helfen, daß die Eifersucht der Weltstädte wachse und sie zu Kraftleistungen sporne. Etwa so: Berlin hat heute schon fünfhundert Messerstecher, Wien ist ein Krähwinkel dagegen; wenn man dort wirklich einen einmal braucht, ist keiner da! ... Schließlich überlebt sich auch diese Mode. Nur der Tod stirbt nicht aus. Denn der Fortschritt ist erfinderisch und dank ihm bedeutet das Leben nicht mehr eine Kerkerhaft, sondern Hinrichtung mit Elektrizität. Wer es nicht erst darauf ankommen lassen will, den ganzen Komfort der Neuzeit zu erproben, der hat rechtzeitig Gelegenhe[it] von jener primitiven Erfindung Gebrauch zu mache[n], die ihm die erbarmungsvolle Natur an die Han[d] gegeben hat: von der Schnur, mit der der Mens[ch] auf die Welt kommt!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS.**

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

ür Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei	. . . . . . K	9.50
„ „ 18 „ „	. . . . . . „	4.—
„ die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei	. . . . „	12.—
„ „ „ 18 „ „	. . . . . „	6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.

München, Franz Josefstraße 9.

Inhalt der vorigen Nummer 274, 27. Februar: Peter Altenberg. Von Karl Kraus. — Eine Zuschrift von Detlev von Liliencron. — Leben. Von Otto Stoessl. — Spiel. Von Otto Soyka. — Glossen, Notizen, Aphorismen. Von Karl Kraus.

Erschienen am 3. April.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

. 277—278. 31. März 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Erscheint in zwangloser Folge.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL' III. Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAVS
SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU [illegible]

BROSCHIERT M [illegible]

DIE FACKEL

NR. 277—78 | 31. MÄRZ 1909 | X. JAHR

KARL KRAUS.

Zum zehnten Jahrestag des Erscheinens der ‚Fackel' (1899—1909).

Von Robert Scheu.

Die Persönlichkeit eines Menschen ist ein fester Bezirk, eine eherne Schranke, über deren Peripherie kein noch so heißes Bemühen, kein Flug der Begeisterung, keine Investition von Bildung und Erfahrung hinausführt. Eine Persönlichkeit »entpuppt« sich, aber sie entsteht nicht. An dieser meiner axiomatischen Überzeugung könnte ich irre werden, wenn ich mir die Entwicklung Karl Kraus vergegenwärtige. Wer hätte damals, vor etwa fünfzehn Jahren, in dem vergnügt dreinblickenden blonden Knabenkopf diese vulkanische Persönlichkeit mit ihren Leidensmöglichkeiten, die verzehrende Flamme, den unersättlichen Vernichtungstrieb, die leidenschaftliche Geistigkeit ahnen dürfen? Ist das wirklich derselbe Mensch? Hat er schon damals gelitten, als er noch im vertrautesten Umgang mit jenen Menschen stand, welche ihn später zu solchen Visionen des Hasses inspirierten? Er schien sich zu jener Zeit recht behaglich zu fühlen, während er sich — wahrscheinlich instinktiv — an seinen künftigen Opfern nährte. Und doch hat er später Proben eines überraschenden Gedächtnisses gegeben, welche die Annahme einer naiven Hingabe an seinen damaligen Verkehr nicht gut zulassen. Hat er etwa die Musik zu dem Text erst später gemacht oder Unbewußtes nachträglich analysiert? Es gibt Naturen, welche naiv erleben und hinterher von analytischen Dramen geschüttelt

werden. Problem der »Rache«. Er schrieb schon damals witzige Wochenübersichten und Plaudereien und auffallend treffende literarische Kritiken, die ein bemerkenswertes Arsenal von Geschossen, aber keinen Hauptgedanken erraten ließen und übrigens alle Welt amüsierten. . . .

Er rüstete, das war klar, aber gegen wen? Plötzlich — die Kralle — »Demolierte Literatur«. Man sah auf. Ein Glutregen von Bosheiten und zum erstenmal — Profil. Zwar noch immer der Witz Jahresregent, aber er fängt an, etwas zu sagen. Große Spannung. Dieser Mensch wird vielleicht noch ein Schicksal . . .

Und es kam — — Eines Tages, soweit das Auge reicht, alles — rot. Einen solchen Tag hat Wien nicht wieder erlebt. War das ein Geraune, ein Geflüster, ein Hautrieseln! Auf den Straßen, auf der Tramway, im Stadtpark, alle Menschen lesend aus einem roten Heft . . . Es war narrenhaft. Das Broschürchen, ursprünglich bestimmt, in einigen hundert Exemplaren in die Provinz zu flattern, mußte in wenigen Tagen in Zehntausenden von Exemplaren nachgedruckt werden. Und dieses ganze Heft, mit Pointen so dicht besät, daß man es, wie die ‚Arbeiter-Zeitung' sagte, behutsam lesen mußte, um keine der blitzenden Perlen zu verlieren, war von einem Menschen geschrieben.

In dieser ersten Nummer war der ganze Akkord schon angeschlagen: Bekämpfung der Cliquen, der Nonvaleurs, der nahen, lebendigen Tyrannen an Stelle der so beliebten Zeitungspolemik gegen abstrakte oder wehrlose Gegner. »Greifen Sie den Ackerbauminister an!« hatte der Herausgeber der ‚Wage', seinem kriegslustigen Mitarbeiter ins Ohr geraunt. Von dem war keine Revanche zu befürchten und es machte sich doch riesig tapfer. Karl Kraus wählte sich einen gefährlicheren Gegner: die ‚Neue Freie Presse', der er mit einer beispiellosen

Vehemenz an den Leib fuhr. Es war wie im Russisch-Japanischen Krieg: schon die Kriegserklärung sprengte die großen Schlachtschiffe in die Luft.

Eine einzige Frage schwirrte damals durch Wien: wird er noch einmal in seinem Leben fünfzig Zeilen schreiben können oder wird er jetzt erschöpft zusammenbrechen? Waren es die Zinsen oder das Kapital? Es waren die Zinseszinsen. Wirklich erschien dreimal im Monat, nunmehr ein volles Jahrzehnt, das rote Ungetüm, allemal ein Gegenstand fieberhafter Neugierde. Die ‚Fackel' bestritt eine Zeitlang das ganze Geistesleben. Sie verdunkelte Theater, Politik und Literatur, sie war selbst Alles in Allem. Wen wird es morgen treffen? war die ständige Frage in der Zeit dieser gedruckten Schreckensherrschaft. Die ‚Fackel' gehörte zum Straßenbild. Drollig war es, die jeweils gewürdigten Personen auf der Tramway oder verstohlen unter einem Haustor in das Blatt vertieft zu treffen, wo sie, ziemlich »angegriffen« aussehend, sich dem ungestörten Genuß ihrer Charakterisierung hingaben. Der Hofrat, der mit der ‚Fackel' in der Tasche kokettierte, wurde eine Figur. Man grüßte damals: »wie stehen Sie mit Kraus?« Ein ziemlich wenig beachteter, ganz unbedeutender Literat vertraute mir gelegentlich an, er gewärtige Tag für Tag in der ‚Fackel' seine »Vernichtung«. Der Ärmste wußte nicht, daß er nie etwas anderes als »vernichtet« war. Aber in der Tat, es gibt eine Reihe von Leuten, welche erst durch einen Angriff in der ‚Fackel' der Öffentlichkeit bekannt und im Verhältnis zu ihrem bisherigen Schattendasein berühmt wurden. Bei vielen wurde der Schmerz, in der ‚Fackel' havariert worden zu sein, durch das Vergnügen gemildert, daß es einem guten Freund nicht besser erging. Es lohnte sich fast, einmal hingerichtet zu werden, wenn man um diesen Preis der Zuschauer vieler anderer Exekutionen wurde. Manche Existenz, manche Repu-

tation wurde durch einen einzigen Federstrich von Kraus, manchmal durch einen Relativsatz, abgesetzt. Leute, die bis dahin prinzipiell Gedrucktes nicht kauften, holten sich aus der ‚Fackel' ihre Bildung.

Andererseits wuchs eine Generation auf, eine ganz eigene Rasse, welche die ‚Fackel' statt als Medizin als Nahrung zu sich nahm. Junge Leute hatten ihre »Fackelzeit« so gut wie ihre »Burgtheaterzeit«. Sie kombinierten womöglich. Auf der Galerie des Burgtheaters sah man die lockigen Jungen, vor dem Aufgehen des Vorhangs in diese Lektüre vertieft. Im Gymnasium verschaffte es Ansehen bei den Mitschülern und Mißtrauen bei den Professoren, wenn man in diesem Verdacht stand.

Kein Zweifel, einen großen Anteil an dem wunderbaren Erfolg der ‚Fackel' hatte — außerdem, daß sie dem Leser einen Rausch der geistigen Überlegenheit verschaffte und fabelhaft lustig zu lesen war — die Befriedigung, welche sie der Grausamkeit gewährte. Kraus hatte damals noch eine fröhliche, gesunde Grausamkeit, die er später verlor, oder richtiger, gegen sich selber kehrte, vergeistigte. Seltsames Schicksal! In jener Periode, da er vorwiegend Gesellschaftskritik betrieb, war es das den Lesern bereitete formelle Vergnügen, welches von dem hohen sachlichen Wert seines Kampfes ablenkte; damals erdrückte die Form den Stoff. In seiner späteren Periode, wo er immer mehr den künstlerischen und geistigen Gehalt aus den Erscheinungen abzieht und die Form ihm wirklich heilig wird, vergißt man umgekehrt über dem Stoff den Schriftsteller. So wird er beide Male nicht so verstanden, wie er es beanspruchen darf. Für das zweite Mißverständnis ist allerdings das Publikum weniger verantwortlich, da es einmal gewohnt war, in der ‚Fackel' einen bestimmten Inhalt zu suchen.

Die Gemütsunterlage des Fackelerfolges bei ihrem Erscheinen war die aufgespeicherte Oppo-

sition gegen die ‚Neue Freie Presse‘, welche Kraus erst ins volle Bewußtsein rückte. Tiefe Psychologen haben gemeint, Kraus habe seine ganze Ranküne gegen dieses Blatt daraus geschöpft, daß er nicht als Redakteur engagiert worden sei. Es ist das jene Gattung Menschen, welche als Historiker den Ausbruch eines Krieges auf ein unterlassenes Trinkgeld zurückführen. Nach Ansicht dieser Köpfe kann man Todfeinde durch ein rechtzeitiges Buckerl beschwichtigen und zu lebenslänglichen Freunden umwandeln. Ziemlich allgemein glaubt man einem Menschen etwas Herabsetzendes nachzusagen, wenn man erzählt, er sei da und dort abgelehnt worden, wo er sich um Aufnahme in einen Kreis beworben hat. Als ob es nicht tausendmal lebendiger für den Charakter und die Persönlichkeit eines Menschen zeugte, wenn die Anderen ihn als nicht zugehörig erkennen, als ob das, was uns geschieht, nicht erst recht unsere tiefste Wirkung und eigentliche Tat wäre. In der Einschätzung, die wir uns selbst geben, zeigt sich bestenfalls die Perspektive, in der wir uns erscheinen; diese kann auch eine Unterschätzung enthalten. In der Stellung, welche die Andern zu uns einnehmen, liegt aber zumindest Instinkt und sie erweisen uns manchmal die Ehre, uns für ihre Gemeinschaft zu gut zu finden. Abgesehen davon hat sich die Sache gar nie zugetragen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Karl Kraus habe die ‚Neue Freie Presse‘ erst entdeckt. Lange nach Kraus haben andere, welche mit Ignorierung des Preßproblems politische, kulturelle und künstlerische Aufgaben verfolgten, erkannt, daß es ohne Preßreform überhaupt keine Reform gibt, weil die Presse immer die Macht besitzt, die Aufmerksamkeit nach Gefallen zu dirigieren, die führenden Personen kalt zu stellen, und dort, wo sie schon nicht die Kinder vertauschen kann, wenigstens falsche Er-

zeuger unterzuschieben. Der Effekt ist der nämliche: Vater und Kind sind getrennt, und erkennen sich vielleicht niemals wieder. Andererseits kann sich trotz des furchtbarsten Mißbrauchs, zu dem die Preßmacht gelegentlich verführt, doch niemand entschließen, ihre Notwendigkeit und Unersetzlichkeit schlankweg zu bestreiten. Es ist ein matter Trost in diesem Dilemma, daß die größten Persönlichkeiten den Haß der zeitgenössischen Presse ausgehalten und siegreich überstanden haben; denn er wird aufgehoben durch die Betrachtung, daß sie dieser Gegnerschaft auch immer sicher zu sein hatten und daß hier ein Reibungskoeffizient in die Welt gekommen ist, von dem gerade die höheren Menschen betroffen werden. Will man selbst resignierend zugestehen, daß die Presse, wie sie ist, nur der Exponent der bestehenden Macht- und Tatsachenverhältnisse ist, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß deren Schwere und Druck zugenommen hat, seit sich die Gesellschaft eine eigene Funktion daraus gemacht hat, die Dinge durch die Berichterstattung zu annullieren. Ist dies das Wesen oder nur eine Entartung der Presse? Das ist die Schicksalsfrage. Vielleicht haben wir es nur mit der typischen Erscheinung zu tun, daß in dem ungeheueren Organismus des modernen sozialen Lebens die Macht der jeweils ausführenden Funktionäre weit über jenes Maß hinauswächst, welches ihnen von der Organisation selbst zugedacht ist; in Österreich zumal ist das Übel, jedes Übel verschärft durch den monopolistischen Charakter, den hierzulande alle Art Macht und Besitz gewinnt. Einen Kampf der Gesellschaft gegen ihre Organe hat es immer gegeben, aber niemals hat er eine solche schicksalsvolle Bedeutung erlangt wie in der Gegenwart, wo die Gliederung aller sozialen Funktionen den jeweils an der Klinke befindlichen Funktionär zum Herrn der Welt macht. Heute hat es ein Delcassé in der Hand, den Weltkrieg zu entflammen, morgen viel-

leicht ein zufälliger Telegraphist. An allen Gelenken und Schrauben der Maschinerie sitzen die Zufalls-Machthaber und die Maschine heißt Staat, Gesellschaft. Karl Kraus hat die zufälligen Besitzer der Druckerschwärze entdeckt und auf die kolossale Macht hingewiesen, die sie besitzen.

Es ist dies nur ein Teil jenes allgemeinen Kampfes gegen die Maschinerie, den als immanente Aktualität der modernen Welt erraten zu haben, keine schlechte Witterung verrät. »Organisiert die Welt« ist ein herrliches Wort, aber auch dieses hat seine Selbstaufhebung in sich. Indem sich die Welt organisiert, liefert sie sich aus. Die Fäden der sozialen Organisationen vierteilen — Persönlichkeiten. Karl Kraus ist gegen alle Organisation und Technik von einer ganz grandiosen Rankünе erfüllt und bekommt dadurch einen Stich ins Reaktionäre. Er nimmt das in Kauf. Die Lösung des Problems liegt gewiß nicht in der Verhöhnung der Organisationen, wie sie Karl Kraus so vorzüglich gelingt, sondern in etwas Neuem, Zukünftigem, welches eben den Inhalt künftiger Geschichte bilden wird. Bis dahin aber ist es wertvoll, wenn die Position der Persönlichkeit verteidigt wird, und ich wüßte keine klügere Taktik als die kühne Ausspielung einer starken Subjektivität. Ein gewisses Korrektiv der geschilderten Gefahr liegt darin, daß sich die Organe der Gesamtheit gegenseitig in Schach halten: dies ist auch, um wieder von der Presse zu reden, in den übrigen Kulturländern der Fall, wo sich allenthalben einige einflußreiche Blätter ungefähr das Gleichgewicht halten und eine immerhin erträgliche Oligarchie bilden; in Österreich aber ist das intellektuelle Leben, und um dieses handelt es sich, von einer Zeitung monarchisch beherrscht, welche noch dazu die Suggestion ausübt, daß sie die Intellektuellen vertritt, und das ist in seinen Konsequenzen unerträglich. Karl Kraus hatte niemals die

Absicht, die Presse zu bessern. Er stellte sichs nur zur Aufgabe, ihre Suggestion zu durchbrechen. Das ist natürlich nur eine Interimsarbeit. Die Zeit wird kommen, wo die Gesellschaft die Macht der Presse ebenso konstitutionell regulieren wird, wie die Macht des Staatsoberhauptes. Derzeit läßt sie jene à discretion schalten. Wie, wenn eines Tages die Gesellschaft auf den Gedanken verfiele, die Vertretungsbefugnis der Presse zu prüfen? Man hat noch lange nicht alle Konsequenzen aus der Konstitution gezogen! Das allgemeine Wahlrecht führt, genau besehen, zu der Forderung, daß, nachdem nun alle im Lande vertreten sind, niemand mehr das Recht hat, sich für einen befugten Vertreter einer Mehrheit auszugeben, der nicht in der Lage ist, sein Mandat nachzuweisen. Die gegenwärtige Macht der Presse beruht zum Teil auf diesem Zwitterzustand. Sie genießt alle Vorteile der Subjektivität, insbesondere die Unverantwortlichkeit, derzufolge es das Recht jedes Blattes wäre, zu verschweigen, was ihm beliebt, — gleichzeitig wird aber die Fiktion festgehalten, daß man im Namen irgend einer Gesamtheit das Wort führt. Diese aber, das »Volk«, die »Intelligenz«, oder wie das vorgeschobene Ding heißt, haben weder das Recht noch ein Mittel, dieses fingierte Mandat zu bestreiten! Wie, wenn die Gesellschaft, in deren Namen die Presse richtet, einmal darauf dränge, daß ihr Einfluß geregelt und systemisiert wird? Wenn sie, gerade in Anerkennung des hohen »Amtes«, auch einen Mißbrauch der Amtsgewalt konstituierte?

Die Gesellschaft gibt die Berichterstattung, auf welche sie gewiß ein heiliges Recht hat, derzeit noch frei, sei es, daß sie ihre Wichtigkeit nicht erkennt, sei es, daß sie zu ihr volles Vertrauen hat. Die Presse weiß es aber lange schon, daß die Berichterstattung wichtiger ist als die Ereignisse, und macht sich diese Entdeckung ohneweiters zunutze.

Die ‚Neue Freie Presse‘ insbesondere hat davon einen so beherzten oder richtiger so exzessiven Gebrauch gemacht, daß man von der Wiederaufrichtung der Preßzensur sprechen kann, worunter man aber nicht etwa die an der Presse geübte, sondern die heute schon unendlich gefährlichere und aktuellere: von der Presse geübte Zensur zu verstehen hat. Sie macht sich schlankweg zum Herrn der Ereignisse und hat es soweit gebracht, geradezu Verwaltungsbefugnisse zu arrogieren. Sie zensuriert längst nicht mehr bloß den Wert literarischer und künstlerischer Erscheinungen, sondern sie zensuriert die Zahl der irgendwo versammelten Personen. Sie tötet und erweckt zum Leben, sie verhängt Boykotte, die bis in den privaten Verkehr und in das intimste Geschäftsleben reichen, und bald wird es sein, wie im Jesuitenstaat, wo das Erklingen von Glocken den Ehepaaren die Stunden der erlaubten Begattung verkündigte. Die ‚Neue Freie Presse‘ leistet sich den Hohn, die von ihr Totgeschwiegenen wörtlich zu zitieren und andere Autoren unterzuschieben. Oder sie begrüßt es mit einem »Endlich hat sich Einer gefunden, der ...«, wenn der Plagiator das Wort ergreift, während sie den Autor des Originals niemals kennen mochte. Die Magna Charta der ‚Neuen Freien Presse‘ ist der Absolutismus der Bosheit, gemildert durch einen administrativen Tarif. Ein früherer Herausgeber hat es einmal rund herausgesagt: »Hier haben Sie den Kopf des Blattes: ‚Neue Freie Presse‘. Das muß stehen bleiben; alles andere ist gegen bar zu haben.« Unter dem neuen Regime wurde das Hausgesetz: »Alles, was bezahlt ist, bringen wir«, dahin verschärft, daß von nun an nur, was bezahlt ist, gebracht wird. Das ist die sogenannte »Benedikt'sche Formel«.

Das Betrübendste ist, daß selbst solche Blätter, welche ursprünglich als Opposition zu ihr gegründet wurden, mit der Zeit von ihr redigiert werden. Heute ist beispielsweise auch die ‚Arbeiter-

Zeitung', welche nach ihrem einstigen Programm die ganze Journalistik durch ihr bloßes Dasein zur Wahrheit zwingen sollte und wirklich eine Zeit hatte, wo sie machtvoll schrieb, nur mehr eine Filiale der ‚Neuen Freien Presse'. Das muß nun freilich tiefere Gründe haben, deren Erforschung Aufgabe eines österreichischen Historikers sein wird. Am Ende ist die ‚Neue Freie Presse' der wirkliche, berufene Exponent dieser Kultur? Als wir jünger waren, meinten wir in unserer Naivetät ernstlich, man müsse der ‚Neuen Freien Presse' oder etwa der ‚Arbeiter-Zeitung' nur ein ideales Programm zeigen und sie würden mit Enthusiasmus echte Werte vertreten. Heute wissen wir, daß sie es weder können noch wollen können. Karl Kraus, der niemals im Namen irgendeiner Korporation oder gar einer Majorität auftrat, leistete nun gerade als Person das, was die Gesellschaft sich später einmal als Konstitution des geistigen Lebens erringen wird müssen. Er nahm sich der unmündigen Gesellschaft an und setzte der suggestiven Macht der Presse seine Kritik und seine Suggestion entgegen. Es ging nicht anders, er mußte sie jahrelang Tag um Tag unter Kontrolle stellen, bis das Publikum einigermaßen geschult war. Dieser Kampf ist eine geschichtliche Tat, ein Kulturwerk hohen Ranges, eine, was aufgewendeten Mut und Geist betrifft, schier übermenschliche Leistung, für welche es keinen hinreichenden Dank geben kann. In diesem Kampf, der mit intimster Kenntnis des Gegners geführt wurde, mit einer Wachsamkeit und Unermüdlichkeit, die immer neue spannende Wendungen erfand, in diesem eigentlichen und wahren »Kulturkampf« erwuchs ihm ein ungeahntes Pathos, und es zeigte sich, daß Kraus nicht nur Geist, viel Geist, sondern auch ein Herz besaß.

Aber die Presse war natürlich nur eine jener Institutionen, die er kritisierte, und wenn er sie am härte-

sten anfaßte, so tat er es, weil er sie für den konzentriertesten Ausdruck der öffentlichen Zustände hielt. Er verfolgte aber daneben die kleinen Dummheiten des Tages und spendete den tiefsten Trost, den es nach Huysmans' Ausspruch gibt: den Pessimismus. Dieser Pessimismus war von der befreienden Art. Das deprimierendste Ereignis, der Druck widerwärtiger aber mächtiger Personen, die Schwächen der Bureaukratie, die Widersinnigkeit von Einrichtungen — wenn er sie darstellte, fühlte man eine künstlerisch erlösende Wirkung. Man hatte die Empfindung, er sei mächtig genug, uns von diesen Leiden zu befreien. So entstand später der lächerliche Vorwurf, er habe die Welt doch nicht gebessert, alles sei beim Alten geblieben. In der Tat, es ist wirklich unverzeihlich: Kraus war so pflichtvergessen, die Korruption weiter bestehen zu lassen.

Und doch, er tat weit mehr, als man von ihm erwartete oder verlangte. Der Witz, um dessentwillen er gesucht wurde, erhob sich immer mehr zur organischen Waffe, hinter der Kralle war eine Tatze. Er hatte ein Herz für Schönheit und Genie und für den bleichen Angeklagten vor den Schranken des Gerichts. Er brüllte wie ein Löwe, als ein Richter einen armen Burschen wegen eines gewalttätigen Diebstahls einer Börse zu lebenslänglichem Kerker verurteilte. So furchtbar, wie im Fall Kraft-Feigl hat man Kraus nie wieder gesehen. Das war Konvent! Dann wieder prägte er Worte, in welchen sich sein Witz zu lapidarer Größe steigerte: »Lynch-Justiz für die Justiz-Lyncher« — »Irrenhaus Österreich«. Was immer er vertrat, und wenn es auch unhaltbare Dinge waren, stets wußte er sich den Anschein des letzten, definitiven Standpunktes zu geben, welcher jede weitere Debatte ausschloß. Hatte er aber die Überzeugung, sich vergriffen zu haben, dann war es ihm geradezu eine Lust, sich selbst zu desavouieren. Durfte er doch, gleich seinem Geistesverwandten

Lichtenberg von sich sagen, er sei oft wegen begangener Fehler getadelt worden, die seine Tadler nicht Kraft und Witz genug hatten, zu begehen!

Nun ja, er war auch Journalist. Er war es von Geblüt wie Marat, der kochend und schäumend herumging und schreiben mußte. Die Dinge, die Ereignisse, die Menschen wirken auf ihn wie Peitschenhiebe. Er ist nicht wie Heinrich Heine, der vergnügt ausruft: Wieder ein Narr, — der muß mir viele Goldstücke von Hoffmann und Campe einbringen, er sei mir willkommen! Seine Narren machen ihm keinen vergnügten Tag, sondern er wird aschfahl über eine Zeitungsnotiz, er zittert vor Erregung und Ekel und kann über eine Menschenfratze so bestürzt sein, wie ein Patriot alten Schlags über eine Niederlage des Vaterlandes. Er schreibt aus keinem System heraus, tritt an alle Dinge rein kasuistisch heran und entdeckt sein System viel später. Als Chefredakteur nimmt er einfach Alles, was gut ist, — und es paßt, wirkt aktuell. Er erzeugt die Aktualität. Seine Mitarbeiter staunen, wie er durch das Wegstreichen eines Wortes glänzende Wirkungen erzielt. Mit welcher Gestaltungskraft er aus ganz kleinen Vorfällen des Tages, einer eingesendeten Notiz, eine Geschichte macht! Ein ganzes Dutzend von Courtelines gehen nur so mit drein. Schließlich hat das Papier der ‚Fackel' sich so mit Geist durchtränkt, daß die wörtliche Reproduktion einer Zeitungsnotiz mit gesperrten Lettern als zwerchfellerschütternde Satire wirkt, bloß weil sie die Perspektive der ‚Fackel' erhalten hat.

Dem großen Publikum hat Kraus am besten behagt, solange er mit den Waffen und dem Ressentiment einer intensiven Geistigkeit den Kampf gegen Presse, Bureaukratie, Universitätsmisère, Wucher und veraltete Gesetze führte, Schmarotzer und Nullen entlarvte und Tageslächer-

lichkeiten ziselierte. Kein Zweifel, es wäre eine Lebensaufgabe gewesen und er hätte sie ein Leben lang durchführen können, ohne das Publikum zu ermüden; kein Zweifel, wir alle haben es so erwartet und wären umso lieber darauf eingegangen, als im Rahmen der gesellschaftskritischen ‚Fackel‘ gelegentlich höchst bedeutungsvolle Ausführungen über Literatur, Theater und die anderen Künste Raum fanden. Wäre Kraus nicht Gesellschaftskritiker, so müßte sein tiefes Kunsturteil noch mehr auffallen. Seine Autorität ist darin — ohne daß es der Öffentlichkeit voll zum Bewußtsein kommt, gewissermaßen kryptogam — ganz außerordentlich. Ein Lob aus seiner Feder, zwei, drei Zeilen, machen literarischen Ruhm. Da hat er Witterung, die »Eingeweide riecht«. Hier zeigt es sich auch, daß er gar nicht Rationalist ist, als was er vielen wegen seiner zersetzenden Kritik gesellschaftlicher Zustände erscheinen mag. Hier ist er, was man immer von ihm verlangt, daß er sein soll: positiv. Hier ist er, was man gleichfalls von ihm verlangt: liebevoll und zärtlich. Hier ist er sogar treu. Seine Lieblinge sind in guter Hut. An ihnen wird er zum Verschwender, da ist er weich und feurig und was man will. Wie er seinen Altenberg, seinen Girardi, seinen Matkowsky, seinen Baumeister mit Blumen überschüttet, ist einfach rührend. Die großen Verachtenden sind auch die großen Verehrenden.

Aber die ‚Fackel‘ veränderte ihren Inhalt, ihre Gestalt. In Wien beeilt man sich, die Leute tot zu sagen. Der Tod der ‚Fackel‘ wurde sogar ausdrücklich plakatiert. Der Österreicher rächt sich an allem, was ihm irgend einmal imponiert hat; auch, was ihn angeregt, was ihn mitgerissen hat. Nirgends wird man so schnell für abgetan und ausgelebt erklärt. Was war in Wirklichkeit mit Kraus geschehen? Er war von der Gesellschaftskritik zur Kulturkritik weitergeschritten. Der Marsch vollzog sich sehr eigen-

artig. Er ging über die Nerven. Kraus hatte einen neuen großen Gegenstand entdeckt, der nie zuvor die Feder eines Publizisten in Bewegung gesetzt hat: Die Rechte der Nerven. Er fand, daß sie ein ebenso würdiger Gegenstand einer begeisterten Verteidigung seien wie Eigentum, Haus und Hof, Partei und Staatsgrundgesetz. Er wurde der Anwalt der Nerven und nahm den Kampf gegen die kleinen Belästiger des Alltags auf, aber der Gegenstand wuchs ihm unter den Händen, er wurde zum Problem des Privatlebens. Es zu verteidigen gegen Polizei, Presse, Moral und Begriffe, schließlich überhaupt gegen den Nebenmenschen, immer neue Feinde zu entdecken, wurde sein Beruf. Darin blieb er sich treu bis auf den heutigen Tag. Er verfocht eine neue Gruppierung der Begriffe, indem er nachwies, wie vieles unter dem irreführenden Gesichtspunkt der Moral geht, was viel ökonomischer als Individualrecht verteidigt werden kann, und leistete eine langwierige, mühsame, verwickelte Aufklärungsarbeit. So kam er in das Labyrinth der feineren geistigen Konflikte, welche man bisher nicht gewohnt war, in einer programmatischen Zeitschrift ausgeführt zu sehen. Ja, wenn es auf Grund irgend einer Partei oder eines Systems gewesen wäre! Aber es geschah nur auf Grund der Persönlichkeit. Dieselbe Eigentümlichkeit seines Geistes, sein tiefstes Wesen, welches ihn zum Journalisten machte, führte ihn schließlich davon wieder ab: es besteht darin, die Dinge unmittelbar, ohne irgendeine Zwischeninstanz auf seine Persönlichkeit wirken zu lassen. Ist der Gegenstand ein populärer, so ist man Journalist im großen Sinn. Wird der Gegenstand differensierter, geistiger, so wird man — Aphorist. Die Konflikte, die ihn von da an reizen, liegen auf jenem großen Gebiet, wo die gesellschaftliche Ordnung sich mit dem Innenleben berührt, also einem Gebiet, welches vorwiegend der künstlerischen Bearbeitung unterliegt. Infolgedessen ist es nicht so leicht, in einer

Formel zu sagen, was Kraus eigentlich vertritt. Er selber könnte seine Weltanschauung nicht so zusammenfassen, daß sie auf einem Meldezettel Platz hätte. Für die gegenwärtige Ordnung der Dinge ist er absolut nicht eingenommen. Er ist auch nicht bloß kritisch. Utopien sind aber gleichfalls nicht seine Sache. Er entwirft keine Gesellschaftsordnung und keine Gesetze. Er ist kein Sozialdemokrat, kein Anarchist, aber am allerwenigsten Bourgeois. Und doch ist eine mächtige treibende Kraft da, hinter der unbedingt etwas Positives steht. Die Sache läßt sich vielleicht ganz einfach sagen: er ergreift die Partei der Naturmacht gegen das Getriebe des Alltags. Hat die Natur einen solchen Streiter nötig? Merkwürdigerweise: ja. Die zwei größten Naturmächte: Genie und Geschlecht müssen tatsächlich »vertreten« werden. Die Kunst tut nichts anderes. Neu ist nur, daß es ein Journalist tut. Und doch ist es logisch. Die Natur hat immer den Tag, die »Jetztzeit« zum Gegner. Sie kann daher neben Dramendichtern auch sehr gut einen solchen Streiter brauchen, der sie mit Tagesmitteln gegen den Tag bewaffnet. Die konventionelle Ordnung ist von zwei ständigen Revolutionen bedroht: vom Geschlecht und vom Genie. Will man ein einziges Wort — von der Schönheit. Die Schönheit ist die gewaltigste aller revolutionären Mächte. Die Gesellschaft kann nicht furchtbarer kritisiert werden als vom Standpunkt der Schönheit. Alle die unendlichen Verzweigungen der Korruption sind nichts anderes als Verbrechen an der Schönheit, lassen sich irgendwie darauf zurückführen. Es liegt etwas Erderschütterndes in der Schönheit und etwas rasend Aufreizendes in dem, der sich unter ihre Fittiche stellt. Hier verknotet sich Sozialpolitik und Sexualpolitik bei Kraus, von jener ausgehend landet er bei dieser. Dies das Leitmotiv, welches sich immer gebieterischer ins Bewußtsein drängt. So wuchs er seinem neuen großen Problem entgegen: Sittlichkeit und Krimi-

nalität. Die Aufsätze, seither in einem Bande gesammelt, haben uns erst die Augen geöffnet. Eine Zeitlang schien es, als habe er sich aus Liebhaberei auf ein Nebengeleise begeben. Die Übersicht belehrt uns, daß er auch hier einen Marsch vollzogen hat, dessen taktischer Sinn sich erst dem rückschauenden Blick enthüllt. An hundert kleinen Tagesbegebenheiten, zumeist Gerichtsfällen, wird ein unheilvolles Mißverständnis in der Behandlung der sexuellen Frage enthüllt. Der Gedanke, daß der Staat, die Gesetze und ihre Organe sich notwendig und regelmäßig vergreifen, wenn sie an die Naturgewalt der Sexualität herantreten, wird mit einer Vielseitigkeit der Darstellung und mit einem Reichtum der Exemplifikation belegt, der einer wissenschaftlichen Quellenarbeit Ehre machen würde. Gleichzeitig wird Kraus zum Künstler von einer unerschöpflichen Produktivität in der Darstellung der komischen Konsequenzen dieses Mißverständnisses und Mißgriffes. Die Polizei kommt dabei schlecht weg. Sie hat überhaupt in Kraus einen schrecklichen Antipoden, einen wahren Racheengel gefunden.

Im Kampf zwischen staatlicher Flickarbeit und der Naturgewalt der Sexualität erscheint ihm das Weib als Vertreter der inkommensurablen Macht, bei deren Bezähmung die Satzung teils lächerlich, teils widerwärtig, manchmal beides zugleich wird. Für das Weib hat Karl Kraus eine innige Zärtlichkeit. Es ist seine große Liebe und wenn er für bedrängte Frauen eintritt, kann sein Pathos eine prachtvolle Höhe erreichen. Darin lehnt er jede soziale Betonung grundsätzlich ab. Er tritt für das Weib ein, weil es ein Weib ist. Er hat den Gedanken, daß die Moral mit der Erotik nichts zu schaffen hat, am kühnsten, nachdrücklichsten und konsequentesten verfolgt. Er ist unermüdlich in der Darstellung des pyramidalen Nonsens, brav, anständig charaktervoll ohneweiters gleichzusetzen mit keusch

oder gar enthaltsam. Diese Gleichung hat sich in die feinsten Fugen der Sprache eingenistet und muß geradezu ausgeschwefelt werden. Nun ist gewiß die Erotik ein wesentlicher Faktor einer Persönlichkeit. Nach Nietzsche reichen Art und Charakter der Sexualität bis in die höchsten Gipfel der Persönlichkeit. Es fragt sich nur, welche Seiten der Sexualität wir zu bejahen und welche zu verneinen haben. Kraus geht in der strengen Scheidung zwischen Erotik und der übrigen Persönlichkeit bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Wie weit er darin Recht hat, ist eine Frage für sich. Daß er aber die Verfechter der Verquickung bis aufs Blut zu verfolgen versteht, muß man ihm lassen. Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung daran ging, das Hurentum vom Schimpf zu erlösen, ja die Prostitution selbst als natürliche — nicht soziale — Kategorie proklamierte.

Er wurde dabei zum Romantiker und geriet in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechts ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber, es fehlt ihm zur Übersicht über das weibliche Geschlecht selbst ein Ingrediens, welches seine Weibanschauung erst rund machen würde. In ihm steckt kein Hausvater und nicht eine Faser von einem Patriarchen, darum ist ihm auch die Mutter uninteressant. Er ist immer Page. Aber die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt. Seine Art, das Weib zu sehen, hängt vielleicht damit zusammen, daß ihm der staatenbildende Instinkt fehlt, der auf der Kontinuität der Geschlechter beruht und im Familiensinn seinen Ausdruck findet. Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit.

Sieht man von diesem notwendigen Einwand

ab, so muß man zugestehen, daß Kraus den Frauen reiche Entschädigung zu bieten hat. Kraus rettet die Frauen umgekehrt als es üblich ist. Nicht, indem er sie von dem Vorwurf der Sinnlichkeit reinwäscht oder auf mildernde Umstände plaidiert, sondern indem er die Sinnlichkeit selbst preist und besingt. Eine viel wirksamere und geistreichere Rettung jedenfalls, welche sich die Frauen gefallen lassen können. Er akzeptiert alle Argumente der Weiberfeinde und Weibverächter, nur sind alle diese Argumente für ihn solche der Liebe. Auch er meint, daß die Frauen unlogisch, eigensinnig, oberflächlich und ungebildet sind. Aber er findet das bezaubernd. Übrigens gelingt es ihm, von dieser Seite in die Poesie des Weibes einzudringen und wie sich allmählich seine Erotik vergeistigt und raffiniert, so landet er schließlich bei einem geistigen Frauenwesen, nur freilich ist dieser Geist von ganz anderer Quelle und Artung als etwa der des Mannes oder einer Hysterikerin oder eines Blaustrumpfs.

Daß seine Zärtlichkeit für das Weib in tiefere Schichten seiner Persönlichkeit hinabreicht, das zeigt sich an dem Haß, zu dem sie ihn gelegentlich befähigt. Die erste Abwendung von Maximilian Harden kündigt Kraus an, als Harden in diesem Punkt, im Weiberpunkt sein Mißtrauen reizt. Von da an geht es aber dann reißend weiter. So weh hat Kraus niemandem noch getan! Die Schläge, die er seinem Berliner »Rivalen« versetzte, waren so furchtbar, unwiderstehlich und rasch, daß der Angegriffene trotz seiner großen publizistischen Mittel geradezu den Eindruck der Wehrlosigkeit machte. Er verfolgte den Mann bis zu den Schatten und gab ihn auch dort nicht frei. Wo hat es je eine solche Polemik, eine ähnliche Attacke gegeben? Hier darf man selbst die größten Beispiele heranziehen, ohne daß Kraus durch den Vergleich verdunkelt wird. Die Verfolgung Platens durch Heine macht eher einen dürftigen und willkürlichen Ein-

druck, wenn sie mit dieser elementaren, furiosen, niederschmetternden Abrechnung, diesem schnaubenden »Esse delendum« parallel gestellt wird. Lassalles Julian Schmidt mag auf die Zeitgenossen entfernt so gewirkt haben. »Wien« siegte glänzend über »Berlin«. Es war grausig schön. Harden erwachte eines Morgens und war unberühmt. Wo ist er? fragte man sich, die Augen reibend. Der aber war, wie bei einem Dynamitattentat, restlos dahin. . . .

Was kann Kraus noch werden und wo ist der Königsgedanke seines Schaffens? Ich sagte es schon: die Schönheit. Man könnte aber auch sagen: sein ganzes Leben, so mannigfach verschlungen, gilt einem Ideal: der Persönlichkeit. Er betrauert sie, wenn sie geknechtet ist und richtet sie auf, wo er sie bedrängt findet.

Kein moderner Geist hat den Sturz der Persönlichkeit in der modernen Welt tiefer und brennender empfunden als Karl Kraus. Er hat diese Krise erraten und mit den allarmierendsten Worten verkündigt. Er hat dafür ein geradezu erleuchtetes Bewußtsein. Ihm sind die Möglichkeiten der Persönlichkeit bekannt und darum ihre Gefahren. Den wenigsten Zeitgenossen dürfte auch nur eine Ahnung davon dämmern, was da vorgeht. Eine entsetzliche Verarmung des Menschengeschlechts. Wir werden arm. Das ist's, wovor ihm graut. Hier rechtzeitig zu warnen, die Verarmung nachzuweisen, das ist seine Lebensaufgabe. Alles was er dazu tut, ist nur Waffe, Rüstzeug, Konsequenz. Diese grausige Furcht peitscht ihn zur vehementen Kritik der Kultur, während sich andererseits die Kultur selbst in ihm mit unheimlicher Rapidität entwickelt. Es reißt ihn vom Heute zum Morgen, läßt ihn das, was er heute noch goutiert, morgen schon verstoßen. Er konsumiert alles, was in seinen Bereich kommt, mit unheimlicher Schnelligkeit und dabei ist es seine Formel, daß er nichts übergehen kann und darf. Er

muß alles an sich nehmen, dann aber erlöst er sich davon ganz und vollkommen. Daher wunderliche Widersprüche in seiner Lebensführung, welche seinen Freunden nicht immer paßt. Was ihm bestimmt ist, zu bekämpfen, muß er vorher suchen; es ist aber umgekehrt, wie die Leute glauben. Man sagt, er verrate seine Freunde. Umgekehrt, er muß durch seine Feinde hindurchgehen. Das ist tragisch, aber es ist seine Formel. In seiner gallopierenden Konsumtion liegt aber unstreitig auch das Bedeutende, das Dämonische an ihm. Es macht ihn sensitiv gegen alles Verbrauchte und Triviale. Die Trivialität, die feste Schablone tut ihm weh wie glühendes Eisen. Wie er es versteht, auf ein Durchschnittspublikum diese seine Stimmung zu übertragen, ist ein Rätsel. Aber ihm gelingt's. Er vermag es, irgend eine Tagesmeinung mit einer solchen Gebärde der Verachtung abzutun, daß sie wie ein ausgespuckter Standpunkt erledigt ist. Es gelingt ihm, das Volkstümliche zu verhöhnen und damit populär zu werden. Er ist nämlich wirklich populär, er ist den Wienern unentbehrlich.

In dem Kampf um und für die Persönlichkeit stößt er auf die Demokratie. Von der hat er nie etwas gehalten. Er hat es unglaublich beherzt herausgesagt. In seinem Kampf gegen die gesellschaftlichen Mißstände gerät er mit ihr beinahe wider Willen in ein Freundschaftsverhältnis, aber er hat die Seelenstärke, alle Bundesgenossen zurückzustoßen. Er hätte sichs leichter machen können. Es gab eine Zeit, wo man ihm von gewisser Seite stark den Hof machte. Er winkte ab. Er will wirklich keine Bundesgenossen. Jeder, scheint es ihm, kompromittiert. Jedes »Komitee« ist ihm ein Gräuel, eine Verwässerung, eine Verkehrung ins Gegenteil. Er hat den Willen zur Einsamkeit. Es führt ihn dazu, die Politik überhaupt zu negieren. Jedes wie immer geartete Kollektiv-Wirken erscheint ihm als Degradierung. Die

Politik ist ihm absolut problematisch, geradezu unverständlich. Ich gebe ihm darin nicht recht, aber ich erinnere mich, daß Karl Kraus noch jedesmal, wenn ich glaubte, er sei um eine Strecke zurück, um eben diese Strecke voraus war. Fest steht, daß für einen Geist, der unmittelbar wirken kann, die Politik ein Umweg ist. Wenn aber Kraus in Bismarck beispielsweise einen Kopf sieht, dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war, so beweist er damit nur, daß ihm das Leben von Massen, Völkern, Organismen und deren Exponenten unendlich ferne liegt. Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses große Fatum ist für ihn nichts als ein Monstrum. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein. Aber liegt die Schuld an ihm? Unser Staat ist so atomisiert, daß sich tatsächlich Individuen in der Luft bilden. Schwebende Geister, kolossal anziehende Erscheinungen, wie sie vielleicht nirgends sonst auf der Welt vorkommen; hohe Kulturen ohne reale Unterlage. Aber die Frage ist, ob es das geben darf; ob es außer denjenigen, welche aus ihrer Isoliertheit ein Programm machen, irgendeine Fruchtbarkeit geben kann, losgelöst von Boden, Nation, Territorium, Staat. Hier beginnt das Problematische an Karl Kraus, freilich auch das Einzigartige einer Erscheinung, die in England, Frankreich, selbst Deutschland nicht möglich wäre. Fragt sich nur, wie es endet, ob der tragische Unterton solcher Persönlichkeiten nicht eben doch politische Ursachen hat. Daß sichs Kraus zur besonderen Ehre anrechnet, und daraus neue exotische Farben für seine Palette gewinnt, ändert nichts an der Tatsache, daß ein solches Empfinden uferlos ist.

Jedenfalls begünstigt diese Geistesstimmung seine schon berührte Eigenart: allen Dingen unmittelbar gegenübertreten zu können. Zwischen sich und den Dingen keinen wie immer gearteten Ver-

mittler zu haben, kein System, keine Partei, keine Abstraktion, keinen Standpunkt, kein Vorurteil, keine Nation, kein Vaterland, keine »Bildung«, und dabei doch eine leidenschaftlich bebende Vollblutpersönlichkeit sein — das muß eine ganz neue Musik und eine Form der höchsten Unmittelbarkeit geben. Karl Kraus hat sie in seinen Aphorismen gefunden und erobert. Es ist in diesen »Sprüchen und Widersprüchen« etwas von der Stimmung, wie sie Otto Stoessl für den Skeptiker definiert: »dessen Pathos darin liegt, nichts pathetisch zu sehen, sondern allen Dingen ihre Schwere zu nehmen, indem er ihnen seinen Geist einhaucht, dessen zartes ergreifendes Lächeln aus der groben Welt widerstrahlt, die er ansieht, der nicht gestaltet, sondern nur eben anschaut und mit leisem Liebhabergeist das bittere Leben doppelt liebt, weil er es in all seiner Fragwürdigkeit und Blöße erkennt.« Diese Aphorismen wölben sich wie ein goldig-blauer Septemberhimmel nach langen bangen Stürmen. Die Sprachkunst wird stoffrei, materienfrei, leichtbeschwingt, hellklingend. Der Stil ist konzentriert und bietet sich dem Studium in Reinkultur dar. Diesen Stil meinte manch einer aus dem Handgelenk nachmachen zu können. Da zeigte sichs ungefähr, wie schwer das ist, so eine kleine Glosse von dreißig Zeilen zu schreiben, ohne daß der Leser früher durchgeht. Die Kunst, mit der Sprache so zu fesseln, daß der Leser mit steigender Lust und Spannung ins Labyrinth läuft und alle auch schweren Anforderungen gerne auf sich nimmt — das hat ihm noch keiner abgeguckt. Das Geheimnis liegt vielleicht darin, daß Kraus selber einem Sprachlabyrinth träumerisch-trunken nachwandelt; die Sprache ist für ihn ein Garten voll unverhoffter Rosen, die aus allen Lauben hervorbrechen. Er hat Aufsätze geschrieben, Essays, gipfelnd in einem klirrenden Witz, deren Bau und Konstruktion nicht zu ergründen und doch artistisch-gedanklich voll-

endet ist. Ihn leitet, scheints, dieselbe geheimnisvolle Macht wie den Lyriker. Darum gibt es bei ihm keine toten Stellen, keine Lacunen, sondern ein unwiderstehliches Weitergleiten, wie es etwa bei der Wieland'schen Prosa zu verspüren ist, wo sich das Umblättern so ganz und gar im Husch und von selber macht. In seinen Aphorismen tritt uns diese Sprach-Produktivität ganz leibhaftig entgegen. Karl Kraus darf nun endlich erwarten, daß er seinem zuständigen Richter nicht mehr entzogen wird; er ist nunmehr in der Gesellschaft angelangt, auf die er ein Recht hat: in der Gesellschaft der Denker und großen Herren vom Geist. Er kann somit auf seinen wirklichen Geschmack ohne die Würze der Tagesaktualität genossen werden. Bei allem selbstständigen Leben der einzelnen Aphorismen liegt in der Komposition dieses merkwürdigen Buches eine Wechselwirkung und innere Verkettung der Gedanken und eine jubelnde Steigerung, welche sie wieder zu einer höheren Einheit verknüpft. Man darf neugierig sein, ob gegenüber diesem Buch, dessen geistiger Schatz sicherlich heimlich aufgegriffen werden wird, die österreichischen »Intellektuellen« die Frechheit haben werden, zu — schweigen! In den Aphorismen erkenne ich einen vollendeten Freigeist, der alle Schlacken von sich abgetan, einen unverhofften, edlen Abschluß eines stürmischen Jahrzehnts.

Kolossaler Marsch einer Persönlichkeit: beginnt damit, seine Mitbürger durch gelungene Scherze über die Tagesereignisse zu amüsieren, gibt seinen Waffen allmälig Objekt und Richtung, stellt sich in den Dienst der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, erhebt sich zum großen hinreißenden Journalisten, wird zum Kulturkritiker und Sachwalter des Individuums, dann der Persönlichkeit und des Genies, wirft von einem bestimmten Zeitpunkt an alle Eroberungen, Freunde, errungenen Positionen wie einen Pappenstiel

von sich und zieht sich auf den Geist zurück und wird zum Künstler feinster Weltbetrachtung. Ihn begleiten auf diesem Wege Haß gegen Trivialität, gegen Schmarotzertum, Demokratie und Popularität — Liebe zum Weib, zur Persönlichkeit und Einsamkeit, während er immer mehr und mehr davon abkommt, für Menschen und Dinge einzutreten und leidenschaftlich sein Eigenstes sucht, um es endlich nach vielen Schmerzen und seltenen Triumphen zu finden und als klingendes Gedankengold herauszuzahlen, endend wie er begonnen, mit neuen Verheißungen und vielsagenden Versprechen .....



Die Memoiren der Odilon.

Anadyomene, mit einer Krücke dem Meer entstiegen — so erschien sie mir auch in gesunden Tagen. Erst ihre Krankheit, deren aphrodisischen Ursprung sie selbst bekennt, beglaubigt sie als Weib. Ihre Stimme war nicht wie Sirenensang, den zu hören man stirbt; doch es klang auch kein tragischer Orgelton darin und keine Glocke zur christlichen Nacht. Das Weib im Zustand der Zivilisation, aber ohne das Heimweh der Hysterie und ohne Widerspruch gegen die Gefängnisvorschriften. Kaum daß ein Dämmer jener Nervennot, aus der das Gefühl der heutigen Schauspielerin schöpft, die Ahnung eines elementaren Lebens weckte. Hier war nicht das, was dem Weib Persönlichkeit gibt, das tiefe Nichts, die zauberische Hülle aller Werte, die der Mann verleiht und die ihn bereichern: Hingabe, die Rückgabe ist. Diese Faszinationen haben nichts, was den

Bürger aus dem Weg der Korrektheit reißen könnte, aber einen Künstler möchten sie zerstören; diese Betrügereien vollziehen sich innerhalb der Gesellschaftsordnung, aber einen Mann von Gnaden der Natur könnten sie um den Verstand bringen. Das ist die Mission solcher Frauen, von denen man nicht wüßte, wozu sie geboren werden, wenn sie nicht zuguterletzt eine Erkenntnis stärkten: daß die Kultur das Chaos wiederhergestellt hat, aus dem die Welt erschaffen wurde . . . Die »interessante Frau« und die erotische Posse bezeichnen die geistigen Grenzen der christlichen Geschlechtsfreiheit; nichts ist uninteressanter als jene und nichts trauriger als diese. In ihnen huldigt die Übertretung dem Verbot; das Maß dessen, was gewagt wird, ist das Maß dessen, was nicht gewährt ist, und so wahr Freiheit die Feindin des Zwanges ist, so ist Frechheit die Verbündete des Respekts. Innerhalb der geistigen Ordnung aber, die die Persönlichkeiten bricht, da sie sie nicht biegen kann, hat der Gaukler Talent den weitesten Spielraum. Talent ist geschlechtslos und daher weltläufig. Es täuscht über allen Zwiespalt eines Lebens, das die Geschlechter gegeneinander stellt, es ist eine Verständigung von Mann zu Weib. Sinnengenuß und Rausch des künstlerischen Schaffens tun uns nichts mehr zu leide; es sind die Sonnwendfeuer des Talents, die den Schein eines Waldbrandes geben. Talent ist der Selbstbetrug, mit dem sich das Leben über seine Verarmung tröstet. Und durch nichts verarmt es mehr als durch die Entschädigung. Kraft ist schöpferisch, aber Routine, die Kraft ersetzt, kann nicht einmal Routine erschaffen... Sonst kann sie alles. Denn das Wesen des Talentes ist, zu können, was es nicht muß. Ein Talent der Liebe, ein Talent der Bühne, am zweifachen Spiel gehindert, wird unschwer zum Talent der Feder. Versagt die rechte Hand, so schreibt die linke. Sie schreibt Memoiren eines Talents, die ebenso jedes andere Talent schreiben könnte, ohne erlebt zu

haben, was sich schreiben läßt. Erinnerungen an die Tage, da eine Stadt vor Frau Helene Odilon auf dem Kopf stand und es ohne Rücksicht darauf tun konnte, daß ein wertvoller Inhalt in Verwirrung gerate.

Mir klafft kein Riß zwischen der peinlichen Sensation dieses Buches und dem Künstlerruhm dieses Lebens. Und schwer wird es mir, die Autorin nicht gegen die enttäuschten Verehrer der Schauspielerin in Schutz zu nehmen. Denn die Frage »Ist das wirklich notwendig gewesen?«, die sich schmerzlich bewegten Feuilletonisten entringt, darf frank bejaht werden. Man müsse nicht die Odilon gewesen sein, sagen sie, »die große Mondäne, die Verführerin einer Stadt«, um ein solches Buch zu schreiben, das nichts enthalte als Klatsch aus Garderobe und Schlafzimmer; um es in einem saloppen Komödiantenjargon zu schreiben und in einem gleichgiltigen Ton, der nichts interessant zu machen wisse. Ich sage, man muß dazu die Odilon gewesen sein! Liegt die Enttäuschung der Verehrer in der Erkenntnis, daß die Dame keine hinreichend geschickte Feuilletonistin ist? Sie scheint tiefer zu wurzeln; denn der Tadel resolviert zu der Erklärung, an dem banalen Buche sei »nichts sonderbar, als das Wesen einer Frau, die uns daraus entgegentritt: kalt, indezent, rücksichtslos und ohne Tiefe«. Dieses Buch sei danach angetan, »das Bild der einst strahlenden Odilon zu zerstören«. Man sieht, wie verzwickt der psychische Sachverhalt ist. Denn die Autorschaft der Frau Odilon zugegeben, bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß ihre Persönlichkeit in dem Augenblick kläglich zusammengeschrumpft ist, als ihr ein Verleger den Antrag stellte, ihre Memoiren zu schreiben, — oder die Annahme, daß es einst der faule Zauber einer strahlenden Routine war, der eine kalte, indezente und seichte Natur zur Verführerin einer ganzen Stadt machte. Ich entscheide mich für die Annahme und verwerfe die Vermutung. Jene Geschicklichkeit konnte die Literaten täuschen, so-

lange sie auf der Szene zu Hause war. In die Literatur übersiedelt, erregt sie das Bedenken der Fachleute. Eine rechte Frau mag in einem ungefügen Satz eines Briefes die Gestaltungskraft von zehn Schriftstellern beschämen, aber sie wäre nie imstande, ihre Memoiren herauszugeben. Es ist ein unnatürlicher Tod der Weiblichkeit, die im Bett stirbt, wenn eine sich entschließt, zur Feder zu greifen. Dieser Selbstmord soll als Versuch der Rettung aus einem unbefriedigten Dasein nicht unterschätzt werden. Aber ein Weib schreibt immer sein Obduktionsprotokoll. Und glaubt man, daß das Leben einer Frau, die eines Tages der Literatur verfällt, je etwas anderes war, als ein Leben aus zweiter Hand? Nur die Blindheit nimmt eine Wesensänderung wahr, und nur die Taubheit hört aus den Memoiren der Frau Odilon eine andere Sprache als aus ihren Bühnengestaltungen. Wer bei dem »gefühllosen, gleichgültigen, einförmigen Ton« ihres Buches sich nicht an die Glanzzeit der Frau Odilon erinnert, um eine Konsequenz festzustellen, sondern um über die seltsame Verwandlung eines Charakters nachzudenken, der macht mit Unrecht die Autorin für seine Enttäuschung verantwortlich. Madame Sans-Gêne in Wort oder Schrift, ich höre nur eine Stimme, und sie klingt mir immer noch wie der Ton einer stattlichen Sparbüchse, einer, die klappert und schüttert, ohne sich je zu vergeuden, und die unter Kuratel zu stellen, bloß dem Scharfsinn einer österreichischen Behörde einfallen konnte. Aber es ist schließlich kein Wunder, daß in einem Staat, dessen Finanzminister frei herumlaufen und dessen Abgeordnete davon leben, daß sie mit fremdem Geld verschwenderisch umgehen, die Kapitalisten zu Märtyrern der behördlichen Aufsicht werden. Daß sich diese eine Frau als Opfer ausersehen hat, die in ihrer ganzen Lebensführung den holden Schwachsinn ihres Geschlechts verleugnet, beweist die glückliche Hand, die

dieser Staat wie in allen höheren Kulturproblemen auch bei der Kuratelsverhängung bewährt. Die Art, wie Frau Odilon noch heute mit ihren Liebhabern abzurechnen versteht, stärkt den Verdacht, daß hier ein mündiger Verstand unter der Kuratel des Blödsinns gehalten wird. Daß Frau Odilon als Schriftstellerin noch nicht die blendende Routine hat, mit der sie als Lebenskünstlerin und Star der Bühne über den Mangel an Persönlichkeit zu täuschen wußte, ist ein Vorwurf, den nur die kollegiale Unduldsamkeit erheben kann. Aber daß ein Weib den Ehrgeiz hat, mit der Feder seinen Mann zu stellen, ist keine Kritik am Buch, sondern am Weib. Das ist keine Schwachsinnige, das ist kein Weib, die solche Proben einer Erinnerungsfähigkeit ablegt.

Solange eine nicht schreibt, bewahrt sie den Schein der Geschlechtswirkung, und der Zusatz jener widerwärtigen Geistigkeit, der sie später zur Schriftstellerin befähigt, mag gar die verdächtige Mixtur herstellen, welche die Toren betört. Aber eben diese Intelligenz ist es, die im rechten Augenblick alle die schlechten Eigenschaften mobilisiert, die im Friedensstand zum Reiz des Weibes versammelt sind. Die Anmut ist eine Maske, die das Weib vor dem wahren Antlitz trägt. Fällt die Maske — nichts außer ihr vermag zu »fallen« —, so steht eine fragwürdige Menschlichkeit vor deinen Augen. Bist du nicht im Zauberbann, so kann die Erhitzung deines Nachbarn dich nicht von der Vision abbringen, daß die Luxusdame, die da oben ihr Spiel treibt, ein flotter Weinreisender im Unterrock ist oder ein Börsenagent mit Jupons. Und läßt sie selbst die Maske fallen, gibt sie den Schein schöpferischen Frauentums auf, um eine Meinung zu vertreten, um zu agitieren, zu reden, zu schreiben, so erwächst der Eindruck zu schreckerregender Vollständigkeit. Sie braucht sich dann von keinem Feuilletonisten entmutigen zu lassen, der Ehrgeiz allein beglaubigt ihre Zugehörigkeit, und das ange-

borne Talent zur Routine führt sie bald über die Schwierigkeiten des Anfangs. Und sie hat ein Recht darauf, daß man ihr die Abscheulichkeiten eines Klatschromans genau so verüble, wie jedem Reporter, der die wahre oder fingierte Kenntnis des Privatlebens stadtbekannter Personen zu einer publizistischen Sensation ausschrotet. Denn das ist der ehrliche Erfolg der Frauenemanzipation, daß man einem Weib, welches sich einem schmierigen Handwerk des Mannes gewachsen zeigt, heutzutage nicht mehr die verdiente Geringschätzung vorenthalten darf. Freilich muß hier das Recht der Frau noch immer in einem Punkte zu kurz kommen. Man darf einer, die ehrenrührige Eingriffe in ein Privatleben begeht, wohl von der Gesinnung zumessen, die man einem Redakteur in solchem Falle widerfahren läßt; aber das unsäglich ekle Erlebnis, eine Frau, die Memoiren geschrieben hat, vor den Geschwornen zu sehen, wird der erpichteste Frauenrechtler nicht herbeisehnen, und kein Feminist wird wünschen, daß man an einem Weibe jene Selbsthilfe betätige, die man gegen den Verbreiter der sexuellen Intimitäten in der richtigen Erkenntnis anwendet, daß die judizielle Genugtuung nicht zureiche. Es ist gewiß wieder ein Unrecht, daß man hier durch die Bevorzugung der männlichen Sudler begeht. Aber der äußere Schein, der dafür spricht, daß es Männer sind, während die Journalistinnen noch immer keine Hosen tragen, muß die Wahl entscheiden. Wenn auch in Wahrheit durchwegs nur die Weibernaturen in der Journalistik auf den trostlosen Gedanken verfallen, durch Preisgabe wahrer oder erdichteter Tatsachen des Privatlebens eine Rache zu üben, so ist doch die Hose für den Entschluß maßgebend, sie zu spannen. Kein Mensch, und wäre er in seinem Innersten beleidigt worden, wird einen Weiberrock aufheben, um eine unzärtliche Gesinnung zu betätigen. Diese Zurücksetzung müssen sich nun einmal die

schreibenden Weiber gegenüber den weibischen Schreibern gefallen lassen. Aber weil sie ihrer ganz und gar sicher sein können, sollte umso nachdrücklicher der Versuch unternommen werden, sie durch Worte einzuschüchtern. Denn das Handwerk der Kolportage von Bettgeheimnissen mag einen goldenen Boden haben: wenn es ein Weib betreibt, so ist es eine Beleidung des eigenen Geschlechtes, wie sie schimpflicher nicht gedacht werden kann. Für diese, nicht für die Beleidigung der Männer, deren Leben das Unglück hatte, von einer künftigen Memoirenschreiberin gekreuzt zu werden, gilt es eine Sühne zu schaffen. Es wäre lächerlich, einen Menschen wie Alexander Girardi, der mit einem Wort einen Reichtum der Liebe spendet und gewinnt, gegen die Herzensleere dieser Enthüllungen in Schutz zu nehmen, die nebst ihrer garstigen Absicht nichts enthüllen, als gerade die wertvollsten menschlichen und künstlerischen Eigenschaften des Betroffenen. Aber man würde sich versucht fühlen, sich selbst des unsympathischesten Opfers dieser Rankünе anzunehmen und einen Geldbaron gegen den Verdacht einer reinen Liebe zu schützen, aus deren »Glückstraum« Frau Odilon durch drei Tausender herausgerissen wurde, wie anderseits gegen die öffentliche Rechnungslegung, zu der sie sich gegenüber dem »Unwürdigen« schließlich doch bereit findet. Sie alle aber gegen die Zumutung zu schützen, ihre Bettgenossenschaft kulturhistorisch gewürdigt zu sehen.

Es ist ein Buch, das wirklich notwendig war, um der Öffentlichkeit und deren Wortführern über die Armut ihrer Illusionen die Augen zu öffnen, die fast so billig herzustellen sind, wie die Bühnentoiletten der Frau Odilon. Durch die rücksichtslose Preisangabe für diese und durch das Preisgeben der uninteressantesten Geheimnisse hat sich die Verfasserin in einem Teil der Presse das Lob »Rousseau'schen

Wahrheitsmutes« zugezogen. Gefährlicher ist eine Kritik, die Frau Odilon jahrelang als dämonisches Weib anerkannt hat und jetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, weil sich der Zauber als eine sublimierte Mischung aus den Interessen eines Reporters und den Berechnungen eines Theateragenten herausstellt. Daß Charlotte von Stein nach der Schätzung beeideter literarhistorischer Sachverständiger keine Wertsache war, wird an ihrem Liebhaberwert für die Subjektivität eines Goethe nichts ändern; man wird höchstens in der Überzeugung bestärkt werden, daß die Literaturforschung keine Wertsache ist. Aber die Objektivierung der Frau Odilon ist durch ihren Willensakt herbeigeführt worden, sie hat sich selbst enthüllt, sie hat geschrieben. Die schmerzliche Enttäuschung der Wiener Kulturforscher ist so töricht wie die Überlegenheit der deutschen Literaturhistoriker.

Freilich muß es ihrer Vorstellung von einem Mondänentum arg zusetzen, wenn sie Frau Odilon erzählen hören, wie sie in ihrer Jugend »ein paar Dachteln« bekommen habe, wie ihr dann »das Herz pumperte«, als sie zum erstenmal auf den Presseball ging; wenn sie hören, wie sie sich ein »armes Waserl« nennt, »gut is' gangen« ruft, ein Erlebnis »bis zum I-Tüpferl durchmacht«, »pumperlgesund« nachhausekommt, von ihrem »Hirnkastel« spricht, von einem Autor, »dem es das Beischel umdreht«, von dem »krauperten Haar« Lenbachs, von dem »Gerstl«, das ihrem Mann ausgeht, von den »Spompanadeln«, die sie, und von den »Mafökchen«, die er auf Reisen macht, von dem »Riesenschinakel«, auf dem sie nach Amerika fährt, von den »Fressalien« an Bord, einigemal vom »Speiben«, und nur zur Abwechslung davon, daß sie einmal »ganz betropetzt« war und daß ein Kollege, als er von der »Benehmität« einer Kollegin hörte, die Bemerkung machte: »Ae solchene wären Sie?« Sonst aber durchaus

eine sprachliche Melange aus Grinzing und Hoppegarten, ein Jargon, der zugleich harb und »muschlig kuschlig« ist und neben dem Ruf »Kruzifix noch einmal!« nur die Beteuerung vermissen läßt: »Ich denk, mich laust der Affe!« ... Mir könnten solche Äußerungen das Bild einer Göttin nicht alterieren. Das Vorbild der Iphigenie bevorzugte — Dank sei einem Professor für die Enthüllung — das Wort »Dreck«, und jene andere Charlotte, die das vollendetste Nachbild der Iphigenie geschaffen hat, die große Wolter, befliß sich in Umgang und Briefen des rüdesten Jargons. Sie wären freilich nicht imstande gewesen, Bücher daraus zu machen. Die Ausdrucksweise der Salondame mag ein lesendes Parterre enttäuschen; in die Linie ihres Wesens fügt sich mir der geistige Stil. Daß ihre Erinnerung an einen berühmten Kollegen sich darauf beschränkt, daß er einmal plötzlich von der Szene verschwunden sei, und in dem Satze gipfelt: »Des Rätsels einfachste Lösung hätte die verschwiegene Toilettefrau geben können«, wäre schließlich noch ein naturalistischer Zug, der zwar dem mondänen Ruf einer Bühnenkünstlerin abträglich ist, aber sonst von einem erfreulichen Humor zeugt; — wozu schriebe man denn Memoiren, wenn sie nicht auch diese letzten Geheimnisse der Zeitgenossen ergründen dürften? Und daß sie selbst auf dem Amerikadampfer »gleich nach der Suppe unter den Klängen eines Strauß'schen Walzers aus dem Saal tänzeln mußte und unter noch ganz anderen Klängen dann in die Kabine walzte«, wäre auch noch harmlos, wenn solche Erinnerung nicht den penetranten Verdacht weckte, sie stehe in den Memoiren eines reisenden Männergesangvereins. Aber die geistigen Übelkeiten, die uns — wenigstens in der ersten Hälfte des Buches — aufgetischt werden, sind in Wahrheit das, was eine beliebte Schauspielerin zu einer der unsympathischesten Erscheinungen der deutschen Literatur gemacht hat. Die Grundgesinnung, die alle Andern mit Druckerschwärze

beschmieren möchte, weil man selbst der Schminke entsagen muß, in Ehren! Daß Frau Odilon Kolleginnen auch dort kompromittiert, wo sie nichts davon hat, daß sie Jugendfreunde verhöhnt, weil sie ihr aus Eifersucht eine ruhmlose Laufbahn prophezeiten, Schneider durch üble Nachrede schädigt, Gatten des Diebstahls verdächtigt — Verbitterung mag die Arroganz solchen Schaugerichts über eine private Welt erklären. Aber daß sie sich dazu versteigt, uns die Hämorrhoiden eines Gemahls vorzusetzen und ähnliche Miseren der Ehe, die sie schließlich der goldenen Ader eines Millionärs geneigt machten, das ist mehr, als das Mitleid selbst gestatten kann. Widerlich auch die Art, wie sich die Lebensroutine einer Liebhaberin als die Ahnungslosigkeit einer Naiv-Sentimentalen vermummt. Frau Odilon ist in ein neues Fach übergegangen. Zerknirscht nennt sie es einen »Fehltritt«, als sie einen Rennstallbesitzer mit einem Trainer betrog, und bezeichnet sich hiebei als ein Opfer des bösen »Galeotto«, der's nun einmal wahr haben wollte. Von der ersten Zusammenkunft mit dem Finanzbaron »träumt sie mit geschlossenen Augen«. Nachträglich! »Wie ich unter einem Vorwand in sein Palais gekommen war. Wie wir von gleichgiltigen Dingen gesprochen, wie aber die Augen die Herzen nicht Lügen strafen gekonnt . . . Und wie es schließlich geschah . . . Damals hätte ich es in alle Welt hinausjubeln wollen . . .« So romantisch ist das Leben, und es gehört Rousseau'scher Wahrheitsmut dazu, es auch so darzustellen. Und ein unerbittliches Ethos ist notwendig, damit eine Frau in glaubhafter Weise »Unpünktlichkeit« als jene männliche Untugend schildere, die ihr die Ehe vergällt habe, und damit eine Schauspielerin, die sich fortwährend über eine Rejane, eine Sandrock, eine Sorma zu stellen vermißt, der größten Persönlichkeit des österreichischen Theaters »Eitelkeit« vorwerfen könne. Wenn es aber die Dekorierung ihrer Erlebnisse gilt,

ist solch eine interessante Frau einer Sinnigkeit und Kitschigkeit fähig, die man ihr gar nicht zutrauen sollte. Zur Erinnerung an ihre erste Kollegenliebe zitiert sie schlicht das tiefe Wort aus dem Zigeunerbaron: »Wer uns getraut? Sag an — sag du!« Als sie einmal in Ems dem alten Kaiser Wilhelm begegnete, sprach er zu ihr: »Sie werden mich doch nicht für so unhöflich halten, daß ich einer Dame vorangehe? Also, darf ich bitten?« Sie aber ging, »gerührt von dieser auf der Welt einzig dastehenden Liebenswürdigkeit, stumm ihres Weges«. Und um nicht immer wieder die Folgen einer stürmischen Amerikafahrt beschreiben zu müssen, deutet sie einmal mit diskretem Humor an: »Er zählt die Häupter seiner Lieben — Statt hundert waren's sieben«. Interessante Frauen haben vor den Frauen voraus, daß sie denken können, was die uninteressanten Männer schon gedacht haben. Sie können also Zeitungsklischees denken. Sie freuen sich nicht etwa über die Blumen, die ihnen bei einem Wiederauftreten gereicht wurden, sondern sie konstatieren, daß ihre Garderobe »in einen Blumenhain verwandelt« war. So eine feiert nicht Weihnachten, sondern sie sagt: »Wieder steuerten wir auf das schöne Weihnachtsfest los, an dem sich Alt und Jung, Groß und Klein so recht vom Herzen freuen sollen«. Freilich rutscht ihr gleich darauf der Satz heraus: »Das dachte sicher auch der Herr v. Gomperz, als er mir seine Geschenke überbrachte«. (Gomperz ist der Name eines Lichtgottes, der Frau Odilon durch alle Fährnisse dieser Welt von Schwarzalben geleitet.) Sie geht nach Paris, also »nach diesem reizenden, schändlichen Seinebabel«. Sie geht nach Venedig, also »nach dieser allerliebsten Bijoustadt«. Aber wenn es auch viele herrliche Städte gibt, »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!«. Da sich immerhin auch anderswo leben läßt, so bieten uns die Memoiren der Odilon eine Fülle ethnographischer Aufschlüsse. Zum Beispiel: »Geht man durch die Straßen Roms spazieren, sieht man alte Bilder, alte Gobelins, alte

Spitzen, altes Gold, altes Silber, alte Bauten. Alles ist alt, und je älter das ist, desto mehr wird dafür bezahlt. Eine einzige Ausnahme macht der Mensch — da ist es gerade umgekehrt.« Anders New-York. Frau Odilon beschloß, »das Land der Yankees« zu besuchen. »Ein Gastspiel in einem mir ganz unbekannten Weltteil!« Da ist natürlich das Lampenfieber noch viel größer. Aber es steht dafür. Die amerikanischen Eisenbahnen zum Beispiel: »Bei allem Komfort wird deshalb der Bequemlichkeit nicht vergessen«. Sehr anschaulich tritt uns das Bild der Metropole entgegen: »Was Beleuchtung anbelangt, so steht New-York einzig da und Paris und London können sich mit ihm nicht messen. Amerika ist das Land der Reklame ... Die Beleuchtung in den Dienst der Reklame gestellt, das war's, was mir sofort in die Augen fiel. An jeder Straßenecke usw.« Die Verpflegung: »So gefressen — pardon — gegessen hatte ich noch nie zuvor«. Im Theater gibts das »Weiße Rößl« und »der Giesecke« hält eine Ansprache an Frau Odilon, die aus der Loge antwortet. New-York hat ferner die Wolkenkratzer, man besucht das größte Warenhaus zum Wannemaker, ein Kleid um 600 Dollars ist eine »Mezije«, und seit der Entdeckung Amerikas durch Conried ist kein Gast so gefeiert worden, wie Frau Odilon ... Aber hat nicht auch Mitterwurzer in New-York gastiert? Gewiß, aber er war — unpünktlich. Er kam vor dem Termin, und die Folgen: leere Häuser und kein Erfolg. Wie sie doch die Männer kennt! Dieser Mitterwurzer war »ein Idealmensch, aber fürs Geschäft ganz und gar nicht« . . . Im New-Yorker Chinesenviertel jedoch bemerkt Frau Odilon »Damen«, die sie in Anführungszeichen setzen muß; denn es sind solche, die mit den Chinesenonkeln Champagner trinken und ihnen »noch dazu das nötige Kleingeld ablotsen«. Tout comme chez nous, ruft sie, die Chinesen sterben nicht aus!

Aber diese Mädchen leben für die Freude und wenn die Freude auch nur kurz währt, so schreiben

sie wenigstens hinterdrein keine Memoiren. Und keine würde behaglich schildern, wie sie die Psychiater herbeigewinkt hat, um Einen, der sie liebte, ins Irrenhaus zu liefern. Die Stelle des Buches »In schmerzlicher Erwartung saßen wir nun bei Svetlin, doch Stunde um Stunde verrann, ohne daß Girardi kam«, diese Stelle ist der dunkelste Fleck in einem Privatleben, bei dessen Enthüllung Frau Odilon noch schonungsloser vorging als beim Verrat fremder Geheimnisse. Sie, die kein Hehl daraus macht, daß sie selbst einmal den Schwachsinn der Irrenärzte für ihre Zwecke mißbrauchen wollte, macht es einem schwer, auf ihre Hilferufe herbeizueilen, da heute an ihrer geistigen Freiheit die psychiatrischen Fanghunde zerren. Und ich möchte es so gern! Der Glanz der Frau Odilon muß mich nicht geblendet haben, damit ich ihrem Elend beistünde, und so gern möchte ich die häßliche Hälfte des Buches vergessen, um der andern Teilnahme zu schenken. Denn diese Abrechnung mit der österreichischen Gerechtigkeit, deren erhabenes Justament auf alles menschliche Fühlen tritt, ist gut! Was die Frau hier sagt, ist gut gesagt; also muß sie mit jedem Wort recht haben. Hier ist die Reporterin erledigt, hier schreibt ein Weib, was selbst ein Weib schreiben darf. Hier wird nicht geklatscht, sondern geklagt, und auch ein Weib darf schreien, wenn ihr ein Büttel an die Gurgel fährt. Hätte sie nicht die unerträgliche Sensation ihrer Vorlebensstudie auf dem Gewissen, achtungsvollstes Erbarmen wäre diesem durch alle Instanzen des Heilbetruges und Rechtsverschubs gehetzten Jammer sicher. Aber dieses Kapitel ist für sich so stark, daß man der Armen die Hilfe gegen die Zudringlichkeit nicht versagen darf, mit der die österreichische Amtswelt ihre Fürsorge an ihr erprobt. Wenn der zehnte Teil dessen wahr ist, was Frau Odilon hier erzählt — die Wahrheit dessen, was sie aus dem Privatleben ihrer Nächsten holt, vermehrt ihre Schuld —, dann ist diese kompakte Sozietät von Amtshintern

wirklich wert, daß sie bei wiederkehrender Gelegenheit die serbischen Wanzen fressen. Eine Justiz, die den Wauwau spielt, und »Bitte sehr, bitte gleich!« sagt, wenn eine einflußreiche Person sich für das Opfer verwendet, eine Kommission von Richtern, Psychiatern und sonstigen Funktionären von malerischem Ansehen, die sich im Vorzimmer der Frau Schratt versammelt und sofort in die alte Tonart zurückfällt, wenn die Gönnerin aus irgendeinem Grund die Hand von dem Schützling zieht — wie weit halten wir? Wie weit wird sich dieses Komplott von altgedienter Roheit und unverwüstlicher Streberei noch gegen die feineren Lebensformen vorwagen? Wenn es wahr ist, daß ein Gerichtspsychiater der Frau, der er die Zärtlichkeit ihres Verlobten als eine Absicht auf ihr Geld plausibel machen wollte — denn um die Behütung des Geldes handelt es sich in dieser Staatsaktion —, daß er ihr ins Gesicht die Worte gesprochen hat: »Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich besinnen können, daß wir Männer einen gewissen körperlichen Widerwillen gegen Gelähmte haben!«, wenn wirklich ein Arzt das gesagt hat, so verdient er, daß ein gefühlvoller Polizeihund ihn zerbeiße. Wenn es aber wahr ist, daß man Frau Odilon die Herausgabe des Schmuckes verweigern wollte, den sie in ihrer erfolgreichsten Rolle trug und mit dem sie sich jetzt für das Foyer ihres Theaters porträtieren lassen sollte, dann staunt man wirklich, daß im mechanischen Betrieb der Borniertheit noch so viel Spielraum für eine erfinderische Tücke bleibt. Warum so viel Aktenpapier beschmiert wird, um einen Skandal zu verlängern, der ohnedies schon zum jüngsten Kuratelgericht aufstinkt, versteht kein Mensch. Wie sich diese kranke Frau durch Europa schleppt, um von den Enttäuschungen der Medizin in die Verzweiflungen einer Wunderkur zu fallen, ist gräßlich. Müssen zu der spekulativen Anwendung der Unwissenschaft und des Glaubens noch jene Segnungen der Jurisprudenz treten, die auch ein ge-

sunder Körper nicht verträgt? In der Judengasse der europäischen Zivilisation stehen, zwischen Purkersdorf und Lourdes, vor Sanatorien und Grotten, die Händler der hygienischen Hoffnung und fangen den Kunden in ihren Laden, aus dem sie ihn gelähmt entlassen. Muß dieses Straßenbild durch Richter, Kuratoren und Gutachter ergänzt werden? Ein Gerichtspsychiater fragt mehr, als hundert Weise beantworten können, und wenn eine Schwachsinnige nicht über die ungarische Ehegesetzgebung Bescheid weiß, so bleibt sie dem Kuratelverhängnis ausgeliefert. »Als Schauspielerin lebte ich mein Leben«, ruft sie, »und kümmerte mich nie um Gesetze, Beamte, Psychiater und Kuratoren. Aber auf einmal falle ich in diese Sauce. Wie ich gesund war, ließ man mich nach meiner Fasson selig werden, und jetzt, in meinen kranken Tagen, soll ich eine Gelehrte und gescheiter sein als die Richter, Advokaten und Ärzte!« Eine Frau, die das sagt, kann es schließlich noch mit einem Dutzend von dieser Sorte aufnehmen. Das Drängen, sich endlich zum Schwachsinn zu bekennen, entstammt der echt österreichischen Überzeugung, daß man sich hierzulande alles »richten« kann und daß bei einigem guten Willen eines Mündels die Gerichte vor »Scherereien« bewahrt bleiben. Wir aber wünschen den Skandal nicht mehr! Da Frau Odilon nicht will, verschone man sie. Wem sie ihr Geld schenken mag, ist schließlich ihre Sache. Wer immer es bekommt, dem hat sie's lieber gegeben als dem unbekannten Erben, dem es der österreichische Staat reserviert. Der Vorwurf der Gewinnsucht, den sie gegen ihren Kurator erhebt, mag ungerecht sein. Aber es ist mindestens Zeit, daß er abtrete, sobald ein anderer Anwalt erklärt, daß er die Sache gratis macht. Wenn ein Kurator seine Schutzbefohlene nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen kann, so muß er abtreten, wenn sie ihn beleidigt. Er darf als Kurator das Wort nicht hinnehmen:

»Meine eigenen Möbelstücke läßt man verstauben, und außer meinem Kurator sind's nur noch die Motten und Schaben, die aus meiner Kuratel Vorteil ziehen.« Und ein Kuratelgericht hat eine Schwachsinnige laufen zu lassen, der das treffende Wort gelang: »Wenn eine Künstlerin nicht mehr spielen kann, kommt sie mir wie ein Fisch vor, der aus dem Meer in ein Lavoir Wasser geworfen wird. Mein Leben war die Bühne, und von den Brettern sagt man, daß sie die Welt bedeuten; aber schmeißen Sie einmal den Pochmann aus seinem Lavoir ins Meer, passen Sie auf, wie er ertrinkt!« Jedenfalls aus dem Lavoir mit ihm! Es ist genug! Schon spüre ich, daß sich hinter dieser zärtlichen Sorge für ein Kapital etwas von der alten Ranküne gegen eine Lebensführung verbirgt, die dieses Kapital erwerben half, und das könnte der Ranküne übel bekommen!

Nur dieses Land, das seine Skandale auch kalt genießen kann und wenn sie zur Rubrik erstarren, erträgt durch Jahre den lächerlichen Anblick, wie Diafoirus, Harpagon und Tartüffe sich zum Wohltun vereinigen. Frau Odilon empfindet es als Plage; aber sie kann auf den Schutz einer Öffentlichkeit nicht rechnen, die ihren Lieblingen kein Privatleben gönnt und sie wenigstens dauernd in der Gerichtssaalrubrik sehen will, wenn sie sie schon in der Theaterrubrik nicht mehr findet. Diese Teilnahme begleitet Frau Odilon durch die unwürdige Sensation ihrer Enthüllungen und verläßt sie in ihrem ehrlichen Kampf. Die Verfasserin der Memoiren hat nichts von der Gerechtigkeit und alles von der Heuchelei zu erwarten, und die sittliche Rolle, die sie sich gegenüber ihrer Vergangenheit zurecht legt, mag selbst ihren Wächtern wohlgefällig sein. Die Bewußtheit, die dem Leben und der Kunst dieser Frau wie ein Talisman eignet, hat sie aus der Wildnis sinnlicher Gewalten in die Region zivilisierter Lustbarkeit geleitet; aber sie bewahrt sie auch vor dem Verdacht des Schwachsinns. Möge sie sie jetzt der Pflicht

inne werden lassen, ihre geistige Freiheit ohne Haß gegen jene zu erkämpfen, die an ihrer Entmündigung unschuldig sind, und ohne eine sittliche Verteidigung ihrer Vergangenheit. Das schafft eine klare Situation, man stellt sich zwischen eine Frau und ein Dutzend Büttel, und es wäre zu schön, wenn dann von den Erlebnissen, die sie selbst verraten hat, ein einziges auch nur ein einziger ihr vorzuwerfen wagte!

Karl Kraus.



Beim Tode Matkowskys*).

Nun wird es dunkler sein.
Welch eine Flamme fiel!

— — — — — — — —

War unser Tag nur Schein?
Das Wesen war sein Spiel.

Entband sein Lächeln nicht
mit glücklicher Gebärde
verhaltnes Sonnenlicht
aus dieser harten Erde?

Entschüttelte sein Zorn
die alte Riesenglut,
die treibend unterm Korn
der Menschenäcker ruht?

Trug er in unser Spiel
nicht jede Welt hinein?

— — — — — — — —

Welch eine Flamme fiel!
Nun wird es dunkler sein.

* * *

*) Verse von Julius Bab, die in der ‚Schaubühne' stehen.

Die Verteilung der Macht.

Die Quelle aller Menschenmacht ist nicht, wie die Speichellecker der Masse behaupten, das Volk, sondern der Glaube des geistigen Menschen an sich selbst. Die sogenannte Macht der Menge ist, wenn sie nicht vom Geist gelenkt wird, lediglich eine zerstörende Elementargewalt. Sie hat immer einen gemeinen Notstand zur Voraussetzung, durch den sie erst geschaffen und in Bewegung gesetzt wird. Die Macht der Menge ist imstande, das Joch unvernünftiger Tyrannei abzuschütteln oder, von Mangel getrieben, schlecht behüteten Besitz an sich zu reißen. Sie ist immer nur Auflehnung oder Beraubung und weiß die erlangte Freiheit und den erlangten Besitz weder zu nützen noch zu halten. Die Menge kann nicht aus und für sich bestehen, sie sinkt unweigerlich stets wieder in die Knechtschaft zurück und für ihre Macht zeugen immer bloß Spuren der Verwüstung. Die materiellen Kräfte können nur unter der Führung des Geistes schöpferisch wirken, und jener Augenblick, als die Erkenntnis der Möglichkeit geistiger Macht wie ein Blitz die Seele des Menschen durchstrahlte und entzündete, war der höchstgemute und folgenreichste aller irdischen Augenblicke und die wahre Geburtsstunde der Menschheit. Der Menschheit und Gottes. Denn so leuchtend und erhaben erschien dem Menschen das Attribut geistiger Machtwirksamkeit, daß er lange nicht wagte, dies Ungeheure sich selbst beizulegen. Er stellte es außer sich, hob es in Sternenferne empor und wurde selbst ein Beispiel der Unterwerfung unter den Geist. Im Namen Gottes regierte zuerst der Geist des Menschen auf Erden.

Die ursprünglichste Form geistiger Herrschergewalt war das Priesterkönigtum. Und die Gottesidee war zugleich der feste Anker hohepriesterlicher Autorität und die befreiende Schwinge des geistigen Machtwillens. Je sicherer der Priester seines Ansehens und seiner Heiligkeit beim Volke wurde, desto

gewisser wurde er auch des eigenen Glaubens an seinen Beruf, Hirt zu sein über die Menschenherde. Dies nämlich ist der tiefste Glaube, der erst zum wahren Priester macht. Das innerste Geheimnis des Hohenpriestertums ist dies eine: daß der Glaube an Gott für den befreiten Geist nur der königliche Mantel ist, in den der Glaube an seinen Herrscherberuf sich hüllt. Der moderne demokratische Stumpfsinn freilich vermag in dieser kühnsten Konzeption geistigen Herrscherwillens, im Priester des esoterischen Wissens, nur den »betrügerischen Pfaffen« zu sehen.

Um aber solche Macht dauernd und ungeschmälert zu erhalten, ist rastlose Wachsamkeit und stete Willenserneuerung der geistigen Gewalthaber vonnöten. Jedwede Erschlaffung ihrer innern Energie bedeutet unerbittlich auch den Verfall ihrer Macht durch das Schwergewicht der dann sogleich und automatisch wirksam werdenden materiellen Kräfte. Sobald diese Kräfte nicht mehr planvoll bewegt werden, wenden sie sich planlos gegen ihre Beweger. Der geistige Herrscher wird also von seinem besonderen Selbsterhaltungstrieb auf ein hartes und asketisches Leben hingewiesen, asketisch im amoralischen, spartanischen Sinne, auf ein Leben gesunder Abhärtung, stolzer Selbstzucht und geistiger Freiheit. Niemals darf der Herrschende der Knecht von Leidenschaften und Bedürfnissen sein.

Neben dem herrschenden Priestertum entstand, als Vollstrecker seines Willens und Beschützer des Volkes vor äußeren Gefahren, eine Kaste, die durch den nahen Anblick der Macht und mehr vielleicht noch durch die impetuosen Instinkte, die ihr erblich innewohnten und durch ihren Beruf noch verschärft wurden, allmählich selbst nach der Macht lüstern wurde: die Kriegerkaste oder das kriegerische Königtum. Die Zunahme kriegerischer Unternehmungen — durch Bedrohung von außen, Auf-

lehnung im Innern, Expansionsbedürfnis, Bedürfnis nach Sklaven usw. hervorgerufen — stärkte diese sekundäre, ursprünglich nur als Exekutive gedachte Machtquelle auf Kosten der priesterlichen Macht. Und obgleich das militärische Königtum noch lange Zeit hindurch dem Hohenpriestertum untergeordnet blieb, war in kriegerischen Perioden dennoch die allmähliche Verwandlung des theokratischen Staates in einen militärisch-aristokratischen unvermeidlich. Der Kampf um die Macht zwischen Priestertum und Rittertum bildet den Hauptinhalt der sogenannten Weltgeschichte bis in die neuere Zeit. Im Mittelalter erscheinen diese beiden Machtfaktoren in zwei große, alles absorbierende Verbände zusammengefaßt: in den weltlichen Staat und in die Kirche. In Kaiser und Papst bekriegten sich der homo bellicosus und der homo contemplativus. Daß es auch kontemplative Kaiser und kriegerische Päpste gab, ändert nichts an ihrer repräsentativen Idee. Die rechte Waffe des Papstes war der Glaube an die Macht des Geistes, die rechte Waffe des Kaisers war das Schwert. Und gelegentliche Verbündungen der beiden Parteien oder einzelner ihrer Teile und gelegentliche längere Waffenstillstände beeinträchtigen kaum das grandiose Bild eines jahrhundertelangen, mit beispielloser Zähigkeit geführten Kampfes um die Weltherrschaft. Aber keiner der Gegner vermochte den anderen endgiltig niederzuringen. Der weltliche Staat konnte die wie eine fressende Flechte in ihm eingenistete Kirche nicht aus seinem Leibe reißen, und die Kirche konnte es nicht verhindern, daß weltliches Gehaben und weltliche Üppigkeit ihr Wesen verfälschten und ihr Ansehen untergruben. Und während diese beiden Gewalten sich bekämpften und schwächten, wuchs eine dritte Gewalt und wurde stark und stärker.

Das weltliche Königtum hat leibhaftere und kostspieligere Bedürfnisse als das spartanisch-asketische Priestertum. Was von Rittersart ist, liebt stän-

digen Prunk und unbedenkliche Verschwendung. Der siegreiche Krieger dürstet nach Festen, der Kampf stachelt die Lebenslust und der Krieg verschlingt Güter um Güter. Der Wert des Besitzes steigt in dem Maße, als Werte verwüstet und vergeudet werden. Und je grimmer Staat und Kirche sich befehden, desto mächtiger macht das Kapital sich geltend. Ein dritter Stand, der homo possidens, wächst heran und pocht als werteschaffendes und wertehäufendes Bürgertum auf seinen Anteil an der Macht. Die langsame, aber stetige Entwicklung der kapitalistischen Macht, der Machtzuwachs des Bürgertums auf Kosten der Aristokratie bildet die Geschichte der Neuzeit. Die Macht der Aristokratie wurde durch die Revolution gebrochen. Von ihr ab war der Militärdienst nicht mehr Beruf und Privileg des Adels, sondern allgemeine Volkspflicht. Die Macht des Priestertums wurde durch die Preisgabe der Wissenschaft gebrochen. Die Wissenschaft wurde aus einer Magd der Kirche ein Sprengstoff in den Händen Geistloser. Ein Hilfslehrer der Physik ist heute, wie Karl Kraus mit furchtbarer Ironie sagt, jedem Verkünder Gottes über. Aber Wissenschaft und Wissen sind zweierlei, und der Geist ist wahrhaftig nicht bei den Hilfslehrern der Physik. Es ist für ihn überhaupt kein Raum mehr auf Erden, und was heute Geist heißt, sind nur zerschliffene und zerriebene Reste jenes Geistes, der einmal auf Erden herrschte. Heute herrscht nicht der Geist sondern der Leib. Oder vielmehr: heute herrscht nichts und niemand, sondern alles und jedes ist beherrscht vom Verlangen nach Besitz und leiblicher Befriedigung. Der Plutokratie kann nur eine Gewalt sich entgegenstellen: die geeinte Masse. Und dieser wird es gelingen, die letzten Unterschiede von Mensch und Mensch auszuwischen und jenen Brei darzustellen, der infolge seiner Homogeneität und Dünnflüssigkeit so gleichmäßig über die ganze Erdkugel zerrinnen wird, daß ein ideales physikalisches Gleich-

gewicht jede psychische Intervention überflüssig macht . . .

Theokratie, Aristokratie, Plutokratie, Demokratie. Herrschaft des Geistes, Gewalt der Kraft, Einfluß des Besitzes, Gewicht der Masse: das ist der sogenannte Gang der Weltgeschichte oder der allmähliche Sieg der Menschenrechte oder der Fortschritt der Entwicklung. Man könnte es aber auch den allmählichen Zerfall der Geistesherrschaft oder das Ersticken des Geistes unter der Last der Pöbelgesinnung nennen.

Karl Hauer.

* * *

Österreich-Serbien.

Die ,Vossische Zeitung' hat in ihrer Abendausgabe vom 20. März unter dem Titel »Frühere und jetzige Ansichten des Ministers Milowanowitsch« einen Artikel veröffentlicht, der in viele, deutsche und österreichische Blätter überging und auf telegraphischem Weg sogar in ein Wiener Blatt gelangte. Er lautet:

Es kommt häufig vor, daß Staatsmänner ihre Ansichten wechseln, aber es ist keine alltägliche Tatsache, daß ein aktiver Politiker nach wenigen Jahren genau das Gegenteil von dem sagt, was er früher als seine innerste Herzensmeinung zum besten gab. In dieser Lage befindet sich der gegenwärtige Minister des Äußeren Milowanowitsch. Man kennt ihn als Verfechter schneidiger, gegen Österreich-Ungarn gerichteter Noten, als Politiker, der sich in seiner Rede vom 3. Jänner 1909 auf den Ankläger der stets ländergierigen Donaumonarchie hinausspielte. Wie anders schrieb der Mann, als er noch in Opposition gegen König Milan stand, an dessen Sturz arbeitete und sich bemühte, Österreich-Ungarn von der Unterstützung des vorletzten Obrenowitsch abzubringen! Im April 1900 veröffentlichte er in der in Wien erscheinenden, von Karl Kraus geleiteten ,Fackel' einen Artikel, in dem er sich zu der Ansicht bekannte, die erst jüngst wieder von dem ehemaligen serbischen Ministerpräsidenten Wladan Georgiewitsch ausgesprochen wurde, daß es für das serbische Volk am besten wäre, wenn es unter den Fittichen Österreich-Ungarns völlig geeinigt würde. Die Kernsätze des Aufsatzes des Herrn Dr. Milowanowitsch lauten: (Folgt das Zitat.)

Wie sich doch die Zeiten ändern! Ob Milowanowitsch sich als Minister König Peters noch daran erinnert, was ihm im Kampfe gegen Milan Obrenowitsch als Heil seines Vaterlandes vorschwebte? Dann müßte er eine ganz andere Politik befolgen als die des Kampfes gegen die österreichisch-ungarische Monarchie.

Da nun die ‚Vossische Zeitung' den Namen des Autors jenes Artikels erfahren hat, der in Nr. 38 der ‚Fackel' (Mitte April 1900) unter dem Titel »Goluchowski und Milan« veröffentlicht und damals bloß »von einem Freunde Österreichs am serbischen Hofe« gezeichnet war, so liegt kein Grund vor, hier den Namen nicht auszusprechen. Wären die Gründe für die Verschweigung nicht längst obsolet, so geschähe es auch heute nicht. Minister Milowanowitsch war damals unter den Verurteilten des Attentatsprozesses und konnte sich bei Lebzeiten eines Obrenowitsch zur Autorschaft des vortrefflichen und außerordentlich heftigen Aufsatzes nicht bekennen. Sie war aber in politischen Kreisen bekannt. Der Aufsatz sei hier bis zu der Stelle wiedergegeben, da die Charakteristik des Königs Milan beginnt. Die Ereignisse, die seit der Zitierung durch die ‚Vossische Zeitung' eingetreten sind, lassen den »Widerspruch«, den schließlich neun Jahre erklären würden, vielleicht doch nicht zu auffällig erscheinen.

Werter Herr, Ihre Sendung ist glücklich angelangt, trotz den Argusaugen unserer Zensur, und die Lektüre Ihrer schönen und mutigen Artikel über die serbischen Angelegenheiten war sowohl für mich als auch für all die Freunde, denen ich die wertvolle ‚Fackel'-Kollektion anvertrauen konnte, eine Genugtuung, ein wahrhafter Genuß. — Ich persönlich war von jeher Austrophile und einer der überzeugtesten Mitarbeiter des verstorbenen Pirotschanatz, des Gründers der serbischen Fortschrittspartei. Nach der Ernüchterung und den Enttäuschungen des Berliner Vertrages, nach der Inauguration der neuen Orientpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, die jetzt mit offenem Visier als Rußlands Rivale in den Balkanstaaten auftrat, hatte sich jene neue politische Partei, die in ihren Reihen die besten Geister Serbiens vereinigte, entschlossen, mit allen Traditionen der Nationalpolitik zu brechen und das intime Einvernehmen, die vollkommene Solidarität der Ansichten und der Interessen Serbiens mit der Habsburger-Monarchie in ihr Programm aufzunehmen. Die Idee Pirotschanatz', für die er seine politischen Freunde zu gewinnen wußte, war, daß es nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages, hinter denen immer das Gespenst von San Stefano auftauchte, ein Anachronismus sein würde, an eine Herstellung der nationalen Einheit gegen den Willen Österreich-Ungarns oder auch nur trotz ihm zu denken, und daß wir in Zukunft vielmehr unsere ganze Hoffnung auf die Habsburger-Monarchie setzen und begreifen müßten, daß unsere nationalen Träume in dieser oder jener Form nur unter ihrer Ägide ihre mehr oder minder vollkommene Verwirklichung finden könnten. Es dürfte Sie vielleicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich — trotz alldem, was sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre abgespielt hat und selbst trotz dem letzten Fehler, der, ungeheuer-

licher und unsinniger als alle anderen der österreichischen Orientpolitik, uns zu dem jüngsten Bubenstück des Königs Milan mit all seinen unseligen und verderblichen Konsequenzen verholfen hat — nicht ganz daran verzweifle, daß die Zukunft Pirotschanatz Recht geben wird. Und was diese Hoffnung in mir wieder aufleben läßt, das sind die Gerüchte, die bis ins Wartezimmer des Hofes zu Belgrad dringen: daß die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und daß dieser Minister, dessen Unfähigkeit, die Geschicke der Monarchie in so bewegten Zeiten zu leiten, notorisch ist, binnen kurzem von der ungeheueren Last seiner Vergehen erdrückt werden wird. Gebe es Gott, sowohl im Interesse Österreichs als zum Heile unseres unglücklichen Landes, daß diese Gerüchte sich so bald als möglich bestätigen . . .

* *
*

Der farblose Krieg.

Der Apparat des modernen Krieges ist das Werk der seltensten Vollkommenheit. Die Technik des Zerstörens ist der des Schaffens weit vorausgeeilt, die Summe von Geist und Arbeit, die in Organisation und Ausrüstung der Wehrmacht zum Ausdruck kommt, hat kaum ihresgleichen im Bereiche der Kultur. Besäße die Institution keinen praktischen Wert, als vollendetes Produkt menschlichen Verstandes allein müßte man ihr Daseinsberechtigung zusprechen. Gerade diese kunstvollste und befriedigendste Schöpfung des Geistes findet niemanden bereit, sie objektiv zu würdigen, und jedes Urteil, das laut wird, ist von irgend einem Zweckstandpunkt aus gesprochen. Nur hier, wo Furcht und Argwohn dem Geiste keine Ruhepausen gönnten und wo der Haß sein Ansporn war, konnte ein so wundervolles Kompositum von Mensch und Technik entstehen, das alle natürlichen Unzulänglichkeiten der Rasse zielbewußt zu korrigieren scheint. Die Entwicklung der Kriegstechnik gestattet unter anderem einen interessanten Schluß auf die dem Menschen eigene Fähigkeit, zu hassen. Jene Geschöpfe, die dem Haß am fernsten stehen, sind zweifellos die-

selben, bei denen sich jeder Keim von Wut und Feindschaft sofort in Klauenhiebe und Bisse umsetzen darf. Tiger und Schlangen sind gewiß die gutartigsten Wesen, deren Inneres nichts von Feindseligkeit weiß. Den Haß kennt vermutlich die Taube am besten. Kruppsche Kanonen und Stahlmantelgeschosse konnten nur von einer hochentwickelten Taubenart erfunden werden.

Bei der Verbesserung aller zum Kampfe dienenden Mittel ist heute nur eine Stelle, die der Fortschritt nicht berührte. Alles, Waffen, Kleidung, Vorschriften, es wurde geändert, ist verstandesmäßiger, zweckdienlicher geworden. Nur eines blieb. Das sind die altehrwürdigen Kriegs- und Schlachtgefühle, die seelischen Monturstücke, die nun einmal zur Ausrüstung des Mannes zu gehören scheinen. Da muß stets eine gewaltige Ration von Begeisterung vorhanden sein, eine ansehnliche Menge von rührenden Gefühlen und schönen Überzeugungen, die alle als unantastbar gelten wollen. Der moderne Krieger schleppt noch immer den Glauben im Tornister mit, für die bessere Sache zu kämpfen, Haus und Herd, Weib und Kind zu verteidigen, für Symbole aller Art zu streiten. Ja, er trägt so viele Fahnen, daß fast die Gefahr vorhanden ist, er könne das Tragen der Waffen vernachlässigen. Und allgemein herrscht der Aberglaube, daß dieser eiserne Vorrat von Gefühlen eben mitgeführt werden muß, um die Kampfestüchtigkeit zu nähren. Das ist ein Irrtum. Dringend würde sich schon heute eine zeitgemäßere, praktischere Kriegsausrüstung für die Gemüter empfehlen; die noch geltende ist für Säbel und Lanze, für Balliste und Sturmbock komponiert, sie paßt nicht mehr zum Infanteriegewehr und zur Feldkanone M. 5. Was hat die Begeisterung im modernen Kriege zu suchen? Als das Kriegführen noch im Dreinschlagen bestand, da hatte sie ihren Zweck. Begeisterte Hiebe waren stärkere Hiebe, die Begeisterung setzte sich in Arbeit

um, war nach Kilogrammetern zu messen. Sie bedeutete ein Mehr an Kraft für die Armee und zwar einer Kraft, deren Herstellung im Vergleich zu der aus Fleisch und Konserven erheblich billiger war. Aber heute? Soll der Mann mit Begeisterung zielen, mit Begeisterung den Hahn drücken, begeistert jede Deckung benützen? Das wäre durchaus verfehlt und würde die Treffresultate bedeutend vermindern. Und das eben ist die Lehre der Zeit für den bürgerlichen Beruf und für jede erfolgreiche Tätigkeit gewesen: Ruhe, Sachlichkeit, Pflichtgefühl. Kein Rausch, kein Zuviel an Wollen und Versuchen verspricht Erfolg. Die Zeiten des Affektes sind vorüber, und wo immer ernste Arbeit geleistet wird, wird sie nüchtern geleistet. Es ist ein schwerer Fehler, der Kriegsarbeit eine Ausnahmsstellung zuzuweisen, auf die Errungenschaften von Nüchternheit und Pflichtbewußtsein bei der Erziehung des Soldaten zeitweise zu verzichten und den traditionellen Rauschzustand anzustreben. Auch der Beruf des Krieges erfordert heute jenen ganzen Mann, der seine Gedanken auf ihn und nur auf ihn, nicht aber auf ideale Dinge richtet, mögen diese nun an sich vorhanden und sehr wertvoll sein oder nicht. Das bürgerliche Leben lehrt die Erfüllung von Pflichten. Die großen Leistungen unserer Zeit haben ihren Ursprung fernab von allen Symbolen und aller Begeisterung in der Pflicht. Es ist unsinnig, für den Krieg ein Gedankenreich zu schaffen, wo die Pflichten an zweiter Stelle und aller mögliche, ehrwürdige Hausrat an erster steht. In jener ist der heute lebende Mensch zuhause, hier hat er gelernt, seinen Mann zu stellen, und er wird ihn im Kriege stellen, wenn er merkt, daß er nicht plötzlich in fremden Regionen lebt, sondern es mit nichts anderem zu tun hat, als mit der alten, wohlbekannten, nüchternen Pflicht. Soll gerade die Armee für das Zuviel an Nüchternheit in allen andern Lebenskreisen schadlos halten? Überall sonst:

Zahlen, hier allein Gefühl. Mit einem Schlage steht der Mann in einer andern Zeit. Die poetische Einkleidung und der ganze Rausch, sie bergen die große Gefahr eines Mißverständnisses in sich, das folgenschwer werden kann. Sie könnten leicht zu der Annahme verleiten, es genüge, Paradegefühle mit sich zu führen, jene andere geistige Montur aber, die sonst im Lebenskampf getragen wird, eben die der Pflicht, sei nicht erforderlich für den Krieg. Nichts ist bedenklicher, als dem Soldaten die Situation als fremdartig und ungewöhnlich darzustellen, den Krieg als einen Ausnahmszustand, der neue und unerhörte Anforderungen an ihn stellt. Krieg und Frieden dürften ihm nicht als Gegensätze erscheinen, denn sie haben das Gemeinsame der Arbeit für ihn. Es ist höchst unnötig, ihn außer mit Musik auch noch mit Hochgefühl marschieren zu lassen, weit wichtiger wäre es, ihm zu Bewußtsein zu bringen, daß der Kampf und die Selbstverteidigung keine Steuer sind, die ihm eine Regierung auferlegte, daß diese Steuer von alters her auf jedem lebenden Wesen lastet und die Form, in der sie heute entrichtet werden kann (Einschränkung auf die körperlich geeigneten Personen und bei diesen auf eine bestimmte Anzahl von Jahren) bereits eine der wertvollsten Errungenschaften des Staates, eine der wichtigsten Entlastungen für seine Angehörigen bedeutet.

Man bemüht sich in der Regel einer Armee Gutes nachzusagen, indem man ihre Gefühle lobt; man vergißt dabei häufig genug ihren eigentlichen Wert: die Arbeitsleistung, die von ihr repräsentiert wird. Jahrzehntelang hat diese Organisation die Arbeitsleistung von Hunderttausenden in sich aufgenommen; und ein Teil von diesen, der an Intelligenz und Arbeitswilligkeit keiner anderen Gesellschaftsklasse nachsteht, hat die Arbeitskraft des ganzen Lebens in ihr niedergelegt. Diese ganze Summe einer ernsten Arbeit der Jahrzehnte ist in der Armee auf

gespeichert. Wie kann es dazu kommen, daß man das übersieht und plötzlich anfängt, Rauschzustände gegen einander abzuwägen und nicht Arbeitswerte? Daß man zum Beispiel die Möglichkeit erörtert, dieser stillen Arbeit könnte durch eine andere, die sich geräuschvoll und fieberhaft in wenigen Monaten vollzieht, an der eine weit geringere Zahl von Menschen beteiligt ist, auch nur annähernd die Wage gehalten werden?

Eine solche kindliche Verkennung von Arbeitswert. und Arbeitskraft wird sich diese Zeit nirgends sonst zu Schulden kommen lassen, wo ihr die Arbeit in einem minder bunten Gewande entgegentritt. Denn diese Verkennung schließt ein heute beispielloses Unverständnis für Arbeit und ihren Wert in sich. Das eben ist die Folge des Fehlers, daß man den Krieg und alles mit ihm Zusammenhängende gar nicht im Lichte der Gegenwart sieht, sondern in einem mystischen Dunkel vergangener Zeit, und daß man, zögernd auch auf ihn die Lehren und das Wissen unserer Zeit zu erstrecken, mit veralteten Maßstäben an seine Beurteilung herangeht. Man mag die Vergangenheit ungern schwinden sehen, mag die bisherige Auffassung des Kriegswesens als letzten Rest schönerer Zeiten bewundern, in denen die Ereignisse mehr Glanz und Farbe hatten. Wer heut den Erfolg will, wird auch die Gesetze dieses Heute studieren müssen. Die Bilderbogen des Krieges haben sich stark verändert, seitdem in Europa die letzten Schlachten geschlagen worden sind, es wäre an der Zeit, auch an den psychologischen Bilderbogen, die noch die alte Malerei tragen, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen.

Otto Soyka.



Anakreontisches Liedel.

Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.
Wo du Rosen siehst im Garten,
Brich sie, und laß sie nicht warten.
Und im Sommervollmondschein
Laß dein Mädchen nicht allein.
Trinke in der Freundeskette,
Trink mit ihnen um die Wette,
Trinke bis ans Morgenrot,
Trinke bis an deinen Tod.
Diese Regeln sind nicht zierlich,
Aber auch nicht unmanierlich.
Jedenfalls, und das bleibt wahr,
Wer nicht bechert, bleibt ein Narr,
Wer nicht küßt Marie, Susanne,
Heute Bertha, morgen Anne,
Wer die Rosen läßt verwehn,
Eh er ihren Duft genossen,
Mag getrost zur Hölle gehn —
Denn der Himmel bleibt verschlossen
Allen denen, die auf Erden
Unbefriedigt müssen sterben.
Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.

Detlev von Liliencron.

* * *

Jugendromane.

Daß dem Esel Disteln besser schmecken, als Himmelsschlüssel und Märzenbecher ist von seinem Standpunkt durchaus begreiflich. Und wer sich von eines Grautieres Geschmack die eigene Nahrung ordinieren läßt, . . .

Der Yah-Ruf ist eine Kritik, aber er wird immer auch zur Parole. Denn selbst die einsilbigste Dummheit muß noch nachgeahmt werden. In dem Rezensentengeschrei ist letzthin ein ernstliches Widerstreben gegen Primeln und Märzenbecher zum Ausdruck gekommen. Das graue Elend hat sich gegen die Jugend gewehrt, die Kritik hat sich gegen die Jugendromane ausgesprochen. Immer wieder müsse man — Rezensenten sind auch »man« — diese Dichter von der Jugend erzählen hören. In der ganzen Literatur halle es von Kinderstubengeschrei, Knabentorheit und Entwicklungsschmerzen und ein besonders Tiefer meinte, die Schuld daran liege wohl in der mächtigen Bewegung unserer Tage »für das Kind«. Wie viel wichtiger seien doch die Schicksale und Kämpfe des Mannes und was dergleichen Stoßseufzer nach den Disteln mehr waren.

Nichtsdestoweniger erdreistet sich die Kunst, nur die Nahrung zu nehmen, die ihr zusagt. Das ist das naive Problem des »Stoffes« in der Dichtung. Das »Was« ist eine höchst persönliche, geheimnisvolle und selbstverständliche Sache jedes Einzelnen, nur das »Wie« entscheidet über sein Recht und Unrecht. Die siegende Notwendigkeit macht die einzige Moral des künstlerischen Zwanges aus. Es gibt keinen guten oder schlechten Stoff der Poesie an sich. Und vielleicht war es die großartige Instinktgebundenheit der Kunst, die uns zur Einsicht verhalf, daß es auch keine an sich gute oder schlechte Handlung gibt,

sondern daß jede erst durch die Persönlichkeit ihr Wertzeichen erhält. Die einzige Unsittlichkeit der Kunst ist das vergebliche Wollen und erst beim fragwürdigen Werke gibt es eine gerechte Frage nach dem Stoffe.

Freilich enthält das Leben selbst, die Quelle und Nahrung und Bedingung jedes Gestaltens, gewisse sich unmittelbar bietende Motive, deren Ergiebigkeit unbedingt nach der schöpfenden Hand verlangt. Vermöge ihrer Sinnfälligkeit und Gegebenheit üben sie den stärksten Reiz, aus ihrer typischen Masse das Besondere, aus ihrer Allgemeinbedeutung das Individuelle zu lösen.

Zu diesen ökumenischen Motiven gehören vorzüglich die Probleme der Lebensalter selbst, die ganz geheimnisvoll mit der Natur der dichterischen Formen verwachsen sind. Schon in der äußerlichen Unterscheidung: Epos und Drama, erkennt man Unterschiede von Lebensstufen selbst. Der jedem Alter innewohnende Rythmus, das jeweils veränderte Maß von Instinkt und Bewußtheit bedingt diese Ausdrucksformen. Die dialektische Gegensätzlichkeit des Lebens, die dramatische Nötigung zum Austrag entspricht dem Mannesalter. Das unendlich wechselnde Vorüberziehen von Ereignissen und Figuren an den wahllos aufnehmenden, lustvoll geduldigen Sinnen ist der epischen Natur der Jugend gemäß.

Wie selbstverständlich, daß der epische Dichter vor allem die epische Zeit erfaßt. Die Erlebnisse der Jugend, das ungeheuere Anwachsen der Tag um Tag sich steigernden Erscheinungswelt, die Macht und Willkür ihrer Deutung, das Zusammendrängen einer unermeßlichen Erfahrungsreihe in einen knappsten Zeitraum, die allmähliche innere Erleuchtung und Ordnung der Bilder zu Wesenheiten, Gliederungen, Notwendigkeiten, dies alles ist eine so großartige Gegebenheit des Schicksals, daß der Dichter an der Betrachtung der Jugend des Weltgeschehens

selber und an der bewußten Nachschöpfung des Jugenderlebens des Maßes der Realitäten selbst inne wird.

Es ist der eigentliche Zauber des Epischen: Alles menschliche Treiben und Getriebenwerden, Tun und Leiden in seinem Neben- und Ineinander wird freudig umfaßt und alles Dunkle, Grauen, Tod und Chaos erscheint als lustvolle Buntheit. Die Konflikte, und führten sie bis zur Vernichtung, erneuen sich in unerschöpflicher Wiedergeburt, die Pein der Erfahrungen hat nur die freudige Folge immer wieder erweckter Anschaulichkeit. Im Epos triumphiert alle Vielstimmigkeit und Unverwüstlichkeit der Existenz. Und dies alles ist Wesen und Vorrecht der Jugend. Ihr allein ist die wunderbare Widerruflichkeit und Wandelbarkeit der Anschauung und Wertung gegönnt, nur von ihrer Schultafel wird jedes bittere Erkennen hurtig ausgelöscht, während der nächste Eindruck eine neue geduldige, reine Fläche findet, sich darauf einzuzeichnen. Das treueste Gedächtnis gehört dem flüchtigsten Gemüte an, welches aus jeder Nahrung Gewinn zieht, aus Träumen Wahrheiten, Hoffnungen aus Enttäuschungen, Erfüllung aus Verzichten, heiliges Ungenügen aus allem Erreichten schöpft. Wenn es Sache des Dichters ist, aus einer kleinen Wirklichkeit eine große, aus einem Tropfen von Erlebnis ein Weltmeer von Inhalt, aus einem gelegentlichen Eindruck eine Ewigkeit von Stimmung, aus einem vereinzelten Samenkorn von Geschehen einen Baumriesen von Schicksal erwachsen zu lassen, so gehört all diese geniale Willkür der Jugend zu, als der einzigen Epoche, wo jeder Mensch, Freiheit, Unbewachtheit und Gesundheit vorausgesetzt, sich schöpferisch, also genial bewährt. So scheint die Jugend allein und unbedingt dem Dichter inmitten der rationalen Dürre, auf die erwachende Frage nach seinem Wert und Sinn die heitere Bejahung zurückzugeben, deren er bedarf. In ihr findet er die geheimnisvolle Rechtfertigung

seiner Funktion, seine menschheitliche Billigung. Ist dieses Alter der willkürlichen und selbstherrlichen Wertungen um, so beginnt der törichteste Ernst des Lebens, der das gewaltige Spiel des Schaffens um seiner selbst willen zu nehmen unfähig, fordert statt zu empfangen und mit Nutzbarkeiten und Zwecken durch das Inkommensurable pflügt.

Kein Lebensalter hat einen so weiten Horizont wie die Jugend und keines hat wie sie die Flügel, ihn ganz zu durchmessen. Dichtung und Dichter werden in ihr eins und mit der Sehnsucht nach der Jugend strebt die Seele des Schaffenden gleichsam nach ihrem natürlichen Leibe, nach ihrer wesenhaften Erfüllung zurück.

Nun ist das mit dem Namen »Jahrhundert des Kindes« stigmatisierte Zeitalter freilich auf dem besten Wege, der Jugend ihre Seele, der Dichtung ihr Paradies zu verleiden. Das kindische Treiben der Erwachsenen droht nachgerade mit einer Sentimentalität, die Rohheit und Dummheit selbst ist, das Kindliche auszurotten, es beleuchtet elektrisch die Märchendämmerung der Kinderstube und nötigt der Phantasie innerer Gesichte seine eigenen Brillen auf, durch welche die Jugend künstlerische Bilderbücher zu würdigen bekommt. Dem geheimnisvollen Ringen der Seele mit den drohenden Gewalten der Sprache und der Wirklichkeit antwortet das idiotische Lallen und Nachäffen der herablassenden Erwachsenheit, welche den Schritt des Frühlings hygienisch gängelt und die herrlichen Schluchten des Erlebens ebnet. Human sollen die notwendigen Schrecknisse des Heranwachsens vermieden, aus dem Urwald ein ärmlicher Garten zugerodet und eine chinesische Mauer vor die Unendlichkeit der Welt gebaut werden, so daß all die wahrhaften Ungeheuer, denen das Kind allein mit dem gerechten Entsetzen der Intuition gegenübersteht, zu kümmerlichen Popanzen eindorren. Mit- und wehleidig verdirbt die reife Torheit

das erhabene Grauen des Erlebens zum Ammenmärchen und ist drauf und dran, aus der Geschichte des menschlichen Daseins den ersten und letzten Traum zu vertreiben. Die geistige Unzucht des Rationalismus demokratisiert jene letzte sagenhafte Welt der adeligen Kämpfe, Vorrechte und Freiheiten und unterwirft sie der eklen Humanitätsfolter der Bewußtheit, Zweckmäßigkeit und Spitalssterilität. Welch ein Trost, daß es noch Bazillen gibt! Die Bürgschaften der Hygiene breiten das graue Leichentuch der Sekurität über ein kindisches Jahrhundert.

Sicherlich ist es ein Zeichen dieser Zeit, daß die Jugend als epischer Urstoff noch einmal mit solcher Vielstimmigkeit von allen Seiten her aufklingt, wie ein letzter Ruf, eine Frage des Schicksals. Noch einmal wenden die Dichter ihren Blick nach dem Morgenrot. Indessen weiden die Esel im Spitalsgarten und treten die letzten Primeln und Märzenbecher als unnütze Gewächse mit Füßen.

Otto Stoessl.

* * *

Tagebuch.

Mir träumte neulich, die Völker Europas wahrten ihre heiligsten Güter gegen die schwarzgelbe Gefahr.

*

Sollte man, bangend in der Schlachtordnung des bürgerlichen Lebens, nicht die Gelegenheit ergreifen und in den Krieg desertieren?

*

Es liegt nahe, für ein Vaterland zu sterben, in welchem man nicht leben kann. Aber da würde ich als Patriot den Selbstmord einer Niederlage vorziehen.

*

Bildung ist das, was die meisten empfangen, viele weitergeben und wenige haben.

*

Es kommt nur darauf an, sich zu konzentrieren, dann findet man das Beste. Man kann aus dem Kaffeesatz weissagen, ja man kann sogar im Anblick einer Frau auf Gedanken kommen.

*

Über Zeit und Raum wird so geschrieben, als ob es Dinge wären, die im praktischen Leben noch nie eine Anwendung gefunden haben.

*

Philosophie ist oft nicht mehr als der Mut, in einen Irrgarten einzutreten. Wer aber dann auch die Eingangspforte vergißt, kann leicht in den Ruf eines selbständigen Denkers kommen.

*

Wer von Berufswegen über die Gründe des Seins nachdenkt, muß nicht einmal so viel zustandebringen, um seine Füße daran zu wärmen. Aber beim Schuhflicken ist schon manch einer den Gründen des Seins nahegekommen.

*

Moral ist die Tendenz, das Bad mit dem Kinde auszuschütten.

*

Daß Hunger und Liebe die Wirtschaft der Welt besorgen, will sie noch immer nicht rückhaltlos zugeben. Denn sie läßt wohl die Köchin das große Wort führen, aber das Freudenmädchen nimmt sie bloß als Aushilfsperson ins Haus.

*

Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht.

*

Wenn sich die Sünde vorwagt, wird sie von der Polizei verboten. Wenn sie sich verkriecht, wird ihr ein Erlaubnisschein erteilt.

*

Ich kannte einen Don Juan der Enthaltsamkeit, dessen Leporello nicht einmal imstande war, eine Liste der unnahbaren Weiber zusammenzustellen.

*

Moderne Musik: Im weiten Reich der Melodienlosigkeit ist es schwer, als Plagiator erkannt zu werden.

*

Wenn ein Denker mit der Aufstellung eines Ideals beginnt, dann fühlt sich jeder gern getroffen. Ich habe den Untermenschen beschrieben — wer sollte da mitgehen?

*

Ein Gedankenstrich ist zumeist ein Strich durch den Gedanken.

Als ich las, wie ein Nachahmer das Original pries, war es mir, als ob eine Qualle an Land gekommen wäre, um sich über den Aufenthalt im Ozean günstig zu äußern.

*

Er hatte so eine Art, sich in den Hintergrund zu drängen, daß es allgemein Ärgernis erregte.

*

Ich stelle mir vor, daß ein unvorsichtiger Konsistorialrat bei der Liebe Pech hat und sich die Masern zuzieht.

*

Als die Wohnungsmieter erfahren hatten, daß die Hausbesitzerin eine Kupplerin sei, wollten sie alle kündigen. Sie blieben aber im Hause, als jene ihnen versicherte, daß sie ihr Geschäft verändert habe und nur mehr Wucher treibe.

*

Der Skeptizismus hat sich vom »Que sais-je?« bis zum »Weiß ich?« entwickelt.

*

Ein modernes Kind lacht den Vater aus, der ihm von Drachen erzählt. Es ist notwendig, daß das Gruseln ein obligater Gegenstand wird; sonst lernen sie es nie.

*

Mit Leuten, die das Wort »effektiv« gebrauchen, verkehre ich gründsätzlich nicht.

*

Es tut mir im Herzen weh, wenn ich sehe, daß der Nutzen des Verrats an mir geringer ist als der Schaden meiner Verbindung.

*

Wenn einer keine Jungfrau bekommen hat, ist er ein gefallener Mann, er ist fürs ganze Leben ruiniert und hat mindestens Anspruch auf Alimente.

*

Schein hat mehr Buchstaben als Sein.

*

Frage deinen Nächsten nur über Dinge, die du selbst besser weißt. Dann könnte sein Rat wertvoll sein.

*

Ein Plagiator sollte den Autor hundertmal abschreiben müssen.

*

Allerorten entflieht man dem Druck des Philisteriums. Ich kannte eine, die heimlich vom Theater durchgegangen ist, um nachhause zu kommen.

*

Die Zerstörung Sodoms war ein Exempel. Man wird durch alle Zeiten vor einem Erdbeben Sünden begehen.

*

Der Teufel ist ein Optimist, wenn er glaubt, daß er die Menschen schlechter machen kann.

*

Es muß einmal in der Welt eine unbefleckte Empfängnis der Wollust gegeben haben!

*

Wer weiß, was bei uns zuhause vorgeht, wenn niemand im Zimmer ist? Man kann freilich nicht wissen, ob es Geister gibt. Denn sie sind eben in dem Augenblick, wo das Wissen beginnt, auch schon vertrieben.

*

Die Sprache sei die Wünschelrute, die gedankliche Quellen findet.

*

Einer, der immer Aphorismen schreiben könnte und sich in Aufsätzen zersplittern muß!

*

Der Ekel findet mich unerträglich. Aber wir werden erst auseinandergehen, wenn auch ich von ihm genug bekomme.

Karl Kraus.



Offener Brief an den Herausgeber der ‚Fackel'.

Ich habe schon immer das Bedürfnis gefühlt, die tiefe Dankbarkeit, die mich gegen die ‚Fackel' beseelt, auch einmal in der Öffentlichkeit auszusprechen. Und ich hätte es schon längst getan, wenn nicht Krankheit und widrige Umstände denen zu Hilfe gekommen wären, die sich heute dazu beglückwünschen, Sie und Ihr Werk nunmehr zehn Jahre lang treu und unverbrüchlich totgeschwiegen zu haben.

Freilich mag mancher der Gratulanten seufzen: »Zehn Jahre totgeschwiegen und noch nicht tot!«...

Und es ertönt ein gellendes Schweigen an der vollbesetzten Tafel der Reporter.

Ich aber, Herr Kraus, bitte Sie um Entschuldigung, daß ich, wo jene schon zehn Jahre schweigen, heute zum erstenmal über Ihre Sache rede.

Hier in der ‚Fackel‘ sind wir ja gottlob unter uns. Und manchen, der im Wolfspelz hier hereinkam, haben Sie, da er sich als Schaf entpuppte, wieder hinausgetrieben. Die Luft ist also rein. Wir sind zu Hause, und ich kann meine Gefühle äußern, ohne fürchten zu müssen, daß ungebetene Gäste mich hören. Und eine Fackel erleuchtet wie immer das Transparent über unserer Türe — in deutlichen Lettern erglänzt die liebe Inschrift: Odi profanum vulgus et arceo . . .

Wie ich dieses Haus liebe! Wie von Herzen ich es liebe! Erinnern Sie sich noch, wertgeschätzter Freund, wie ich hier zum erstenmale Zuflucht fand? — Es ist eine schwere Erinnerung . . .

Damals war es, als das deutsche Volk vor Freude grunzte, weil es mit seinem Rüssel an gräflichen Ehebetten schnuppern durfte. Und diese, schon seit ihrer Gründung pensionsberechtigte Nation von Militäranwärtern, Assistenten und anderen Dienstboten erschauerte in Triumphgefühlen, als endlich ein wirklicher Fürst ins Gefängnis geschleift wurde. Wenn er auch schon halbtot war — es war ein Fürst, ein Fürst. Und der demokratische Pöbel forderte, daß das Gesetz alle gleich gemein behandle . . . Dankbar schlugen alle Herzen dem Harden entgegen.

Nie habe ich deutlicher empfunden, daß mir Gott wohl will und daß ich von ihm besonders begnadet bin. Denn gerade zu dieser Zeit, als ich aufschluchzte vor Empörung über einen solchen Anschlag gegen die Freiheit des Privatlebens und erglühte vor Scham, einer Nation anzugehören, die ihn guthieß — gerade damals fand ich die ‚Fackel‘.

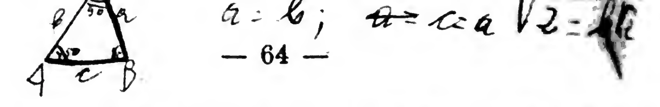
Das bedeutete wahrlich ein tiefes Erlebnis. Und

seitdem weiß ich Harden und dem deutschen Volk Dank für die Schande.

Denn ein ungeheurer Ekel und Zorn waren die stoffliche Vorbedingung zu einer so machtvollen Polemik wie die es ist, die Sie, Karl Kraus, gegen Harden geführt haben. In dieser Polemik wurde die Vornehmheit Ihrer Gesinnung nur von der edlen Kunst Ihrer Sprache übertroffen. In der Tat ist meine Meinung, daß die deutsche Literatur keine polemische Leistung aufzuweisen hat, die an künstlerischem Werte der Ihrigen auch nur gleichkäme. Selbst Schopenhauer hat, um von den welthistorischen Sprachkünstlern zu reden, nicht besser polemisiert. Das Entzücken, mit dem ich damals die ‚Fackel‘ las, war noch größer als meine Wut über die Kulturschmach der Deutschen.

Jemand, den Sie auch kennen und der Ihnen während Ihrer Harden-Polemik auf eine noble Weise Reverenz erwiesen hat, sagte mit Recht: wenn Sie dergleichen in Frankreich geschrieben hätten, wäre dieses Land der geborenen Sprachkenner in Ekstase geraten.

In dieser Polemik offenbarte sich mir auch deutlich Ihre einzigartige Stellung in der Literatur. Die Literatur hat keinen Platz für das, was für den Tag geschrieben wird. Sie haben über den Tag, gegen den Tag geschrieben, niemals für den Tag. Die Aktualität war Ihnen nie Selbstzweck; Sie haben über die Aktualität geschrieben, weil sie Ihren moralischen und künstlerischen Ewigkeitswerten auf eine Sie empörende Weise widersprach. Was man für den Tag schreibt, vergeht; auch wenn man dabei — was sehr selten ist — den Stoff in eine gute Form meistert. Was man gegen den Tag schreibt, besteht. Ihre Harden-Polemik, Ihre Schrift über den Veith-Prozeß und soviel anderes gehören zur Literatur und haben mit dem Journalismus nichts gemeinsam. Dies für alle, die Sie etwa verwechseln und Ihren Feldzug gegen den Journalismus entwerten möchten.



Und nachdem ich Ihrem Kampf für die Sexualfreiheit während der Prozesse des Harden mit so inniger Freude beigewohnt hatte, habe ich allen Ihren früheren Kämpfen nachgespürt.

Ich habe alle Jahrgänge der ‚Fackel' in einem Zuge und mit steigender Dankbarkeit durchgelesen. Man kann nicht sagen, daß mich der aktuelle Anlaß zu Ihren Polemiken dabei gefesselt hätte; denn der lag weit zurück und oft kannte ich ihn gar nicht. Aber was Sie sagten, interessierte mich; denn ich bewunderte, wie Sie es sagten.

Freilich, lieber Freund, müssen Sie mir erlauben, Ihnen nicht nur meine ästhetische Freude auszusprechen, sondern auch meine Sympathie im Sachlichen. Wenigstens in einer Beziehung müssen Sie mir dies erlauben! Ich liebe die Frauen. Und von gestern auf heut hat mir geträumt, daß mich alle die Frauen, denen während der letzten zehn Jahre die Schändlichkeit einer Sexualjustiz in Gericht und Gesellschaft die Ehre abgesprochen hat, mich bitten, Sie in ihrem Namen heute besonders herzlich zu grüßen. Denn Sie allein haben die Ehre dieser armen Opfer verteidigt. Es sind Frauen aus Gefängnissen darunter. Seien Sie, Herr Kraus, ihnen gegenüber nicht ein unerbittlicher Artist, dem die traurigen Erlebnisse dieser Frauen nur Stoff zur künstlerischen Gestaltung waren! Seien Sie menschlich und empfangen Sie ihre Grüße huldvoll! Und nehmen Sie auch meine und die Glückwünsche einer Freundin, die ihnen sagen läßt, daß Sie der ritterlichste Schriftsteller sind, den sie jemals gelesen hat.

Ihr dankbarster Leser

Karl Borromaeus Heinrich.

München, Ende März 1909.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Inhalt der vorigen Doppelnummer 275—276, 22. März: Die Hundsgrotte. Von Karl Kraus. — Mittelschule. Von Otto Soyka. — Literatur. Von Karl Kraus. — Erotische Krisen. Von Paul Barchan. — Glossen. — Sprüche und Widersprüche. Von Karl Kraus. — Pascin. Von Karl Borromaeus Heinrich. — Der Fortschritt. Von Karl Kraus.

Mit diesem Hefte endet der **10. Jahrgang** der ‚Fackel‘. Aus diesem Anlasse gibt der Verlag **sämtliche Nummern** der

Zehn Jahre Fackel

zu einem besonders ermäßigten Preise ab, und zwar: 278 Nummern statt **66 Kronen 20 Heller**

20 Kronen portofrei.

Da von vielen Heften nur mehr eine gering Anzahl vorhanden ist, müßten Vormerkungen ehestens erfolgen. Die vorläufig fehlenden Nummern werden nachgeliefert.

Der Verlag gibt zugleich bekannt, daß er die Nummer 2 für **1 Krone** zurückkauft und die Nummern 30, 152, 162 u. 176 für je **50 Heller**

Der **Verlag der ‚FACKEL‘**
WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße
Telephon Nr. 187.

Das nächste Heft dürfte erst Anfang

Mai erscheinen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.



